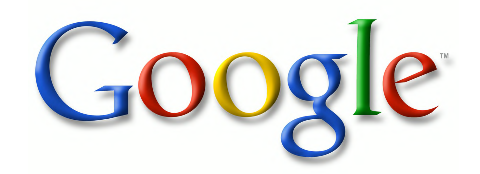
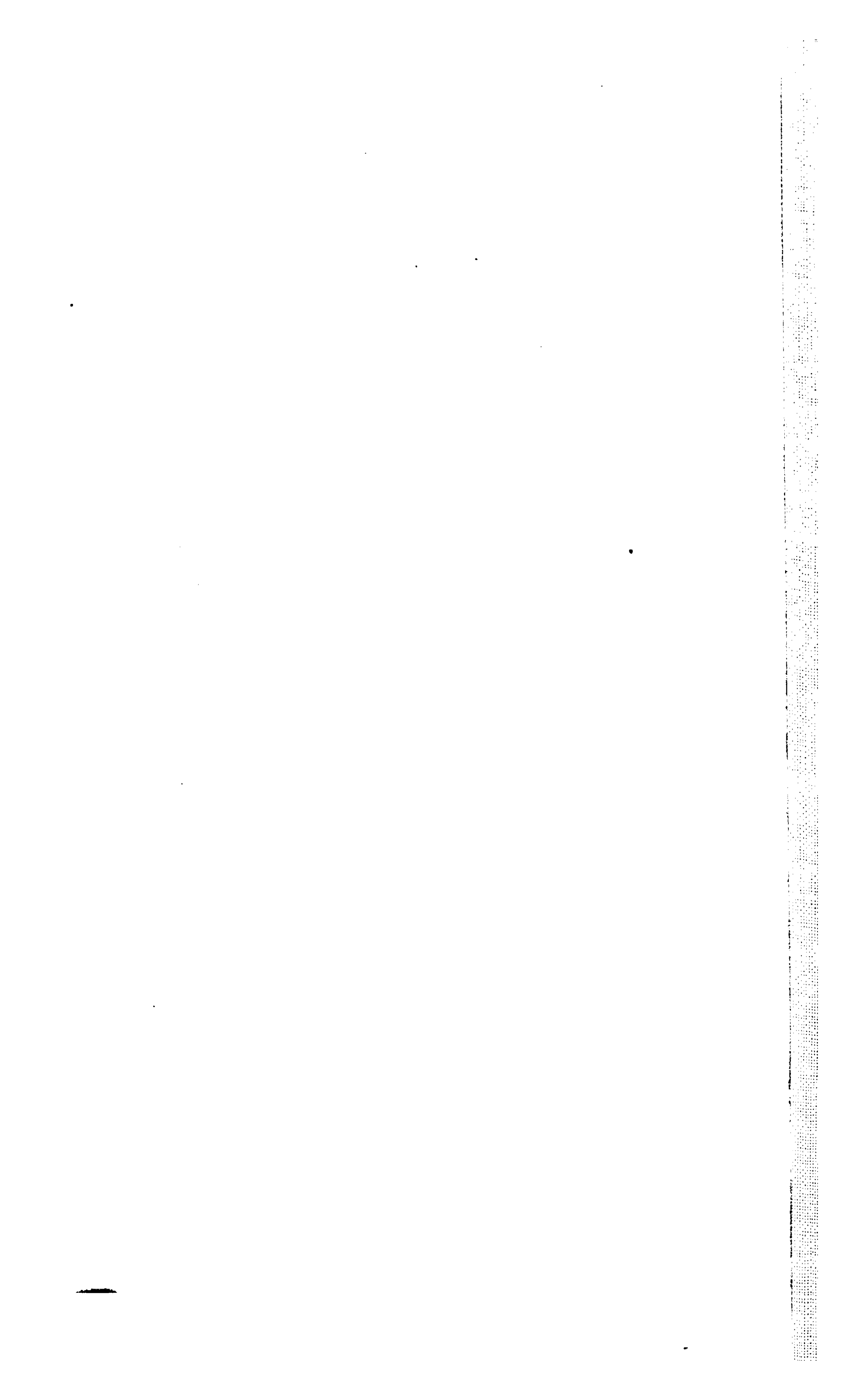
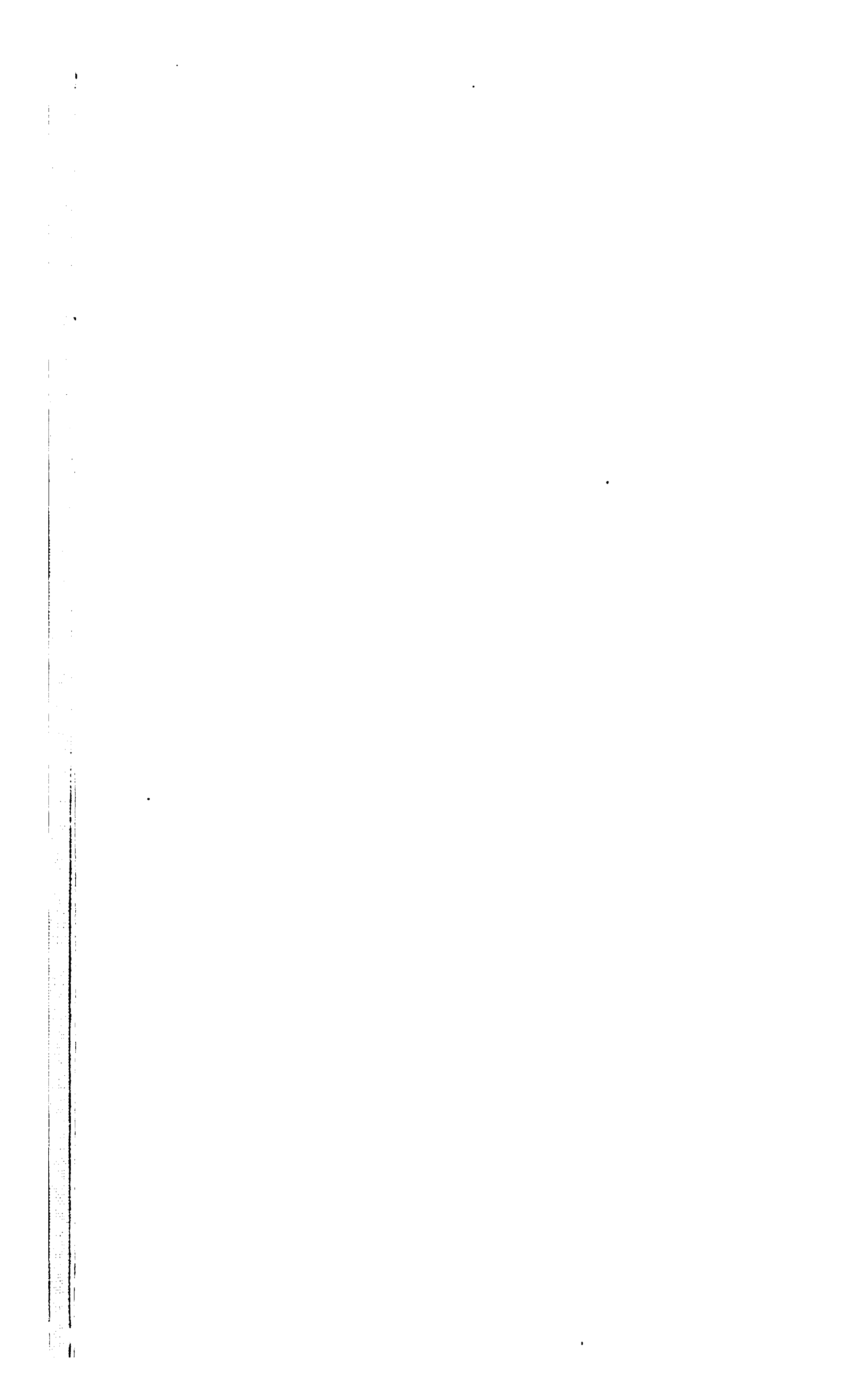






Theoretische

deutsche Idealstillehre

philosophisch und sprachlich neu entwickelt

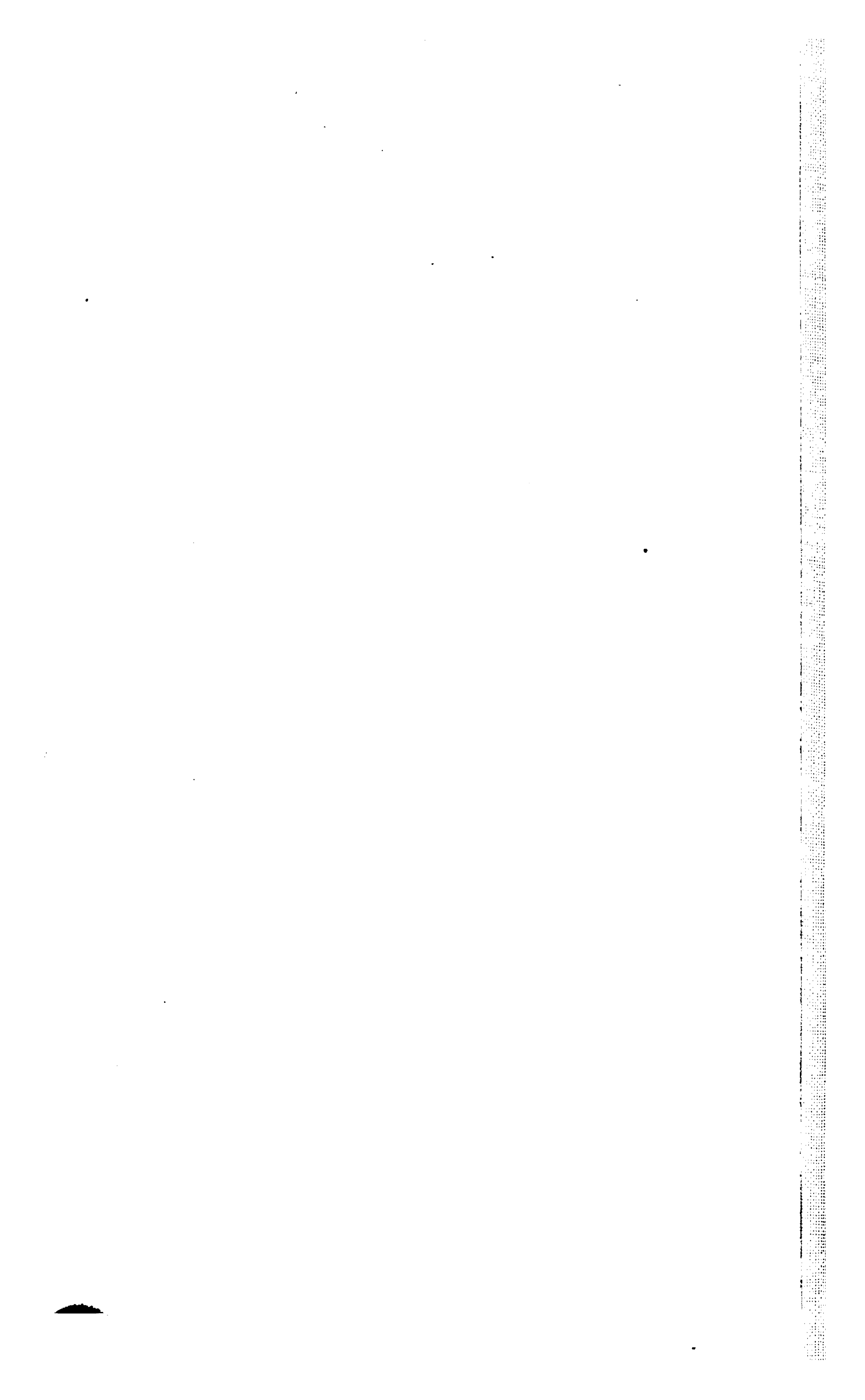
von

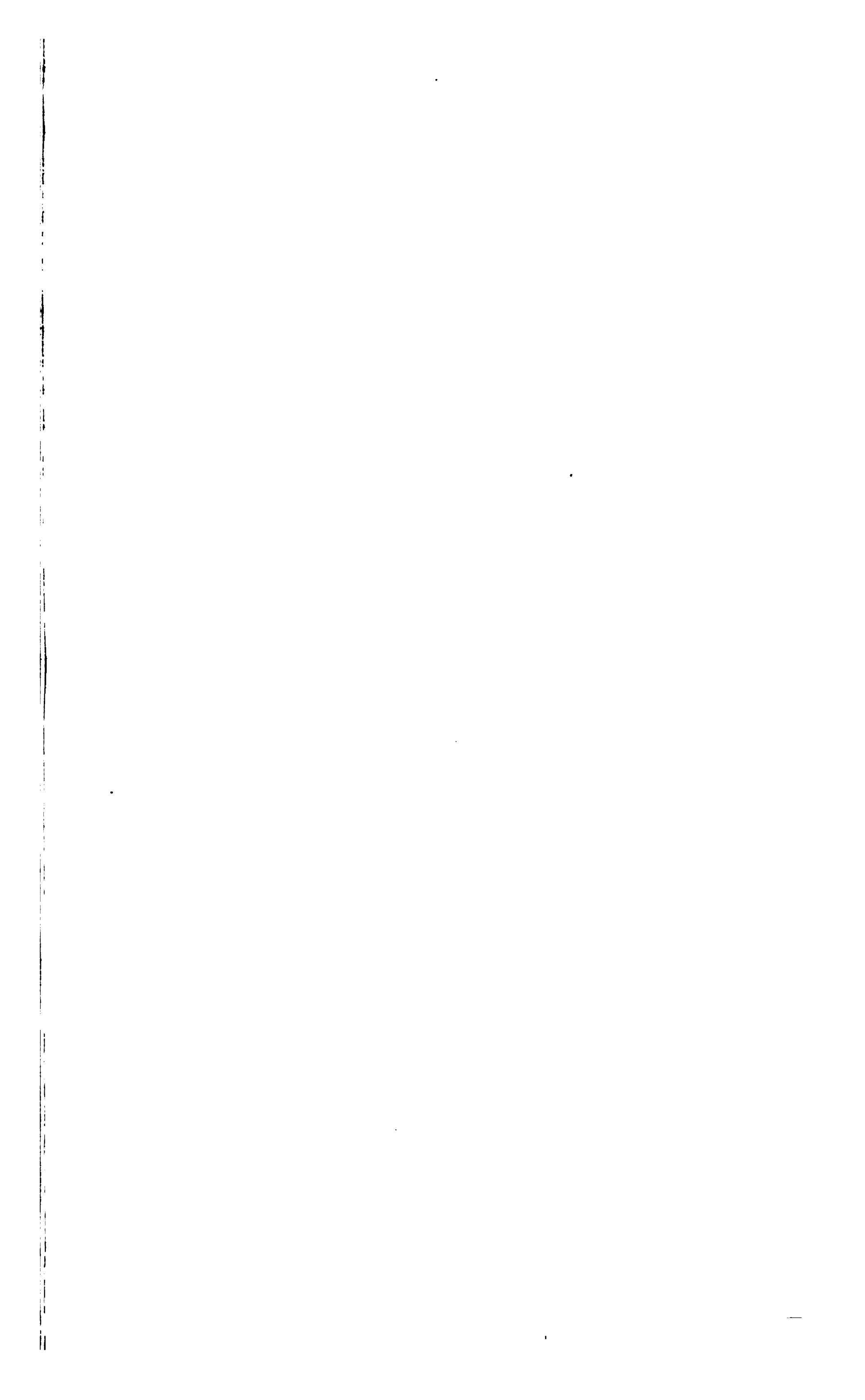
Dr. J. K. Fr. Rinne,

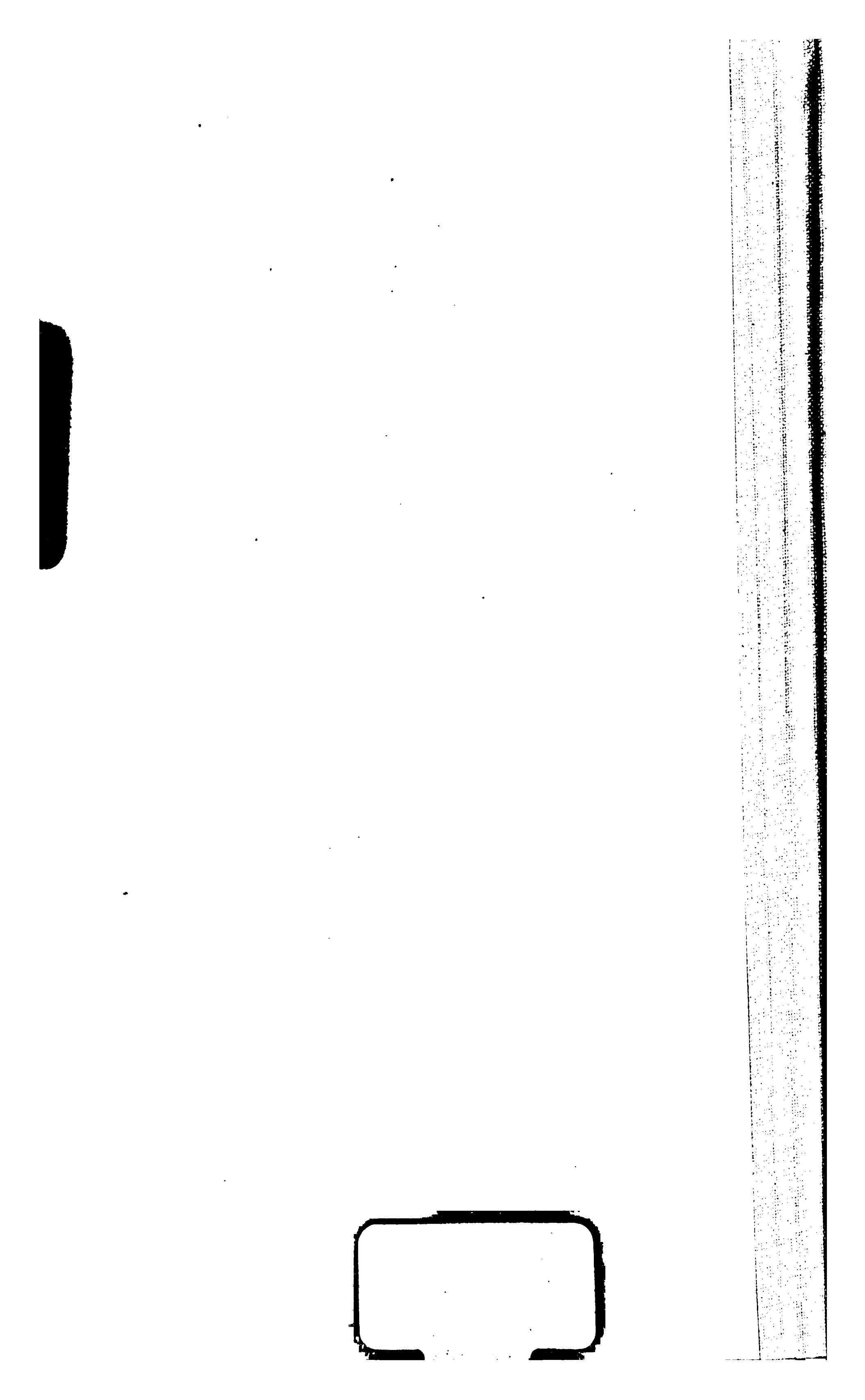
Oberlehrer am Stiftsgymnasium zu Zeitz.

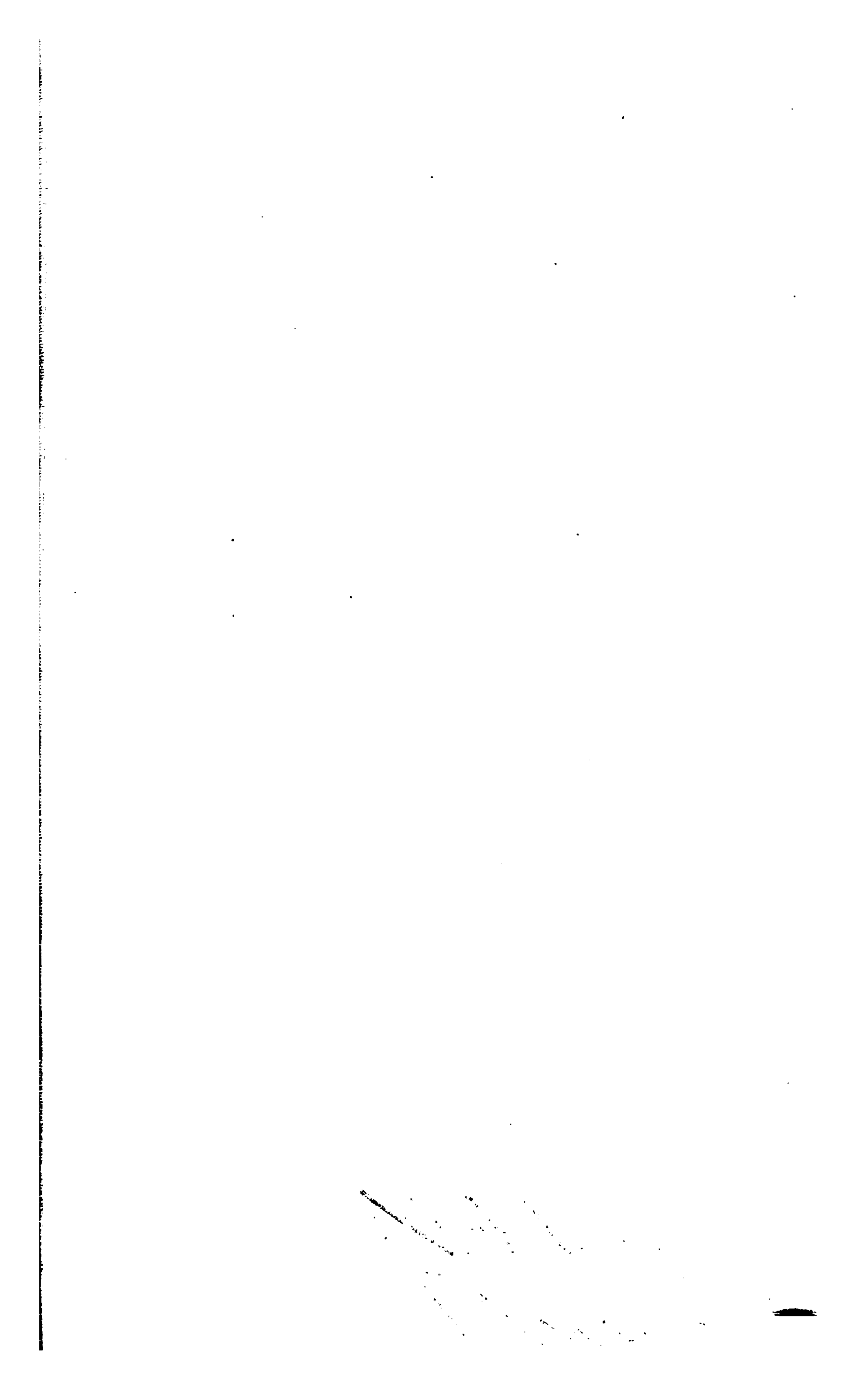
Stuttgart 1845.

P. Balz'sche Buchhandlung.









Theoretische

deutsche Idealstillehre

philosophisch und sprachlich neu entwickelt

von

Dr. J. K. Fr. Rinne,

Oberlehrer am Stiftsgymnasium zu Zeitz.

Stuttgart 1845.

P. Balz'sche Buchhandlung.

Inhaltsübersicht

des ersten Theiles zweiten Buches.

Ersten Theiles zweites Buch.

Theoretische deutsche Idealstillehre.

Zweites Kapitel.

Von der logischen Anordnung und Verwendung des Stoffs oder von der Disposition.

Drittes Kapitel.

Von der Erweiterung und Ausführung der Disposition oder von der Amplification und Phrastik und von der Darstellung im eigentlichen Sinne überhaupt.

Dritter Abschnitt.

Von den Gattungen und Formen des Idealstils.

Seite

Erstes Kapitel.

Von der Erscheinung des Gattungsmäßigen und von den Prosagattungen des Idealstils überhaupt.

Zweites Kapitel.

Von den Prosagattungen des Idealstils insbesondere.

Vorrede.

Mit Recht ist die Frage schon aufgeworfen worden, warum bei der großen Erbschaft, die der Gegenwart durch die neuere deutsche Philosophie zugefallen ist, und bei dem großen Schatze von neuen Erkenntnissen über die Natur der Sprache, den die vergleichende Sprachwissenschaft gehoben hat, dennoch nur wenige Versuche ihrer Anwendung auf die Philosophie der Rede oder des Stils vorliegen, die, indem sie ihre concreten Gesetze auf allgemeine zurückgeführt, und dieser in jenen sich bewußt werden will; und indem sie als die Wissenschaft des Aeußerlichwerdens des Inneren durch die Sprache die vertrauteste und umfassendste Kenntniß der Natur und Geschichte derselben verlangt, allerdings ihren Antheil an den beiderseitigen Erwerbnissen zugleich in Anspruch nimmt.

Wenn nun ein Grund dieser Erscheinung darin liegen mag, daß die Philosophie die Rhetorik, als schon von concreterer Natur, nicht als recht ebenbürtig ansehen will; die Philologie dagegen sich von ihr zurückzieht, weil sie ihr schon zu allgemein ist, so liegt ein andrer doch offenbar auch in der Schwierigkeit der Sache selbst. Denn wer sich unterrichtet, was denn nun dem gegenwärtigen Standpuncte der beiden bezüglichen Wissenschaften gemäß zu leisten sei, der muß erkennen, daß, da unsre systematische Rhetorik und Stillehre wesentlich noch ganz auf der schon längst nicht mehr Stich haltenden antiken ruht; das Neuere darüber aber entweder nur in blos subjectiven, wenn auch zuweilen geistreichen Reflexionen, oder in bloßen Annäherungen an das praktische Bedürfniß besteht, es sich um nichts geringeres handelt als um einen ganz neuen Aufbau der fraglichen Disciplin von Grund auf. Und da hierzu außer den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten auch noch ein beständiger Hinblick auf das in alter und neuer Zeit dafür Geleistete erforderlich

ist; der Erfolg und die Belohnung für eine so große Arbeit aber zunächst doch noch zweifelhaft bleibt und höchstens auf einige Ferne hinaus fühlbar werden kann, so mögen sich wenige dazu gemüßigt finden.

Gleichwol ist es aber bei dem anerkannten Wechselverhältniß des Gedankens zur Wirklichkeit, nach welchem der erstere ebensowol ein Product der letzteren ist, als er umgekehrt auf diese verändernd einwirkt, so daß, was wirklich werden soll, auch erst im Gedanken erschienen sein muß; es ist bei der eben so anerkannten Wahrheit, daß denken und sprechen keine wesentlich verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Geistes ausmachen; das letztere vielmehr nur das Product und die Aeußerlichwerdung des ersteren ist, von der höchsten Bedeutung, im Besitz einer Wissenschaft zu sein, die ebensowol Gedanken erzeugen, als namentlich sie, — abgesehen von ihrem besonderen Inhalte — so zu formen lehrt, daß sie einerseits den Forderungen der Wirklichkeit, andrerseits der Idee des Geistes wenigstens annäherungsvoll entsprechen, als zu welchem sich zu erheben doch alle Menschen gleichen Beruf und gleiches Interesse haben, und alle Hoffnungen auf eine glücklichere Zukunft unsres Vaterlandes und der Menschheit müssen sich auf den Besitz einer solchen Wissenschaft zuletzt zurückbeziehen.

Eine so große Bedeutung kann sie freilich nur gewinnen, wenn es ihr gelingt, aus der geistigen Bestimmung der Sprache oder aus ihrem Verhältnisse zum Geiste so wie aus ihrer Naturbeschaffenheit alle Gesetze für die Auffindung und Formirung der Gedanken in der besagten Weise zustimmend abzuleiten und eben hieraus die Gründe mit Nothwendigkeit nachzuweisen, wie sie zu diesen Gesetzen gekommen ist. Hierdurch allein kann sie in die Würde der wahren Wissenschaft eintreten und sich eine beständige lebendige Beziehung zur Praxis des Unterrichts bis in seine untersten Zweige so wie zur Praxis des Lebens gewinnen und erhalten.

Nichts Geringeres habe ich, so weit meine Kräfte reichten, mit der Herausgabe meines Stilwerks wenigstens erstrebt, dessen theoretischen Theil ich aus inneren Gründen in drei Bücher zerfallen lasse, von denen, während das erste die allgemeine theoretische Stillehre und das dritte die Realstillehre umfaßt, dieses gegenwärtige zweite die Idealstillehre, d. h. diejenige Lehre vom schriftlichen Gebrauche der Rede zu nicht blos endlichen Zwecken enthält, und die den Kern und die Hauptsache des Ganzen ausmacht.

Freilich habe ich erkennen müssen, daß die Unternehmung für die Kräfte eines Einzelnen beinahe zu schwer ist: gleichwol kann sie doch auch wegen des genauen organischen Zusammenhanges, den alle gesetzlichen Bestimmungen unter einander sowol als mit ihrem Principe haben müssen, nur zunächst aus Einem Geiste entspringen, und einmal mußte der Versuch gewagt werden!

Wenn daher über die Bedeutung der Sache kein Zweifel obwalten kann, und ich über den Versuch selbst wol keiner Rechtfertigung bedarf, so glaube ich dagegen über die Ausführung desselben billige Nachsicht in Anspruch nehmen zu dürfen, und das Wort, das ich vor vier Jahren beim Erscheinen des allgemeinen Theils dieses Werks aussprach, daß ich selbst recht gut, ja am besten wüßte, wo das Einzelne unvollkommen geblieben ist, muß ich in Beziehung auf den gegenwärtigen lediglich wiederholen.

Wenn es mir dagegen gelungen ist, die Begriffe und Erscheinungen auf dem Gebiete des Sprachlichen, die ihre Entstehung und Natur durch die Manigfaltigkeit ihrer Entfaltung und Gestaltung am meisten verhüllen, wie den Wohllaut, den Satz und die Periode, das Figürliche, die Heuristik, die Disposition, die Darstellung, das Gattungsmäßige rc. als die wirkliche Entfaltung der in der Entstehung des Wortes und der Sprache liegenden einfachen Momente nach ihren verschiedenen Seiten nachzuweisen; gelungen ist, durch Gegenüberhaltung der Idee der Sprache gegen diese einzelnen Erscheinungen ihr inneres Gesetz in Beziehung auf Unterricht und Leben in der Wirklichkeit so wie auf ihre Idee in der Zukunft mit Nothwendigkeit und in gegenseitiger Uebereinstimmung auszusprechen (wenn gleich ich mir den näheren Nachweis auf die unmittelbare Praxis noch vorbehalte): dann glaube ich wenigstens sagen zu können, daß das Resultat im Ganzen nicht zweifelhaft geblieben ist und ich die Arbeit nicht ohne Beruf unternommen habe.

Dieses Gelingen ist auch wol die beste Widerlegung gegen den Vorwurf, den mir G. C. Hoffmann (der einzige meines Wissens, der mit mir nach gleichem Ziele strebt) in seiner Philosophie der Rede, Stuttgart und Tübingen 1841, gemacht hat, daß ich den Hebel meiner Untersuchung an die Sprache anlege, — wogegen ich von ihm sagen möchte, daß, indem er nur die Untersuchung für die Aufgabe der Rhetorik erklärt, wie der Gedanke dazu komme, aus dem Ideellen etwas Reelles zu werden, er Umfang und Ziel der

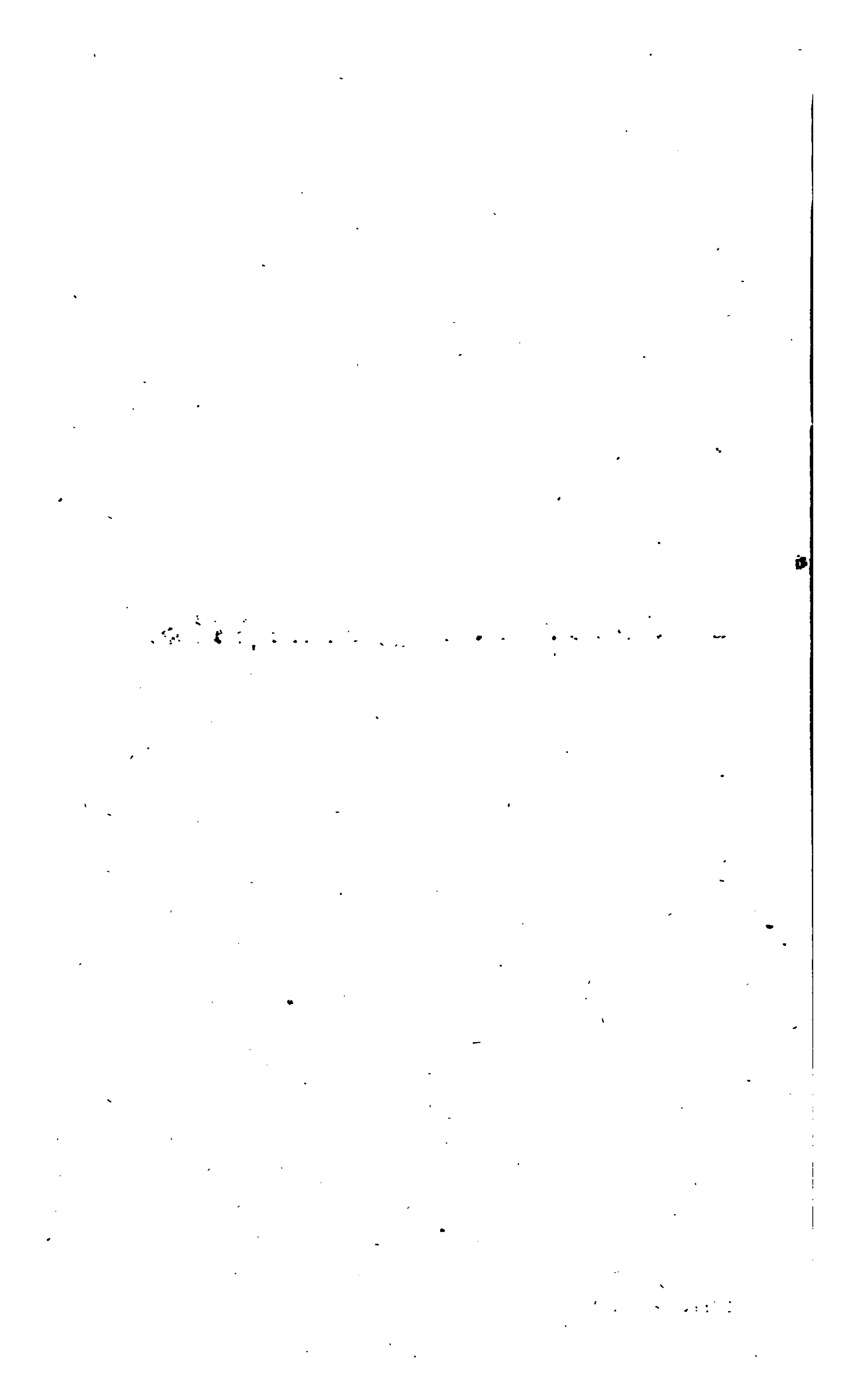
Redephilosophie zu eng gesteckt hat, und es wird ihm daher schwer werden, zu alle den besonderen Bestimmungen zu kommen, die die Praxis der schriftlichen Rede doch durchaus erfordert. Demungeachtet sehe ich, daß wir, obwol von so verschiedenen Anfangspuncten ausgehend, doch in den Hauptsachen zusammentreffen.

Wem es um die Sache zu thun ist, dem kann es nur willkommen sein, Mitstrebende zu wissen, und Belehrung auch von anderswoher zu empfangen als aus sich selbst, und mit dieser dem Buche eingeflößten Gesinnung wird es sich nur freuen, strenge und auf das Ganze der Sache eingehende Richter zu finden.

Zeitz, am 28. Januar 1845.

Der Verfasser.

Theorie des Idealstils.



§. 1.

In Folge der Entwickelung der Stillehre aus der Natur und der Idee der Sprache einerseits und der Idee der menschlichen Bestimmung andrerseits ergab sich die Eintheilung derselben in eine Ideal- und Realstillehre mit einer gewissen Nothwendigkeit von selbst. Denn der Stil in seinem eigentlichen Sinne war nichts anders als der sprachliche Ausdruck für die verschiedenartig angeschaute Beziehung von Idee zur Wirklichkeit. Wird diese letztere nun in unmittelbarer concreter Einheit mit der ersteren dargestellt, so haben wir Poesie; wenn nicht, so entsteht die Prosa. Nun könnte man allerdings auch von einem poetischen Stile reden, worunter hauptsächlich die Plastik der Gedankenbildungen zu verstehen sein würde, aber das hieße den Begriff des Stiles in einem ganz ungewöhnlichen und exemten Sinne nehmen, — wovon wir also zunächst ganz absehen. Im eigentlichen Sinne dagegen kann man unter Stil nur Prosastil verstehen. Die Prosa tritt daher nur bei solchen Völkern und in solchen Zeiten ein, in denen sich, in Folge der geistigen Entwickelung, Idee und Wirklichkeit vor der Anschauung bereits getrennt hat, d. h. in denen das besondere oder subjective Bewußtsein bereits eingetreten, der volle Zusammenhang oder die Einerleiheit mit dem objectiven Sein des Volkes aber noch nicht wieder durch subjective Vermittelung erworben ist (vergl. I. §. 141). Eine solche Trennung zwischen idealer und realer Anschauung ist aber keineswegs eine für alle Zeiten sich gleichbleibende und constante; vielmehr wird sie innerhalb eines Volkes bis zu dem Puncte, wo sich seine natürliche und objective Anschauungsweise ganz gelöst hat, immer klaffender, während sie von diesem Puncte aus (wenn es anders wirklich geistig fortschreitet) sich allmählig wieder nach einer Zusammenschließung ihrer beiden Seiten oder nach einer Ausgleichung der Subjectivität mit der Objectivität hinneigt, und diese Ausgleichung wirklich nach und nach zu vollbringen im stande ist. Die Prosa wird daher bis zu jenem bezeichneten Puncte, so zu sagen, immer prosaischer, während sie von da ab eine, wenn auch noch so langsam fortschreitende Annäherung an die Poesie oder an die concrete Einheit von Idee und Wirklichkeit, Subjectivität und Objectivität erkennen läßt. So hatten die Deutschen bis zum fünfzehnten Jahrhundert so gut wie gar keine Prosa; das sechzehnte

Jahrhundert nach Seite des Objectiven, das siebenzehnte nach Seite des Subjectiven zeigt dagegen jenen Wendepunct der absoluten subjectiven Vermittelung; im achtzehnten und neunzehnten endlich erscheint nach der Gegenwart zu immer deutlicher die Neigung des Zusammenschließens der Subjectivität mit der Objectivität oder der Idee mit der Wirklichkeit. Das siebenzehnte Jahrhundert ist daher das prosaische Zeitalter vorzugsweise, d. h. die Anschauung des Wirklichen war in ihrer weitesten Entfernung von der Idee begriffen. Weil es nun aber in der absoluten Bestimmung des Menschen liegt, alle Erscheinungen der Wirklichkeit durch freie subjective Vermittelung in immer stricterer Beziehung zur Idee des Geistes aufzufassen und nach den daraus sich nothwendig entwickelnden Gesetzen sein Fühlen, Denken und Handeln &c. umzuformen; dies aber nur geschehen kann, wenn ich einerseits in der immer individuelleren Erkenntniß der Dinge in ihrer Endlichkeit und in ihren endlichen Beziehungen, andrerseits darin vordringe, jene zugleich in ihrer unendlich gegliederten Subsumtion unter ein Absolutes, welches die Idee des Geistes oder Gott ist, immer wahrhafter und lebendiger anzuschauen, so ergibt sich hieraus mit Nothwendigkeit auch eine Lehre von dem sprachlichen Ausdrucke über die Dinge in ihren blos realen Beziehungen oder eine Realstillehre und eine Lehre von diesem Ausdrucke über die Dinge in ihren idealen Beziehungen oder eine Idealstillehre. Die erstere verhält sich zur letzteren nur wie Mittel zum Zweck. Denn indem sie die reinen und einfachen realen Beziehungen der Dinge untereinander auffassen und ausdrücken lehrt, und indem sie den immer individuelleren realen Lebensbetrieb in immer schärferer und bestimmterer Sonderung ausprägt, wird sie zugleich ein Mittel für den Geist, die Dinge freier und leichter nun auch in ihrer absoluten idealen Beziehung aufzufassen und zu behandeln. Die Idealstillehre dagegen muß die Anweisung geben, die Dinge in immer stricterer Beziehung zur Idee anzuschauen und auszudrücken, mithin sich dem Gebiete der Poetik und Aesthetik nähern. Trotz der großen Annäherung des Idealstils an die Poesie, weshalb wir jenen auch oft (I. §. 16. §. 135 ff.) geradezu Kunststil genannt haben, bleibt indeß, den Gebrauch des Metrums, des Reims &c. ganz abgerechnet, der große Unterschied, daß der Idealstil das auf verständigen Wegen oder analytisch zu erreichen sucht, was die Poesie schon voraussetzt: nämlich einheitliche Anschauung des Ideellen und Reellen, und daß dem Idealstile Zwecke der Darstellung zu Grunde liegen, während die poetischen Darstellungen sich selbst Zweck sind. Die Möglichkeit eines dereinstigen Zusammenfallens von Poesie und Idealprosa läßt sich indeß nicht leugnen. Denn indem die letztere die Gegenstände in ihrer immer individuelleren Lebendigkeit und Vollständigkeit (Plasticität) und in immer näherer Einheit mit der Idee, die sie vor dem Geiste haben sollen, aufzufassen strebt, und indem sie die Zwecke ihrer Darstellung immer mehr als freie oder Selbstzwecke zu behandeln strebt, fällt sie auch immermehr mit der Poesie zusammen, die ihrerseits bei ihrem Streben nach Einsetzung ihrer Idee in die Wirklichkeit und bei der näheren Verbindung, die sie deshalb mit dieser letzteren sucht, das blos Fantaseiliche mehr und

mehr ablegt, die Einheit von Idee und Wirklichkeit nicht mehr eine blos natürliche, sondern eine durch geistige Bildung vermittelte sein läßt, und also sich auch freie geistige Zwecke unterlegt, mithin von dem Fortschritt ihrer selbst aus mit der fortschreitenden Idealprosa zusammenfällt: — was wir indeß einstweilen dahin gestellt sein lassen.

War nun die Stillehre überhaupt die Anweisung zur Auffindung, Verbindung und Gestaltung der Gedanken, wie sie den in den besonderten Bestimmungen des menschlichen Lebens vorkommenden Zwecken des Schriftgebrauchs entsprechen, so ist die Idealstillehre in ihrem dargestellten Verhältnisse zur Poetik und Aesthetik, nach welchem sie in die Gesetze dieser Wissenschaften zwar eingeht, ohne sie jedoch in ihrer ganzen Vollständigkeit aufnehmen zu müssen, diejenige besonderte Lehre vom Stil, welche ihren besonderten Zwecken noch den allgemeinen unterlegt, die Dinge in ihrer immer stricteren oder wahrern Beziehung zur Idee des Geistes anzuschauen, und diese Anschauung schriftlich auszudrücken. Und aus diesen beiderseitigen Principien, beziehungsweise aus dem Widerspiel derselben, hat sie ihre Gesetze nun des weiteren zu entwickeln.

So wie wir ferner allen Inhalt der allgemeinen Stillehre nach den drei Hauptabschnitten einer Elementar-, Compositions- und einer Lehre von den Gattungen abgliedern mußten, so wird auch die Idealstillehre in diese Gliederung eingehen müssen, weil sie nur die besonderen Gesetze enthalten kann, die jener schon im allgemeinen zu Grunde liegen. Da aber der Idealstil in seinem allgemeinen Zwecke nicht nur nicht an die Wirklichkeit wie sie an und für sich gegeben ist, also auch nicht an die Sprache, wie sie bereits fertig vorliegt, absolut gebunden ist; wie ihm vielmehr gerade die Verpflichtung obliegt, die Wirklichkeit, den besonderen Zwecken des Schreibens gegenüber, der Idee des Geistes gemäßer anzuschauen und darzustellen, und hierdurch also auch auf die allmählige Umgestaltung der Wirklichkeit nach den idealen Anschauungen mitzuwirken; jene Anschauung und diese Wirkung aber ohne eine innere totale Bewegung des ganzen Menschen und seines idealen Willens nicht statt finden kann, so rücken wir auf einen bestimmteren Boden und zu einer besonderen Quelle des Princips, aus welchen sich die Gesetze der Stillehre entwickeln. Die Gesetze der allgemeinen Stillehre bleiben daher zwar auch für die Idealstillehre bindend: aber diese letztere stellt auch noch besondere und bestimmte Vorschriften auf, die jene an und für sich nicht nothwendig zu befolgen hat, und die eine höhere Potenz von den Vorschriften derselben ausdrücken, — wie denn die ganze Idealstillehre selbst eine höhere Potenz der allgemeinen ausdrückt.

Erster Abschnitt.

Das Elementarische des Idealstils überhaupt.

§. 2.

Alles, was die allgemeine Stillehre über das Elementarische des Stils als gesetzlich aufgefunden und aufgestellt hat, gilt auch eben sowol für die Idealstillehre, und diese verweist ein für allemal auf die im ersten Buche gegebene Begründung der ersteren zurück; ja es scheint eine nochmalige Untersuchung über diese elementarischen Gegenstände des Stils für den ersten Augenblick ganz überflüssig. Allein erstens treten die Forderungen, die an die verschiedenen Eigenschaften des Wortes an sich dort nur negativ gemacht werden konnten, hier als positiv hervor. Denn wenn die Idealstillehre eine immer vollkommner werdende einheitliche Darstellung der Idee mit der Wirklichkeit zu ihrem Princip hat, so reicht es nicht aus, daß das ihr Widersprechende nur vermieden werde, sondern das ihr Zustimmende muß in einer immer vollkommneren Gestalt positiv heraustreten, und somit auch das Wort, als ihr kleinster elementarischer Bestandtheil, die positiven Eigenschaften derselben mit Nothwendigkeit an sich tragen. Zweitens aber vermag die Idealstillehre, obgleich sie die oben aufgestellten Gesetze über das Verhältniß des Wortes zum Satze, des Satzes zur Satzverbindung und zum Stilganzen ebenfalls als bindend und ihrem Ausdrucke zu Grunde liegend anzuerkennen hat, sich dennoch mit größerer Freiheit zu ihnen zu verhalten, insofern nämlich, als sie auch dem Fantaseilichen einen Einfluß auf das Logische gestattet; ja sie verlangt sogar eine solche freiere Handhabung dieses logisch Gesetzlichen ebenfalls nothwendig und positiv, — was die allgemeine Stillehre gleichfalls nicht vermag. Drittens endlich treten sowol in Beziehung auf den einzelnen Ausdruck als auf die größeren elementarischen Bestandtheile eines Stilganzen und auf ein Stilganzes als solches zwei neue Eigenschaften als positive Forderung hervor, nämlich die der Sinnlichkeit und der Durchsichtigkeit, welche erstere hauptsächlich durch den Gebrauch der Figuren und Tropen erreicht wird. Denn da die Idealstillehre nach immer näherer Zusammenfassung der Idee mit der Wirklichkeit strebt, so folgt nothwendig, daß sie auch dahin streben muß, dem auszudrückenden Gedanken immer mehr Leib und lebendige Sinnlichkeit zu geben, wodurch sie nicht nur ihren allgemeinen, sondern auch die besonderen Zwecke des Schreibens immer besser erreicht, weil eine sinnliche Darstellung schlagendere

Wirkung hervorbringt. Und auf ähnliche Weise verhält sichs mit der Durchsichtigkeit des Stils, wie wir dies weiter unten näher sehen werden.

Aus allen diesen Gründen macht daher auch die Idealstillehre eine besondere, und zwar tiefere Entwickelung der Gesetze über ihre elementarischen Bestandtheile gar sehr nothwendig; ja diese Entwickelung wird, da sie in die innerste Werkstätte und zu den uranfänglichsten Operationen des schaffenden Geistes führt, ganz insbesondere bedeutsam und interessant.

Wohl aber ist es, da wir die Gesetze der Verbindung des Wortes zum Satze, des Satzes zur Satzverbindung und zum Stilganzen aus einem freieren Gesichtspuncte zu betrachten haben, gestattet, diese Gesetze unter allgemeineren Kategorien zusammenzufassen, und so werden wir das Elementarische des Idealstils nur in zwei Kapiteln vortragen, und in dem ersten handeln von den Eigenschaften und der Natur des Wortes an sich, im zweiten von den Verhältnissen des Wortes zum Satze, und des Satzes zur Periode. Weil aber die Eigenschaft der Sinnlichkeit der Darstellung sich hauptsächlich auf den richtigen Begriff und Gebrauch der Tropen und Figuren zurück bezieht, die ganze Lehre von denselben daher von der größten Wichtigkeit für die Idealstillehre ist, sie gleichwol aber noch in großer Unfruchtbarkeit und in ihrem alterthümlichen Schutte daliegt, so werden wir sie in einem besondern Excurse vollständig und in ihrem ganzen geschichtlichen Zusammenhange neu zu entwickeln haben.

Erstes Kapitel.

Von dem Worte an sich.

§. 3.

Wir sind gewohnt, die Sprache als das Mittel gegenseitiger Verständigung unsrer Gedanken, und hierdurch des gesammten Lebensbetriebes anzusehen, insofern dieser den Menschen zum Menschen in wirksame Beziehung setzt. Genauer hingesehen liegt darin aber namentlich auch dies, daß, indem sie eben sowol das Resultat einer unterschiedenen und empfundenen Wirklichkeit und ein Bild davon ist, wie sie im Geiste reflectirt hat, als dadurch auch ein Vorbild und eine Prophyteusis für die künftige Gestaltung derselben, nur durch sie also die Wirklichkeit eine ideale Gestalt anzunehmen im stande ist. Denn nur indem durch die Sprache die einzelnen Acte des Denkens in der Seele gleichsam zurückgelegt und zu beliebigem Gebrauche aufbewahrt sind, wird ein fortgesetztes Denken möglich; das Denken aber befreit uns allein vor den unmittelbar sinnlichen Eindrücken der Dinge; durch das Denken allein beherrschen wir und gestalten wir dieselben; dem Denken aber ist das Allgemeine so sehr Wesen, daß die Sprache alles, was sie ausspricht, allge-

mein bezeichnet, und nur insofern das Einzelne als solches wörtlich belegen kann, als die Benennung auf den Sprechenden bezogen ausgedrückt ist. Alexander ist zwar ein Eigenname, aber er kann gar vielen Menschen beigelegt werden, und nur indem ich sage: „dieser Alexander," und also eine Beziehung auf den einzelnen Sprechenden ausgedrückt habe, kann ich einen Gegenstand als einzeln bezeichnen. Wenn also die Sprache die Bedingung des fortgesetzten Denkens wird, durch dieses aber die Möglichkeit des Beherrschens der Dinge gegeben ist, so ist auch die Sprache als Bedingung der Möglichkeit der idealen Gestaltung der Dinge gesetzt.

Wenn in dieser idealen Natur und Bestimmung der Sprache also die eigentlichste Bestimmung derselben liegt; das Wort aber der immanente und integrirende Bestandtheil ihrer ist, durch den sie eben Sprache im collectivischen Begriffe wird, so erhellet auch die ideale Natur und Bestimmung des Worts so wie die Bedeutung desselben für die Theorie der Idealstillehre und die Wichtigkeit dessen, daß es in seiner idealen Natur nicht nur erhalten, sondern immer mehr von derselben erfüllt werde. Was demnach die Sprache im Ganzen ist und sein soll, das ist und soll das Wort im einzelnen sein. Drückt eine Sprache im Ganzen die Art und Weise aus, wie und in wiefern die gesammte Welt in dem Geiste eines Volks reflectirt hat und von diesem aufgefaßt worden ist, so drückt ein Wort dasselbe in Beziehung auf eine Einzelheit einer solchen Weltanschauung aus, deren Träger es ist. Und liegt das Ideal einer Sprache darin, nicht nur möglichst entsprechender (d. h. aber möglichst sinnlicher oder plastischer) Ausdruck der Wirklichkeit überhaupt, sondern einer solchen zu sein, wie sie der Idee und dem Gesetze des Geistes gemäß erscheinen und werden soll, so liegt die Idee des Wortes darin, dasselbe in Beziehung auf eine einzelne Vorstellung zu sein. Da aber Leben und Sprache und somit auch das Wort dieser seiner Idee nur in unendlicher Allmähligkeit näher kommen kann, so wird sich die Frage näher so stellen, wie das Wort an sich beschaffen sein, und welche Qualitäten es positiv in sich aufgenommen haben muß, wenn es zu dieser allmähligen Annäherung geschickt werden soll. Indem aber hierin schon als angenommen ausgedrückt ist, was nothwendig angenommen werden muß, — nämlich daß, so lange ein Volk Leben und Wirksamkeit zeigt, auch seine Sprache und die Wörter, aus denen sie besteht, in einer beständigen, wenn auch unmerkbaren Wandelung begriffen sind, so wird sich jene Frage mit richtiger Folgerung von selbst beantworten, wenn wir die Art und Weise ins Auge fassen, wie ein Wort entsteht, beziehungsweise, wie ein schon vorhandenes nach Form und Bedeutung sich modificirt, und wenn wir dies der idealen Bestimmung des Wortes gegenüber halten, die nach dem obigen also darin bestehen muß, möglichst sinnlicher oder plastischer Ausdruck einer Vorstellung im Lichte ihrer Idee zu sein.

Sehen wir nun auch von dem ersten und ursprünglichen Zustande der Sprachentstehung, so wie von der Periode der Wurzel- und Wortstammbildung ab, in welcher das Wort noch nicht eigentliches Mittel der Mittheilung, sondern nur ein unsrer sinn-

lichen, mit dem Vermögen der Unterscheidung des Gegenständlichen als eines Besonderen von uns selbst begabten, Natur abgedrungener Ausdruck eines äußerlich oder innerlich empfangenen Eindrucks ist; und halten wir bei diesem geheimnißvoll scheinenden, aber doch nicht unergründlichen Vorgange nur die beiden Hauptmomente fest, daß zur Entstehung eines Wortes und hierdurch also auch einer Vorstellung nöthig ist: erstlich ein vermöge unserer Receptivität empfangener und zwar bestimmter Eindruck auf unsere Empfindung oder, insofern dieser durch unser geistiges Wesen modificirt und begeistigt gedacht wird, — auf unser Totalgefühl, und zweitens die durch die energische Thätigkeit des Verstandes vollbrachte Unterscheidung und Festhaltung des Eindruckes als eines von unserem Totalbewußtsein besonderten, von ihm ausgeschiedenen und mithin auch ihm untergeordnet gedachten; versetzen wir uns vielmehr sogleich in die Zeiten, wo der denkende Mensch sich schon einer ausgebildeten und ihm bereits geläufig gewordenen Sprache gegenüber sieht, und vergegenwärtigen wir uns von hier aus den Vorgang der Entstehung neuer Wörter und des Gebrauchs der schon vorhandenen in modificirter Bedeutung, so findet sich, daß beides darauf zurückkommt, daß der Mensch die in seiner Sprache niedergelegten Vorstellungen, welche die Weltanschauung seines Volkes umfassen, und mit ihnen die entsprechenden Gegenstände in einer mehr oder weniger andern Beziehung zu sich erfaßt, oder mit andern Worten, daß die gesammte sinnliche Welt ebensowol als die Art und Weise, wie diese bereits in Vorstellungen und Begriffen geistig aufgefaßt ist, in einer etwas veränderten Weise auf sein Totalgefühl wirkt, und, — insofern die Erregung doch immer auf bestimmte Einzelheiten zurückgehen muß — ihn nöthigt, neue Vorstellungen zu bilden oder die schon vorhandenen mehr oder weniger zu verändern. Denken wir uns z. B., der Begriff häßlich habe innerhalb eines Volkes noch nicht existirt, wol aber sein Stammbegriff Haß. Ein Mensch aber, dem der Haß dem Gegenstande sowol als dem Begriffe nach bekannt ist, empfindet eine gewisse Wirkung von einem andern Gegenstande aus in der Weise, daß er den Gegenstand und Begriff Haß auf diesen augenblicklich und zwar zuerst und mit der bestimmten Hinsicht auf die Besonderheit der Wirkung bezieht. Indem er diese Beziehung vollbracht, und die Wirkung hierdurch von seinem Totalgefühle als eine besonderte ausgeschieden hat, hat er einen neuen Begriff erzeugt, dem aber hier der Begriff Haß als Substanz zu Grunde liegt, und den er dem Gegenstande, von welchem die Wirkung ausging, als Qualität zulegt. Insofern nun diese Beziehung eine dem Totalgefühl der andern Volksgenossen entsprechende, oder aber seinem Totalgefühl in ganz singulairer Weise eigen ist, wird der neue Begriff auch von Andern aufgenommen und gebraucht werden oder nicht. Zu einem solchen Gebrauche gehört freilich noch die durch die Sprache zu vollbringende Benennung, welche dem Akte nach mit der Begriffsbildung zusammenfällt, und nur in der theoretischen Betrachtung geschieden, und als die Erfüllung des Denkaktes nach außen betrachtet werden kann.

Indem nämlich jeder Eindruck, gehe er nun von der blos äußerlichen Gegenständlich-

keit aus oder sei er geistiger Natur, eine Erschütterung oder Erregung unseres Nervensystems ist; die Erregung aber auch gleichgesetzt werden muß einer Anspannung, der wiederum eine Abspannung entspricht, welche am freiesten, leichtesten und befriedigendsten durch die Stimmwerkzeuge in dem Tone, oder, mit Beziehung auf Gliederung derselben, in dem Laute geschiehet, so folgt auch, daß die Lautgestaltung des Wortes mit einer dem Eindrucke entsprechenden Unmittelbarkeit und Unwillkürlichkeit verfolgt, und also nach Maßgabe desselben nothwendig ist (vergl. den Excurs.)

In ähnlicher Weise verhält es sich aber auch, wenn der Mensch sich einer bereits ausgebildeten Sprache gegenüber sieht. Er besitzt dieselbe nämlich nur in soweit, als er den darin niedergelegten Inhalt von Vorstellungen in seine Seele oder sein Bewußtsein aufgenommen, d. h. insofern er sie als von seinem Totalgefühle ausgesonderte Einzelheiten unterschieden hat. Ist nun sein Totalgefühl, oder — wie wir statt dessen auch blos sagen — sein Gemüth erregt, und zwar mit verständiger Unterscheidung der Einzelheiten oder einzelnen Wirklichkeiten, wodurch es erregt ist, so tauchen auch ohne anderweite Vorrichtungen durch die Erinnerungskraft die entsprechenden, sprachlich bereits ausgeprägten Wörter in der Seele des Denkenden auf, die der Erregung zum Ausdruck dienen. Sind aber die Beziehungen, die er zwischen den Dingen und den Vorstellungen auffindet, mehr oder weniger neue, denen also kein bereits ausgeprägtes Wort vollkommen entspricht, so treten ihm auf ähnliche Weise die der angeschauten neuen Beziehung am nächsten entsprechenden bereits ausgeprägten Vorstellungen und Wörter entgegen, an deren untergelegter Substanz er begrifflich und lautlich die seiner neuen Anschauung entsprechenden Modificationen anlegt, welche ihm auf dieselbe analoge Weise entgegenkommen, als sich dem sprachbildenden Menschen überhaupt zuerst Laute zur Wortbildung mit Unwillkürlichkeit einstellten.

Untersuchen wir endlich näher, was diese Erregung, und wie sie beschaffen ist, von der wir die sprach- und wortbildende Kraft als abhängig aufzeigen, so ergibt sich erstlich, daß sie nicht von so stark erschütternder und überwältigender Macht für das Subject sein darf, daß das freie Spiel der scheidenden und subsumirenden Kraft des Verstandes, wie bei allzugroßem Schmerz und eben solcher Freude ꝛc. der Fall ist, gehindert wird. Zweitens muß sie sich, wenn auch erst durch geistige Vermittelung, auf eine Wirklichkeit zurückbeziehen, und drittens muß diese durch die neue aufgefundene Beziehung in einem andern Lichte erscheinen, als sie durch sich selbst hat, sondern in das sie durch jene erst gesetzt worden ist, d. h. in einem idealen Lichte; umgekehrt also müssen wir sagen können: je stärker unter der vorhin ausgesprochenen Bedingung die Erregung oder Erwärmung des Gemüths ist; je intensiver also einerseits die ideale Anschauung des Gegenstandes, andererseits die einzelne Wirklichkeit selbst in diesem idealen Lichte oder in der idealen Beziehung ist; und endlich dritterseits, je deutlicher ich dieselbe als eine besonderte Einzelheit unterscheide: je stärker und vollkommener wird auch das sprach- und wortbildende Vermögen in dem Subjecte wirksam sein, — was uns auf den zweiten Punct unserer Betrachtung führt.

§. 4.

Fortsetzung.

Vergegenwärtigen wir uns nämlich auch das näher, was in der vorhin aufgefundenen allgemeinsten Bestimmung des Wortes, möglichst sinnlicher oder plastischer Ausdruck einer Vorstellung im Lichte ihrer Idee zu sein, enthalten ist, so besteht dies hauptsächlich in folgendem:

Abgesehen von allen besonderen Zwecken hat jede Darstellung den allgemeinen der Entäußerung, dessen nämlich, was innerlich oder im Geiste des Menschen vorhanden ist, und selbst wenn Gegenstände der Aeußerlichkeit dargestellt werden sollen, ist dies doch nur möglich, insofern sie geistig aufgenommen sind. Soll aber etwas Innerliches oder Gedachtes zu etwas Aeußerlichem gemacht werden, so ist dies in dem Grade vollkommener der Fall, als es sich, nach Maßgabe, einer Gestalt oder Figur nähert, namentlich insofern sich diese wirksam oder lebendig zeigt; noch genauer, je mehr es sich der Darstellung von persönlicher Thätigkeit nähert, — worin zugleich der Begriff des Plastischen im engeren Sinne liegt. Eine sinnliche Darstellung ist daher eine solche, durch welche sich ein Gegenstand als ein möglichst von der inneren oder geistigen Fassung losgerungener, als ein selbstständig äußerer zeigt, — wodurch der Darstellende nicht nur am vollständigsten von dem Drange nach Darstellung befreit wird, sondern wodurch es auch einem andern leichter ermöglicht wird, zu erfassen, was dem Darstellenden innerlich gewesen ist und wie es ihm gewesen ist. In der allgemeinen Bestimmung des Worts liegt daher zunächst dies, insoweit es seine Natur als sprachlicher Ausdruck einer einzelnen Vorstellung gestattet, sich dem Ausdrucke einer unmittelbaren Aeußerlichkeit oder Wirklichkeit, namentlich insofern sie auf persönliche Thätigkeit Bezug hat, anzunähern.

Eine solche Aeußerlichkeit oder Wirklichkeit soll aber ferner doch auch nicht als pure Wirklichkeit erscheinen, sondern vielmehr etwas an sich enthalten, was an ihr selbst unmittelbar nicht vorhanden ist, — nämlich den Ausdruck des Reflexes in einer Idee oder einem Geiste, und endlich auch nicht in einer beliebigen und zufälligen Idee, sondern in einer solchen, wie sie der Natur des Geistes oder des höchsten allgemeinen d. h. des Göttlichen, der gedachten Wirklichkeit oder Besonderheit gegenüber, entspricht. Und weil nun aber die bestehende Wirklichkeit der Idee derselben vor dem Geiste nicht vollkommen entspricht und nie ganz vollkommen entsprechen wird; auch viele Darsteller die Dinge oder die einzelnen Wirklichkeiten keineswegs immer so anschauen, wie sie in der Idee des Geistes gefaßt werden müssen, so besteht die Schwierigkeit und Aufgabe der Darstellung darin, erstlich die Dinge in der besagten Weise anzuschauen, aber sie auch zugleich in der möglichst nächsten Verbindung mit einer besonderen Aeußerlichkeit oder Wirklichkeit, namentlich insofern sie Bezug auf persönliche Thätigkeit hat, anzuschauen und darzustellen. Durch eine derartige Fassung der sprachlichen Darstellung ist diese in das Gebiet und

unter die gesetzlichen Forderungen des Aesthetischen eingerückt, und die Bildung des Menschen für dieses ist auch daher nicht eine blos geistig-luxuriöse, sondern eine nothwendige Forderung seiner menschlichen Natur als einer des Geistes fähigen. Denn da der Begriff des Aesthetischen und der wahren Kunst darin liegt, die Wirklichkeit in voller Einheit mit ihrer Idee darzustellen; die vollkommnere Gestaltung der Wirklichkeit aber davon abhängt, daß sie erst im Geiste vorhanden sei, — weil, was einmal in der Vorstellung mit Berechtigung vorhanden ist, sich auch über kurz oder lang Raum und Erfüllung in der Wirklichkeit verschafft, so erhellet zur Genüge, wie viel davon abhängt, daß der Mensch der Gestaltung oder wenigstens der Empfängniß des Aesthetischen und der Kunst fähig, und daß er hierzu gebildet werde.

Die Idealstillehre ist nun zwar noch nicht ganz eins mit der Kunstlehre von der Poesie oder mit der Poetik: wohl aber leitet sie darauf hin, und stellt ihre Gesetze in der Weise auf, daß durch Befolgung derselben der Stil selbst immermehr dem Kunststile im engeren Sinne und die stilistischen Compositionen den poetischen Productionen die Hand reichen (vergl. II. §. 1.).

Aus diesem Gesichtspunct hat nun die Idealstillehre auch die Lehre von dem Worte an sich zu entwickeln, und wenn wir nun die näher erklärte ideale Bestimmung des Worts gegenüber stellen jenen Bedingungen, unter denen neue Wörter entstehen und Veränderungen bereits vorhandenen eingehaucht und eingeboren werden können, so müssen sich nicht nur die besonderen Eigenschaften, die dem Worte positiv inwohnen müssen, sondern auch die Gründe davon mit einer unbedingten Nothwendigkeit ergeben, und endlich werden eben daher auch die Mittel aufgefunden werden können, wie der Stilist es anzufangen hat, um den Wörtern, die er in der gedachten Weise gebraucht, jene Eigenschaften zu erwerben und einzupflanzen.

Wenn nun, wie es der Zweck der sprachlichen Darstellung ist, durch Sprache das Innere des Menschen, wie es sich in Gedanken gestaltet, äußerlich oder gegenständlich in der Art werden soll, daß es von Andern als eine besondere und selbstständige Wirklichkeit ergriffen werden kann; zur Aeußerlichkeit aber zunächst eine bestimmte oder rein abgegränzte Form gehört, unter sprachlicher Form wiederum aber der Inbegriff der lautlichen Besonderheiten verstanden wird, durch welche ein Volk seiner Weltanschauung in allen ihren Einzelheiten eine Bezeichung gegeben hat, so ergibt sich als erste nothwendige Eigenschaft eines Worts aus dem Gesichtspuncte des Idealstils die formelle Richtigkeit desselben in dem Sinne, daß es gegen diese nicht nur nicht anstößt, sondern sie auch positiv so viel möglich an sich ausdrückt. Wie dies zu verstehen sei, wird sich im folgenden Paragraphen näher zeigen. Diese lautlichen Besonderheiten beziehen sich aber entweder auf diejenigen, durch welche der Inhalt eines Wortes umschlossen wird oder auf die, durch welche irgend eine (allgemeinere) Beziehung an demselben ausgedrückt wird. Im ersteren Falle nennt man die formelle Bezeichung seine etymologische oder lexikalische, im letzeren seine gram-

matische Form, so daß die Idealstillehre das Wort von Seiten seiner etymologischen und grammatischen Richtigkeit und positiven Wahrheit zu betrachten hat.

Anmerkung. Was die logische Richtigkeit sowol nach der formalen als nach der realen Seite derselben betrifft, so kann, in Beziehung auf erstere, die Idealstillehre auch nichts anders und nicht mehr fordern, als was schon die allgemeine Stillehre in Rücksicht darauf zum Gesetz macht; in Beziehung auf letztere aber fallen die Forderungen mit denen zusammen, die wir unter der Eigenschaft der Würde des Worts im absoluten Sinne begreifen, — daher das darauf Bezügliche unter dieser Kategorie seine Erledigung findet, und daher an jenem Orte aufzusuchen ist.

In der idealen Bestimmung der Sprache und des Worts liegt es aber zweitens, daß der Inhalt der Vorstellung, den das letztere bezeichnet, so viel als möglich, d. h. nach Maßgabe der bestehenden Wirklichkeit und der in derselben herrschenden und aufgenommenen Vorstellungen, auch der Idee entspreche, welche jene in ihrer Besonderheit dieser gegenüber haben sollen, — eine Eigenschaft, die wir oben (Theil I, §. 56. S. 173. ff.) mit dem Namen der absoluten Würde des Worts belegt haben, und die namentlich in der Idealstillehre zu ihrem positiven Ausdruck kommen muß.

Aus der Bestimmung der Sprache und des Wortes, so viel als möglich eine selbstständige Aeußerlichkeit zu sein, folgt aber drittens, daß das Wort die Totalität des Menschen mit Bezug auf eine bestimmte Besonderheit und Einzelheit nicht nur klar, d. h. ohne alle trübe Beimischung, und ohne ungehörige Bestandtheile, durch welche die Bestimmtheit und Besonderheit eben nicht scharf begränzt heraustreten könnte, sondern auch deutlich ausdrücken soll, d. h. daß das Wort nicht nur überhaupt nichts in sich enthalte, was seine Verständlichkeit hindert, sondern im Gegentheil, daß es positiv so beschaffen sein soll, damit das, was es zu bezeichnen bestimmt ist, in der ganzen Fülle und Bestimmtheit seines Wesens hervortrete. In diesem positiveren Sinne aber und mit Rücksicht darauf, daß das Wort ein Medium ist, in welchem sich die Totalität des Gemüthes mit Beziehung auf die Einzelheit der Vorstellung als etwas rein Innerliches deutlich abspiegelt und durch dasselbe sichtbar wird, nennt man die Deutlichkeit auch Durchsichtigkeit, so daß also die Forderungen der Klarheit, Deutlichkeit und Durchsichtigkeit, die die Idealstillehre an das Wort macht, nur Steigerungen einer und derselben Qualität sind, die demselben inwohnen sollen.

Diese Eigenschaft der Durchsichtigkeit oder positiven Deutlichkeit kann indeß das Wort vollkommen nur dann an sich ausdrücken, wenn es einmal eine neue und individuellere Vorstellung als die schon vorhandenen ähnlichen, oder diese nach einer individuelleren Seite ihres Inhalts, also mit einer in das Nähere derselben eingehenden Bestimmtheit bezeichnet, was wir oben (I. §. 57) sein individuelles Gepräge genannt haben; das andre mal, wenn die dieser individuelleren Bestimmtheit zu Grunde liegende Anschauu-

Maßgabe der Selbstständigkeit und Individualität seines gesammten Wesens, und namentlich nach Maßgabe seiner idealen Kraft, auch wiederum die Welt in ihren Einzelheiten nicht ganz so an wie die ihm voraufgegangenen Geschlechter seiner Nation, sondern nach mehr oder minder bedeutenden Modificationen; er bringt Anschauungen mit einander in Beziehung, wie dies bisher noch nicht geschehen ist, und sieht die Dinge dadurch i[illegible] neuen Lichte, er erkennt neue Gegenstände, oder die bekannten nach neuen Seit[illegible] Qualitäten u. s. w.

Alle solche Modificationen müssen sich nun auch an dem bereits vorhandenen etymologischen und grammatischen Material, als insofern es denselben substantiell zu Grunde liegt, ausprägen, indem entweder den bestehenden Wörtern eine etwas veränderte Bedeutung untergelegt wird oder indem man durch Ableitung und Zusammensetzung neue Wortbildungen zur Gestaltung bringt. Und zwar geschieht dies auf dieselbe sprachgefühlsmäßige Weise als das bereits vorhandene Material einer nationalen Sprache sich früher erzeugt hatte. Auf die grammatischen Formen scheint nun zwar die spätere Sprache wenig oder gar keinen Einfluß ausüben zu können. Genauer hingesehen ist aber ein solcher dennoch, wenn auch noch so unbemerkbar, vorhanden, und daher kommt es denn, daß ein Wort nach Verlauf von Jahrhunderten nicht nur eine Geschichte von Veränderungen seiner Bedeutung, sondern auch seiner Form aufzuweisen hat; daher kommt es, daß sich auch die grammatischen Formen nach Verlauf von gewissen Zeiträumen oft nicht unbedeutend verändern, und daß es auch von ihnen innerhalb derselben Sprache eine Geschichte gibt, wenn auch, wie aus anderweiten Gründen leicht erklärlich ist, diese grammatischen Veränderungen mehr negativer als positiver Art sind.

Hier liegt nun der Punct, von welchem aus das Gesetz über die etymologische und grammatische Richtigkeit und Wahrheit des Wortes gegeben und begriffen werden kann, indem es sich nämlich fragt, wie solche Modificationen in Form und Bedeutung, die der Einzelne in seinem sprachlichen Ausdrucke versucht, beschaffen sein müssen, wenn sie nicht, wie im Gespräche verwehen, oder wenn sie nicht als idiotisch von andern perhorrescirt werden; wenn sie vielmehr gerne aufgenommen und weiter fortgepflanzt werden sollen; wenn sie das Innere des Einen den anderen der Volksgenossen wahrhaft äußerlich machen und dadurch als eine wahrhafte Bereicherung und Erfüllung der Sprache angesehen werden sollen.

Alles was der Mensch, dem Inhalte nach, von sich gibt, soll eine G e g e n s e i t i g k e i t haben, d. h. es muß etwas in diesem Inhalte liegen, was nicht ihn a l l e i n angeht, Werth und Bedeutung für ihn a l l e i n, sondern was es auch für andre hat; ohne dieses ist es rein selbstisch und dadurch unsittlich und hat keine Berechtigung da zu sein, weil alles, was in die Aeußerlichkeit heraustritt, schon durch sein bloßes Dasein auch eine Beziehung auf andre mit einschließt. Das, was der Einzelne von sich aus Neues und Individuelles zur Aeußerung bringt, hat demnach nur insofern Werth und Berechtigung,

als es reflectirt und durchdrungen ist von dem, was auch bei der Nation nach ihren verschiedenen Kreisen Geltung und Interesse hat, und der höhere Werth eines Products liegt einzig also darin, daß es ein höheres und allgemeineres Interesse für die Nation und für die Menschlichkeit in sich hat. Es muß also etwas sein, was ein zweiter und dritter und hundertster u. s. w. im Volke wol auch hätte aussprechen mögen, wenn es bei ihm zur Gestaltung und Reife gekommen wäre, und so sehr also z. B. ein Dichter wahrhafter Schöpfer eines Wortes &c. ist, so hat dasselbe doch nur Werth und darf nur in so fern auf Anerkennung bei andern rechnen, als darin ein Inhalt liegt, der auch von andern zu Tage zu fördern ein wenn auch unbewußtes Bedürfniß war.

Und auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit der Form, der etymologischen sowol als der grammatischen. Auch hier muß eine Gegenseitigkeit statt finden, d. h. das Sprachgefühl, das den Schreibenden bei dem Gebrauch und der Wahl einer Form leitet, muß ihm eben nicht idiotisch eigen sein, sondern es muß das der andern Volksgenossen zum Boden haben; in der neuen Form, die der Einzelne zu Tage fördert, muß also das nationale Sprachgefühl reflectirt und dieses in ihr also auch insoweit mit enthalten sein, als es darin seine Consistenz und das Mittel seiner Erscheinung in Beziehung auf die bestimmte und besondere Einzelheit hat.

Diese Gegenseitigkeit, dieses Enthaltensein des einen in dem andern, der etymologischen und grammatischen Formen nach, ist aber eben das, was wir die grammatische und etymologische Richtigkeit und Wahrheit nennen, — welche Eigenschaften also in dem Worte, das der Idealstil gebraucht, positiv zur Erscheinung kommen sollen. Der Schreibende ist Sprachschöpfer nur in so fern, als die Modificationen in Bedeutung und Form der Wörter der Potenz und Kraft nach (δυνάμει) auch in dem Sprachgefühl der übrigen Volksgenossen liegen, und er hat Ruhm genug, ja darin allein besteht sein Ruhm, dies in einer Wortschöpfung in einer bestimmten Einzelheit zu Tage gebracht zu haben. Freiheit und Nothwendigkeit in der vorliegenden Beziehung ist auf diese Weise ausgeglichen und die durch subjective Freiheit und Individualität vermittelte Verbindung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen der Nation kommt dadurch in concreter Weise zu erfreulicher Wirklichkeit.

Indem wir nach diesem allen aus der Art, wie sich Wörter und Wortformen bilden, so wie aus den nothwendigen allgemeinen Zwecken aller Darstellung in natürlicher und consequenter Entwickelung erkannt haben, erstens, was etymologische und grammatische Richtigkeit und Wahrheit ist, und zweitens, wie diese in jedem Worte des Idealstils, wenn es vollkommen genannt werden soll, als eine bestimmte Qualität positiv enthalten sein muß, können wir drittens nun auch eben daher und mit derselben Consequenz die Mittel angeben, wie es der Stilist anzufangen habe, um den neuen Wörtern &c., die er gebraucht, diese Eigenschaft einzuverleiben. Alle Vorschriften aber, die in diesem Betreff gegeben werden können, lassen sich kürzlichst in drei zusammenfassen:

nicht vollkommen gerechtfertigt, sondern muß sich auch in der Beziehung ausweis[en,]
daß sie in keiner Weise gesucht und durch bloße verständige Abstraction herbeigefüh[rt,]
sondern wirklich aus dem zur Sprachschöpfung erwärmten Sprachgefühle hervorgegang[en]
ist, — was, wenn es nicht der Fall wäre, sich sogleich durch einen Mangel an Ankl[ang]
bei Andern so wie durch Verletzung mancher anderen speciellen Rücksichten zeigen wür[de,]
die besonders an jedem einzelnen concreten Falle dann hervortritt. Warum man z. B. ni[cht]
eben so gut wie Weidicht, Tännicht 2c. auch Pappelicht sagen dürfte, — darüber wür[de]
der Sprachgeschmack bald einig sein. Und eben so gut würden sich auch Gründe dav[on]
auffinden lassen, wie z. B. daß Pappel aus populus entstanden, nicht mit gleich[er]
Natürlichkeit und Leichtigkeit die echt deutsche Bildungssilbe in sich aufnimmt und an [sich]
duldet u. s. w.

§. 6.

Das Wort nach Seiten der Würde seiner Bedeutung.

In der idealen Bestimmung der Sprache und des Wortes war dies gegeben, da[ß]
der Inhalt der Vorstellung so viel als möglich, d. h. nach Maßgabe der bestehend[en]
Wirklichkeit, der Idee entspreche, welche jene Vorstellungen der Idee des Geistes gemä[ß]
haben sollen. Das Wort hat nämlich, wie alles Stoffliche, in seiner Entstehung u[nd]
Bestimmung eine blos endliche Seite, möglichst sinnlicher Ausdruck des Gedankens zu sei[n,]
der gegenüber seine andre rein geistige Seite steht: dieser Ausdruck des Gedankens nur i[n]
so weit zu sein, als sich dadurch das wahrhaft Geistige manifestirt. Hieraus folgt abe[r,]
daß die für die Idee des Worts zu gebenden Bestimmungen sich nicht nur auf die sprach[-]
liche und logische Form, sondern auch auf die Qualität seines Inhaltes beziehen müssen,
d. h. auf seine Bedeutung an und für sich, von der hier eben insbesondere die Rede ist.
Auch nach dieser, wie nach allen andern Seiten, nach denen man das Wort betrachten
kann, ist dasselbe theils gebunden an eine bestehende Wirklichkeit, über welche sich die
Vorstellungen ergießen und aus der sie als ihrem Boden sich erzeugen, theils schwebt es
frei über derselben, insofern es wenigstens nicht an die Materialität der wirklichen Dinge
gebunden ist. Und dies Verhältniß hat seine Wahrheit in einer doppelten Weise. Ein-
mal nämlich ist eine in irgend einem Stadium ihrer Entwickelung gefaßte Sprache nach
dem gesammten Inhalte der Bedeutungen ihrer Wörter abhängig von der concreten Lebens-
wirklichkeit des ihr zugehörigen Volkes, und zweitens ist der einzelne, in dieser Sprache
Producirende an jenen gesammten, durch die Worte festgehaltenen Inhalt der Bedeutungen,
d. h. an den durch die Sprache ausgeprägten Kreis der nationalen Vorstellungen gebunden.
Wenn sich derselbe nun aber auch, wie wir wissen, in so fern frei zu jenen Vorstellungen
verhalten kann, daß er ihnen nach seiner idealen Anschauungsweise eine modificirte Be-
deutung unterlegt; daß er durch Combinirung oder durch Auffinden neuer Beziehungen
zwischen ihnen neue Vorstellungen erzeugt, u. s. w., so fragt es sich nun aber doch weiter,

ob diese auch wirklich bessere sind als die früheren, und ob die Sprache durch diese wahrhaft gefördert und ihrer Bestimmung näher gebracht ist? — wovon das Kriterium nur in der Idee der Sprache, noch weiter in der Idee des Geistes gesucht werden kann, deren Ausdruck jene eben sein soll.

Nun wissen wir aber, daß der Geist, subjectiv genommen, diejenige Fähigkeit des Menschen ist, vermöge deren er die Dinge in und durch die Unterscheidung derselben von sich selbst eben auch nicht nur in Beziehung auf sich, sondern auch auf Andere zu betrachten und demgemäß sich zu ihnen zu verhalten vermag. Er vermag also — und hierdurch erhebt er sich eben über alle blos thierische Anlagen und Fähigkeiten — die Dinge in dieser Unterscheidung von sich seinem Totalbewußtsein eben so subsumiren als er seinen besonderen, aus seiner egoistischen Natürlichkeit stammenden Willen dem Willen einer höheren Allgemeinheit und zwar, weil dieser eben der allgemeinere ist, ohne weitern Zwang als durch diese Erkenntniß zu subsumiren vermag. Erhebt nun der Mensch diesen Begriff des Allgemeinen zu dem eines wirklichen Universalismus, so kann er sich daraus die Gesetze entwickeln, nach welchen er die Dinge anschauen und wie er sich zu ihnen verhalten soll, — nämlich aus freiem Antrieb und durch die Einsicht, daß sein wahres Wohl eben so gut als das der Anderen hierauf beruhe, so zu fühlen, zu denken und zu handeln, daß er dadurch kund gibt, er habe seinen besonderen Willen dem des höchsten Allgemeinen, der in verschiedenen partikulären Allgemeinheiten sich ihm näher vergegenwärtigt, unterworfen, und habe seine Thätigkeiten darnach eingerichtet, gebe also in jedem Augenblicke praktisch eine Offenbarung des höchsten oder göttlichen Willens an einer individuellen Realität kund, und stelle dadurch zugleich, aus den Motiven der freien Liebe hervorgebracht, eine fortwährende Versöhnung des Besonderen mit dem Allgemeinen, des Fleisches mit dem Geiste, des Göttlichen mit dem Menschlichen 2c. dar. Daß alle Menschen eine solche Handlungs- und Denkungsweise annehmen; daß die Dinge in der Welt durch die menschliche Thätigkeit eine demgemäße Geltung haben und eine solche Gestalt erhalten: — darin liegt die Idee des Geistes, und — insofern die Sprache zur Realisirung derselben das hauptsächlichste Mittel ist — die Idee der Sprache, so viel an ihr ist, eine solche Vermittlerin der Idee des Geistes zu sein. Was wir aber so eben als die Idee des Geistes ausgedrückt haben, ist dasselbe, was die Idee der chrichstlichen Religion besagt, — welche Idee in ihr nur in popularer und sinnlicher Fassungsweise ausgeprägt ist. Daher ist durch die christliche Religion die thätige und dadurch die individuelle Subjectivität und Freiheit und die Herrschaft des Geistes in die Welt gekommen; daher hat sie die Liebe, d. h. ein Verhalten, in welchem das Besondere nur als Ausdruck des Allgemeinen oder Göttlichen Geltung hat, so wie die dadurch hergestellte Versöhnung in ihrem Kerne und Mittelpuncte, und wenn daher die Sprache Vermittlerin der Idee des Geistes sein muß, so können wir auch sagen, daß die christliche Bestimmung der Sprache darin bestehe,

Vermittlerin der Realisirung der christlichen Idee zu sein, und daß hierin ihre **absolute** Bestimmung liege, vergl. I. §. 17. S. 39 und 40.

Indem nun noch näher die Sprache die Bestimmung hatte, möglichst sinnlicher Ausdruck der Wirklichkeit im Lichte der Idee des Geistes zu sein, das Wort aber dieselbe Bestimmung mit besonderer Beziehung auf den Ausdruck einer einzelnen Vorstellung hat, so ergibt sich also dies als die nothwendige Forderung des Idealstils an das Wort nach der einen Seite seiner Bedeutung, daß die darin eingeschlossene Besonderheit der Vorstellung der Idee, die diese vor der Idee des Geistes haben soll, möglichst entspreche, und diese Eigenschaft ist das, was wir die **Würde** desselben im **absoluten** Sinne nennen.

Da aber ferner weder die Wirklichkeit ihrer Gestaltung nach, noch die in irgend einem Volke herrschenden Vorstellungen jener Idee in irgend einer Weise **vollkommen** entsprechen, ein solches vollkommenes Entsprechen nach allen Seiten hin für uns wenigstens auch kaum denkbar ist; der vollkommenere Ausdruck durch Sprache und Wort aber, wie wir sahen, immer von dem gegebenen Zustande der Wirklichkeit und der innerhalb einer solchen herrschenden Vorstellungen abhängig ist, so kann nur von einem allmäligen **Annäheren** des Entsprechens der Wortbedeutungen zu ihrer absoluten Würde, oder von einer **relativen Würde** derselben die Rede sein, und unter derselben nur diejenige Eigenschaft des Wortes verstanden werden, nach welcher es die Pflicht auf sich hat, durch Modificationen der bestehenden Vorstellungen, so weit als es der gegebene Fall möglich macht, sich seiner absoluten Würde oder seiner in der Idee des Geistes gegebenen Idee zu nähern. Von der adverbialischen Stammform fram, im Ahd. weiter, zurückgehend auf das gothische frums der erste, ist z. B. das ahd. Adjectivum vrum, unser fromm, in der Bedeutung von förderlich geworden. Dies wäre also eine Modification oder Bewegung der Bedeutung in richtigem Sinne; denn nur das sich hervordrängende, das thätig sich bewegende und hiernach Veränderungen an einem Dinge hervorbringende bringt dieses auch weiter in seiner Ausbildung und Bestimmung u. s. w. Und nur das kann und soll das erste sein, was diese thätige Eigenschaft in und an sich hat. Und wenn ferner von dem Begriffe des Förderlichen allmälig der des Beziehens aller Dinge auf Gott ausgegangen ist, so ist die Sprache auch hierdurch der Idee dieses Begriffs nach der Idee des Geistes oder der christlichen Religion näher gekommen. Denn nur das kann und soll förderlich sein und für förderlich gehalten werden, was eine Beziehung auf das höchste Allgemeine 2c. oder auf Gott in sich aufgenommen hat und an sich ausdrückt. Weil nun aber eine solche fromme Gesinnung und ein demgemäßer Wandel sich häufig abstract gegen die Realität und die Forderungen der Endlichkeit verhielt, und diese letztere also in ihrem Werthe als Mittel des Ausdrucks des Göttlichen nicht gehörig anerkannt wurde; der neuern und neuesten Zeit es aber gerade eigen ist, die Wirklichkeit wieder in ihre gebührende Rechte auf Wahrheit und Leben einzusetzen, so hat dies Wort in der letzten Zeit auch einen starken Nebenbegriff einer sogenannten forcirten, abstracten oder gar geheuchelten Gottergebenheit erhalten und

ein Frommer als Gattungsbegriff genommen, wird fast geradezu in dieser Bedeutung genommen. Soll aber das Wort in seine absolute Würde eingesetzt werden, so muß fromm diejenige Anschauungs-, Gesinnungs- und Handlungsweise bezeichnen, welche durchdrungen ist von den Beziehungen aller Dinge zu Gott (im christlichen Sinne), aber auch von den Beziehungen zu diesen, insofern sie nämlich als Mittel der Manifestirung des göttlichen Geistes dienen, und die Sprache hat daher darauf zu dringen, dem gedachten Worte diese Bedeutung unterzuschieben, insoweit dies nur immer der Art der Gottergebenheit entspricht, die zu einer Zeit bei einem Volke lebendig und herrschend ist.

Wenn nun die allgemeine Stillehre nicht weiter gehen konnte als zu der Vorschrift, daß das Wort, so weit es nach den übrigens gerechtfertigten Zwecken der schriftlichen Aeußerungen geschehen kann, wenigstens die relative Würde nicht verletze, d. h. daß sie das Rohe, Gemeine, Grausige, Kindische ꝛc., überhaupt das Schlechte und das blos oder Gemein-Natürliche nicht sinnlich bezeichne und lautlich gleichsam abmale (vergl. I. §. 56. S. 172 ff.), hat die Idealstillehre, wie aus der in Bezug hierauf entwickelten Bestimmung der Sprache und des Worts mit Nothwendigkeit von selbst hervorgeht, darauf zu dringen, daß es in einer positiveren Weise die relative Würde an sich ausdrücke, und hierdurch also sich allmälig seiner absoluten immermehr nähere, und das Siegel der immer lebendigeren Beziehung auf Gott und die Welt aufgeprägt erhalte. Und da nun das blos Natürliche, das in und an den Menschen ist und durch ihn hervorgeht, gleich ist dem Schlechten; das Geistige dagegen das allein Gute ist; jenes Natürliche aber Werth und Geltung erhält, als und insofern es Ausdruck und Träger des Geistes ist, so hat demnach das Wort im Sinne des Idealstils nicht nur zu vermeiden, was das Schlechte und blos Natürliche sinnlich ausdrückt und abmalt, sondern namentlich auch darauf zu dringen, daß einerseits die Bedeutung der Wörter geistigerer Art werde; andrerseits aber daß diese geistigere Bedeutung auch den möglichst sinnlichen oder malerischen und plastischen Ausdruck durch die Sprache empfange, weil, wie wir vorhin (II. §.) sahen, hiervon das nähere Hereintreten einer derartig gedachten Vorstellung in die Realität abhängt.

Wie es endlich anzufangen sei, daß der Stilist den Wörtern, die er gebraucht, diese Eigenschaft möglichst einpflanze, — darüber ist weiter nichts im einzelnen, im allgemeinen aber das zu sagen, daß er seine Anschauungs-, Gesinnungs- und Handlungsweise der christlichen Ideen gemäß zu bilden suchen muß. Denn hat seine Erkenntniß einmal diese Form gewonnen, und verhält er sich dieser gemäß auch praktisch zu den Dingen, — was eine Erwärmung seines Gemüths für die ideale Gestaltung voraussetzt, so hat dies in der mehrentwickelten Weise die Wirkung auf seine sprachbildende Kraft auch nach der gedachten Beziehung. Die religiöse Vorschrift fällt also hier, wie sie dies, wenn sie sich selbst richtig faßt, immer vermag, mit der ästhetischen und wissenschaftlichen Vorschrift zusammen, und wir werden noch in mehreren Puncten Gelegenheit haben, daran zu erin-

nern, wie die Idealstillehre in unserem Sinne eben so wohl stilistisch insbesondere als auch ästhetisch und religiös- so wie national- erziehend überhaupt wirken muß.

Von demselben Gesichtspuncte aus ist, wie sich von selbst versteht, auch die Kritik in Beziehung auf die Würde der Bedeutung des Wortes zu fassen.

§. 7.

Das Wort nach Seiten seiner Klarheit, Deutlichkeit und Durchsichtigkeit.

Um aus tieferem Grunde zu entwickeln und zu begreifen, was Klarheit und Deutlichkeit ꝛc. des Wortes sei, und warum diese Eigenschaften nothwendige Qualitäten desselben im Sinne des Idealstils sind, müssen wir uns aus der eben (II. §. 3.) gegebenen Erklärung der ursprünglichen Entstehung der Sprache und des Wortes das vergegenwärtigen, daß das Motiv zur Entstehung eines Wortes oder auch nur einer neuen Modification eines bereits vorhandenen, möge jenes Motiv nun aus der gegenständlichen Aeußerlichkeit oder aus unsrer Körperlichkeit allein oder endlich nur aus unserm Geiste hervorgehen, dennoch analogisch immer gleichzusetzen ist einer auf bestimmte Weise geschehenen Erregung unsrer Empfindung, oder — insofern die geistige und sittliche Natur des Menschen in gewissem Grade bereits entwickelt und wirksam mitgedacht wird — unsres Gefühls, so wie, daß diese Erregung gleichzusetzen ist einer Anspannung, der daher eine ihr entsprechende Abspannung mit Nothwendigkeit und also Unwillkürlichkeit folgen muß. Insofern diese Abspannung hier aber als durch den Laut (Sprachlaut) geschehend gedacht wird, und daher eine energische Thätigkeit des Individuums dem Eindrucke gegenüber mit in sich schließt, ist sie zugleich ein Product desselben, in welchem Inhalt und Form in unwillkürlicher und immanenter Einheit erscheinen. Noch näher zergliedert und auseinander gehalten ist aber der Inhalt die bestimmte Erregung des Totalgefühls als ein Einzelnes und Ganzes überhaupt; die Form dagegen die energische Beziehung, in welcher diese Einzelheit des Eindrucks zu der Totalität des Gefühls getreten ist. Der Punct, von welchem aus bezogen wird, und der zugleich der thätige oder beziehende als der terminus a quo selbst ist, ist die empfindende Totalität, über welche sich der Eindruck als noch ununterschieden von dieser ergossen hat; insofern die Totalität aber beginnt, diesen Eindruck von sich zu unterscheiden, ihn sich seiner Ganzheit gegenüber als einzelne und besondere, an ihr vorgehende Erscheinung zu subsumiren, tritt eben eine Beziehung ein; der Eindruck wird der energischen Totalität Gegenstand und terminus ad quem, und diese besondere und bestimmte Art der Beziehung, die zwischen den beiden Gliedern eingetreten ist, gibt die Form für den besonderten Eindruck als Inhalt überhaupt. Denkt man sich nun, wie man muß diese besondere Art des Eindrucks als in die Totalität des Gefühls gleichsam eingelegte Linien, oder — insofern sich diese energisch und productiv zu demselben verhält — als figurirte Erhabenheiten, so ist klar, daß, je mehr diese heraustreten, d. h. je mehr die beziehende Totalität den Eindruck als einen von sich verschiedenen

Gegenstand erkennt und je schärfer, bestimmter und entschiedener also der Verstand ihn dem Totalbewußtsein subsumirt, desto mehr auch der Eindruck bestimmte Aeußerlichkeit haben und sich gegenständlich unterscheiden und fassen lassen muß, wenn er auch selbst Product der energisch sich verhaltenden Totalität ist, und diese sich in demselben in besonderter Weise manifestirt und abspiegelt. In dem Maße also, als der Eindruck eine Form gewinnt oder als die Beziehungen zwischen dem Eindrucke und der Totalität schärfer und bestimmter, einem äußern Gegenstande ähnlich, hervortreten: in demselben Maße ist er befähigt, von dem Verstande als besonderer unterschieden und kategorisch gefaßt zu werden, d. h. das Wort als das gedachte Product wird verständlicher und, — insofern eben bestimmte und scharfe Gränzen zwischen der Totalität und dem Eindrucke als Gegenstand unterliegen, und keine Trübheit mehr an ihnen stattfindet — klar. In Hinsicht darauf endlich, daß sich in dem Worte als dem Producte jenes besonders gefaßten Eindruckes zugleich die Totalität des wortfähigen Individiuums, wenn auch nur in besonderter Beziehung auf diesen, kund gibt, und die eine ohne Ausdruck der Beziehung auf den andern nicht erscheinen kann und umgekehrt, dennoch aber auch eines von dem andern geschieden gegeben ist, ist das Wort deutlich, oder — dieselbe Eigenschaft in noch höherer Potenz gefaßt — durchsichtig.

Verständlichkeit, Klarheit, Deutlichkeit und Durchsichtigkeit sind demnach nur verschiedene Grade und Potenzen einer und derselben Eigenschaften des Worts, die wir als diejenigen bestimmen können, durch welche die verschiedenen Grade der Bestimmtheit hervortreten, in welchen es auf ein Totalgefühl oder Totalbewußtsein bezogen ist, und durch die es als eine für sich bestehende Aeußerlichkeit erscheint.

Da es nun aber Zweck der sprachlichen Aeußerung ist, sich und Andern sein Inneres durch Gedanken in Worten so viel als möglich gegenständlich zu machen, dies aber eben nur in dem Maße geschehen kann, als die Worte klar und deutlich 2c. sind, so folgt von selbst, daß Klarheit, Deutlichkeit 2c. nothwendige Eigenschaften für das Wort im Sinne des Idealstils sein und warum sie es sein müssen; es folgt, daß die Idealstillehre diese Eigenschaften in positiver Weise so viel als möglich verlangt, und sich nicht wie die allgemeine Stillehre damit begnügen darf, daß es sie nur im negativen Sinne besitze und daß es also nicht geradezu unverständlich und undeutlich 2c. sei.

Nicht minder geht aus der Erklärung dieser Eigenschaften und aus der Entwickelung ihrer Nothwendigkeit in Hinsicht auf Zweck und Natur der Sprache hervor, wie es der Stilist anzufangen habe, daß er im Gebrauch der Worte ihnen dieselbe gebe.

Indem nämlich die Deutlichkeit 2c. nach dem Maße positiv hervortrat, als er den Eindruck, der ihn zu einem analogen Ausdruck durchs Wort veranlaßt, von seiner Gefühlstotalität als einen besonderen unterscheidet, gleichwohl aber die wechselseitige Beziehung von beiden vollkommen und lebendig im Bewußtsein behält; dies alles aber wiederum nur dann leicht von statten geht, wenn der Eindruck als bestimmter einzelner in der Gemüthstotalität subsumirt wird, und der erstere von seinem natürlichen Zusammenhange

mit der letzteren losgetrennt, die Beziehung zwischen beiden aber im Geiste festgehalten wird, so kehrt sich die Frage darnach um, zu bestimmen, wie es der Stilist anzufangen habe, daß ihm eine solche Trennung und Subsumtion der besonderen Eindrücke von und unter seine Totalität am besten gelinge? Die Beantwortung dieser Frage gehört aber, da sie mit der Bestimmung der sittlichen und geistigen Thätigkeit und Aufgabe des Menschen zusammenfällt, zu der schwierigsten, und wir können daher nur insoweit einen Blick in dieselbe eröffnen, als dies zur Erreichung unseres vorliegenden Zweckes unumgänglich nöthig erscheint. Gehen wir aber von der Erfahrung aus, wie gerade dem reichen und tieferen Gemüth und dem für die Realisirung seiner idealen Anschauungen erwärmten Willen gegenüber dem sogenannten scharfen Verstandesmenschen oder dem flacheren oder auch dem fast blos in der lebendigen Wirklichkeit lebenden Geiste es viel schwerer wird, diese seine Anschauungen zu objectiviren und seinem Ausdrucke die Eigenschaft der leichten Verständlichkeit, vollkommener Klarheit oder noch mehr der Durchsichtigkeit zu geben, so läßt sich schon im voraus erkennen, wo der Knoten sitzt und wie er zu lösen ist. Da nämlich jeder Mangel der Klarheit daher rührt, daß der Gegenstand einestheils zu allgemein oder zu wenig in Rücksicht auf die bestehende Wirklichkeit, anderntheils jedoch in vielfachen Beziehungen zu vielen andern Gegenständen gefaßt ist; hierdurch aber das Hervortreten jenes als eines einzelnen eben sowol als sein bestimmtes Fassen unter immer höhere kategorische Einheiten und Allgemeinheiten erschwert wird, so folgt, daß, wenn auch der Stilist die Vorbedingungen zur Bildung guter neuer Wörter und Wortmodificationen in erwärmtem Gemüthe, hellem Verstande und hinlänglicher Bildung des Sprachgefühls besitzt, er doch hauptsächlich noch dahin streben muß,

1) daß er sich eine möglichst feste und deutliche Weltanschauung erwirbt, welche wie wir vorhin (II. §. 6.) gesehen haben, durch keine andre als die geistige Erfassung des Christenthums vermittelt sein kann.

2) daß er seine besonderen Anschauungen so genau als möglich in Beziehung auf die analogen Gegenstände der Wirklichkeit setzt und jene dadurch immer bestimmter und reiner individualisirt.

3) daß er diese Anschauungen von seinem Bewußtsein aus an der bestehenden nationalen Allgemeinheit reflectirt, — was dadurch geschieht, daß er sich den geistigen Inhalt seines Volks mit näherer Beziehung auf den besonderen Gegenstand zu eigen macht und seine besonderen Anschauungen an jenen vergleicht und sie mit diesem sowol als mit der Idee der christlichen Religion in Beziehung setzt. Wir sehen daraus, daß ein undeutliches Wort entweder an einem Mangel seiner individuellen oder seiner nationalen Bedeutung leidet, — wovon wir in den nächsten Paragraphen insbesondere sprechen, und wo wir daher auch erst ins einzelne gehende Bestimmungen geben können. In unserm Provincialdialect gibt es manches vortreffliche Wort voll Individualität und Wärme: dennoch würde es schwer sein, es unmittelbar in die Schriftsprache zu verpflanzen, weil es eben nicht an

dem nationalen Geiste überhaupt reflectirt ist: vielmehr muß es, um zu einer solchen Aufnahme tüchtig zu werden, aus der Brutwärme seiner Heimat durch die Nation wandernd und fremd scheinend erst wieder ins Vaterhaus zurückkehren, oder es muß nach Form und Bedeutung so glücklich gestaltet sein, daß es nur seines Auftretens bedarf, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Die augsburger A. Zeit. gebrauchte z. B. neulich an geeigneter Stelle den in der hochdeut. Schriftsprache nicht geläufigen Ausdruck „Waranten" des Friedens. Die dem deutschen Ohre nicht nur gemäße sondern auch kräftig klingende Gerundialform und die Bedeutung des Worts, die sogleich in den schon bekannten Wardein, werthen (f. würdigen), Guardian, so wie in dem niedersächsischen warden (f. Werth bestimmen), dem franz. guardien, dem engl. L. warrant etc. tief greifend hervortritt, spricht sogleich so entscheidend für die Güte und allgemeine Brauchbarkeit des Worts, daß sich wol schwerlich ein Grund, und nicht einmal ein bloßer Gefühlsgrund, gegen die Aufnahme desselben ins Hochdeutsche erheben würde: schwerlich aber möchte dies auch mit dem Worte „Mächler" der Fall sein, das Göthe dem französischen faiseur nachbildet, oder mit „Buhrschaft, Buhrsprache, Säkeln (secula) Speiern" ꝛc., — Wörter, die Niebuhr gebraucht, und zwar aus Gründen, die wir weiter unten (II. §. 9.) näher berühren. Vergl. auch I. §. 58. S. 158 und öfter.

Weniger entscheidend ist in Hinsicht auf Deutlichkeit ꝛc. die besondere Bestimmung des Schreibens. Denn wenn auch allerdings in rein wissenschaftlichen und technischen Werken Wörter erlaubt sind, die nur den wissenschaftlich und gelehrt oder technisch Gebildeten verständlich sind, so muß der Idealstil doch immer mehr auf Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben und also auch immer mehr nicht nur auf Vermeidung aller blos exclusiv verständlichen Worte dringen, sondern auch darauf, das diese durch entsprechende andere positiv ersetzt werden, — worüber, wie dies zu geschehen vermag, §. I. 56, II. §. 5. und öfter nähere Bestimmungen gegeben sind.

§. 8.

Das Wort von Seiten seines individuellen Gepräges.

So wie es in der christlichen und absolut vernünftigen Bestimmung des Menschen liegt, daß er durch eine wirksame, d. h. auf bestimmte Gegenstände gerichtete Thätigkeit den göttlichen Geist kundgebe, und diesen also hierdurch immer mehr, nämlich nach Maßgabe der bestehenden Wirklichkeit, weiter verwirkliche; hierin aber nothwendig liegt, daß die Gegenstände in ihrem blos natürlichen und wirklichen Sein eine immer bestimmter und individueller dem Geist gemäße Gestalt annehmen sollen; und so wie ferner der Realisirung einer solchen idealen Gestaltung immer eben erst die Idee oder die Vorstellung davon im Geiste vorausgehen muß, die Sprache also als die treueste Bewahrerin der Vorstellungen, auch die entsprechendste Vermittelung zur Verwirklichung derselben ist: so ist auch zugleich ausgesprochen, daß die Sprache und mithin auch das Wort eine immer mehr vordringende Individualisation seinem mehrausgesprochenen Zwe-

gemäß zur nothwendigen Bedingung der Erfüllung desselben haben muß. Indem nämlich die Gegenstände in immer bestimmteren Beziehungen zu sich selbst und zu andern gefaßt und ihrer geistigen Idee gegenüber angeschaut werden sollen, erzeugen sich neue Vorstellungen und durch diese Realitäten, und hierdurch wird der reale Inhalt der Sprache und von da aus der Wirklichkeit selbst vermehrt. Und so wie ein solches thätiges Verhalten in der christlichen Bestimmung des Menschen liegt, so liegt ein productives Verhalten der Sprache gegenüber in der Bestimmung der Sprache oder der Sprachfähigen, und insbesondere ist es dann die Idealstillehre, welche ein solches Verhalten positiv einzusetzen hat. Diejenige Seite des Worts in seiner idealen Bestimmung also, nach welcher es eine näher bestimmte Vorstellung oder eine solche Modification der bereits vorhandenen auszudrücken hat, ist seine Individualität, deren Abprägung in Form und Bedeutung als positive Eigenschaft von dem Idealstil gefordert werden muß. Freilich kann nicht jedes Wort, das der Idealstilist gebraucht, individueller und also neuer sein (denn was wir hier Individualität nennen, heißt in der früheren Stillehre, obwol in engerem Sinne, Neuheit) als die bereits vorhandenen Vorstellungen: aber wenn die rechte Intention und der rechte Beruf zum Schreiben da ist, so wird wenigstens das eine und andre Wort so erscheinen, und allerwenigstens muß ein Begriff durch die Darstellung des Ganzen näher bestimmt hervortreten, denn ohne dieses wäre der Zweck des Schreibens vor dem Idealstile nicht gerechtfertigt.

Zurückweisend auf das, was in I. §. 57. S. 178 ff. über die Art gesagt ist, wie, objectiv genommen, ein Wort individueller werden könne, fragt es sich hier nur noch, wie dies auch subjectiv der Fall sein kann oder wie es der Stilist anzufangen habe, daß er seinen Worten ein individuelles Gepräg gebe, — worauf im allgemeinen zur Antwort dient, daß alles was vorhin (II. §. 7.) über die Mittel zur Erlangung der Deutlichkeit und Durchsichtigkeit gesagt ist, auch in Beziehung auf Individualität seine Anwendung findet. Im besonderen aber ist es die fortgesetzte geistige Thätigkeit an einem bestimmten Gegenstande, die vielfachere Beziehung, in die derselbe mit sich selbst und andern gebracht wird und die Beleuchtung desselben von seiner gegebenen Wirklichkeit aus an dem Lichte seiner Idee, die er in der allgemeinen Idee des Geistes hat, welche dem Schreibenden die Macht des individuellen Ausdruckes gibt, der dann zugleich auch, wie wir weiter (II. §. 10.) sehen, leicht ein concreter werden kann.

So wie ein Theil dessen, was wir hier unter individuellem Gepräg verstehen, in früheren Stillehren unter der Eigenschaft der Neuheit verstanden wurde, wird ein anderer Theil unter der der Angemessenheit begriffen, ohne daß jedoch weder die eine noch die andere den Begriff der Individualität erfüllt. Denn angemessen ist freilich der Ausdruck, wenn er dem, was der Schreibende sagen will, vollkommen entspricht, und ihm weder zu weit oder zu eng ist: in dem Fall unangemessen zu sprechen, kömmt aber eben nur der, der den geistigen Inhalt seiner Nation, einem besonderen Gegenstande

gegenüber, noch nicht gehörig aufgefaßt hat, oder dessen geistig individualisirende Thätigkeit dem Gegenstande in seiner Wirklichkeit einer- und der davon gefaßten Idee anderseits gegenüber nicht hinlänglich entspricht.

§. 9.

Das Wort von Seiten seines nationalen Gepräges.

Damit Sprache im eigentlichen Sinne entstehe, bedurfte es, wie wir bereits mehrmals erkannt haben und weiter unten noch näher im Zusammenhange erkennen werden, daß, was sie, in ihren ersten Aeußerungen ergriffen, eben nicht ist, sie Mittel der Mittheilung geworden sein müsse. Zur Mittheilung gehört aber, als durchaus nothwendig, eine Neigung von dem Mittheilenden zu dem, auf welche sie gerichtet ist, so wie von diesem zu jenem. Eine solche Neigung findet aber, ehe die sittliche und geistige Natur des Menschen einigermaßen wenigstens erwacht ist, durchaus nur innerhalb der Familie statt, und es ist naturgemäß, daß zwei einander fremde Individuen sich auch einander abstoßen und feindlich betrachten, so daß, wenn nicht eben sittliche und geistige Zwecke dazwischen träten, jeder den andern, dem er sich nicht familienmäßig zugeneigt fühlt, aus dem Wege räumen, d. h. todt schlagen würde. Nur durch die Familie also vermag zunächst Sprache zu entstehen, und fragen wir noch näher, was dieser Neigung und dieser darin bedingten Mittheilung durch Sprache zu Grunde liegt, so ist es die Gegenseitigkeit oder das Gefühl von dem Enthaltensein des einen in dem andern.

Das Kind weiß, d. h. fühlt sich ohne die Eltern oder die Geschwister nicht vollständig und die Eltern wieder nicht ohne das Kind u. s. w. und dies Gefühl oder dies Wissen, daß unsere Existenz in gewissen andern ergänzt ist, bringt das Hinneigen oder das Einschließen des Andern in den Ersten hervor, — welches, da es gegenseitig ist, und insofern es sich energisch verhält, Producte hervorbringt, an welchen beide Theile mehr oder weniger gleichmäßig Antheil haben. Eine dieser Productionen ist auch die Sprache. Indem nämlich ein Eindruck einen anfangs rein unwillkürlichen, die Zwecke der Mittheilung noch nicht in sich fassenden Lautausdruck zur Folge hatte, schiebt eben die Neigung, das durch den Eindruck aufgenommene denjenigen, die ich als Ergänzung meiner Person erkenne, mitzutheilen, jenen Ausdruck als Mittel dazu unter und läßt ihn, da er von dem andern in eben der Weise aufgenommen wird als ihn der erstere giebt, zur Bezeichnung des Gegenstandes werden, — was aber eine Gleichheit oder Aehnlichkeit der Gefühls- und Anschauungsweise, also eine Gegenseitigkeit nothwendig voraussetzt. Eine solche ähnliche Gefühlsweise setzt aber wieder eine Aehnlichkeit der sinnlichen Reizbarkeit und überhaupt der Leiblichkeit so wie der umgebenden Gegenstände und aller relativen Bedingungen voraus, unter denen sich das leibliche Leben der Menschen entwickelt. Wir sehen hieraus, daß die allgemeine Aehnlichkeit der leiblichen und geistigen Natur des Menschen zur Entstehung von Sprache nicht hinreicht und daß hiezu vielmehr theils natürliche Verwandt-

schaft, theils Gleichheit und Aehnlichkeit der relativen Bedingungen des Lebens nothwendig ist. Derselbe Sprachkeim, an verschiedenen Puncten der Erde ins Leben gesetzt, erzeugt, wenn auch der Typus im allgemeinen derselbe ist, doch eben soviele Besonderheiten als die Puncte verschieden sind, auf welchen er entkeimt. Gerade diese Besonderheiten sind mithin die Bedingungen der endlichen Erscheinung von Sprache überhaupt, oder mit andern Worten: Sprache wird nur möglich durch Sprachen, d. h. durch specifische Besonderheiten jenes allgemeineren Begriffs.

Nehmen wir nun die andere Seite, die Trennung in der familienartigen Ausbreitung des Menschengeschlechts, hinzu, so sehen wir, daß, indem sich die Familien in immer weiterkreisenden Ringen ausbreiten, und indem sie genöthigt sind, sich örtlich weiter von einander zu entfernen, endlich das Gefühl ihrer leiblichen Verwandtschaft und ihrer gegenseitigen Neigung auch immer mehr verschwindet, bis sich (selbst eine Verbreitung des Menschengeschlechts von einem einzigen Puncte angenommen) zuletzt zwei und mehrere, familienartig näher verwandte Völker oder (mit Rücksicht auf ihre leibliche Abstammung) Nationen (von nasci) als verschiedene, fremde, feindselige einander gegenüberstehen, (welche Verschiedenheit ꝛc. immer tiefer und schärfer auswächst, je mehr die respectiven Nationen im individuelleren Betriebe des Lebens vorschreiten, und je mehr namentlich die sittliche und geistige Natur derselben sich entfaltet), bis sie feindselig gegen einander stoßen und sich gegenseitig beschränken, so daß es von da an erst nationale Unterschiede, d. h. durch die Thätigkeit des Menschen vermittelte Besonderheiten gibt, durch welche sich die durch leibliche Verwandtschaft näher angehörenden Familien in ihrer Gegenseitigkeit erkennen und erhalten. Von hier aus gewinnen die nationalen Besonderheiten nach den verschiedenen Seiten ihrer endlichen Erscheinung auch erst eine sittliche Bedeutung, weil sie nun als die Bedingungen erscheinen, unter denen der Mensch einer näheren realen Allgemeinheit angehören kann, und unter welche er seinen besonderen Willen zu subsumiren hat. Der Menschheit überhaupt kann er daher nur unter den Bedingungen angehören, unter denen er einer Nationalität angehört, weil ohne dies die Vermittelung der Gegenseitigkeit fehlen würde, und nur indem die Nationalitäten vom Geiste aus zu Gegenseitigkeit gelangen, gelangt der einzelne auch zur wahren Menschlichkeit, nicht nur der Idee sondern auch der Wirklichkeit nach. Hierdurch erhalten nun die nationalen Besonderheiten auch für den Geist ihre Bedeutung, indem er sie als die Mittel erfaßt, durch welche der Mensch zur wahren Humanität gelangen, und also seine Bestimmung auf Erden erreichen kann.

Das bestimmteste, klarste und allgemeinste unter den nationalen Besonderheiten, durch welche die Gegenseitigkeit der integrirenden Volksglieder vermittelt wird, ist nun die Sprache derselben; die Nationalität der Sprache mithin der Inbegriff aller der sprachlichen Besonderheiten, durch welche die Gegenseitigkeit der Glieder eines Volkes vermittelt wird, und das nationale Gepräg einer Sprache insbesondere der positive Aus-

druck einer solchen nationalen Besonderheit. Auf der Bewahrung derselben beruht in der That die Möglichkeit der Existenz eines Volkes als eines besonderen: darum nennt man sie mit Recht das Band, das seine Glieder zusammenhält; deshalb wird ihre Bewahrung zur Pflicht, die einem jeden, der höheren Zwecke gemäß, die durch die Sprache erreicht werden sollen, als einer heiligen obliegt.

Daß aber nach allem diesem die Möglichkeit der Entstehung und der lebendigen Existenz einer Sprache an jene auf natürliche Verwandtschaft sich gründende Neigung zur Gegenseitigkeit so wie die Bewahrung derselben auf einem sittlichen Thun der Volksgenossen im Sinne und Geiste ihrer Vorfahren beruhe: — davon überzeugt man sich auf das gewisseste an den Erscheinungen, die uns die Geschichte auf diesem Gebiete und in dieser Hinsicht vorführt. So wie nämlich ein Theil der Familien, in Bezug auf einen ursprünglichen Familienstock, sich örtlich zu weit von diesem entfernt, daß es alle Erinnerung an seine verwandtschaftliche Abstammung von demselben verliert; namentlich aber, wenn es dadurch andere Sitten und eine andere Lebensart annimmt und also einen andern Charakter an sich ausprägt, so erzeugt sie sich auch, wenn gleich die sprachliche Urverwandtschaft noch hindurchspiegelt, dennoch eine in der That andere und neue Sprache. Umgekehrt dagegen bewahrt ein Volk, und wenn es örtlich noch so weit zerstreut wird, seine nationale Sprache, unter der Bedingung, daß es seine Sitte, seinen Charakter, Religion &c. bewahrt, und prägt höchstens dialektische Verschiedenheiten aus. So bewahrten die Griechen, obgleich an allen Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres zerstreut und neben und unter „Barbaren" lebend, doch ihre Sprache, weil sie ihre eigenthümlichen Sitten, ihre Freiheit und ihren Charakter bewahrten: die Juden dagegen, in alle Welt zerstreut, verloren ihre Nationalsprache, weil sie ihre Selbstständigkeit verloren und daher erscheinen sie, wenn gleich noch an gewissen Sitten abstract festhaltend, doch nur unter den Nationalitäten, in deren Schutz sie sich befinden, und sprechen nur die Sprache der Völker, unter die sie sich gemischt haben. Die deutschen Familien in Piemont haben, obwol mitten unter romanischen Völkern wohnend, dennoch ihre Sprache bewahrt, weil sie sich in sich selbstständig und in dem angeerbten Charakter &c. treu erhalten haben, u. s. w. Ein einzelner dagegen, der lange unter einem fremden Volke wohnt, verlernt allmälig seine Muttersprache, trotz aller Bewahrung seiner nationalen Gesinnung, weil ihm eben die Gegenseitigkeit abgeht u. s. w.

Dieser Mangel der Gegenseitigkeit ist nun auch einer der Hauptgründe, warum es keine einzige allgemeine Menschensprache geben kann, und warum die Idee, eine solche herbeizuführen, einen Widerspruch von Begriffen in sich schließt. Denn wenn auch, wie uns die letzten Jahrzehnte gezeigt haben, sich die Mittel zur Vergesellschaftung der Menschen, in einem wahrhaft erstaunenswürdigen Maße vervielfältigt haben, und wenn sie, wie vorauszusehen ist, in einem noch unberechenbareren Verhältnisse immer mehr zunehmen werden, und die Völker in der That einander ganz nahe rücken, so daß allerdings ein

allgemeines Verständigungsmittel Bedürfniß wird. Und wenn es ferner allerdings in der Idee der Menschheit liegt, daß sie zu einem Ziele: dem der Realisirung der Idee des Geistes gemeinschaftlich hinstrebe: so kann diese doch eben nur durch Vermittelung besonderer Gemeinsamkeiten geschehen, die sich in sich als organische Glieder eines großen Ganzen selbstständig ausbilden. Es würde aber einer solchen organischen Ausbildung widersprechen, wenn man zu irgend einer Zeit eine solche berechnete und gemachte Sprache vom Bewußtsein aus unterlegen wollte. Und dächte man sich die ganze Menschheit, selbst zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, in der Bewegung und zu einem Zwecke vereinigt, so würde, weil die Leiblichkeit der Massen die Entfernung des einen von dem andern und also den Mangel der Gegenseitigkeit von selbst mit sich bringt, weder eine allgemeine Sprache entstehen, noch ein allgemeiner Zweck erreicht werden, und zwar eben weil die Vermittelungen fehlen. Nur durch Vermittelung besonderer Sprachen kann demnach die Idee der Sprache überhaupt; nur durch Vermittelung besonderer Nationalitäten die Idee der Menschheit erreicht werden, und indem der Geist diese Bedingung als eine nothwendige zur Realisirung seiner Ideen ergreift, macht er sie zur freien, wenn er sie diesem Zwecke gemäß ausbildet: — womit also gesagt ist, daß die Einsetzung einer allgemeinen Sprache nicht nur überhaupt in sich selbst widersprechend, sondern auch unzweckmäßig sein würde; daß aber vielmehr die reinere Ausbildung der Nationalität einer Sprache das einzige sichere Mittel ist, sie zu ihrem höchsten geistigen Zwecke hinzuführen.

Ein anderes ist es freilich, wenn man allgemeine Sprache in dem Sinne nimmt, daß bei der nothwendig eintretenden größeren Bekanntschaft und Vereinigung der Menschen und Nationen miteinander, eine besondere Sprache sich vor den übrigen so vergeistiget, daß sie die andern endlich ganz verdränge, und daß diese, zur allgemeinen Schrift- und Conversationssprache wenigstens der Gebildeten sich erhebe. Dies müßte eine solche sein, welche ihrem Inhalte nach die reichste und universell am meisten gebildete, und ihrem Geiste und ihrer Anlage nach eine solche wäre, welche die Aufnahme der andern ihr an Werth gleichstehenden Sprachen am leichtesten in sich vermitteln könnte: eine solche also, welche innerhalb ihres Idioms der Idee der Sprache am nächsten käme, und die Möglichkeit am entschiedensten in sich trüge, sich ihr fortschreitend immer mehr zu nähern: gegen eine solche Annahme ließe sich nicht nur, unserm Dafürhalten nach, nichts erhebliches einwenden, sondern es scheint sogar wahrscheinlich, daß die Sprachen am Ende einen solchen Gang nehmen werden, — was wir aber, als eine bloße Fernsicht, hier nicht weiter verfolgen und begründen. Man vergleiche übrigens, was bereits früher (I. §. 10.) über allgemeine Sprache gesagt worden ist.

So viel steht aber fest und geht aus den erörterten Gründen mit unumstößlicher Nothwendigkeit hervor, daß jede Sprache diese zwiefache Pflicht auf sich habe, erstens ihre Nationalität nicht nur zu bewahren, sondern auch vom Bewußtsein aus immer vollkommener auszubilden und bestimmter auszuprägen, zweitens aber auch, den geistigen Inhalt

anderer Sprachen in sich aufzunehmen, in sich von neuem zu produciren und durch ihr Idiom zur Erscheinung zu vermitteln. Hierdurch stößt die Sprache ihre Einseitigkeiten ab, und indem sie die andern Nationalitäten durch sich gleichsam hindurchgehen läßt und das fremde Brauchbare sich assimilirt, erfüllt sie sich mit immer reicherem Inhalte und nähert sich einem realen Universalismus, immer aber, indem sie auf der Basis der Nationalität bleibt und diese nur im geistigen Sinne allgemeiner ausbildet und sie so zu ihrer höchstmöglichen Potenz erhebt.

Während in den bisherigen Stillehren die Eigenschaft der Nationalität immer nur unter dem engeren und eigentlich nur negativ gefaßten Begriffe der Sprachreinheit empfohlen worden ist, und während die allgemeine Stillehre allerdings (I. §. 58—62) nicht weiter gehen kann, als die Vermeidung alles dessen zu gebieten, was der Reinheit, oder noch bestimmter, der Nationalität der Sprache zuwider ist, hat die Idealstillehre begreiflicher Weise die Pflicht auf sich, zu gebieten, daß nicht nur alles zu entfernen ist, was der Nationalität der Sprache entgegen läuft, sondern diese selbst immer bestimmter und positiver auszuprägen und äußerlich zu machen. Da dies aber in vollständiger Weise nur durch Aufnahme des Inhaltes und Geistes der andern Sprache möglich ist, so fragt es sich, wie diesen beiden sich scheinbar widersprechenden Forderungen der Bewahrung des eignen und der Aufnahme des fremden genügt werden kann.

Handelte es sich nämlich nur um jenes negative Bewahren der Reinheit und Nationalität, so könnte man leicht erklären und sagen, daß eine Sprache in ihren zufälligen Berührungen mit andern, namentlich aber in unglücklichen Epochen (wie sie die deutsche im 16ten und 17ten Jahrh. erlebte), in welchen sie ihr Selbstvertrauen verliert, sich ganz den Einflüssen anderer aus verschiedenen Ursachen ꝛc. ergibt und allmählig eine Menge von fremden Wörtern, und zwar nach verschiedenen Graden der fremden Gestalt und Bedeutung in sich aufnimmt, diese allmählig auch wieder verdrängt und durch einheimische Ausdrücke ersetzen müsse. Man könnte ferner sagen, daß die bei solchem Streben der Einsetzung heimischer Wörter an die Stelle fremder nicht selten unglücklich gebrauchten veralteten und provinciellen (Archaismen und Provincialismen) so wie die unglücklich neugebildeten Wörter (Neologismen) zu vermeiden seien (vgl. I. §. 58 ff.), weil ihnen, bei der subjectiven Einseitigkeit ihres Gebrauchs, das zustimmende Gefühl der Gegenseitigkeit und mithin das nationale Gepräge abgeht: allein hiermit ist die Sache nicht abgethan. Vielmehr hat der Idealstil die Mittel und Wege anzugeben, wie der fremdher aufgenommene Inhalt beständig im Geiste zu einem eignen umgewandelt werde und einen eigenen nationalen Ausdruck erhalte. Dies kann aber, weil, wie wir nun öfters gesehen haben, die sprachliche Zeugungskraft einerseits auf der Erwärmung unsers Gemüthes für die ideale Gestaltung eines Gegenstandes, — also auf der individuellen Erkenntniß eines solchen in seiner Wirklichkeit und auf dessen idealer Anschauung beruht, so wie auf

der Einsetzung dieser ins Leben, so wie andrerseits auf einem reichen und lebendigen nationalen Sprachgefühle nur geschehen:

1) durch Stärkung, Bildung und Bereicherung unsres nationalen Sprachgefühls, — wozu die I. §. 58 ff. näher erörterten Mittel des Studiums der vaterländischen Sprache in ihren älteren und neueren Dialecten, des Studiums der classischen Schriften der heimischen Literatur, des vergleichenden Sprachstudiums 2c., so wie alle die Mittel dienen, durch welche die Anschauung und Erkenntniß der nationalen Sprache und ihrer Wichtigkeit 2c., so wie die Liebe für dieselbe erweckt wird, — bei welcher Gelegenheit wir wiederholt auf die der Staatsbehörde immer unabweislicher obliegende Pflicht hindeuten, das Studium der älteren deutschen Sprache und Literatur in allen wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten anzuordnen und einzurichten.

2) Durch immer vollständigere und richtigere Erfassung des Inhalts und Geistes der fremden Literaturen überhaupt und der praktischen und lebensvollen Anwendung dieses Erfassens auf bestimmte Gegenstände der Wirklichkeit, und durch alle die Mittel, durch welche uns ein Gegenstand als individueller klar und deutlich wird (vgl. II. §. 7 u. 8).

3) Durch eine solche ideale Anschauung der Dinge, wie sie der christlichen oder der Idee des Geistes gemäß ist, — worüber wir uns II. §. 6 in der Erklärung der Würde als einer nothwendigen Eigenschaft des Worts im Sinne des Idealstils näher ausgelassen haben, und worauf wir deshalb lediglich zurückweisen.

Was endlich das nationale Gepräge in Beziehung auf ein einzelnes bestimmtes Wort und den Standpunct betrifft, den die Kritik dabei zu nehmen hat, so verweisen wir wiederum auf I. §. 58 ff., wo ausführlichere Regeln und Grundsätze darüber aufgestellt sind, und führen nur noch einige Beispiele auf. Wenn Niebuhr in dem schönen Streben, seinem Ausdrucke ein nationales Gepräge zu geben, veraltete oder provinciale Wörter, wie Mundherr (für προστάτης, nach Roths Vorgange), Häuslergärten, die Lauben für porticus, Rinnsal, Feldhauptmann für tribunus militaris c. pot. cons., Statthalter für interrex etc. gebraucht, so wird man darin nur eine beifallswerthe Erweiterung der älteren entsprechenden Begriffe erkennen, und gestehen müssen, daß die fremden Begriffe durch den nationalen Ausdruck passend umfaßt sind. Wenn er dagegen von Brüchten, Instenstellen, Reisläufern, Buhrsprachen und Buhrschaften, von Säkeln (saecula), Bodmerei, Handfesten, Speiern 2c. spricht, so wird man gestehen müssen, daß der Gebrauch dieser Wörter trotz ihrer nationalen Wahrheit aus den oben (I. §. 58 ff.) angeführten Gründen, nämlich weil sie altdeutsche Rechtskenntniß 2c. voraussetzen und ihre Wiedereinführung nicht weiter vermittelt ist, auch nicht gerechtfertigt werden kann

§. 10.

Das Wort von Seiten seines Wohlklanges.

So unbeschränkt auch die Sprache Abdruck des Geistes, und so unbeschränkt sie eben nur das freieste, allgemeinste und bestimmteste Mittel seiner Manifestirung ist, so behält sie dennoch einen mehr oder minder großen Antheil von rein sinnlicher Stofflichkeit an sich. Dieser ist namentlich größer in den früheren und kindlichen Epochen einer Sprache und wird von den späteren bis auf einen gewissen Grad zerstört: immer aber doch eben nur bis auf einen gewissen Grad. Und selbst wenn es möglich wäre, daß dies bis zu dem Punkte geschähe, daß die Wörter nur noch als zwar unterschiedene, aber an sich durchaus unlebendige Zeichen Geltung hätten, und die körperliche Stofflichkeit der Wörter zu einer blos conventionellen Schattenhaftigkeit herabsänke, so ließe sich leicht nachweisen, daß sie dann gerade nicht mehr im Stande wären, dem Geiste zum vollständigen Mittel des Ausdrucks zu dienen, sondern daß sie diesen Dienst nur auf eine einseitige Weise verrichten könnten. Denn indem, wie wir in den zunächst vorhergehenden Paragraphen gesehen haben, die Lautgestaltung der Wörter eine relative Nothwendigkeit hat und eine innere Analogie zwischen Wort und Bedeutung statt findet, so kann es keine zweite Form geben, die der Bedeutung relativ eben so sehr entspräche. Und ferner würde ein solches blos conventionelles Zeichen gar keiner Geschichte und Entwickelung fähig sein, und auch hierdurch der Entwickelung des Geistes, die in organischer Weise vor sich geht, nicht entsprechen, u. s. w. Wie weit freilich die Zerstörung der sinnlichen Stofflichkeit und wie weit die Bewahrung derselben innerhalb einer Sprache gehen müsse, — darüber läßt sich begreiflicher Weise von vorn herein nichts bestimmen: genug aber, daß ein gewisser Antheil von Stofflichkeit der Sprache verbleiben muß, wenn sie ihre höheren Zwecke vollkommen erreichen soll. Was aber als nothwendige Bedingung einer Existenz gegeben ist, das muß vom Geiste frei ergriffen und als Mittel seiner Offenbarung erkannt und in so weit gepflegt werden, als es ihm hierzu dient, — wodurch dasselbe selbst eine freie geistige oder ideale Bedeutung gewinnt. Indem nun die sinnliche Materialität einer Sprache eine solche Bedingung ihrer Existenz ist, so muß sie auch vom Geiste in der besagten Weise ergriffen und idealisirt werden.

Das sinnlich Stoffliche einer Sprache ist aber nun zunächst das lautliche oder phonetische Element ihrer Wörter, und, da Laut und Ton rc. nur innerhalb bestimmter Zeitmomente wirklich werden oder erscheinen kann, auch das zeitliche Element. Man muß aber, wenn, wie hier, von sprachlichen Lauten die Rede ist, immer noch dies doppelte unterscheiden, nämlich ihre schematische oder figürliche Natur und Bedeutsamkeit, von der weiter unten ausführlicher gehandelt werden wird und ihren eigentlich klingenden oder tönenden Antheil: mit einem Worte, das Musikalische des Lauts, von dem hier allein die

Rede ist, und welches den Vocal ganz und gar erfüllt, den Consonanten wenigstens bis zu einem gewissen Grade inwohnt. Mit andern Worten: wir haben es hier mit der Sprache und den Wörtern zu thun, insofern ihre Laute auch dem Reiche des Tones und Klanges angehören, und insofern diesem Antheile ihrer Natur eine ideale Bedeutung gegeben werden kann. Wollen wir daher, wie wir hier müssen, erkennen, was der Wohllaut, in seinem tiefsten und innersten Wesen ergriffen, sei, und was es mit ihm für eine Bewandniß habe; nicht minder, warum er dem Idealstile als positive Eigenschaft inwohnen müsse, so bedarf es einer gründlichen Betrachtung der Natur des Lautes in seinem Unterschiede und seiner Gleichheit mit der Natur des Tones, — woraus sich bei einer Gegenüberstellung des Zwecks und des Ziels der Sprache die andern Fragen in nothwendiger Folgerung von selbst erledigen werden.

Denken wir uns aber die ganze Reihe von den nahverwandten Begriffen des Schalles, Klanges, Tones, Lautes, Schreies rc., so können wir so abtheilen und bestimmen, daß Schall, Klang und Ton auf der einen Seite stehen, und diejenige durch den Zusammenstoß zweier harter Körper verursachte wellenförmige, das menschliche Ohr erreichende Erschütterung der Luft überhaupt bezeichnen, durch welche eine derselben analoge Empfindung erweckt wird, — ohne Rücksicht darauf, durch welche bestimmte Körper die Erschütterung hervorgebracht ist. Laut, Gesang, Schrei, Interjection, Sprache dagegen bezeichnet die durch die menschliche Stimme hervorgebrachte derartige Erschütterung der Luft.

Schall unterscheidet sich aber von Ton und Klang dadurch, daß Schall jede wellenförmige Erschütterung der Luft (im Unterschiede vom Geräusche als einer unregelmäßigen und unmeßbaren) überhaupt bezeichnet, ohne Rücksicht darauf, daß sie durch bestimmte Körper hervorgebracht wird, und ohne Rücksicht auf Messung und Vergleichung derselben nach Höhe und Tiefe. Klang dagegen ist ein Schall mit Hinsicht darauf, daß er durch irgendwelche bestimmte Körper hervorgebracht wird, — Qualität des Schalles; Ton endlich ein Schall mit Hinsicht auf seine Höhe und Tiefe, — Quantität des Schalles, und auf eine gewisse Qualität zugleich.

Die auf der andern Seite stehenden, sämmtlich durch die menschliche Stimme hervorgebrachten, auch nach Höhe und Tiefe unterschiedenen Töne unterscheiden sich dagegen von einander dadurch, daß Laut einen solchen Ton überhaupt bezeichnet, ohne Rücksicht, ob er durch die Sprachwerkzeuge moderirt ist oder nicht, und ob er mittelbarer oder unmittelbarer Ausdruck der Empfindung ist, d. h., ob er in der Vernunft reflectirt hat oder nicht. Schrei dagegen ist ein Laut, der ohne Einwirkung der Sprachwerkzeuge hervorgebracht wird und der zugleich unmittelbarer Ausdruck der Empfindung ist; Interjection ist ein eben solcher, aber unter Moderation der Sprachwerkzeuge hervorgebrachter. Gesanglaut ist der zwar allgemeine, aber nicht mehr unmittelbare, sondern in der Seele reflectirte Empfindungsausdruck durch den Laut oder die Stimme ohne

Modification durch die Sprachwerkzeuge. Sprachlaut endlich ist der durch die Sprachwerkzeuge moderirte, einer in der Seele reflectirten besonderen Empfindung entsprechende Ausdruck durch den Laut, d. h., der Empfindung mit vorwiegender Beziehung auf einen besonderen Gegenstand. Der Sprachlaut ist demnach der vollkommenste Laut für den Geist, der Gesanglaut für die Empfindung; doch können beide in ihrer nahen Verwandtschaft auch sich mit einander verbinden und geben dann den Gesang im eigentlichen Sinne.

Merkwürdig ist hiebei auch die mittlere Stellung des Vocals zwischen dem Gesang- und Sprachlaute. Denn er wird ohne Einwirkung der Sprachwerkzeuge hervorgebracht und scheint daher ganz dem Gesange anzugehören. Aber erstlich kommt er fast nicht für sich vor, sondern meist nur unter der zügelnden Herrschaft von Consonanten: bei den Fällen aber, wo ein oder mehrere Vocale allein ein Wort bilden, sind sie auch nicht mehr allgemeiner Ausdruck der Empfindung, sondern bezeichnen diese mit überwiegender Beziehung auf einen besonderen Gegenstand. Vgl. auch I., S. 23 ff.

Das Musikalische in einer Sprache liegt nach allem diesem theils in den Interjectionen und in mancherlei gleichsam stehen gebliebenen Gesangestönen, die, wie namentlich in der Lyrik, von lebhaften Gefühlen zum Mitausdruck usurpirt werden, theils in der Vocalisation als der sprachlichen Tonfarbe oder im Sprachgesange, theils endlich, wenn auch in schwächerer Weise, in dem Consonantismus, d. h. in dem Verhältniß, in welchem dieser zum Vocalismus steht, so wie in der besonderen Art, wie sich derselbe zu anderen Sprachen verhält.

Da nun der Wohlklang oder Wohllaut einer Sprache seinem letzten Grunde nach immer auf das Musikalische oder Tonhafte darin zurückkommt, so können wir, nach dem erkannten Verhältnisse des Sprachlautes zum Tone, auch nicht anders auf den Grund des Wohlklangs kommen, als wenn wir untersuchen, was in dem Reiche des Tones, näher in der Musik, wohl= oder mißtönt, und wenn wir, dies als Princip aufnehmend, sehen, wie es sich zu der Natur des Sprachlautes verhält und wie es sich in den höheren Potenzen, in die die Sprache tritt, eben sowol fortgestaltet als erweitert.

Was aber die verschiedenen Ausdrücke von Wohllaut und Wohlklang betrifft, so ist, um dies gleich hier zu erörtern, ein Unterschied derselben nach den vorhin aufgestellten Bestimmungen und nach dem Sprachgebrauche allerdings nicht unbegründet, so daß Wohllaut sich mehr auf das Vocalische oder auf das quantitative Verhältniß des Sprachtones; Wohlklang dagegen, weil Klang das qualitative Verhältniß bezeichnet und die Consonanten, indem sie durch Mitwirkung der verschiedenen Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden, und daher diesem Verhältnisse entsprechen, sich mehr auf das qualitative beziehen würde. Eben so könnte man, weil, wie wir weiter erkennen werden, auch ein gewisses Verhältniß der Sätze zu einander den Wohlklang bedingt, und ein solches auch eine gewisse Qualität des Gedankens voraussetzt, geneigt sein, Wohlklang im Gegensatze von Wohl-

so zu unterscheiden, daß man unter letzterem nur das Klang- oder Tonverhältniß der Wörter, unter ersterem nur das der Sätze verstünde: allein da, wie wir gleichfalls weiter unten sehen werden, das einfachere Verhältniß des Wohllautes in dem vollkommneren immer wieder mit enthalten, und das letztere nur eine Entfaltung des ersteren, jenes in diesem der Anlage nach mithin auch schon gesetzt ist, so hat eine Auseinanderhaltung dieser Begriffe nicht nur keinen Vortheil, wohl aber bringt sie eine so fein liegende Distinction in den zu behandelnden Gegenstand, daß sie die Verdeutlichung eher hindert, als fördert, — daher wir sie denn hier auch ganz fallen lassen.

§. 11.
Fortsetzung.

Jeder Schall, geschweige denn jeder Ton, ist etwas Subjectives, d. h. er existirt nur, indem er als solcher, d. i. also als eine Einheit oder Ganzheit der wellenförmigen Bewegungen der Luft von einem Wesen empfunden oder durch Vermittelung des Ohrs als dem Organe des Gehörsinns in sein Gesammtgefühl aufgenommen wird. Daß also Schall oder Ton nicht an dem Körper haftet, durch den und an welchem derselbe vorgeht, oder mit andern Worten, daß er nicht objectiv sei, läßt sich erkennen, wenn man bedenkt, daß, da er aus einer Hineintragung von Bewegungen in die Theile eines festen Körpers, so wie aus einer Entladung derselben aus sich selbst besteht, von der die erstere eine plötzliche und einmalige, die letztere eine allmälige und daher immer schwächer sich wiederholende ist, dieses Nacheinander auch nur insofern einen Gegenstand ausmacht und nur insofern etwas Existirendes ist, als es von einer Empfindung als ein Ganzes aufgenommen wird, nicht aber insofern es in irgend einem der dazu gehörenden Momente an dem körperlichen Gegenstande selbst haftet. Freilich existirt der Baum, die Wolke und eben so also auch eine Lufterschütterung an sich, aber als Baum, als Wolke, die Lufterschütterung als Klang &c. nur durch eine subjective Empfindung, in die es reflectirt ist, und von der es, als von sich unterschieden, aufgefaßt wird. Nehmen wir hierzu, wie allzuheftige und allzuplötzliche, ingleichen solche Bewegungen, die an einem weniger festen Körper vorkommen, weil sie keine regelmäßigen wellenförmigen Luftschwingungen erlauben, auch vom Ohre nur wie ein ungeordnetes Geräusch, nicht aber als ein in einer gewissen Continuirlichkeit sich entsprechendes und zusammengehöriges Ganze erscheinen, so ergibt sich, daß Klang und Ton &c. nur insoweit vorhanden ist, als er vom Geiste als eine Einheit gefaßt werden kann, — wobei wir die annähernden Fälle der Wirkung des Tons auf die Thiere unberücksichtigt lassen können. Und eben so kann ein Ton als solcher im engeren Sinne, d. h. mit Rücksicht auf seine Höhe und Tiefe auch nur vom Geiste gefaßt werden, weil zu einer solchen Fassung eine Vergleichung gehört: diese aber auch nur vom Geiste vorgenommen werden kann.

Betrachten wir zunächst den Ton als einen einzelnen ganz für sich allein, so finden wir, daß, wenn er durch allzuheftige, allzuplötzliche und scharfe oder unvollkommene Anstöße, d. h. solche entsteht, bei welchen der klingende Körper nicht durchdrungen wird, er unrein erscheint und deshalb das Ohr belästigt. Dasselbe geschieht, wenn sich ein Ton in ganz unregelmäßigen Schwingungen ergießt, oder auch, wenn sich derselbe Ton in regelmäßigen Zeitabschnitten oft wiederholt. Jeder Ton nämlich ist nicht als etwas absolut einfaches zu betrachten, sondern als eine Erfüllung oder Resonanz seiner selbst, und er durchklingt alle Intervalle einer Octave, unter denen vorzüglich die Terz und Quinte als die einfachsten unter seinen akustischen Verhältnissen dem Ohre unterscheidlich bemerkbar werden, in sich durch. Seine Resonanz, die bei Instrumenten nur künstlich unterdrückt werden kann, bildet demnach die in ihm selbst zurückgenommene Einheit des Tones und constituirt ihn erst in einer Vollständigkeit. Dies begreift sich daraus, daß der Ton der Compler der durch den Anstoß an den klingenden Körper hervorgebrachten wellenförmigen Schwingungen ist, welche, weil sie immer flacher werden, den Grundton immer höher zurückgeben, bis er in der Octave den in ihm gegebenen Endpunct erreicht hat, durch den er sich in sich zurücknimmt. Die Ursache aber, warum ein aus irgend einem Grunde unrein klingender Ton das Ohr und das Gefühl belästigt, liegt darin, daß in allen den gedachten Fällen es dem Geiste schwer wird, denselben als eine Einheit zu fassen, und dies wieder aus folgendem Grunde. Jeder Ton wird in die Empfindung als etwas von außen kommendes aufgenommen, und ist gleichzusetzen einer Anspannung der Nerven, oder vielmehr der Ton wird nur durch eine solche empfindbar, die zugleich eine ihr gemäße Abspannung oder Loslassung verlangt. Da aber die durch den Ton angeregte Empfindung nur eine allgemeine oder totale ist, so kommt der Geist nicht wie bei der Sprache zur Loslassung des Eindrucks durch eine demselben entsprechende Production, wie im Worte, sondern diese Loslassung oder Befreiung beschränkt sich auf eine Erfassung des Eindrucks als eines Ganzen durch den Verstand, das er sodann dem Totalbewußtsein subsumirt, es beherrscht und sich auf irgend eine Weise assimilirt. Ist dagegen der Ton in irgend einer Art unrein oder unvollständig, so vermag der Geist ihn nicht als eine Einheit zu fassen, und deshalb legt er sich quälend und entzweiend in die menschliche Empfindung, weil etwas gegenständliches in ihn gekommen ist, das er nicht zu beherrschen und nicht mit sich zu vereinigen vermag, und das ihn so lange mit Unruhe erfüllt, bis das Fehlende des Tons zum Ganzen erfüllt ist. Denn alles, was der Mensch nicht mit sich vermitteln kann, stört und quält ihn; ja es hebt ihn, fortgesetzt, zuletzt auf.

Dieselben Erscheinungen und dieselben Gründe wiederholen sich, wenn ein Ton im Verhältniß und im Zusammenklang mit andern betrachtet wird. Auch hier nämlich consoniren nur die Terz, Quinte und Octave als die einfachsten und daher geradesten Schwingungsverhältnisse eines Tones in sich selber und geben die sogenannten consoni-

renden Accorde; alle übrigen möglichen dissoniren mehr oder weniger eben so wie die einzelnen Intervalle, die nicht (große) Terz, Quinte oder Octave sind, und zwar eben aus dem Grunde, weil sie nicht mehr oder weniger leicht als eine Toneinheit vom Geiste gefaßt werden können, oder weil sie nicht in das einfachste Verhältniß der wellenförmigen Schwingungen fallen, und der Verstand daher mit Ungeduld zu dem nächsten consonirenden Accorde fortgetrieben wird. Ein Accord kann daher als die ausgedrückte Hervorhebung der in einem Tone liegenden intervallischen Momente angesehen werden, und daher nach dem aufgefundenen Principe entweder ganz consonirend oder mehr oder weniger dissonirend sein. Und eben so wie eine Fortschreitung von einem Tone zu andern innerhalb der Intervalle, die sich durch die fortklingenden Schwingungen eines Tones ergeben, in der Melodie consonirt oder mehr oder weniger dissonirt, eben so consonirt oder dissonirt mehr oder weniger eine Fortschreitung der Accorde in der Harmonie, d. h. es entstehen durch Fortschreitung von consonirenden oder dissonirenden Accorden Harmonien oder Disharmonien. Dies wird sogar schon bemerklich an den sogenannten Mollaccorden, d. h. an denjenigen, welche durch die kleine Terz &c. gebildet sind; denn diese streift auch schon ans Dissonirende und entspricht daher vorzugsweise den schwermüthigen Empfindungen. Und endlich läßt sich hieraus auch der Grund erkennen, warum die Composition in dem sogenannten vierstimmigen Satze vor sich geht, und wie, indem die Oberstimme allein selbstständig fortschreitend die Melodie bildet, die andern drei Stimmen nach nothwendigen Gesetzen nur die consonirenden Erfüllungen der einfachsten Verhältnisse sind, in die ein Ton durch seine Schwingungen zu sich selbst tritt.

Alles Consonirende und Dissonirende, Harmonische und Disharmonische in dem Reiche der Töne bezieht sich nach allem diesem einzig auf den Grundsatz zurück und läßt sich psychologisch daraus erklären, daß die Töne an sich oder ihr Zusammenklingen und Fortschreiten mehr oder minder leicht oder schwer vom Geiste als Einheit gefaßt werden können, — was sich namentlich auch an dem beabsichtigten Gebrauche der Dissonanzen und Disharmonien bestätigt.

Gerade nämlich, wie die öftere Wiederholung eines und desselben wenn auch reinen Tones ebenfalls quälend deshalb wird, weil, nachdem er einmal vom Geiste als eine Einheit gefaßt und dem Totalgefühle subsumirt ist, er in seiner Wiederholung denselben nicht zu einer neuen Thätigkeit veranlaßt und ihm eine solche möglich macht, dennoch aber die Empfindung immer wieder von neuem erregt, die nun immer weniger vermittelt und dem Totalgefühle subsumirt zu werden vermag: eben so würde auch eine Melodie und Harmonie, die blos in consonirenden Intervallen und Accorden sich bewegte, gar bald eine Erschlaffung der geistigen Thätigkeit und hierdurch einen Mangel an Vermittelung der durch die Töne angeregten Empfindung mit dem Totalgefühle verursachen und es würde mithin dem Geiste schwerer werden, diese als Einheiten zu fassen und sich zu subsumiren, und so

würden blos consonirende Melodien und Harmonien gar bald unangenehm, ja quälend, zum mindesten aber einschläfernd und erschlaffend werden und wirken. Indem aber Dissonanzen und Disharmonien zwischen die Consonanzen und Harmonien gelegt werden, wird der Geist in eine Spannung und ein ungeduldiges Vordringen seiner Vorstellung nach den nächsten Consonanzen, hierdurch überhaupt aber zu immer sich wiederholender Thätigkeit getrieben, daher man mit Recht sagt, daß durch Dissonanzen 2c. erst Bewegung in die Töne komme. Je mehr der Geist aber in Bewegung gesetzt wird, je leichter erfaßt er die Einheiten der Töne, und da nun in einem ganzen Tonstücke die Einheit oder Idee desselben in eine abwechselnde Menge von einzelnen Consonanzen 2c. und Dissonanzen zerlegt ist, welche letztere zu den ersteren und so zu der einheitlichen Consonanz des Ganzen hindrängen, erscheint dem Geiste dieses nicht in seiner absoluten Einfachheit, sondern in einer Reihe von Expositionen, die er durch seine Thätigkeit vermittelt hat: mit einem Worte, es erscheint ihm als eine durch das freie Spiel seiner Kraft vermittelte Einheit von Manigfaltigkeiten. Auf dem richtigen Gebrauche der Dissonanzen 2c. im Verhältniß zu den Consonanzen beruht mithin alles musikalische Interesse und Wohlgefallen, wie zugleich auch hierdurch die Manigfaltigkeit des musikalischen Inhalts gewonnen wird.

Weil nun die Darstellung eines ganzen Tonstücks, sei es noch so klein oder noch so groß, nur in der Auseinanderlegung seiner Einzelheiten besteht, die ein nach allen Seiten hin bestimmtes Verhältniß zu demselben haben, diese Auseinanderlegung aber nur successiv vor sich gehen kann, so folgt ferner, daß die Töne als solche Einzelheiten auch in einem bestimmten Zeitverhältniß zu einander stehen müssen. Und weil endlich ein Ton vor dem andern stärker oder intensiver hervorgebracht werden kann, beziehungsweise hervorgehoben werden muß, wenn zeit- und tonbare Einzelheiten als ein näher zusammengehöriges Ganze sinnlich faßbar gemacht werden sollen, so folgt, daß die Töne auch in einem bestimmten Verhältniß der Intensität stehen müssen. Jenes gibt die musikalische Quantität, dieses den musikalischen Accent ab; nach dem ersteren ist jeder Ton eine Zeitgröße, nach dem letzteren eine intensive Größe. Indem aber Zeit- und intensive Größe wieder in ein bestimmtes Verhältniß zu einander treten, entsteht der Rhythmus oder die gesetzlich bestimmte Art der Aufeinanderfolge der Zeitgrößen unter der sie zu einer Einheit verbindenden Herrschaft der Intensität. Jede Zeitgröße bedarf endlich, damit sie nicht mit der folgenden ganz zusammenfließe, und eben so jede unter einem Accente stehende Aufeinanderfolge von Zeitgrößen, einen Abschnitt in der Zeit, welcher letztere die Tacte sind. Diese Gränzen oder Abschnitte sind natürliche im Gegensatze von künstlichen oder von Pausen, die man in der Aufeinanderfolge der einzelnen Töne oder der Tacte eintreten läßt, und die gleichsam in gewisser Absicht vorgenommene Reticenzen oder Unterdrückungen von Tönen 2c. sind.

Aus diesem allem geht nun hervor, daß der musikalische Wohlklang oder Wohllaut nur unter folgenden Bedingungen besteht:

1) Die Töne im einzelnen sowie das Tonstück im Ganzen müssen leicht vom Geist als eine Einheit gefaßt werden können.

2) Das Tonganze muß sich in der Manigfaltigkeit seiner in ihm liegenden Einzelheiten successiv darstellen.

3) Es muß als ein freies Product des Geistes erscheinen und so vom Geiste aufgenommen werden können, d. h. das Ganze muß sich als eine vom Geiste hervorgebrachte und geordnete Manigfaltigkeit darstellen, in der sich die durch individuelle und freie geistige Thätigkeit hergestellte Einheit des Subjects mit dem Objecte abspiegelt.

Hierdurch ist zugleich ausgesprochen, daß es in der Natur eigentlich gar keinen musikalischen Wohlklang oder Wohllaut gibt, und dieser Ausspruch muß seinem ganzen Umfange nach geltend gemacht und festgehalten werden. Denn erstlich erscheinen in der Natur nur Klänge, und nur bei einigen Thieren, wie bei den Singvögeln sprechen wir von Tönen und vom Wohlklingenden in diesen Tönen. Genauer hingesehen liegt aber das Interesse für uns nicht an diesen selbst, sondern darin, daß sie sich einem durch den Geist hervorgebrachten wohlklingenden Tonsatze näheren, und daß wir einen solchen letzteren jenen Naturtönen unterschieben. Darauf hat schon Kant aufmerksam gemacht und dies durch jene bekannte Supposition erläutert, daß, wenn wir mit Entzücken einer Nachtigall zuhören, dies mit einem Male schwindet, wenn wir erfahren, die Töne seien von einem Menschen künstlich nachgeahmt.

§. 12.

Fortsetzung.

Wenden wir dies auf den Wohllaut und Wohlklang der Sprache an, so findet sich zunächst der Unterschied, daß, während wir es in der Musik mit Tönen als Elementen zu thun hatten, die Elemente der Sprache Laute sind, und während in der Musik die Hervorbringung und Anordnung der Töne nach einer bestimmten Einheit hin Zweck ist, sich die Hervorbringung der Laute nur wie ein Mittel zum Zweck verhält nämlich, (um Gedanken auszudrücken), Zeichen, wenn auch nicht willkürliche, für eine vom Verstande gefaßte Idee zu sein. Zwar spricht man auch von musikalischen Gedanken, aber dies ist nur in übertragenem Sinne zu nehmen, und das Verhältniß ist vielmehr ein umgekehrtes in der Weise, daß in der Sprache durch die in Worte ausgedrückten Gedanken auch auf das Gefühl gewirkt werden soll, während die Musik, insofern sie das Gefühl und dadurch auch die Fantasie erregt, auch Gedanken erregen kann. Dies letztere findet jedoch nur in sehr untergeordnetem Maße gegen das erstere statt, und die Musik kann immer nur durch die Manigfaltigkeit ihrer Töne ein bestimmtes Gefühl hervorbringen, das sich dann

freilich wohl auch gedankenmäßig ausdrücken läßt, während die Sprache durch die Manigfaltigkeit ihrer Vorstellungen und Gedanken die Seele auch in eine gewisse einheitliche Stimmung versetzt oder das Totalgefühl auf eine bestimmte Weise anregt, und also umgekehrt wirkt. Das umgekehrte Verhältniß gibt uns nun zugleich auch an, inwiefern der Wohllaut in der Sprache mit dem in der Musik verwandt ist, und inwiefern er, von ihm verschieden, über denselben hinausgeht, und — wie wir sehen werden — in höheren Potenzen erscheint.

So wie nämlich der Ton für die Musik Zweck, der Laut für die Sprache nur Mittel ist, so ist auch der Wohlklang für die Musik Zweck, für die Sprache nur Mittel, nämlich für ihren höchsten Zweck: möglichst vollständiges, d. h. sinnliches Mittel der Darstellung der Wirklichkeit im Lichte der Idee zu sein (vergl. II. §. 4.). Während daher der Wohlklang in der Musik Princip ist, tritt er in der Sprache in den Dienst des logischen Princips, ist nur eine Qualität der Sprache, und überhaupt in ihr nur in soweit vorhanden, als der Laut zugleich auch zum Theil etwas tonartiges oder musikalisches an sich hat. Insofern dies aber der Fall ist, unterliegt er auch denselben Bedingungen, die wir für ihn in der Musik aufgefunden haben, — wie sich dies nun des weitern sogleich zeigen wird.

Wir wissen aber (II. §. 10), daß das Musikalische im Laute oder in der Sprache nur ein Theil des sinnlich an ihm oder an ihr haftenden ist und darin besteht, daß die Vocale ohne, die Consonanten mit Einwirkung der Sprachwerkzeuge durch die Stimme hervorgebracht werden, so daß die ersteren ganz mit den Gesanglauten zusammenzufallen scheinen. Schon die Natur der Stimmwerkzeuge bringt es aber nothwendig mit sich, daß der Gesanglaut oder Gesangton gegen alle andere musikalische Töne vorzugsweise weich ist, nur mit einer gewissen Allmähligkeit eintreten kann, und deshalb gedämpft erscheint; mit andern Worten, daß er weniger materiell ist als jeder andere Ton. Die Folge davon ist, daß er weder so plötzlich, noch so stark oder scharf auf die Empfindung wirkt, d. h. die Nerven weniger stark und nothwendig anspannt und weniger drängend wird, ihn als eine Einheit für sich zu fassen; vielmehr läßt er ihr mehr Freiheit, sie in sich aufzunehmen und gibt so den richtigen Schein, daß er selbst mit Freiheit hervorgebracht ist, wie er denn auch in der That der Ausdruck einer in der Vernunft oder im Geiste reflectirten Empfindung durch die Stimme ist (II. §. 10). Dennoch unterscheidet sich der Gesanglaut von dem Vocallaute noch sehr dadurch, daß der erstere totaler Ausdruck einer allgemeinen Empfindung ist, während der letztere fast nur als dienend zu einem lautfigürlichen und individuellen Ausdrucke erscheint, der einer von einem bestimmten Eindrucke oder einer bestimmten Beziehung erregten Empfindung entspricht. Dies hat die Folge, daß, während der Gesangton sich in einer gewissen Unendlichkeit ergießt und keinen bestimmten und umschriebenen Anfang und kein solches Ende aufweis't, der Vocal in dem Maße einer Silbe

erscheint, ohne alles tiefere und stärkere Erheben der Stimme, ohne alles An- und Abschwellen und namentlich ohne jenes längere Forttragen des Athems hervorgebracht wird, so daß er nur als ein verflachtes, verkürztes und gedämpftes Ueberbleibsel eines Gesangtones anzusehen ist. Noch mehr ist dies der Fall, wenn er, wie gewöhnlich, als An- oder Auslaut der Consonanten auftritt oder zwischen diesen eingeklemmt und so von ihnen gebunden vorkommt. Hierbei ist zugleich zu bemerken, daß es ursprünglich keine Wörter in der Sprache gibt, die **nur** aus Vocalen, am wenigsten aus blos **einem** beständen, aus dem einfachen Grunde, weil der bloße Vocal nicht mehr, ja, nach der Intensität des Tones betrachtet, noch weniger Werth hat als der Gesangeston: dieser aber **nur** der totale Ausdruck für eine allgemeine Empfindung und daher auch nur für einen allgemeinen Eindruck sein kann; — was aber, wie wir oben (II. §. 3 und 4) gesehen haben, dem Begriffe des Wortes im eigentlichen und engeren Sinne nicht entspricht. Dies läßt sich schon a priori mit großer Gewißheit behaupten: aber die Erfahrung bestätigt es auch auf das bestimmteste. Wenn wir daher auf die (Verbal- oder Pronominal) **Wurzeln** zurückgeführt werden, die nur aus einem Vocal bestehen; z. B. auf i in i-re, εἶναι, gehen, oder auf i als Pronominalstamm von ego, ich, so müßen wir bedenken, daß die Wurzel im Concreten nie für sich, sondern jederzeit mit andern Lauten bedeckt erscheint. Treffen wir aber auf **Stämme**, die blos aus einem oder auch mehreren Vocalen bestehen, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die consonantische Bedeckung, nachweisbar oder nicht, im Verlaufe des Gebrauchs aus irgend einem Grunde nur verschwunden ist. Man stelle z. B. Ei-land mit Inselland, Ei mit ovum zusammen, um sogleich zu der Vermuthung zu kommen, daß diesen einvocaligen Stämmen früher eine vollere Form mit consonantischer Befestigung zu Grunde gelegen haben muß. Diese ganze Behauptung, die wir hier übrigens nur andeutend erläutern, da wir sie weiter unten noch bestimmter beweisen, bestätigt sich auch durch die Natur der eigentlichen Interjectionen, die als blos allgemeine Empfindungs-Ausdrücke auch fast blos aus Vocalen bestehen und höchstens noch den Hauch als halbconsonantische Begleitung haben.

Noch weniger tonartiges und musikalisches können begreiflicher Weise die Consonanten haben, da sie nur insofern durch die Stimme hervorgebracht werden, als ihnen der Hauch zu Grunde liegt, der durch die Sprachwerkzeuge: die Kehle, die Lippen und die Zunge oder die Zähne modificirt wird, und als sie nicht ohne einen, wenn auch schwachen Mitklang der flachsten Vocale ausgesprochen werden können. Dennoch haben sie aber und zwar eben durch die Einwirkung der Sprachwerkzeuge eine qualitativ verschiedene klangartige Bestimmtheit, welche ein schwaches Analogon in den verschiedenen musikalischen Instrumenten hat. Ohne uns nun weiter auf die Ausführung der Aanlogie einzulassen, wie die Vocallaute, als einzelne betrachtet, aus dem a; die Consonanten aus dem Hauche mit Einwirkung der Sprachwerkzeuge dadurch hervorgegangen sind, daß die in dem einen und

dem andern liegenden Möglichkeiten sich erfüllen und sich, indem die innere Bewegung diese Erfüllung hervortrieb, exponirten, eben so wie in der Musik die einzelnen Töne oder Intervallen einer Octave aus der Exposition der Nachklänge oder der in irgend einem Tone liegenden Möglichkeiten andrer, von dem angenommenen Grundtone modificirten, Töne entstanden sind, — halten wir nur das fest, daß durch die näher beschriebene Natur der Vocale und Consonanten das Quantitative und Qualitative des Tones so gedämpft und geschwächt erscheint, daß es nur noch als dunkeles, in dem Gefühle davon zurückbleibendes Ueberbleibsel, und auch dies nicht an dem einzelnen Laute, sondern nur an kleineren oder größeren Complexionen derselben, empfunden wird. Gleichwol aber ist dies Verhältniß, wie sehr es auch vor der höheren, in der Natur des Lautes und der Sprache liegenden Potenz zurückgetreten ist, immer vorhanden und macht sich unter gewissen Bedingungen wieder sehr fühlbar geltend, — und gerade in diesen verdeckten Ansprüchen und Berechtigungen liegt das Geheimniß des Sprachwohllautes.

Noch viel weniger nämlich als bei dem Gesangeslaut wirkt nach allem diesem der Sprachlaut materiell durch den Antheil, der vom Tone in ihm ist, d. h. er wirkt nicht durch und für sich selbst stark genug auf die Empfindung, um diese und weiter den Verstand in Bewegung zu setzen, daß er ihn als eine Einheit fasse und sich so von ihm befreie, sondern nur in soweit als er das Medium wird, vermittelst dessen das im Laute liegende Figürliche (s. u.) zunächst der Empfindung und durch diese dem Verstande sich vernehmlich mache. Denn eben weil der materielle Eindruck des Tons beim Worte (von dem einzelnen Laute kann nicht die Rede sein, da er als solcher in der Sprache nicht erscheint), ein so gedämpfter und schwacher ist, läßt er der Seele Freiheit, mehr das Figürliche auf sie wirken zu lassen, und da dieses gerade das ist, wodurch das Wort als Analogon eines bestimmten und abgegränzten Eindrucks erscheint, so ist es auch als die Hauptsache, das Tonartige oder Musikalische dagegen nur als das Medium zu fassen, durch welches jenes eben in die Erscheinung tritt. Und weil endlich das Figürliche am Worte zugleich das ist, was dem vom Verstande als einem bestimmten einzelnen Eindrucke gefaßten, d. h. dem Logischen desselben entspricht, so folgt, daß das Musikalische nur das Mittel der Erscheinung des Logischen oder der Bedeutung des Worts ist, und vom Geiste auch nur so gefaßt wird. Und nehmen wir noch hinzu, was oben (II. §. 3 und 4) näher entwickelt wurde, nämlich, daß bei der Entstehung des Worts die Lautgebung eine dem wortbildenden Menschen durchaus nothwendige und unwillkürliche, dem Eindrucke, den er hierdurch producirt, aber zugleich innerlichst entsprechende sei; mit der Lautgebung aber auch zugleich der darin liegende Antheil vom Tone mitgegeben, und dieser also auch nothwendig und unwillkürlich ist, so folgt, daß das Musikalische im Worte ꝛc. das nothwendige und unwillkürliche Mittel der Erscheinung des Figürlichen oder des lautlichen Ausdrucks für einen bestimmten Eindruck als eines einzelnen und ganzen ist.

Eben so wie wir daher vorhin sahen, daß es in der Natur keinen eigentlichen musikalischen Wohllaut gibt: eben so wenig gibt es bei der ursprünglichen Einstimmung der Lautbildung mit dem dadurch auszudrückenden Gedanken einen Sprachwohllaut, obgleich wir hier in eine höhere Sphäre eingetreten sind, der eine geistige Operation schon zu Grunde liegt, wenn man nicht sagen will, daß Wohllaut die ursprüngliche Einstimmung der Sprachklänge mit der dadurch auszudrückenden Bedeutung ist. So kann und muß man nun zwar allerdings sagen, aber hiermit ist Sprachwohllaut im eigentlichen und eremten Sinne, in dem er in der Rhetorik und Stillehre genommen sein will, noch nicht hinlänglich bezeichnet. Vielmehr ist er in dem obigen Sinne genommen etwas durchaus subjectives und zugleich relatives, und ich kann daher nur vergleichend sagen, daß eine Sprache, ein Sprachstück, ein Wort vor dem andern musikalischer und daher positiv wohllautender sei, ohne daß damit die verglichene Sprache etc. an und für sich genommen, beschuldigt werden könnte, daß sie nicht so viel Wohlklang habe, als sie eben braucht und haben will, oder als ihr überhaupt ansteht. Ob eine Sprache, ein Sprachstück etc., mehr Wohllaut in diesem Sinne habe oder musikalischer sei als die andere und das andere, — dies hängt vielmehr von blos natürlichen zufälligen Bedingungen ab, welche wir als die bei Sprachentstehung relativ einwirkenden (vergl. z. B. I. §. 8 ff.) kennen gelernt haben, und die einer Sprache höheren oder geringeren Werth zu geben nicht vermögen. Der Wohllaut, die Sprachmusik, von der hier die Rede allein sein kann, entsteht vielmehr unter rein geistigen Einflüssen, welche einen natürlichen Wohllaut, der, in welchem Grade er auch statt finde, doch immer vorhanden sein muß, weil die Sprache sonst unhörbar sein würde, zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hat.

Eben so nämlich, wie es keinen blos natürlichen Wohlklang oder einen Wohllaut in der Natur gibt (II. §. 11), vielmehr alles, was uns als solcher erscheint, nur etwa deshalb so erscheint, weil wir demselben eine freie oder geistige Entstehung unterschieben; wie alle Musik nur insofern Wohlgefallen erregt, als wir darin das Spiel des Geistes erkennen, der, eine Anzahl von Tönen in ihrer manigfachen und unterscheidlichen Einzelheit zu einem Ganzen oder einer höchsten Einheit, das ist also mit bestimmten Verhältnissen zu einander verbunden hat: eben so gibt es einen wahren sprachlichen Wohllaut auch nur insofern als der Geist in der Sprache erscheint, der die Einzelheiten der Sprachlaute als das natürlich gegebene zu einem seinem Zwecke dienenden Gefäß gemacht, und der die Manigfaltigkeit derselben zu einer freien, d. h. in der Endlichkeit nicht unmittelbar gegebenen Einheit verbunden hat.

Weil aber nun, wie wir öfter sahen, eine unmittelbar und unwillkürliche Einheit zwischen Wort und Bedeutung statt findet, dies Verhältniß aber nur einen natürlichen und relativen Wohlklang abgibt, so kann der wahre und deshalb auch absolute nur dann entstehen, wenn jene Uebereinstimmung oder Einheit zwischen Laut und Bedeutung als durch

den Geist hervorgebracht erscheint, — was aber wiederum nur dann geschehen kann, wenn jene natürlichen Bedingungen vom Geiste frei ergriffen werden und wenn er sich demgemäß zu ihnen verhält, so daß durch ihre Natürlichkeit das Spiel des Geistes hindurchscheint, und so dies ganze Verhältniß ins Reich des Schönen eintritt. Es muß also ein etwas in der Form der sprachlichen Entäußerung liegen, was über die unwillkürliche und daher nothwendige oder dem bloßen Bedürfniß dienende Uebereinstimmung des Lautes mit der Bedeutung hinausgeht, und an welchem man die Herrschaft und zugleich die Vermittelung zwischen den allgemeinen und geistigen Zwecken der Sprache und zwischen den Bedingungen der Realisirung derselben wahrnimmt.

Nach allem diesem können wir nun gegensätzlich so bestimmen: Musikalischer Wohllaut ist die Einheit einer Manigfaltigkeit von Tönen mit ihnen selbst, insofern jene Einheit durch den Geist vermittelt ist; sprachlicher Wohllaut ist die Einheit einer Manigfaltigkeit von sprachlichen Lauten rc., mit ihrer Bedeutung, insofern jene Einheit durch den Geist, das heißt also mit Freiheit vermittelt ist. Deshalb fragen wir bei der Musik lediglich und allein nach Wohllaut, und ohne diese hebt sie sich selbst auf; bei sprachlichen Erzeugnissen dagegen fragen wir zuerst immer nach Sinn und Bedeutung, und ohne daß der Geist hierüber befriedigt ist, erscheint der ausgesuchteste Klang von Wörtern hohl und wird verachtet und ganz ausdrücklich mit dem Namen des Bombastes belegt, und darunter eine einseitige Klangfülle der Laute gegenüber dessen verstanden, was durch die Laute ausgedrückt wird. Die materielle Wirkung des musikalischen Wohllauts ist herabgesetzt bis auf ein Minimum, damit die geistige Bedeutung darin aufgenommen werde und daher die totale Wirkung der Musik in eine individuelle der Sprache verwandelt, und nichts weiter übrig geblieben als jenes eben so zart als tief liegende natürliche Verwandtschafts-Verhältniß zwischen Laut und Bedeutung als blos natürliche Grundlage des sprachlichen Wohllauts, den wir deshalb in seinen höheren Potenzen, in denen er sich in der ganzen Manigfaltigkeit seines in ihm liegenden Wesens entwickelt hat, wohl mit Recht Gedanken-Wohllaut (I. §. 65 S. 219) genannt haben. Jenes Verwandtschafts-Verhältniß aber beruht auf der eigenthümlichen Natur unserer bis zum Geiste sich (der Möglichkeit nach) fortpotentiirenden Sinnlichkeit, nach welcher jeder von außen oder auch von innen und also auch vom Geiste aus aufgenommene Eindruck einer Schwingung der Nerven entspricht, deren Product der Laut oder, mit Hinsicht auf Bedeutung, das Wort ist, eben so wie der Ton ein Product der geschwungenen Saite ist. Ohne uns aber hier in eine nähere Entwickelung und Erklärung dieser Erscheinung einzulassen, bemerken wir nur, daß auf diesem Wechselverhältniß zwischen Laut und Bedeutung auch das von Bedeutung und Ton und hierin die Möglichkeit der natürlichen Verbindung zwischen Gedicht und musikalischer Composition gegeben ist,

so wie daß es uns nicht nur natürlich und geläufig, sondern auch nothwendig ist, alle freudigen Erregungen als Harmonien, alle widrigen als Disharmonien innerlich anzuschauen.

§. 13.

Fortsetzung.

Aus der Definition von musikalischem und sprachlichem Wohllaut, die sich uns vorhin durch die entwickelnde Darstellung der Sache ergeben hat, ist klar, daß weder der eine noch der andere ursprünglich gleich fertig in die Erscheinung tritt, sondern daß sich beide erst geschichtlich bilden müssen. So wie wir nämlich noch jetzt bei allen unkultivirten Völkern eine Musik treffen, die wir dumpf und wüst nennen, deshalb, weil sich der Ton weder nach seiner quantitativen Einheit gehörig entwickelt, noch als zeitliche Einheiten derselben gehörig geschieden hat, so daß man überhaupt mehr von Klängen als von Tönen sprechen kann, und allein das Rhythmische als das Hauptelement hindurchscheint; so wie selbst bei dem gebildetsten und musikalischsten Volke des Alterthums, — den Griechen bekannter Maßen das rhythmische Element vor dem harmonischen auch noch überwog, und das letztere über das erstere erst durchdrang und überwog, als durch das Christenthum die subjective Freiheit in das menschliche Bewußtsein drang, so daß sich das wahre Reich der Harmonie und der musikalischen Composition erst unter den modernen christlichen Völkern entwickelte (alles ein deutlicher Beweis, daß der wahre Begriff von musikalischem Wohllaute erst eintritt, wenn der Ton oder die Harmonie, als etwas natürlich gegebenes im subjectiven Geist reflektirt hat, das heißt, wenn dieser den Ton als freien Ausdruck seiner inneren Anschauungen gebraucht): so auch tritt der sprachliche Wohllaut in seinem engeren Sinne erst ein, wenn die Sprache anfängt, zum freien Ausdrucksmittel idealer Vorstellungen gebraucht zu werden, d. h. wenn Poesie im Gegensatze einer Ausdrucksweise entsteht, die es blos mit den realen Interessen eines Volkes zu thun hat, und in der deshalb nur Nothwendigkeit zu erkennen ist. Aber auch in dieser engeren Sphäre werden sich verschiedene Entwickelungsstufen wahrnehmen lassen, die zur Erfüllung des Wohllauts in seinem vollständigsten und also absolutem Sinne hinführen.

Anfangs nämlich, und insofern sich bei dem Menschen noch gar kein Unterschied von natürlichem und geistigem Bewußtsein eingefunden hat, muß auch gesagt werden, daß sein sprachlicher Ausdruck noch gar keinen (nämlich wahren oder absoluten) Wohlklang hat oder daß er ganz Wohlklang ist, nämlich relativer oder uneigentlicher. Und in diesem Sinne hat Jakob Grimm Recht, wenn er sagt, daß es gar keine allgemeinen Gesetze für den Wohlklang gebe, — wozu wir indeß noch hinzufügen möchten, daß es auch keine besonderen, also überhaupt gar keine Wohllauts-Gesetze gebe. Denn selbst das allerscheinbarste unter denselben, daß zum Wohllaut eine angemessene Abwechselung von Vocalen

und Consonanten statt finden müsse, wird unwahr, wenn wir in den wohllautendsten Versen des Sophokles drei- und viersilbige Wörter lesen, die blos aus Vocalen bestehen (vergl. z. B. 'Ιήϊε Oedip. tyr. 154 und öfter); wenn wir in der poetischen Sprache der Böhmen und Serben eine auffallende Häufung der Zisch- und R-Laute, überhaupt der Dentalen und Labialen; in der der Araber eine eben solche der Gutturalen, mit der allersichtbarsten Beeinträchtigung der vocalischen Abwechselung, wahrnehmen, — gleichwol aber Niemand den musikalischen Wohlklang der drei genannten Sprachen in ihrer Poesie in Zweifel stellen wird. Trotz dem pflegen wir den südlichen romanischen Sprachen einen größeren Wohllaut zuzuschreiben als der englischen, noch mehr der französischen, — was alles auf die Nothwendigkeit hindeutet, zwischen relativem und absolutem Wohllaut zu scheiden und von ihnen im Unterschiede zu sprechen.

Wenn aber zuerst Poesie in ein Volk eintritt, so ist zwar nicht gesagt, daß eine Scheidung des natürlichen von dem geistigen Bewußtsein, wol aber eine Scheidung dem Grade nach eingetreten sei, das heißt, daß bei einigen Individuen das Bewußtsein oder besser das Gefühl der Einheit von der natürlichen und geistigen Existenz lebendiger ist als bei der Mehrheit der Volksgenossen. Ehe also ein solcher gradueller Unterschied des sprachlichen Ausdrucks eintritt, ist der letztere bei dem einen der Volksgenossen eben so sinnlich und eben so geistig als bei dem andern, so weit dies die Natur der Sprache irgend zuläßt. Wenn er aber eintritt, und wenn dies von der höheren Lebendigkeit der einheitlichen oder harmonischen Anschauung des Natürlichen und Geistigen abhängt, so folgt auch nothwendig, daß ein solcher sprachlicher Ausdruck im höheren Grade ein sinnlicher sein muß, weil die höhere Lebendigkeit eben nichts anders ist als die vollere Art und Weise, wie das Innere oder Geistige als in körperlicher Aeußerlichkeit und thätiger Wirklichkeit herausgetreten angeschaut wird, — insoweit dies nämlich durch Sprache zu geschehen vermag. Und da das Sinnliche der Sprache theils in der Figürlichkeit und Bildlichkeit, theils in dem Phonetischen derselben besteht, von dem hier allein die Rede, so folgt ferner, daß der sprachliche Ausdruck einer solchen höheren Lebendigkeit auch nothwendiger Weise musikalischer sein muß als die gewöhnliche, und dies ist der erste Punct, an welchem Wohllaut im engeren Sinn und im Gegensatz eines blos relativen in die Wirklichkeit tritt. Denn es findet auf die besagte Weise eine Einheit von lautlichen Mannichfaltigkeiten mit ihrer Bedeutung statt, die durch Freiheit insofern vermittelt ist, als der Ausdruck derselben aus einem nicht in endlichen Zwecken und Bedürfnissen liegenden Beweggrunde hervorgegangen ist.

Eine lebendige Anschauung der Einheit des Sinnlichen und Geistigen bringt es aber ferner mit sich, daß der Gegenstand nach der Mannichfaltigkeit der in ihm liegenden Einzelheiten und ferner nach der thätigen Beziehung oder der Bewegung derselben zur Einheit des Ganzen erscheine. So wie nun in der Musik die Mannichfaltigkeit in den

zur Einheit gefaßten Tönen und Accorden &c. besteht, die Bewegung dagegen in der geregelten Aufeinanderfolge von unter einem Accente aneinander gehaltenen Tönen, insofern diese Zeitgrößen sind, das heißt in der **rhythmischen** Aufeinanderfolge der Töne (II. §. 11): eben so besteht in der Sprache die Mannichfaltigkeit in den zur Einheit gefaßten Wörtern und Sätzen; die Bewegung aber ebenfalls in der geregelten Aufeinanderfolge der Wörter und Sätze, insofern sie auch Zeitgrößen sind, und unter einem Accente in ihrer höheren und niederen Einheit unterscheidbar bleiben, d. h. also auch in der rhythmischen Aufeinanderfolge der Elemente, aus denen sprachliche Erzeugnisse und Sprache überhaupt bestehen. Da aber die Rhythmen, wenn sie wirklich zum Ausdruck geistiger Einheit werden sollen, nicht in ungefesselter Bewegung dahin strömen dürfen, so werden sie, so wie in der Musik auch in der Sprache in Tacte oder Maße (Metra) eingeschlossen, die das Ideelle sind, das durch die Rhythmen als dem Reellen zur Erscheinung kommt.

Und eben so endlich, wie das Hervortreten und Anordnen der Töne als bestimmter Zeitgrößen eine Position derselben ist, der in den Pausen &c. auch eine Negation gegenüber stehen muß: eben so bedarf auch das Rhythmische und Metrische in der poetischen Sprache seine Negation in den Cäsuren, Abschnitten, Pausen &c., — was wir hier ins Einzelne nicht weiter verfolgen dürfen. So viel geht aber schon aus dem Gesagten aufs klarste hervor, wie das Rhythmische und Metrische in der Sprache, sobald die Bedingung dazu, nämlich jene lebendigere Anschauung der Einheit des Sinnlichen und Geistigen gegeben ist, auch **nothwendig** eintreten muß, und deshalb für die Poesie, wie wir sie hier zuerst im Gegensatz einer minder lebendigen, wenn auch noch harmonischen Anschauung uns dachten, unentbehrlich ist. Denn wenn ich eine Bewegung von Mannichfaltigkeiten harmonisch und lebendig anschaue, so müssen diese erstlich unter einer gewissen Gleichartigkeit aufgefaßt werden, unter der man sie gewöhnlich nicht auffaßt, und die Bewegung muß als eine geregeltere erscheinen, als sie gewöhnlich erscheint, — was aber eben nichts anders ist als eine unter Maße gefaßte oder metrische Anordnung von rhythmischen Folgen der Wörter als Zeitgrößen.

Und noch ist endlich als beiläufig zu bemerken, daß, so wie in der Musik im Alterthum das **Rhythmische**, in der modernen Zeit das **Harmonische** vorherrscht, auch in der alten Poesie und zwar aus denselben dort (II. §. 12) entwickelten Gründen das rhythmische, auf der objectiven Zeitgröße ruhende Element vorherrscht, während in der neuern Poesie die Accentuation herrschendes Prinzip wird, weil diese das ideelle Einheitsmoment der Bedeutung ausmacht, und daher mehr der Innerlichkeit entspricht. Die Quantität wird dabei entweder gar nicht berücksichtigt oder tritt wenigstens sehr zurück. Auch ließe sich als weitere Analogie noch anführen, daß der Reim, der gleichfalls mit der Bedeutung und dem Sinne der gebundenen Wörtern zusammenhängt, und dem Ueberwiegen der Har-

monie entspricht, sich erst in den neueren Sprachen vorzugsweise entwickelt, während die Alten das Metrum in mannichfaltigerer Weise gebrauchten.

Anmerkung. Ausführlicheres darüber gibt: Rinne, innere Geschichte der deutschen Nationallitt. 1ter Bd. S. 243 ff.

Eine andere Phase der Entwickelung seines Begriffs erreicht der Wohllaut durch die Entstehung und Ausbildung der Prosa, als dem sprachlichen Ausdrucke der vor der Anschauung getrennten Natürlichkeit und Geistigkeit oder der Idee und Wirklichkeit und des nothwendig darin liegenden Strebens, die Einheit von beiden durch Ideen des Verstandes wieder herzustellen. Wenn nämlich auch in der Poesie die Einheit der mannichfalten Laute und Wörter mit ihrer Bedeutung durch den Geist oder durch Freiheit vermittelt ist, insofern poetisch zu produciren, nicht in irgend einer endlichen, sondern in einer geistigen Bedingung gegeben ist, und wenn sie nicht einen endlichen, sondern einen geistigen oder allgemeinen Zweck hat, so ist doch noch insofern eine Unmittelbarkeit an ihr, als die Anschauung der Dinge selbst für den Poeten nicht frei im höchsten und eigentlichen Sinne ist, das heißt, daß für ihn, subjectiv genommen, die Möglichkeit einer andern Anschauungsweise gar nicht vorhanden ist. Dies wird nämlich immer und so lange der Fall sein, als er sich und sein geistiges Wesen noch nicht im Unterschiede der subjectiven Persönlichkeiten seiner Volksgenossen und der übrigen Menschen hat fassen lernen; mit einem Worte: so lange die Idee der subjectiven Freiheit ihn noch nicht vollkommen durchdrungen hat. Daß dies aber endlich geschehe, — dazu gehört eben, daß einige, dann mehrere rc. anfangen, die Dinge und Zustände, wie sie zunächst um sie herum sind, dann die weiteren, endlich die ganze Welt, mehr in Beziehung auf sich im Gegensatze gegen die andern zu betrachten und sich dieser Betrachtung gemäß zu ihnen zu verhalten. Indem der Einzelne auf diese Weise die Dinge anschaut und behandelt, wie sie seiner Persönlichkeit und seinen Interessen gemäß sind, schaut er sie also nicht so an, wie sie ihrer geistigen oder allgemeinen Bedeutung nach sind, sondern wie sie als gewisse Realitäten sich zu ihm verhalten: — was eben nichts anders heißt, als daß er in seiner subjectiven Anschauung die Wirklichkeit von der Idee der Dinge trennt, und ihnen eine allgemeine oder ideelle Bestimmung zu geben sucht, wie sie ihm gemäß, und also durch ihn ermittelt ist. Der sprachliche Ausdruck einer solchen Anschauungsweise ist aber eben das, was wir Prosa nennen. Die Entstehung der Prosa hat aber den merkwürdigen und nothwendigen Einfluß auf die Sprache, daß, da sie nun nicht mehr zum Ausdruck einer harmonischen Anschauung von Idee und Wirklichkeit, vielmehr irgend einer Entfernung von beiden so wie einem besonderen Zwecke dient, der Inhalt und die Bedeutung des Gesprochenen nun auch ein solches Uebergewicht über das Leibliche und Sinnliche desselben gewinnt, daß dieses zunächst ganz zurücktritt, und eine Abschleifung von Formen und eine Entledigung eines großen

Theils der in den Wörtern liegenden ursprünglich sinnlichen Vorstellungen zur Folge hat. Alles, was die Sprache von Leiblichkeit und Sinnlichkeit behält, erscheint nur als nothwendige Unterlage eines in der Wirklichkeit liegenden verständigen Zweckes und nach diesem Principe gestaltet sie sich, im Verhältniß der früheren, blos poetischen, allmählig bis zu einem gewissen Grade ganz um, so daß sie als gegensätzlich gegen jene aufgefaßt werden kann.

Eine zweite wichtige Folge der entstehenden prosaischen Anschauung ist die, daß, da die Dinge nun nicht mehr in ihrer harmonischen und thätigen Beziehung zu einander, sondern so erscheinen, wie sie auf die besondere Empfindung wirken und wie sie den besonderen Interessen entsprechen, d. h. da sie nicht als selbstständige und ganze Aeußerlichkeiten, sondern nur insofern angeschaut werden, als der Darstellende eine subjective Beziehung zu ihnen gewonnen hat, sie auch nicht mehr in plastischer Selbstständigkeit und lebendiger Gestaltung dargestellt werden können. Denn bei der poetischen Anschauung sind die Dinge eben sowol in dem Darstellenden als er in ihnen, und insofern er sie aus sich wiederzugeben versucht, geben sie auch die volle und solide Durchdringung des Inneren mit dem Aeußeren, d. h. die volle Plasticität kund. Bei der prosaischen Anschauung dagegen steht der Darstellende außerhalb der Dinge, oder vielmehr über ihnen, und indem er sie aus sich wiederzugeben versucht, kommen diese nicht selbst in ihrer äußerlichen Ganzheit, sondern nur insoweit zur Darstellung, als er ein Verhältniß von ihnen zu sich als der alleinigen und letzten Einheit und Selbstständigkeit gewonnen hat.

Ein dritte Folge der entstandenen Prosa-Anschauung endlich ist die, daß, da die Gegenständlichkeit nicht mehr in einer harmonischen Bewegung gleichartiger Theile zu einem Ganzen erscheint, auch die rhythmische und metrische Bewegung der sprachlichen Darstellung jener nicht mehr statt finden kann. Denn da nun der Darstellende mit seiner Egoität der feste Einheitspunkt ist, um den sich alles dreht, so schaut er die Dinge überhaupt nicht in ihrer lebendigen Bewegung, sondern nach ihrem Verhalten zu ihm an, und wenn in der wirksamen Beziehung der Dinge auf ihn allerdings noch eine Bewegung liegt, so kann sie ihm wenigstens nicht als eine geregelte gleichmäßige, sondern nur als eine verschiedenartig abgestufte oder als eine von verschiedenen Bestandtheilen und daher ungleichmäßige, aber auf ein einziges Ziel der Bewegung gerichtete, erscheinen.

Auf diese Weise gibt die Prosa also alle die Mittel auf, wodurch in der Poesie Wohllaut erzeugt wird, das heißt, sie gibt die Mittel auf, durch welche die Mannichfaltigkeit der Sprachlaute als eine durch den Geist vermittelte Einheit mit ihrer Bedeutung wahrgenommen werden kann. Denn sowol die vollständigere lautliche Sinnlichkeit des Worts als die rhythmisch-metrische Bewegung und die Plastik der Gestaltungen sind ja eben lauter Mittel dazu, daß die Mannichfaltigkeit der Sprachlaute als einzelner sowol als in Bezug auf ihre Einheit erfaßt und zugleich das Gefühl erregt wird, daß diese durch freie und geistige Thätigkeit hergestellt ist.

Genauer jedoch genommen, findet bei diesem Aufgeben zugleich eine Entfaltung von neuen und höheren Elementen statt, die den Wohllaut in einer anderen und höheren Weise constituiren. Denn was erstens die vollere Lautlichkeit und Bildlichkeit der poetischen Sprache betrifft, so ist jene allerdings zum Theil aufgegeben, allein doch nur insoweit sie dem Gedanken nicht nothwendig dienstlich erscheint, — wodurch sich gerade die höhere Macht des Gedankens kund gibt, die mit weniger Mitteln dasselbe, nämlich das Verständniß erreicht; diese dagegen ist ersetzt durch ein manigfaltigeres Verhältniß des Gegensatzes, in welches die Wörter mit ihren Lautkörpern und die Gedanken zu einander treten, und welches eine neue Art der Figürlichkeit oder Bildlichkeit ausmacht. In ihr liegt ebenfalls eine Sinnlichkeit des Lautes und der Vorstellung, nur ist sie spiritueller und durch den Verstand vermittelt, und sie hat sich erst entfaltet, je nachdem dieser einzelnen Vorstellungen und Gedanken vielfältigere wurden, und vielfachere Verhältnisse mit Beziehung auf die Einheit einer subjectiven Auffassung sich darstellten. Wenn ich z. B. zwei gleiche oder ähnlich lautende Wörter von verschiedener Bedeutung in Gegensatz zu einander bringe, oder wenn ich mehrere aufeinanderfolgende Gedanken mit demselben Worte beginne, vorzüglich wenn sie den Hauptbegriff im Satze ausmachen rc., so ist klar, daß dann die lautliche Sinnlichkeit desselben weit fühlbarer hervortritt und sich also gesteigert erzeigt. Und wenn ich einen Perioden bilde, der aus vielen Sätzen besteht, die in dem verschiedensten Verhältniß der Bei- und Unterordnung zu einander stehen, so ist klar, daß sich der Inhalt des Grundgedankens dann in einer Art Verstandes-Krystallisation oder in einer Figürlichkeit darstellt, deren Linienverhältniß den Inhalt schematisch abbildet. Nur findet zwischen dieser prosaischen Lautsinnlichkeit und Bildlichkeit und jenes poetischen der große Unterschied statt, daß der letztere unmittelbar und ganz ist, der erstere hingegen nur durch Vermittlung des Verstandes, also nur geistig ergriffen werden kann.

Was aber zweitens die rhythmisch-metrische Bewegung betrifft, so ist auch diese auf ähnliche Weise wie die Lautsinnlichkeit und Bildlichkeit nicht aufgegeben, sondern nur in eine höhere und geistigere Gestalt umgewandelt, so daß dem Metrum und dem poetischen Rhythmus der prosaische oder der Numerus, so wie die Eurythmie als das maßvolle Verhältniß der Perioden zu einander gerabezu entgegengesetzt werden kann. Auch hier nämlich entspricht der prosaischen Anschauung nicht die geregelte Aufeinanderfolge gleichmäßiger Zeitgrößen an sich, sondern insofern sie in einem verschiedenen Verhältniß zu einander und zu einer höheren Einheit stehen, — was voraussetzt, daß die Zeitgrößen selbst unterschiedene sind, die sich aber in einer ihrer Verschiedenheit entsprechenden Ordnung gegeneinander und zu ihrer Einheit hinbewegen. Während daher in der Poesie das Metrum die ideale Einheit der rhythmischen Körperlichkeiten ausmacht, macht in der Prosa die Symmetrie diese ideale Einheit der rhythmischen Bewegungen aus, so daß auch hier das Princip des Wohllauts nach dieser Seite hin sich in der Prosa nur geistig entfaltet und durch den Verstand vermittelt herausſetzt. Der

poetische Rhythmus unterscheidet sich von dem prosaischen also dadurch, daß jener die regelmäßige Aufeinanderfolge derselben Zeitgrößen, dieser die symmetrische Aufeinanderfolge verschiedener Zeitgrößen bildet. Dasselbe aber was der prosaische Rhythmus oder der Numerus innerhalb einer Periode ist, ist die Eurythmie innerhalb eines Stilganzen, nämlich das symmetrische Verhältniß der Perioden unter einander und in Beziehung auf die Einheit des Ganzen. Die Athener hatten bekanntlich ein großes Zartgefühl für den prosaischen Numerus, daher die attische Prosa in der That die wohllautendste ist, die das Alterthum haben konnte: aber es ist auch an Isokrates Beispiele bekannt, der mehrere Jahre an dem Ausfeilen einer einzigen Rede zugebracht haben soll, welche Sorgfalt sie darauf verwendeten, daß jedes Wort (mit Rücksicht auf seine Bedeutung) und jeder Satz ꝛc. in sein symmetrisches Verhältniß zum Ganzen trat und hiedurch eine vollkommene Rundung herauskam und das Ohr nach keiner Seite hin auf eine Leere oder Härte stieß, wenn diese auch noch so unbedeutend schien.

Und endlich erkennen wir aus der Art, wie sich der prosaische Wohllaut aus dem poetischen nach den drei Seiten der phonetischen Sinnlichkeit, der Bildlichkeit so wie der rhythmischen Bewegung entwickelt, das aufgefundene Grundprincip des Wohllauts nicht nur auf das deutlichste hindurch, sondern wir thun auch einen tieferen und vollkommen befriedigenden Blick in das Wesen desselben für die Bestimmung, durch die wir ihn als die Einheit einer Mannichfaltigkeit von Sprachlauten oder Wörtern mit ihrer Bedeutung erklärten, insofern jene Einheit frei durch den Geist vermittelt erscheint. Denn alles, wodurch der prosaische Wohllaut gebildet wird, dient eben dazu, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorstellungen und Gedanken als Einzelheiten so wie in Beziehung auf ihre höheren und niederen Einheiten fassen zu lassen; dient dazu, die Abhängigkeit des Wortes von seiner Bedeutung näher vor die Augen zu führen, so wie die beherrschende Macht des Geistes in seiner Freiheit bemerklich zu machen.

§. 14.

Fortsetzung.

Auf diese Weise müssen wir den prosaischen Wohllaut nach allen Momenten, die im Begriffe des Wohllauts überhaupt liegen, als eine höhere Stufe desselben anerkennen, den wir in der Poesie antrafen. Denn nicht nur zeigt sich sowol das eigentlich Musikalische und Rhythmische eben sowol als das Figürliche in einer feineren und geistigeren Gestalt, weil es als Mittel des Verstandes-Ausdrucks erscheint und also eine höhere Stufe der Geistesthätigkeit voraussetzt, als die ist, auf welcher das Musikalische, Rhythmische und Bildliche nur als Ausdruck einer ungetrennten Einheit von Idee und sinnlicher Anschauung oder sinnlichem Gefühle auftritt, sondern es zeigt auch durch das,

was in einem Stilganzen den prosaischen Wohllaut ausmacht, in der That zuerst subjective Freiheit und nähere Beziehung auf eine bestimmte, einzelne Wirklichkeit. Denn alles das, wodurch wir den poetischen Wohllaut bedingt und aus welchen inneren Bewegungen wir denselben hervorgehend fanden, war ja von der Art, daß der Einzelne in seinem Bewußtsein sich von seinen Volksgenossen noch nicht im Unterschied hatte und daß die Gegenstände und Vorgänge auch nur gefühlsmäßig auf ihn wirkten, d. h. so, daß er ihre Beziehung auf sich als einen Einzelnen im Unterschiede von den andern sich noch nicht klar gemacht hatte, und diese daher nicht wesentlich anders auf ihn wirkten als auf jene. Und ferner war das Wohlgefällige oder der Wohllaut in der Poesie weder dem Gegenstande noch dem Zwecke nach auf einzelne und bestimmte Interessen und Wirklichkeiten im Unterschiede von Gegenständen und Interessen, die der ganzen Volksgesammtheit angehen, gerichtet. Vielmehr sind die Gegenstände jener Volkspoesie, von der wir reden, nur von solcher Art, daß sie den einzelnen so gut wie alle angehen und durch ein unbewußtes Wollen Aller eben erst erzeugt worden sind, wie ihre Mythen und Götter, ihre heroischen Thaten und dergleichen, — daher denn auch mit Recht und mit Nothwendigkeit die früheren Volksgedichte namenlos in Beziehung auf ihre Verfasser sind. Und eben so ist der Zweck der Gedichte und der Wohllaut in ihnen kein anderer als der in ihm selbst liegt, so daß er also sich selbst Zweck ist. Ganz anders mit dem Gegenstand und dem Zwecke des Wohllauts in der Prosa. Denn was den ersteren betrifft, so liegt es ja eben in dem Begriffe der Prosa, daß der Gegenstand, er mag sein welcher er will, in seiner Getrenntheit von Idee und Wirklichkeit oder, wie wir hier auch sagen können, von besonderem und allgemeinen Interesse dargestellt wird, und daß es Zweck des Darstellenden ist, seine subjective Anschauungsweise zu der allgemeinen zu machen, und also darzustellen, wie er sieht, was für ihn Interesse hat, d. h. mit Beziehung auf eine bestimmte einzelne Wirklichkeit, die er immer zunächst für sich in Anspruch nimmt, und die er genießen will, sei es auch nur die, mehr Recht als andere zu haben, klüger, bewußter, gelehrter &c. als andere zu erscheinen u. s. w. Wie zeigt sich dies z. B., wenn wir Herodot mit Homer und wenn wir Thukydides wieder mit Herodot vergleichen! Welch ungemeiner Stufengang zeigt sich da von der objectiven zur subjectiven Anschauung und Darstellung, von der Idee herab immer näher zur Bestimmtheit der einzelnen Wirklichkeiten! Und eben so was den letzteren, — den Zweck des Wohllauts betrifft, der in der Prosa eben nicht als Selbstzweck, sondern den subjectiven Zwecken des Darstellenden dienstbar erscheint. Denn selbst wenn die Prosa keine Rede im eigentlichen Sinne ist, in der es auf Ueberredung abgesehen ist, — wozu dienen die durch alle möglichen Arten von antithetischen Wörtern und Sätzen bedeutungsvoll hervortretenden Klänge, Figuren und der symmetrische Bau der Perioden &c. anders als dazu, den Hörer oder Leser für die Darstellung und Auffassung zu gewinnen, die dem Darstellenden gerade seinen Interessen gemäß erscheint?

Es versteht sich, daß bei dieser Gegenanderstellung des prosaischen gegen den poetischen Wohllaut Poesie und Prosa selbst in ihrer größten Entfernung von einander genommen worden sind, während in der wirklichen Geistesgeschichte eines Volkes eine unendliche Menge von Zwischenstufen liegen, von welcher die Poesie in ihrer früheren Gestalt zu ihrer spätern so wie zur Prosa hinab- oder besser gesagt hinaufsteigt, und daß auch hier die Prosa von dem Puncte aus gefaßt ist, wo sie sich bereits zu ihrem vollkommenen Begriffe ausgebildet hat.

Trotz aller dieser Vorzüge aber, mit denen wir den prosaischen Wohllaut vor dem poetischen bekleidet sehen, haften doch gerade an diesen auch wiederum Einseitigkeiten, die er weiterhin an sich aufzuheben streben muß, und die ihn so endlich seiner dritten Hauptstufe zuführen, auf welcher er allmählig immer vollkommener in den Begriff und die Sphäre des **absoluten Wohllauts** eingeht.

Wenn nämlich auch die Wirkung des Wohllautes nicht mehr in dem bloßen Wortlaute gesucht wird, wie er der Bedeutung des Wortes am unmittelbarsten entspricht, sondern weit mehr in der antithetischen Stellung eines Wortes zum andern als eines gleich und ähnlich lautenden, überhaupt aber in der Beziehung des einen zum andern, insofern diese durch den Laut hervorgehoben und sinnlich bemerkbar gemacht wird; und wenn auch der auf die letztgedachte Weise entstandene Wohllaut deshalb auf einer höheren Stufe steht als der erstgedachte, weil er eine größere Manigfaltigkeit und Beweglichkeit des Gedankens voraussetzt und weil er nicht unmittelbar für sich, sondern nur durch Vermittelung des Verstandes empfunden werden kann, so liegt doch noch die Einseitigkeit darin, daß die Befriedigung eben **nur** letztlich für den Verstand da ist, und der Wohlklang sonach nur als Mittel der leichteren Auffassung des in den Worten und Gedanken liegenden Sinnes erscheint. In dieser Bestimmung ist er aber weder allseitig noch vollkommen frei, weil hierzu gehören würde, daß er eben **nicht blos** im Dienste des Verstandes, sondern auch im Dienste der Sinnlichkeit stehend erscheine; und ferner, daß er diesen beiderseitigen Dienst deshalb übernimmt, weil er weiß, daß seine Vollkommenheit ebensowol als die Vollkommenheit und die Erreichung der höchsten Zwecke der Sprache davon abhängt. Denn da, wie wir schon öfter gesehen haben und im Zusammenhange noch weiter sehen werden, die Sprache ihre idealen Zwecke in dem Grade mehr erreicht, als die Gedankendarstellung eine sinnliche ist, zu dieser Sinnlichkeit aber auch das Tönen und Lauten der Wörter rc. gehört, so erhellet, daß die Lautlichkeit des Wortes eben so wol in den Dienst seines Verständnisses als seines sinnlichen Ausdruckes gehen müsse. Frei aber wird derselbe nach beiden Seiten hin, wenn diese Lautlichkeit sich niemals für sich geltend macht, sondern nur insoweit hervortritt, als dadurch die Verständlichkeit einerseits und die Sinnlichkeit des Worts andererseits vollständiger erscheint. Mit andern Worten: das Phonetische im Worte soll nicht nur dazu dienen, daß dadurch sein Begriff logisch leicht erkannt wird, sondern auch, daß es sich wirksam für Fantasie und Gefühl erzeige, beides aber eben nur

nach Maßgabe des höheren oder geringeren Werthes, den es im Verhältniß zum Satze, zur Periode und zum Ganzen des Stilstückes hat. Es soll also nicht als eine bloße Nothwendigkeit für das Verständniß erscheinen, sondern noch einen Ueberschuß darüber zeigen und eine noch größere Fülle als unterdrückt durch sich hindurch vermuthen lassen, weil nur hierdurch dem Geiste die Vorstellung von Freiheit entgegentritt. Der Geist muß sich in der Lautlichkeit des Wortes gleichsam wiegen; nur dann erscheint das Mittel als von Freiheit eingegeben, und nicht durch Nothwendigkeit bedingt. Dieser absoluten Forderung wird aber eben durch die Lautlichkeit des Worts, insofern sie nur durch Beziehung von der des einen auf die des andern in ihrer Sinnlichkeit hervortritt, nicht genügt, und so genügt auch der allein hierauf begründete Wohllaut nicht seinem eigentlichen und höchsten Begriffe, und er verlangt vielmehr eine höhere Erfüllung seiner selbst.

Wenn nun das erste Stadium des Wohllauts darin bestand, daß die Lautlichkeit des Worts mit seiner Bedeutung unmittelbar übereinstimmte, und sie diese letztere unmittelbar sinnlich ausdrückte; und wenn das zweite Stadium desselben darin bestand, daß die Uebereinstimmung nur einseitig für den Verstand da ist und also auch nur durch den Verstand vermittelt wird, so muß die dritte Stufe nothwendig die sein, auf welcher die Vermittelung durch die Einheit von Verstand und Gefühl oder Geist und Sinnlichkeit hervorgebracht wird und der Wohllaut also auch für beide befriedigend erscheint. Weil nun aber eine solche durch das Subject vermittelte Einheit von Verstand und Gefühl oder eine freie Einheit von beiden, wie wir bereits gesehen haben und noch näher sehen werden, nur dadurch entstehen kann, daß der Mensch durch subjective Thätigkeit das Bewußtsein seiner besondern Existenz in Harmonie gebracht hat mit dem Bewußtsein des Allgemeinen, und daß er aus dieser Harmonie heraus die Dinge anschaut und darstellt, so folgt auch, daß der wahre Wohllaut nur unter dieser Bedingung wirklich werden könne. Und wenn, noch näher betrachtet, dieses harmonische Bewußtsein einzig darin besteht, daß wir die endlichen Dinge im Lichte der Idee des Geistes erkennen, wie diese im Christenthume niedergelegt ist, und welche wesentlich darin besteht, daß wir alles Endliche freithätig dem Gesetze des Geistes zu unterwerfen und jenes diesem gemäß umzugestalten haben, so folgt auch, daß der wahre Wohllaut oder der Wohllaut im absoluten Sinne nur dann entstehen könne, wenn unser sprachlicher Ausdruck von einer solchen Anschauung der individuellen Dinge und von der Erwärmung des Gemüthes für eine solche ideale Umgestaltung derselben ausgeht und von ihnen erfüllt ist. Da aber der sprachliche Ausdruck zugleich bedingt ist von dem eventuellen Zustande der Dinge und den in einer jeden gewissen Zeit herrschenden Ideen, indem die sinnliche Seite unserer Anschauung davon abhängt, gegen welche die ideale Anschauung die andere Seite bildet, so folgt endlich auch, daß es einen unendlichen Stufengang zu der Idee des absoluten Wohllauts geben muß, indem die höheren Stufen dieses letzteren von der immer vollständigeren Verwirklichung der Idee des

Geistes abhängen. Denn wenn wir von einer solchen harmonischen Weltanschauung, die auf der individuellen Erkenntniß irgend einer Reihe von Dingen oder eines einzigen Dinges beruht, wie es mit seiner Idee eins ist oder sein kann, und eben so von der Wärme unsres Willens erfüllt sind, diese ideale Anschauung in die Wirklichkeit einzusetzen, so ist damit auch gesagt, daß wir diese Dinge in der ganzen Fülle ihrer von der Idee durchdrungenen Sinnlichkeit innerlich anschauen; damit also auch ferner gesagt, daß uns eben durch einen solchen Zustand unsres Inneren der vollste und sinnlichste, mithin auch lautlich-sinnlichste Ausdruck zuströmt, so weit ihn die Sprache nur irgend zuläßt, — vorausgesetzt freilich daß die anderen relativen Bedingungen, als gebildetes Sprachgefühl, tiefere Sprachkenntniß rc. erfüllt sind; damit endlich gesagt, daß die Uebereinstimmung der manigfaltigen Wortlaute mit ihrer Bedeutung als frei vom Geiste in Einheit gefaßt stattfindet, welche der Wohllaut in seinem absoluten Begriffe verlangt. Und so wie uns aus einem Gedichte und eben so aus irgend einem Stilganzen nur dann wahre Befriedigung und wahrer Genuß entgegen strömt, wenn uns durch die Darstellung ein individueller Gegenstand in seiner Harmonie zur ganzen sittlichen Weltordnung erscheint, und wenn sich uns diese durch jenen eben wie in eine unendliche Ferne hineingesehen, eröffnet: eben so theilt sich jene Harmonie des Besonderen und des Ganzen, des Sinnlichen und Geistigen auch jedem einzelnen integrirenden Worte mit; der Wohllaut scheint uns aus der Harmonie der Gedanken nach der Einheit ihres Inhalts mit ihrer Form entgegenzuströmen, und wir legen dem Ganzen dann wohl auch mit Recht Gedankenwohllaut bei: ins Einzelne zergliedert aber werden wir finden, daß es eben die durch den Geist frei hervorgebrachte Uebereinstimmung der Vorstellung mit der sinnlichen Verkörperung aller Einzelheiten im richtigen Verhältniß zum Ganzen ist, welche uns so wohlthuend entgegenkommt, und welche also auch auf eine solche Uebereinstimmung des einzelnen Wortes mit der sinnlichen Verkörperung der Vorstellung, die es zu tragen bestimmt ist, herabgeht und von der die Lautsinnlichkeit freilich nur ein Moment, und zwar allerdings das am meisten ungeistige und materielle ist.

Wenn sich dies alles auch nicht in solcher Consequenz aus dem Begriffe des Wohllauts herleiten ließe, so würde ein Hinblick auf die Geschichte der Prosa genügen, die Wahrheit der Erörterung dieses Gegenstandes darzuthun. Denn als, um nur von dem Hervorstechendsten zu sprechen, in Athen die aus Sicilien eingewanderte schematische, oder wie wir sie vorhin nannten, antithetische Kunstberedsamkeit entstanden war, dauerte es auch nicht lange, daß man das Bedürfniß fühlte, der Auffassung des Ganzen einen höheren, großartigeren Schwung und der Diction eine farbenreichere Sinnlichkeit, die sich namentlich auch auf den lautlichen Vollklang und phonetische Wirkung überhaupt bezog, zu geben. Aus der Entwickelung und Trennung einer solchen von der anderweiten Ausdruckweise, die einfacher und ungeschmückter war, gingen dann die Charaktere oder Genera des niederen (subtile oder ἰσχνόν) und des höheren (grande atque robustum

oder ἁδρὸν) Stils hervor, zwischen welchen auch noch ein mittlerer (mediocre oder μέσον) statuirt werden mußte, den, wie Quinctilian (instit. orat. l. XII. 10) sagt, einige auch floridum oder ἀνθηρὸν nannten, so daß mit dem Begriffe der rhetorischen Darstellung seit jener Zeit sich auch der einer schwungvollen und sinnlich schmuckreichen verbunden hat. Weil aber dieser sinnliche Schmuck und also auch die volltönende Lautlichkeit sehr oft nicht hervorging aus einer einheitlichen Anschauung einer Wirklichkeit in dem Lichte der Idee des Geistes, vielmehr aus endlichen, nicht selten ganz egoistischen Interessen, so daß der Verstand diese Sinnlichkeit durch seine Vermittelung erst herbeiführte und die Fantasie in Bewegung setzte; und weil der Schwung auch nicht hervorging aus der wahren Erwärmung des Gemüthes für die Realisirung einer sittlichen Idee in Beziehung auf einen bestimmten Fall der Wirklichkeit: so konnte beides — Sinnlichkeit und Schwung — nicht aus der Sache selbst hervorgehen, und mußte vielmehr dieser immer äußerlich bleiben, so täuschend auch Talent und Kunst den Schein der Wahrheit geben mochten, und zwar aus dem Grunde, weil hier eine Uebereinstimmung der Aeußerlichkeit des Worts mit seiner Bedeutung eben nicht statt findet, und mithin auch ein wahrer Wohllaut und eine wahre Befriedigung des Geistes nicht statt finden kann. Demosthenes ist der größte Redner des Alterthums und Athens insbesondere, weil er, im Bewußtsein des Unterschieds seiner persönlichen Interessen gegen die allgemeinen seines Vaterlands jene diesen doch stets unterordnete, und mit der daraus entspringenden sittlichen und patriotischen Wärme sprechen konnte — was sein berühmter Gegner Aeschines, der ihm vielleicht nach allen übrigen Seiten, nach denen hin wir die höhere Wirkung der Beredtsamkeit bedingt finden, überlegen war, zu thun nicht vermochte.

Begreiflich ist es nach diesem allem, daß, je weniger der Gegenstand des Redens ein allgemeines, sittliches Interesse und eine sittliche Bedeutsamkeit hatte, und je weniger er einer bestimmten Wirklichkeit entsprach, (denn die sogenannte Schulberedsamkeit fingirte die Fälle); je mehr man dagegen bemüht war, diesen Mangel und diese Leere von wahrer Bedeutsamkeit äußerlich zu erfüllen und ihm den Schein der Bedeutsamkeit zu geben: je mehr auch dies Mißverhältniß zwischen Laut und sinnlicher Darstellung überhaupt und der Bedeutung des Inhalts zunehmen und das erstere dem letzteren immer äußerlicher und zugleich widerlicher werden mußte, weil sich dem nur irgend offenen und unbefangenen Sinne die Unwahrheit von Schmuck in Hinsicht auf den Sinn bald aufdringt und sich ihm in dem Scheine der Harmonie die eigentliche Disharmonie zwischen Allgemeinen und Besonderen, die Leere und Hohlheit so wie die eigensüchtigen Interessen einer solchen heuchlerischen Darstellung nur desto grauenhafter offenbaret. Historisch begreiflich ist es daher ferner, wie nach dem Sinken der Sittlichkeit in Athen und Rom auch die wahre Beredsamkeit sinken, und wie dagegen jenes rhetorische Blumenwerk, d. h. eigentlich jener Schwulst und Bombast immer mehr statt jener genommen wurde, zum Theil noch bis in unsre Tag

hinein. Dies alles zeigt aber auch an, wie jener Wohllaut des Verstandes (antithetischer, schematischer Wohllaut) nur eine Stufe zum absoluten Wohllaut bildet, der die Sinnlichkeit des Worts auch für Gefühl und Fantasie in Anspruch nimmt, der aber diese Ansprüche dort nur auf eine falsche, ja heuchlerische Weise zu befriedigen suchte.

Eben so als mit der Lautlichkeit der Wörter verhält es sich mit der Bildlichkeit und Figürlichkeit so wie mit dem Rhythmischen in Wort und Sprache als den anderweiten Momenten des Wohllautes und der Sinnlichkeit überhaupt.

Was nämlich die Bildlichkeit und Figürlichkeit betrifft, die wir in den nächsten Paragraphen, von denen wir die Resultate hier lemmatisch aufnehmen, gründlich entwickeln, so müssen wir darauf zurückgehen, daß ursprünglich und in dem Zustande, wo sich die Sprache in Natur- und Volkspoesie am vollkommensten verkörpert, jedes Wort ebensowol ein Bild oder eine Metapher als auch eine Figur, nämlich eine Lautfigur oder ein Lautschema ist. Gehört nun das Bildliche oder Tropische zwar gar sehr zur Sinnlichkeit des sprachlichen Ausdrucks überhaupt, so gehört es doch, weil es ohne geistige Vermittelung weder hervorgebracht noch aufgenommen werden kann, nicht zum Begriffe des Wohllauts, der, wie er auch vergeistigt sei, sich doch auf das Materielle des Tones im Laute als seiner äußersten Quelle zurückbeziehen muß: nur von dieser Figürlichkeit ist daher hier die Rede, die in der nächsten Verwandtschaft mit dem rein Phonetischen des Lauts steht, und in manchen Stücken ganz mit ihm zusammenfällt.

Erinnern wir uns nämlich (II. §. 10 und 11), wie sich der Laut von dem durch den Menschen hervorgebrachten Tone dadurch unterschied, daß der letztere der allgemeine und unmittelbare Ausdruck der angeregten Empfindung durch die Stimme war, während der erstere der Ausdruck einer im Geiste reflectirten Empfindung war, so daß sich in der total erregten Empfindung zugleich auch die Beziehung auf den besonderten Gegenstand mit ausdrückt, durch welchen sie erregt ist, und der Ausdruck dem Eindrucke nothwendig correspondiren muß, so läßt sich schon von vornherein erkennen, daß in dem Laute ein Moment enthalten sein muß, welches weit über die Natur des blos Phonetischen hinausgehen und weit sublimerer Art sein muß. Trennen wir nun dieses letztere, welches also allgemein oder total sein und wirken muß, von dem ersteren, welches besondert sein und wirken muß, in der Erscheinung aber zusammenfällt, hier in der Untersuchung von einander, so läßt sich jenes besonderte Moment nicht anders beschreiben, als wenn man sich Striche und Linien in eine weiche Masse gezogen denkt, die aber zu einem Ganzen verbunden sind, und also eine Figur bilden. Selbst von dem Tone, oder noch genauer vom Klange, hat bekanntlich Chladni in seinen Klangfiguren die Aehnlichkeit dieser Erscheinung nachgewiesen, indem er zeigt, wie die auf einer Glastafel liegenden feinen Sandkörnchen, wenn jener, mit einem Bogen bestrichen, ein Klang entlockt wird, in eine bestimmte Bewegung kommen, welche Linien und in ihrer Verbindung Figuren bilden, die wiederum

nach der Verschiedenheit der Höhe und Tiefe, so wie der Intensität des Klanges ꝛc. verschieden sind. Denken wir uns also den Laut oder noch näher die Lautverbindung im Worte als den Correspondenten des von einer Empfindung aufgenommenen einzelnen Ausdrucks, so haben wir in diesem oder in dieser einmal das Tonhafte und das andremal das Figürliche desselben, — was aber, wie schon bemerkt, in der wirklichen Erscheinung des Lautes zusammenliegt. Jedes Wort entspricht demnach auch einer Figur oder ist vielmehr selbst eine Lautfigur, von der das blos Tonhafte der erregten Empfindung überhaupt, das Figürliche derselben Empfindung in Beziehung auf den Gegenstand, der sie erregte, entspricht, indem durch dieses die Modification des Lautes und der Lautverbindung bestimmt ist, und daher auch bei dem Wohlklange als nothwendiges Moment mit integrirt.

In dem ersten Stadium des Wohllauts nun wirkt das Figürliche des Worts eben so unmittelbar als das rein Phonetische desselben auf Gefühl und Verstand, wenn auch auf letzteres nothwendig überwiegend, weil, wie wir sahen, die im Worte stattfindende Lautverbindung eine Reflexion im Verstande voraussetzt, — was bei der blos phonetischen Wirkung nicht der Fall ist. Je mehr aber der Wohllaut sich seinem zweiten Stadium nähert, in welchem auch das begriffen ist, daß man die Wörter immer mehr als bloße Zeichen faßt, — wodurch zugleich ihre Körperlichkeit oder Figürlichkeit vielfach alterirt wird und zusammensinkt, je weniger wird begreiflicher Weise das Figürliche des Worts empfunden, bis es endlich eben so vergessen wird, als daß die Wörter ursprünglich eine relative Nothwendigkeit ihres phonetischen Baues haben. Schon hat sich aber auch um diese Zeit der Begriff des Figürlichen oder Schematischen in einem prägnanten Sinne ausgebildet, in welchem man eben irgend eine Prägnanz des sprachlichen Ausdrucks überhaupt versteht im Gegensatz eines gewöhnlichen, unfigürlichen, — was sich so verhält. Je mehr nämlich Gebrauch von Sprache gemacht, je vielfältiger und gewandter der Gedanke wird, die verschiedenen Verhältnisse der Gegenstände zu einander aufzufassen und auszudrücken, je vielfältiger muß natürlich auch das Verhältniß werden, in welches ein Wort zum andern sowol nach Seiten seines Lautes als seiner Bedeutung, ingleichen ein Satz zu dem andern ꝛc. eintritt. Je mehr sie sich aber vervielfältigen, je näher treten sie auch der Aufmerksamkeit, vorzüglich wenn man die Wirkungen kluger Rede in Erwägung zieht, wie dies in Zeiten eben der Fall ist, wo der Mensch anfängt, die Dinge auf sich, im Unterschied zu andern, und namentlich in Hinsicht auf seine persönlichen Interessen, zu betrachten, und so fängt man auch an, alle solche Worte und Redeverhältnisse, an denen man eine stärkere Wirkung beobachtet, mit Bewußtsein und Absicht zu gebrauchen, und diese sind es, denen man nun den Begriff des Figürlichen insbesondere im Gegensatz einer anderen und gewöhnlichen Ausdrucksweise, in welcher eine solche Mannichfaltigkeit der Beziehungen und ein Bewußtsein über diesen Gebrauch und die Wirkung derselben nicht

vorhanden ist, beilegt. Daher gebrauchten die attischen Redner, wie Aristoteles bemerkt, vorzugsweise die eine oder die andre Figur, auf die sie den Bau ihrer Perioden und ihrer ganzen Rede aufrichteten. Betrachtet man die poetische oder die gewöhnliche Umgangssprache, so findet man sie zwar ebenfalls durchwebt mit Figuren nicht nur in Beziehung auf das Wort an sich, sondern auch in Verhältniß zu einander, aber diese ihre figürliche Natur wird kaum noch empfunden; es bedarf eine schärfere, absichtliche Hervorhebung derselben für den Verstand, von dem aus dann auch die übrigen geistigen Vermögen in Bewegung gesetzt werden. Und dies mit Hinzunahme dessen, daß sich in solchen Zeiten des sich bewußtwerdenden Verstandes oder in den Zeiten der Prosa diese Verhältnisse außerordentlich vervielfältigen, gibt die figürliche Sprechweise oder die ἐσχηματισμένη λέξις der griechischen Rhetoriker in eigentlichem und prägnantem Sinne. Weil sie hauptsächlich auch auf dem Gebrauche des Gegensatzes beruht, nannten wir sie vorhin auch die antithetische.

Wenn nun auch unbestreitbar dadurch sich ein höheres Stadium des Wohllauts bezeichnet, daß das Figürliche nicht mehr an und für sich, sondern nur durch Vermittelung des Verstandes empfunden wird, daß es überhaupt nur insoweit Geltung hat, als ein näherer und bewußter Zweck damit verbunden ist; und wenn eben so unbestreitbar der Wohllaut durch die vervielfältigten Verhältnisse auch an Umfang und Mannichfaltigkeit zunehmen und auch so eine höhere Stufe desselben bezeichnen muß, — wie denn eine einfache Aneinanderfügung der Redetheile oder eine εἰρομένη λέξις, wie sie Aristoteles Rhetor. III. 9. im Gegensatz der κατεστραμμένη nennt, nothwendig weniger mannichfaltig und geistig befriedigend sein muß als eine gegliederte oder periodische Sprachweise, so findet doch dieselbe Einseitigkeit statt, als wir in der zweiten Stufe des Wohllauts hinsichtlich des Phonetischen schon antrafen, mit welchem das Figürliche hier überhaupt zusammenfällt, nämlich die, daß es nur als ein Mittel für die leichtere und nachdrucksvollere Verständlichkeit, nicht auch zugleich als ein solches für lebendigere Erregung der Fantasie und des Gefühls erscheint, wie es anfänglich ein solches ist. Soll sich daher der Begriff des Figürlichen und durch dieses also auch der des absoluten Wohllautes nach dieser Seite hin erfüllen, so muß dasselbe nicht unmittelbar erscheinen wie in seiner ersten Stadie, aber auch nicht blos durch den Verstand vermittelt, wie in seiner zweiten, sondern durch die Einheit von beiden und mit dem Bewußtsein, daß nur hierdurch dem Begriffe desselben, so wie dem Wohllaute und durch diesen den höchsten Zwecken der Sprache genügt werden könne, d. h. es muß frei erscheinen. Dies wird aber dadurch geschehen, daß einestheils der etymologische Sinn der Wörter und durch diesen das Gefühl für die Lautfigürlichkeit wieder erweckt und erfrischt wird, — welche Wiederbelebungskraft in jede originale Sprache gelegt ist; anderntheils, daß das Schematische aus einfacherer Fügung

der Wort- und Satzverbindungen nur hindurchscheint, aber nicht formell ausgeprägt hervortritt, wie sich dies z. B. an der Periode am deutlichsten machen läßt. Auch sie nämlich ist eine Figur oder ein Schema, wenn sie vom Verstande mit Bewußtsein zur Form eines Gedankenausdrucks gebraucht wird, und ist gebildet durch das bestimmte Verhältniß des Vordersatzes zum Nachsatze, so wie durch das aller der dem einem oder dem andern zugehörigen Nebensätze. Der Geist vermag nun diese Verhältnisse alle festzuhalten, dennoch aber die Form der Periode zu zerschlagen, oder mit andern Worten: das logische Verhältniß zu bewahren, indem er doch die logische Form auflöst und in selbstständige grammatische Sätze vertheilt, die aber in der Aufeinanderfolge ihres Sinnes jenes logische Verhältniß durch sich hindurch scheinen lassen: — wovon des weiteren in den nächsten Paragraphen.

§. 15.

Schluß der Lehre vom Wohllaut.

Was endlich das dritte im Wohllaut liegende Moment des Rhythmischen betrifft, so verhält es sich nothwendiger Weise eben so wie die beiden andern der Lautlichkeit und Figürlichkeit und muß, um den Begriff des absoluten Wohllauts zu erfüllen, eben so drei Stufen der Entwickelung in sich durchmachen, die sich, wie wir gesehen haben, wie Unmittelbarkeit, einseitige oder nothwendige und allseitige oder freie Vermittelung zu einander verhalten. Nun fanden wir den Rhythmus als das Verhältniß des Silbenlautes nach der Seite seiner Bewegung, die wiederum nach Zeitdauer und Intensität bestimmt und einheitlich zusammengefaßt ist, oder — concret genommen — als eine bestimmte und unter der Einheit eines Accentes zusammengefaßte Aufeinanderfolge von Längen und Kürzen oder von Quantitäten überhaupt, welche wegen ihrer unbegränzten Continuität dann wieder nach gewissen Maßen abgemessen und begränzt werden muß. Insofern es nun die in der Natur- und Volkspoesie oder die in der ersten Phase des Wohllauts gesetzte harmonische Anschauung des Sinnlichen und Geistigen, so wie zugleich die höhere Lebendigkeit einer solchen Anschauung nothwendig mit sich bringt, daß die Rhythmen nicht nur gleichmäßige und metrisch-begränzte sind, sondern auch, daß sie in dieser Aufeinanderfolge zugleich eine lebhaftere Bewegung überhaupt kund geben, so hat sich in diesen Bestimmungen der Begriff des *poetischen* Rhythmus constituirt im Gegensatz gegen die gewöhnliche Sprache des Lebens, in welcher keine bestimmte und keine abgemessene Aufeinanderfolge von Längen und Kürzen und mithin auch gar kein Rhythmus statt zu finden scheint. Dies ist freilich eigentlich eine Täuschung, denn wenn auch keine *bestimmte*, so findet doch immer *irgend* eine Aufeinanderfolge von Quantitäten statt; und wenn auch der Accent nicht an einer *bestimmten* Stelle des Versfußes als der kleinsten Totalität des Metrums erscheint, —

woher er sich die Benennung des metrischen Accents zugezogen hat, so faßt er doch Quantitäten an irgend einer Stelle des Satzes zu einer Einheit zusammen, so daß kein sprachlicher Ausdruck, wenn die Sprache auch nur noch einen letzten Schein von Quantität hat, ohne irgend eine rhythmische Bewegung gedacht werden kann. Dies zeigt sich auch sogleich bei der Entstehung des sogenannten prosaischen Rhythmus in seiner ganzen Wahrheit. Der poetische Rhythmus nämlich, so gut wie die harmonische Anschauung, auf der er beruht, ist nur unmittelbar, und genügt daher dem nach subjectiver und freier Vermittelung vordringenden Geiste nicht. Indem er daher sich selbst in die Mitte stellt, und die Dinge von sich aus als dem terminus a quo betrachtet, so daß diese also nicht mehr über ihn, sondern er über sie, so weit es gehen will, herrschet, fällt nothwendiger Weise zuerst die höhere Lebendigkeit der Bewegung und zweitens die Continuität des Maßes weg. Denn die Reflexion setzt größere Ruhe der Anschauung und die Beziehung auf sich eine Subsumtion der Dinge unter das Bewußtsein voraus. In der Herrschaft über die Dinge, welcher die des Gedankens vorausgeht, liegt aber ferner nothwendig, daß der Mensch jede einzelne Vorstellung und jeden einzelnen Gedanken in ein solches Verhältniß bringt, welches seiner subjectiven Egoität entspricht, d. h. in ein abgestuftes Verhältniß des Gleichmaßes zu sich oder in ein symmetrisches Verhältniß der Rhythmen zu einander und zu einer letzten Einheit ꝛc., und somit wird die Symmetrie das Prinzip des prosaischen Rhythmus. Diese fordert also nicht eine bestimmte Aufeinanderfolge der Quantitäten und den Accent nicht an einer bestimmten, einzelnen Stelle der Satz- und Periodentheile, sondern nur ein Entsprechen der Aufeinanderfolge und ein Entsprechen der Stellung des Accents. Ohne allen Zweifel stellt sich hierdurch eine höhere Herrschaft des Geistes und mithin auch eine höhere Stufe des Wohllauts nach dieser Seite dar. Aber eben so wie bei den anderen Momenten des Wohllauts ist die Symmetrie nur einseitig für den Verstand befriedigend und läßt die anderen geistigen Thätigkeiten leer ausgehen. Auch ist die Symmetrie in der That nichts anders als eine rhythmische Figur, so daß in dem Begriffe des Figürlichen alle drei Momente des Wohllauts zusammenfallen, und daher, was von dem einen und dem anderen gesagt worden ist, auch hier seine Giltigkeit hat. Soll also der Wohllaut auch nach dieser Seite hin seine höhere Stufe erreichen, und zum absoluten Wohllaut werden, so muß die Symmetrie aufgehoben werden, aber in einer freieren Form doch eine verständige und bewußte Anordnung hindurchscheinen und sich errathen lassen. Die geschnittenen Gänge und geraden Linien der altfranzösischen Gärten müssen in englische Parks umgewandelt werden, die zwar dem Anscheine nach nur nach Zufall und Laune, und der Natur des Bodens gehorchend, angelegt sind, die aber bei einer Beurtheilung und Zergliederung des Einzelnen im Verhältnisse des Ganzen gar wohl Plan und Zweck errathen lassen, jedem Baum und jeder Partie ꝛc. ihre stärkste Wirkung zu geben, wenn jener sich auch im einzelnen verbirgt.

So also muß auch das symmetrische Verhältniß der Sätze oder der Numerus; so das symmetrische Verhältniß der Perioden zu einander oder die Eurythmie sich wieder in eine freie Form umwandeln, durch welche die Vermittelung der freien Anordnung von einer Einheit von Verstand und Gefühl hindurchscheint. Näher ausgedrückt: die Aufeinanderfolge der Quantitäten soll zwar keine continuirliche und metrisch begränzte, die Bewegung nicht eine lebendigere sein als sie der dargestellten Wirklichkeit entspricht; der Accent nicht an einer bestimmten Stelle der Versfüße eintreten, wie bei der Poesie der Unmittelbarkeit; die Anordnung der Aufeinanderfolge der Quantitäten und des rhythmischen Accents soll auch keine symmetrische sein wie bei der streng rhetorischen Anordnung, sondern eine solche, in welcher die Quantitäten und der rhythmische Accent nach Maßgabe des Sinnes der Worte, auf denen sie ruhen, so folgen, beziehungsweise stehen, daß die Ruhe durch die Bewegung vermittelt und erworben und die letztere in die erste frei aufgenommen erscheint, oder daß jene durch diese nur hindurchscheint und nicht unmittelbar vorhanden ist, — was sich im einzelnen freilich nur durch ausführliche Zergliederung eines vollendeten Stilstücks bis zu der des rhythmischen Verhältnisses der einzelnen Sätze und Satztheile augenfällig machen läßt. Erreichen aber läßt sich eine solche Vollkommenheit des prosaischen Rhythmus in der die Natur des poetischen, wie beschrieben, frei wieder aufgenommen und frei wiedergegeben ist, nur durch jene obenbeschriebene harmonische Anschauung der Wirklichkeit im Lichte der Idee des Geistes, nur durch die vollkommene Herrschaft über den Stoff der Wirklichkeit und durch den aufrichtigen ethischen Drang, die angeschaute Idee in die Wirklichkeit einzusetzen. Denn durch eine solche Verfassung des Gemüthes erscheinen die Individualitäten der Dinge und also demgemäß auch die kleinsten Momente des Gedankens auch in ihrer harmonischen Bewegung zum Ganzen vor dem Geiste, — was sprachlich ausgedrückt den harmonischen Rhythmus der Prosa abgibt, der das Wesen des poetischen frei d. h. durch subjective Vermittelung in sich aufgenommen hat.

Durch die Art, wie wir die Lehre vom Wohllaute zu entwickeln für nöthig befunden haben, sind wir der Beantwortung der beiden andern dahin einschlagenden Fragen, ob der Idealstil des Wohllauts und namentlich des Strebens nach absolutem Wohllaute so unentbehrlich bedürfe, ingleichen durch welche Mittel er zu erreichen sei, zugleich beinahe ganz überhoben. Denn wenn es die Bestimmung aller Sprache und alles sprachlichen Ausdrucks ist, durch den ausgedrückten Gedanken die Wirklichkeit immer näher oder immer sinnlicher und ergreiflicher in dem Lichte der Idee darzustellen, wie diese der Idee des Geistes entspricht; und wenn der Wohllaut eben dieses harmonische Verhältniß zwischen der Manigfaltigkeit der Wortlaute mit ihrer Bedeutung bezeichnet, insofern diese als freie Einheit in immer höherer und bestimmterer Weise gefaßt wird, so versteht es sich von selbst, daß der Idaelstil, der ganz besonders darauf angewiesen ist, die idealen Zwecke der Sprache zu erfüllen, und durch diese auf Realisirung einer Wirklichkeit hinzuwirken, wie sie der Idee des Geist-

entspricht, und wie sie die Bestimmung und die Glückseligkeit des menschlichen Lebens allein in sich schließt, auch ganz besonders und mit Nothwendigkeit nach dem absoluten Wohllaute streben und ihn an sich darzustellen suchen müsse. Und wenn wir ferner gehört haben, wie der absolute Wohllaut im allgemeinen nur dadurch zu erreichen sei, daß der Stilist bei hinlänglicher Sprachkenntniß und bei ausgebildetem Sprachgefühl, so wie allerdings bei einer gewissen angebornen Fähigkeit sinnlicher Darstellung sich selbst durch seine geistige Bildung eine harmonische Anschauung der Welt verschafft habe, in welcher er alle Dinge in ihrem rechten Verhältnisse zur Idee des Geistes und in der Möglichkeit ihrer Verwirklichung nach dieser Idee erblickt; daß er eine vollkommene Herrschaft über den darzustellenden Gegenstand so wie den sittlichen Willen habe, durch die Darstellung auf jene Verwirklichung der Idee hinzuwirken, so macht dies alle übrigen Vorschriften im einzelnen überflüssig und zeigt sie in ihrer ganzen Unzulänglichkeit. Zum wenigsten aber faßt es alle die, welche wir I. §. 65, 74 und 75, 89 und 90 und 99 gegeben haben, nicht nur in sich, sondern stellt sie auch in höherer Vollständigkeit und mit Bezug auf ihren letzten Grund dar; und es erkennt sich wohl, wie mit allen solchen einzelnen Vorschriften, als daß man eine unbeabsichtigte Folge gleicher und auffallend verschiedener Wörter, gleicher Vocale in vielen aufeinanderfolgenden Silben, vieler einsilbigen Worte ꝛc. vermeiden; daß man eine angemessene Abwechselung von betonten und unbetonten Silben statt finden lassen, und Länge und Zeitdauer der Satztheile mit der grammatischen Bedeutung derselben in richtiges Verhältniß stellen solle ꝛc. ꝛc., auch im Ganzen wenig gesagt sei. Denn theils haben sie nur eine relative Wahrheit, theils verstehen sie sich aus jenen allgemeinen Vorschriften von selbst oder endlich sie beziehen sich nur auf das Aeußerliche. Die wahre ins einzelne gehende Regel kann vielmehr nur an dem concreten Falle selbst gegeben werden, und sie würde sich so ins Unendliche hinein nuanciren müssen als die Ausdrucksweise, in solche Einzelheiten verfolgt, selbst eine unendliche ist. Man setze sich daher lieber sogleich in die oben angegebene Verfassung des Schreibens, und man wird alle einzeln zu gebende Vorschriften in concreto in sich haben und durch sich befolgen, die ohne jene doch nichts fruchten könnten.

§. 16.

Von der Sinnlichkeit des Wortes und der Rede überhaupt.

Indem wir in den zunächst vorhergehenden Paragraphen den Wohllaut von Wort und Sprache bis in seine letzten Wurzelfasern verfolgten, erkannten wir sehr wohl in ihm einen Hauptbestandtheil dessen, was wir Sinnlichkeit der Rede nennen, und zwar vorzugsweise den auf ihrer musikalischen Natur ruhenden. Nicht minder eröffneten sich uns auch schon bedeutende Ueberblicke darüber, daß ein zweiter Hauptbestandtheil der sprachlichen Sinnlichkeit auch in der sogenannten Figürlichkeit liege; und nehmen wir im

voraus hierzu, daß ein dritter in dem Tropischen der Rede gegeben sei, so haben wir das ganze Gebiet des fraglichen Begriffes wenigstens seinem äußeren Umfange nach umzogen. Mit um so größerer Sicherheit und Leichtigkeit können wir uns von da aus nun zu der Betrachtung dessen wenden, was denn Sinnlichkeit des Worts und der Rede überhaupt und an sich ist.

Wenn aber Sinnlichkeit überhaupt unbezweifelt die stoffliche Grund- und Unterlage ist, durch welche ein Etwas in die Erscheinungswelt oder in die Wirklichkeit als ein solches tritt, und durch welche es ein Besonderes und ein Gegenstand wird; die Sprache aber ein solches Etwas ist, durch welches der menschliche Geist in Gedankenform zur Erscheinung wird, so daß diese Gedanken die Sphäre der Wirklichkeit des Geistes bilden, so folgt mit Nothwendigkeit, daß die Sinnlichkeit der Sprache alles das ist, wodurch der Gedanke, als etwas zunächst blos innerliches, ein Aeußerliches, Gegenständliches und Erscheinungsmäßiges wird, und welches eben, näher betrachtet, das Tonhafte oder Musikalische mit dem nothwendig in ihm liegenden zeitlich Unterschiedlichen, das Figürliche und das Tropische ist. Insofern es nämlich etwas Aeußerliches und Gegenständliches ꝛc. wird, muß es eben dadurch etwas für den Sinn Ergreifliches oder ein Sinnliches werden, d. h. etwas, wodurch es von seinem sinnlichen Bestehen aus einen Eindruck auf die Empfindung (αἴσθησις) eines Subjects macht und von diesem in sich gleichsam hineingetragen oder aufgenommen werden kann.

In dieser ersten und weitesten Bedeutung hat jeder sprachliche Ausdruck schon an und durch sich, und ohne weiteres, besonderes Hinzuthun des einzelnen Sprechenden Sinnlichkeit, und ob dies mehr oder weniger der Fall ist, kommt dabei gar nicht in Betracht. Eben so wenig könnte daher auch in der Rhetorik oder Stilistik die Sinnlichkeit der Rede Gegenstand einer besonderen Forderung und Betrachtung sein. In der That geht auch eine solche Forderung keineswegs auf eine sprachliche Sinnlichkeit in dieser Bedeutung des Worts, sondern sie meint sie in viel prägnanterem und engerem Sinne, und sie setzt dabei nothwendig eine Sprechweise voraus, in welcher jene Qualität in viel geringerem Grade vorhanden ist, als ihr erforderlich erscheint, wenn sie ihre rhetorischen und stilistischen Zwecke dagegen hält. Mit einem Worte: sie setzt jene geschichtlich gewordene Unterscheidung der Sprachen überhaupt und einer concreten einzelnen insbesondere voraus, in welcher sich eine unsinnlichere oder prosaische Sprechweise aus einer früheren sinnlichen und poetischen bereits heraus gezogen und befestigt hat. Denn schon öfter vgl. z. B. II. §. 14 haben wir einen, wenn auch nur vorüberstreifenden Blick auf die Thatsache werfen müssen, daß in den früheren Zeiten eines Volkes und einer Sprache diese letztere, aus dem Grunde, weil die Anschauung des ersteren noch eine durchaus einheitliche und im Bewußtsein ununterschiedene von Idee und Wirklichkeit ist, auch eine sinnlichere sein muß, als in solchen Epochen, in denen die Einzelnen sich und die Welt schon in mehr oder weniger bewußtem Unterschiede zu fassen beginnen.

So lange nämlich der Mensch noch unter den unmittelbaren oder unwillkürlichen Einflüssen lebt, die die Gegenstände und seine Volksgenossen auf ihn machen, so unterscheidet er sie zwar als besondere und einzelne, aber doch keineswegs als von ihm selbst verschiedene und gleichsam entgegengesetzte; vielmehr ist er, nach Maßgabe, mit den Objecten der Außenwelt noch so eins, daß er sich ohne diese gar nicht weiß und fassen kann, und nicht daran denkt, sie als ihm durchaus verschiedene einzelne Wesen in einseitige Beziehung auf sich als ein gleichfalls einzelnes und besonderes zu betrachten, d. h. sie von dem Bewußtsein seiner Subjectivität ab- und loszutrennen. Daher ist der noch blos natürliche Mensch nicht nur mit seinen Familien- und Stammesgenossen, sondern auch mit seinen Bergen oder Thälern, mit seinen Thieren und Waffen, — kurz mit den beschränkten Gegenständen seiner Thätigkeit und Umgebung überhaupt, — seiner Anschauungs- oder Gefühlsweise nach, — in der That verwachsen, und er fühlt sich und lebt nur in dieser ihm unbewußten Gegenseitigkeit seiner Einwirkungen auf die Gegenstände und der Einwirkungen dieser auf ihn. Ein solcher Zustand, in welchem der Mensch sich noch nicht als ein einzelner und besonderer im Gegensatze seiner ganzen Umgebung und alles dessen weiß, was sein Sinn erfaßt, ist nun aber eben von der Art, daß in die Anschauungs- und Gefühlsweise desselben noch kein Unterschied zwischen Besonderheit und Allgemeinheit oder — wie man dafür ganz gleichbedeutend sagen kann — zwischen Idee und Wirklichkeit gefallen ist. Denn das Wirkliche ist immer das Besondere, die Idee das über allem Besonderem erhobene, gleichsam schwebende Allgemeine, und eben so gut können wir, weil das Sinnliche gleich ist dem Besondern, das Geistige dem Allgemeinen, auch sagen, daß noch kein Unterschied zwischen Sinnlichem und Geistigem statt finde. Auf den sprachlichen Ausdruck hat aber eine solche von Idee und Wirklichkeit einheitliche Anschauungsweise nothwendig die Folge, daß er, als treuester Spiegel desselben, auch an sich selbst diese Einheit von Idee und Wirklichkeit, Natur (Sinnlichkeit) und Geist ꝛc. an sich haben und ausdrücken muß. Denn da, — wie wir in mehreren Paragraphen der Idealstillehre schon vorläufig gesehen haben, und weiter unten noch näher sehen werden, — das Wort und durch dieses die Rede nur dadurch entsteht, daß die gegenständliche Welt die menschliche Empfindung und diese wieder den Geist auf eine bestimmte Weise erregt, — welche Erregung oder Anspannung sich in der Sprachproduction eben am leichtesten, freiesten und bestimmtesten entläßt; und da hieraus mit Nothwendigkeit weiter folgte, daß der sprachliche Ausdruck einer solchen Erregung durchaus entsprechen muß, so folgt auch eben so nothwendig, daß, wenn in der Art der Erregung ihr sinnlicher und geistiger Antheil noch nicht geschieden ist, auch in ihren sprachlichen Ausdruck diese Scheidung noch nicht gekommen sein kann, und daher eine solche frühere Sprache mit Rücksicht auf einen späteren Zustand, wo diese Scheidung bereits zu Gunsten des Geistes vor sich gegangen ist, nothwendig sinnlicher sein muß als eine jenem Zustande entsprechende spätere.

Fragen wir aber, worin sich denn nun in der Sprache eine solche Einheit von Sinn-

lichkeit und Geist kund gibt, und wissen wir, daß das Sinnliche der Sprache in der Lautlichkeit, Figürlichkeit und in dem Tropischen derselben, das Geistige dagegen in dem liegt, was dadurch bezeichnet und ausgedrückt werden soll, so fällt der Schluß auch von selbst in die Hand, daß eine solche Einheit eben sowol in einem vollkommenen Entsprechen als in einem vollkommenen Gleichsein und unmittelbaren Ineinandersein von dem bestehen muß, was durch die Rede ausgedrückt werden soll, und wodurch dasselbe ausgedrückt wird. Indem hierdurch das Mittel dem Zwecke gleichgestellt ist, breitet sich auch das Musikalische, Figürliche und Tropische so weit aus, als es, ohne den Zweck oder die Bedeutung geradezu zu beeinträchtigen, nur immer vermag; die Bedeutung räumt ihr dagegen so viel ein, daß sie nur nicht dabei zu kurz kommt, und so findet freilich eine Harmonie statt, welche durchaus schön genannt werden muß; nur aber, daß sie eben blos natürlich und unmittelbar und deshalb auch nicht frei und nicht geistig ist. Auf dieser Stufe kann mithin der Geist und mit ihm also auch die Sprache nicht stehen bleiben; weder der eine noch die andern können aber auch fortschreiten, ohne jene unmittelbare Einheit, in der sie zu ihrer respectiven anderen Seite stehen, aufzulösen. Indem daher der Mensch anfängt, die ihn umgebende Welt nach ihren Gegenständen als von sich anderen und verschiedenen Wesen zu unterscheiden, und sie auf sich und sein partikuläres Interesse zu beziehen, und hiernach seine ganze Anschauungsweise allmählig umzubilden, — was allerdings nur durch Selbstthätigkeit seines Verstandes zu geschehen vermag, so muß auch nach der oftmals nachgewiesenen Analogie der Anschauungs- und Ausdrucksweise durch die Sprache diese sich in der Art so umändern, daß ihr gesammter sinnlicher Antheil sich den Zwecken des Sprechens, mit einem Worte, dem Sinne und der Bedeutung dessen, was durch sprachlichen Ausdruck ausgedrückt werden soll, unterordnet, und hierdurch also die Sinnlichkeit desselben zurücktritt und theilweise unterdrückt wird, insoweit sie nämlich ihm nicht durchaus nothwendig erscheint. Diese Erscheinung geht nun, — wie wir vorhin auch bei den geschichtlichen Epochen des Wohllauts sahen — in der Entstehung der Prosa und der bloßen Verstandessprache vor sich, die nicht nur den ebenmäßigen Rhythmus und das Metrum 2c., sondern auch eine Menge von Formen und sinnliche Bezeichnungsmittel aufgibt und das Tropische der Sprachweise immer mehr aus dieser herauszieht, und die, wie gesagt, nicht mehr davon zurückbehält, als ihr, nach einem gewissen relativen Maße gemessen, unbedingt zum Ausdrucke des Sinns nöthig erscheint. Hierdurch wird nun aber eben die Sprache kahler, leerer, blos verstandesmäßiger und einseitiger; sie wirkt nicht mehr mit ihrem sinnlichen Antheile und dem in ihm liegenden Geiste zugleich und auf gleiche Weise auf den Geist und die Sinnlichkeit des Hörenden oder auf dessen Totalität, sondern so überwiegend durch den auszudrückenden Sinn und Gedanken, daß darüber das Mittel oder das Gefäß, in welchem der Inhalt erscheint, ganz zurücktritt, und wenig oder gar nicht beachtet bleibt. Sie wirkt aber deshalb auch nur auf die eine Seite der

Auffassungsfähigkeit des Hörenden, — nämlich fast nur auf und für den Verstand oder den Geist im Gegensatze gegen die sinnliche Auffassungsweise. Wohl erkennend aber, von welchem Gewicht und Eindruck auf das Gemüth die Sinnlichkeit der Sprache ist, sucht der Mensch dieselbe auf dem immer fortgesetzten Gange, die Dinge immer mehr auf sich zu beziehen, und von sich als verschiedene zu betrachten, — mit einem Worte auf dem allmähligen Fortgange einer subjectiven Anschauung der Welt vom Bewußtsein aus zu gebrauchen und als Erforderniß einer wirksamen Rede einzusetzen. Von diesem Standpunkte des Bewußtseins aus entsteht denn, so wie Rethorik und Stilistik überhaupt, so auch der rhetorische und stilistische Begriff und eine Lehre von der Sinnlichkeit der Rede und des Ausdrucks, welche diese als zur Wirksamkeit des Ausdrucks erforderlich erachtet, und Mittel angibt, ihr zu genügen, und hier erst treffen wir also auf den eigentlichen und engeren Sinn der sprachlichen Sinnlichkeit, in welchem sie also nicht alles das überhaupt ist, wodurch sich der Gedanke äußerlich und erscheinungs- oder auffassungsfähig macht, sondern nur das insbesondere und vorzugsweise, wodurch sich die Rede im Gegensatze ihres verständigen Inhalts den anderen geistigen Vermögen als dem Verstande wohlgefällig und eindringlich macht. Sinnlichkeit in diesem rhetorischen und engeren Sinne schließt mithin den nothwendigen sinnlichen Antheil des Wortes zu dessen Existenz in sich ein, oder setzt ihn vielmehr voraus, und bezeichnet nur den über diese absolute Nothwendigkeit hinausgehenden sinnlichen Bestandtheil desselben. Weil aber zugleich die Sinnlichkeit der Rede in diesem engeren Sinne bei einer Sprache, die einmal eine verstandesmäßige Durchbildung erhalten hat, vorzugsweise in dem geschickten und erfindungsreichen Gebrauche der Tropen und Figuren beruht, die man nach dieser Seite ihrer allgemeinen Wirksamkeit oft geradezu für gleichbedeutend und deren besondere Unterscheidung man wenigstens für unwesentlich hält, so ist es auch üblich geworden, in der Rhetorik statt von der Sinnlichkeit überhaupt, blos geradezu von der Figürlichkeit und Bildlichkeit der Rede zu sprechen, und die andern Forderungen des Wohllauts, der Neuheit und Kraft rc. nur als beiläufig zu behandeln, ohne sie in ihr gehöriges Verhältniß zu dem Begriffe von Sinnlichkeit der Sprache überhaupt zu setzen.

§. 17.

Fortsetzung.

Der hiernach aufgefundene engere und eigentliche Begriff der Sinnlichkeit entspricht übrigens noch keineswegs den mehrfach ausgesprochenen idealen Zwecken der Sprache, und also auch nicht der idealen Bestimmung der sprachlichen Sinnlichkeit insbesondere, und er kann mithin auch noch nicht vollständig sein, — wie sich dies denn auch in dem Gebrauche der sprachlichen Sinnlichkeit nach der vorhin bestimmten Weise factisch belegt. Denn wenn ich von einem blos subjectiven Standpunkte oder von partikularen Interessen aus die

Sprache zu Gunsten dieser gebrauche, oder mit andern Worten, wenn ich meinem Ausdrucke nur die Anschauung von der Welt gebe, wie sie mir eben erscheint; noch mehr, wenn ich sie nur auf mich und meine Interesse beziehe und von diesem als dem Einheitspuncte aus auch die Andern von der Richtigkeit und Wahrheit einer solchen Anschauungsweise zu überreden und zu überzeugen suche; und wenn ich endlich zu solchem Zwecke die Sinnlichkeit der Sprache in dem gedachten engeren Sinne gebrauche, so muß sie nothwendiger Weise dem Gedankeninhalte nach dem Maße eine blos äußerliche sein und kann ihr mithin nach dem Maße nicht eigentlich zugehören, als meine Anschauungsweise eine einseitige und meine Zwecke blos egoistische sind. Denn eben so gut als dort die ununterschiedene Einheit der Anschauung des Einzelnen mit dem Ganzen der umgebenden Welt deshalb eine Harmonie und Gleichmäßigkeit des Sinnlichen und Geistigen in der Sprache zur Folge hatte, weil diese das analoge Product der Anschauung selbst oder das analoge Product der Art und Weise ist, wie die gegenständliche Welt auf die Empfindungs- und durch diese auf die Geistesfähigkeit des Menschen wirkt: eben so gut muß nun eine Anschauungsweise, in der ich die Gegenständlichkeit der Welt im Unterschiede von mir weiß, auch die Folge auf meinen sprachlichen Ausdruck haben, daß der sinnliche Ausdruck jener für mich im Unterschiede meines subjectiven Bewußtseins und Interesses vorhanden ist. Weil ich nun zugleich den sinnlichen Eindruck der Dinge meinem subjectiven Wesen unterordne, so kann ich ihm in meinem sprachlichen Ausdrucke auch entweder gar keinen Einfluß gestatten, oder ihm nur eine Geltung zugestehen, insofern er meinen partikularen Interessen 2c. dient, und mithin kann ich den eigentlich sprachzeugenden und namentlich sinnlich machenden Ausdruck auch nur von dem einseitigen Verstande aus und durch Vermittelung desselben herbeiführen, — was aber eben so viel heißt, als daß er dem Sinne und der Bedeutung desselben äußerlich ist. Denn der innere Bezug, in welchem Sinnlichkeit und Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks deshalb miteinander stehen, weil die letztere die erstere erzeugen, und ihr also von Natur aus verwandt sein soll, ist dadurch aufgehoben, daß sich der Zweck gerade in Abstraction und in Gegensatz gegen die natürliche Wirkung der Dinge einseitig festsetzt, so daß diese also ihre sprachsinnliche Zeugungskraft und ihren Zusammenhang mit der Bedeutung nicht bekunden können. Soll also der sprachliche Ausdruck demungeachtet eine sinnliche Fülle und ein sinnliches Ansehen gewinnen, so kann beides, da, wie gesagt, die sinnliche und geistige Einwirkung des Allgemeinen der Welt auf den des Darstellenden wegfällt, nur entnommen werden von der (gleichfalls einseitigen) verständigen Betrachtung der anderweitig ausgedrückten, sinnlich wirksamen Mittel der Rede, und diese Betrachtung kann nun von sich aus die anderweiten geistigen Kräfte des Subjects, als da sind Fantasie, Einbildungskraft, Witz, ja selbst das Gefühl in Bewegung setzen und so productiv erscheinen, — welche Productionen aber alle jenes innerlichen Zusammenhanges zwischen dem Inhalte entbehren, weil sie nicht durch di

Energie und Exposition von diesem selbst, sondern eben nur durch die Einseitigkeit des verständigen Zweckes hervorgetrieben, und welche demselben mithin äußerlich sind. Ist daher ein solcher Darsteller durch Natur und Bildung so beschaffen, daß er die sinnlichen Eindrücke der Gegenstände bis in ihre leiseren Schattirungen wahrzunehmen vermag, und daß also ein leiser Contact zwischen ihm und jenen besteht, d. h. daß er viel Gefühl hat; ist er so beschaffen, daß er die Dinge in ihrem weiteren Umfange und in ihrer, selbst versteckten Bedeutsamkeit in Beziehung auf sich und seine Zwecke mit Leichtigkeit zu setzen und unter dieser eine Beziehung auf das allgemeine Interesse zu verdecken vermag, das heißt, daß er Scharfsinn, Witz und (wenn auch nur einseitigen) Geist besitzt; ist er endlich so beschaffen, daß er die Dinge nicht nur nach entfernteren Aehnlichkeiten zusammenzustellen und sie hierdurch in einem andern Lichte zu zeigen vermag, als sie der gewöhnlichen Anschauungsweise vorkommen, und daß er also Vorstellungen zu erwecken vermag, welche über die eventuell herrschenden hinausreichen, — d. h. daß er Fantasie und Einbildungskraft besitzt, sondern auch, daß er diesen neuen Vorstellungen einen geheimen Bezug auf seine einseitigen Interessen und Redezwecke geben kann: so vermag er freilich eine große Täuschung darüber hervorzubringen, daß die Sinnlichkeit, mit der er seine Rede umgibt, in der That derselben innerlich und zugehörend sei; er vermag eine Täuschung hervorzubringen, daß seine Zwecke wirklich die der Allgemeinheit angehören. Demungeachtet aber wird er erstlich eine wahre Begeisterung für die Wahrheit des vorgetragenen Gegenstandes doch nur entweder sehr bedingungsweise oder gar nicht unter denen erwecken, die seine Rede nach ihrer formellen Gestaltung nicht zu durchschauen und zurückzuerfassen, noch den Kern des Inhalts der Idee desselben gegenüber zu beurtheilen vermögen; noch weniger aber wird er vermeiden können, daß nicht eine tiefer gehende und scharfe Kritik die ideale Unwahrheit und subjective, noch mehr egoistische Einseitigkeit der Redezwecke hindurch erkennt und auf eine Weise zu Tage legt, daß er verstummen und erröthen muß, und alle Kunst der Täuschung als doppelte Schuld auf ihn zurückfällt. Eine solche Kritik darf nämlich nur von alle den zur sinnlichen Eindrücklichkeit gebrauchten Mitteln ausgehen und untersuchen, wie sie sich zu dem Inhalt der einzelnen Gedanken verhalten, die sie versinnlichen sollen; und von dem Inhalte der einzelnen Gedanken fortgehen zur Untersuchung ihres Verhältnisses zu einander und zu der Einheit des Ganzen, so wird sich auf das augenscheinlichste ergeben, wie erstens die sinnlichen Mittel der Darstellungsweise durchaus nicht aus dem Inhalte hervorgetrieben sind, und also innerlich nicht mit ihm zusammenhängen und zweitens wird das Verhältniß der einzelnen Gedanken zu einander und zu dem Ganzen unwiderleglich zu der eigentlichen Zweckeinheit des Schreibenden als dem Spring- und Kernpunkt des Ganzen hinführen, von denen die Einzelnheiten nur Expositionen sind, — durch Aufzeigung dieser beiderseitigen Verhältnisse aber sich die egoistische Absicht der Täuschung klar vor Augen legen.

Eine solche durch die Kritik zu bewerkstelligende Erkenntniß halten wir für das wichtigste Resultat, welches, aus der Auffassung der Sprache als eines lebendigen Organismus hervorgegangen, auf die Stilistik und Redelehre angewandt ist, und haben deshalb schon mehrmals (vgl. I. §. 111 S. 405 und 6) darauf hingewiesen. Denn durch dasselbe ist allein die sichre Möglichkeit gegeben, daß sich die Beschränktheit nicht breit mache; daß selbst der schlauesten Heuchelei ihre Maske abgerissen werden kann und der Erde die Wahrheit verbleibe, die außerdem dem Himmel allein vorbehalten sein müßte.

Zum Glück sind solche absichtsvolle Sprachheuchler, die zugleich mit allen Vorzügen der rednerischen Darstellung begabt wären, nicht so häufig, und daher können wir uns durch die Geschichte des Stils, auch ohne die allerletzten Hilfsmittel der Kritik zu verwenden, von der Wahrheit des Behaupteten überzeugen. Denn es liegt ganz offen da, wie, um nur von den Römern und Griechen zu sprechen, von den Zeiten an wo eine subjective Anschauungsweise immer entschiedener bei ihnen eintrat und wo die frühere Sittlichkeit beider Völker sich von Schritt zu Schritt immer mehr auflös'te und einer immer schamloseren Selbstsucht Raum machte, nicht nur einerseits die Sprache und Rede in immer steigendem Verhältniß von ihrer früheren Schönheit, Kraft und sinnlichen Fülle verliert, sondern auch andrerseits die Bestrebungen in demselben Verhältnisse zunehmen, diese innere Leere durch Sinnlichkeit und Schmuck und durch alle andern rhetorischen Hilfsmittel äußerlich zu verdecken und zu ersetzen, so daß sich von jenen Zeiten her der ganze Bombast und der rhetorische Pomp als Hilfsmittel und nothwendiger Bestandtheil eindringlicher Rede herschreibt. Aber nicht nur von den feilen, aufgeblasenen und charakterlosen Rednern in dem Verfalle der classischen Zeiten soll dies gesagt sein, sondern es gilt in seiner Weise auch von denen Männern, welche mit Ernst und aufrichtigem Streben die Wahrheit zu erkennen und auszusprechen suchten, — ich meine die Philosophen und Theologen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, deren Sprache, weil ihre Anschauungsweise sich immer mehr einer subjectiven Individualität hinneigte, eben so dunkel und übernommen als bilderreich und (einseitig) fantaseilich wurde, — wobei man sich nur an die Neuplatoniker, Skeptiker und Mystiker zu erinnern braucht.

Wohl aber führen uns, wenn jene schlechten Redner den einseitigen und verwerflichen Gebrauch der sinnlichen Sprachmittel in seinem Extreme zeigen, diese Philosophen und Theologen auf den Punkt, von welchem aus wir den engeren und eigentlichen stilistischen Begriff der sprachlichen Sinnlichkeit auch in seiner Vollständigkeit und Wahrheit oder in seiner idealen Bedeutsamkeit fassen können. Beide zeigen erstlich überhaupt, wie eine durchaus oder wenigstens dem Grundbestandtheile nach einseitige subjective Anschauungsweise, in der also der Sprechende sich nur im Unterschiede von den andern und der gegenständlichen Welt überhaupt hat, auch eine Entblößung von sinnlichem Ausdrucke zur Folge hat, die eben nur äußerlich verdeckt werden kann; sie zeigen aber zweitens, wie in

jener Auflösung der unmittelbaren Einheit des Menschen mit seinen Genossen und den Dingen überhaupt, jene unmittelbare Einheit und Gleichsetzung des Sinnlichen und Geistigen in der Sprache, welche daher eben unfrei und ungeistig ist, sich nun aufgelös't hat, und wie der Geist also wenigstens insoweit fortgeschritten ist, daß er sich in der Anschauung sowol als in der sprachlichen Darstellung als der herrschende eingesetzt hat. Die letzteren (Philosophen und Theologen) zeigen insbesondere, daß, indem sie zwar auf einem einseitig subjectiven Standpunkte stehen, aber doch das Streben haben, von diesem aus das allen Menschen Gleiche und gleich Gültige oder Absolute zu erfassen, ein solches Streben zugleich der Anfang und der Weg ist, auf welchem der sprachliche Ausdruck wieder zu Sinnlichkeit und Wärme kommen kann, die dem Gedanken nicht blos als äußerer Schmuck übergeworfen ist, sondern der sich aus der realen Wahrheit desselben heraus erzeugt hat, und also in organischem und innerem Zusammenhange mit ihm steht, dennoch aber durch die subjective und dadurch freie Vermittelung hindurch gegangen ist. Denn indem die durch eine solche Vermittelung hindurchgegangene philosophische oder (christlich-) religiöse Betrachtung das Verhältniß aller Dinge zu Gott zu erfassen und auszusprechen sucht, werden eben die inneren Beziehungen derselben auf ihre letzte, nicht einseitige, sondern allseitige und wahrhafte Realität wieder angeknüpft, und indem der Geist auf diesem Wege fortschreitet, erkennt er endlich, wenn auch noch so langsam und allmählig, wie zwar der Geist an sich in subjectiver Erhebung sich der ganzen übrigen Welt entgegensetzen kann; wie aber in einer solchen Entgegensetzung eine Abstraction gegen die subjective Leiblichkeit und die ganze eventuell bestehende Wirklichkeit liegt. Er erkennt, wie er daher nur dadurch Wirkungen auf dieselbe hervorzubringen vermag, daß er jene als das nothwendige Mittel zu diesen frei ergreift und sie in der Weise gebraucht, als es ihm jenes aufgefundene Verhältniß alles Besonderen zu einem absoluten, Höchsten und Allgemeinen zu erfordern scheint; er erkennt endlich, daß er daher nicht in Abstraction von seiner Leiblichkeit und der nächsten Wirklichkeit, sondern nur in Verbindung mit ihr und durch sie jenen höheren und allgemeinen Zwecken entsprechen kann. Eben so aber wie sich dies überhaupt verhält, verhält es sich mit der Sinnlichkeit und Leiblichkeit der Sprache insbesondere. Auch in Beziehung auf sie muß der Mensch nach und nach zu der Erkenntniß gelangen, daß die Wirksamkeit, Eindringlichkeit und Schönheit derselben abgehalten und entfernt werde ebensowol durch eine gänzliche Abstraction von den sinnlichen Mitteln der Darstellung, — wie dies die philosophische häufig zeigt, als durch eine blos subjective Verkörperung der im Gemüthe gefundenen Einheit des Besonderen mit dem Allgemeinen, — wie dies die theologische, insbesondere die mystische Darstellung zeigt. Man ergreift also die Sinnlichkeit der Sprache als nothwendig gegebenes Mittel ihrer Wirksamkeit frei vom Geiste aus, gebraucht sie in diesem Verhältniß und gibt ihr dadurch die ihr gebürende ideale Bedeutung als eines solchen Mittels zum Zwecke. In einem

solchen Verhältnisse ist sie daher nicht mehr wie anfänglich der geistigen Bedeutung gleichgesetzt, sondern ihr unterworfen zwar, aber auch durch die subjective oder freie Vermittelung als zu dem höheren Zwecke der sprachlichen Darstellung nothwendig frei wieder aufgenommen und eingesetzt, welche Zwecke darin bestehen, daß sie, die das richtige Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen zunächst unabhängig von der bestehenden Wirklichkeit ausspricht, ein Vorbild werde von der künftigen, der Idee gemäßen Gestaltung derselben. Dies bestätigt sich denn auch allerwege, denn alles, was in die Wirklichkeit eintreten soll, muß vorher in der Idee gestaltet gewesen sein, die sich einen bleibenden und allgemein wirkenden Halt allein in der Sprache zu geben vermag.

Der innere Zusammenhang aber, in welchem eine Anschauung, die frei von sich aus den wahren Zusammenhang und die Beziehung des Besonderen zum Ganzen auffindet, mit einer Sinnlichkeit des sprachlichen Ausdrucks steht, und welche eine solche herbeiführt, ist, nach dem vorigen, nicht schwer zu begreifen. So gut wie nämlich in jenen früheren Zeiten die sprachliche Sinnlichkeit darin ihren Grund hatte, und davon bedingt war, daß der Mensch in einem unmittelbaren inneren Zusammenhange mit der Anschauungs-Gefühls- und Handlungsweise seiner Volksgenossen und in einem eben solchen Zusammenhange mit der ganzen ihn umgebenden Welt stand, eben so gut muß sich ihm auch die Sinnlichkeit des Ausdrucks wieder ungesucht einstellen, wenn er nach und nach von sich aus, und weil er einen solchen Zusammenhang des Besonderen mit dem Allgemeinen für sein Wohl so gut als für das der Anderen als nothwendig erkennt, auf ihn kommt und zu ihm hinstrebt, und wenn sich derselbe in der That allmählich verwirklichet. Denn eine Anschauungsweise, in welcher die lebendigen und thätigen Beziehungen der Dinge auf einander und auf die Einheit jener enthalten sind, muß nothwendig auf den sprachlichen Ausdruck einer solchen Anschauungsweise einwirken und er muß ihr durchaus entsprechend sein, folglich auch die lebendigen Beziehungen ꝛc. an sich ausdrücken, — was eben nichts andres heißt, als daß er sinnlich ist. Denn gerade der Ausdruck der lebendigen Beziehungen an und in der Sprache ist das, wodurch sich diese vorzugsweise auch den anderen Vermögen als dem bloßen Verstande eindringlich machen (vgl. II. §. 16), d. h. das, wodurch er sinnlich im eigentlichen oder engerem Sinne des Wortes ist.

Auch dies belegt sich factisch an der Geschichte der Sprache und Litteratur der Nationen, welche eine solche Geschichte der geistigen Umwandelung an sich durchgemacht haben. Denn, — um nur von uns Deutschen zu reden — so standen dieselben bis gegen das 15. Jahrhundert in jener unmittelbaren einheitlichen Anschauung des Natürlichen und Geistigen, und die Sprache zeigt deshalb bis dahin auch im allgemeinen noch so viel Sinnlichkeit, Kraft und Kernigkeit. Aber schon von der Reformation an trat jene Zeit der subjectiven Vereinzelung in der Anschauung ein, daher denn die Sprache des späteren

16ten, des ganzen 17ten und noch eines Theils des 18ten Jahrhunderts an jenem Mißverhältniß der Form zum Gedanken, des Gedankens zu der sprachlichen Sinnlichkeit leidet, welche letztere dem ersteren gleichsam mit Gewalt umgeworfen wird. Erst von der Mitte des 18ten Jahrhunderts ab ungefähr können wir die Zeit datiren, in welcher endlich Anfänge zu einer durch freie subjective Vermittelung bewerkstelligten Zusammenfassung des Besonderen mit dem Allgemeinen gemacht werden, und erst seit dieser Zeit fängt daher auch unsre Sprache an, wieder natürliche Sinnlichkeit und poetische Natur zu bekommen, — was sich weiterhin noch mehr in einer immer größeren Näherung oder vielmehr Austauschung von Poesie und Prosa bethätigen wird, — wovon des weiteren an seinem Orte. Hier nur noch so viel, daß, je mehr es uns gelingen wird, uns mit uns selbst, mit der Nation und mit der Welt zusammen zufinden, auch unsre Sprache eine frischere, blühendere Gestalt annehmen wird, in der jene Einheit von Sinnlichkeit und Geist sich wieder darstellt wie sie früher war, die aber doch auch zugleich den unendlichen Vorzug vor dieser früheren behauptet, daß sie durch die subjective Freiheit der Einzelnen hergestellt ist, und daß die Sinnlichkeit nicht in gleicher Berechtigung mit dem Geiste erscheint, sondern nur insoweit sie nöthig ist, um vollständiger und allseitiger Ausdruck des Geistes zu sein.

Auch jeder Einzelne, dessen Bildungsgang sich vollendet, macht diese verschiedenen Epochen in Hinsicht auf die Sinnlichkeit seines sprachlichen Ausdrucks an sich durch. Daher zeigt die jugendliche Sprache im allgemeinen immer einen poetischen Charakter, worauf ein Zeitalter der Prosa folgt, in welcher freilich die meisten stecken bleiben. Aber die edleren, kräftigen und geistigeren Naturen erleben, so weit es die relativen Bedingungen nur irgend zulassen, noch eine dritte Stadie, aus der ihre an Geist und Sprache erst wahrhaft vollendeten und gediegenen Produktionen hervorgehen, in denen der sinnliche Antheil ihres Ausdrucks in dem vorerwähnten Verhältniß erscheint.

§. 18.

Fortsetzung.

Wenn sich nun, — um aus dieser ganzen Betrachtung und Beweisführung noch einmal die Resultate zu wiederholen und zusammenzustellen — erstlich ergab, daß Sinnlichkeit der Sprache im allgemeinsten Sinne alles das sei, wodurch sich der Gedanke, als etwas zunächst rein innerliches, eine erscheinungsmäßige und gegenständliche Aeußerlichkeit gibt; und wenn sich zweitens ergab, daß sprachliche Sinnlichkeit im engeren und eigentlichen oder rhetorischem Sinne das insbesondere war, wodurch sich die Rede im Gegensatze ihres blos verständigen oder logischen Inhalts auch den andern geistigen Vermögen erfaßlich und wirksam macht, so ergibt sich drittens, daß dieser engere Begriff der rhetorischen

Sinnlichkeit erst dann in seine volle Wahrheit und Berechtigung eintritt, wenn er diese Erfaßlichkeit und Eindringlichkeit für die Sinne und für die andern geistigen Vermögen nur insoweit gelten läßt und geltend macht, als er zur Vollständigkeit des Ausdrucks des in ihm liegenden Sinnes nothwendig ist. Sinnlichkeit des Ausdrucks hat daher nur so viel und so weit Berechtigung als dadurch das, was gesagt werden soll, vollständig aus ihr heraus und hindurch scheine, — wodurch derselbe zugleich in die Natur des Aesthetischen oder des Schönen eintritt. Sie darf sich daher nur als ein Mittel, und zwar als ein vom Geiste frei aufgenommenes Mittel oder als ein Spiel desselben zeigen, aus welchem aber der Ernst aus allen ihren Theilen, und daher eben desto wirksamer, schöner, freier hervorblickt. Es muß daher durch ihren Gebrauch die Vorstellung entstehen, als sei in ihr noch eine unendliche Breite und Ausdehnung begriffen, die der Geist dem Gedanken hätte geben können, die er aber unterdrückt hat, weil sie der Intensität nach schon in dem enthalten ist, was er von sinnlichem Material wirklich zu seinem Ausdrucke verwendet hat, so daß aus diesem nicht nur der nackte Inhalt, sondern auch eine unendliche Ausdehnung seiner sinnlichen Wahrheit hindurchblickt.

Nach diesem allem kann es aber auch kaum noch für eine besondere Frage gelten, ob die Idealstillehre die sprachliche Sinnlichkeit als eine Qualität des guten Stils positiv zu fordern habe oder nicht. Denn wenn die Natur und die Zwecke des Idealstils in nichts anderm bestehen, als daß die Wirklichkeit in immer individuellerem und stricterem Bezuge auf die Idee der menschlichen und geistigen Allgemeinheit dargestellt werde, damit durch eine solche Darstellung die Realisirung dieser Idee sich vorbereite und möglich mache; und wenn zweitens die nähere Erfüllung einer solchen idealen Verwirklichung davon abhängt, daß die dazu dienenden Ideen so vollständig und ergreifend, d. h. so sinnlich als möglich vor den Geist der Menschen treten, so folgt von selbst, daß die Idealstillehre die Sinnlichkeit des Ausdrucks zur absoluten, der moralischen sowol als ästhetischen, Pflicht und Bedingung des guten Stils machen müsse.

Freilich kann ein solcher sinnlicher Stil vorerst nur nach Maßgabe der besonderen Zwecke des Schreibens eintreten. Denn so lange erst noch auf dem Gebiete des Gedankens in seiner höchsten Allgemeinheit, d. h. in der philosophischen Darstellung, verstandesmäßig um die Erkenntniß einer solchen Forderung gekämpft werden muß, wie dies auch hier bei unsrer Darstellung der Sache der Fall ist, so lange muß sich der Gedanke mit Rücksicht auf diese nächsten Zwecke auch noch in einer gewissen Abstraction von dem durchaus populärem und sinnlichem Vortrage halten, und sich eben zunächst nur an gewisse Kreise des Verständnisses wenden, und diesen die weitere Popularisirung des Inhaltes überlassen. Keineswegs wird aber hierdurch die Forderung selbst in ihrer Wahrheit vermindert oder gestört: vielmehr erscheint eine andere Darstellungsweise nur der Zeit gegenüber noch als ein nothwendiges Uebel, in der es eben noch gilt, nur erst die Norm

auszusprechen, nach welcher die Beziehungen der besonderen Dinge zu dem Allgemeinen gefaßt werden müssen, und in der der einzelne Geist, der solches unternimmt, sich mit einer gewissen Gewalt aus dem besonderen Eindrucke der Dinge in ihrer weiteren sinnlichen Vertiefung herausziehen muß. Es ist ein Zeichen einer Zeit, in welcher die Zusammenfassung des Besonderen mit dem Allgemeinen nur noch in sehr unvollkommener Weise zu Stande gebracht ist, so daß sich der zum höchsten schwingende Gedanke allzuweit von der bestehenden Wirklichkeit entfernen muß, um seine Anschauung auszusprechen, und daß jene also ihren sinnlichen Einfluß nur in geringem Grade an ihm ausüben kann.

Daß daher die Idealstillehre die Forderung einer Sinnlichkeit des Ausdrucks erst als absolut gebieten muß, ist schon ein Zeichen, daß unsere Anschauungsweise und unser ganzes Leben noch nicht die rechte und das rechte ist; denn wäre dieses der Fall, so würde, — wie dies nun aus dem früheren von selbst einleuchtet, — auch jede sprachliche Darstellung, selbst wenn sie es mit dem allgemeineren zu thun hat, nach Maßgabe, ihr Genügen von sinnlichem Antheil nothwendig in sich tragen. In der That zeigt auch die Geschichte des neueren und neuesten Schriftenthums unzweideutige Schritte, die auf eine solche Annäherung der sinnlicheren oder schöneren Darstellung mit der wissenschaftlichen, namentlich der historischen und selbst auch der philosophischen, hindeuten und uns noch entscheidendere für die Zukunft erwarten lassen.

Eben so wenig kann es aber ferner nach dieser vorausgegangenen Erörterung noch eine besondere Frage bleiben, wie es denn nun der Stilist anzufangen habe, daß er seinem sprachlichem Ausdrucke eine solche Sinnlichkeit gebe, wie wir sie als nothwendige Forderung eines guten Stiles erkannt haben. Denn da wir sehen, daß diese Eigenschaft, wenn sie sich aus dem Inhalte des Gedankens heraus selbst erzeugen soll, nur dadurch erreicht werden kann, daß der vorzutragende Gegenstand nach allen näheren und entfernteren Beziehungen, in denen er zu andern und zu einer letzten Einheit steht, angeschaut werde, so ergibt sich von selbst, daß der Stilist seinem Ausdrucke nur dann Sinnlichkeit in unserm Sinne zu geben im Stande sein werde,

1) wenn er von seinem Gegenstande eine möglichst individuelle Erkenntniß und Anschauung hat, d. h., wenn er ihn nach seinen inneren Verhältnissen sowol als in seinem Verhalten zu den andern Dingen möglichst vollständig sich vergegenwärtigt.

2) wenn er eine bestimmte und klare Weltanschauung hat, d. h. wenn er bei der individuellen Erkenntniß der Theile und Einzelheiten seines Gegenstandes im Verhältniß zu andern Wirklichkeiten zugleich eine Erkenntniß von dem richtigen Verhalten desselben zur Idee desselben hat, die wiederum ihren Centralpunkt in der Idee des Geistes, als das allen Menschen Höchste und Allgemeinste haben muß.

3) wenn er den wahren Zweck und Willen hat, durch seinen sprachlichen Ausdruck den Gegenstand in dem Lichte der demselben zukommenden Idee darzustellen, oder mit-

andern Worten, wenn sein Gemüth erwärmt ist für die ideale Realisirung des Gegenstandes, über den er schreibt.

Freilich dürfen ihm dabei die natürlichen Bedingungen einer guten sprachlichen Darstellung, als Kenntniß und Gefühl von der Sprache und für die Sprache, in der er schreibt; ferner Witz, Urtheil, Einbildungkraft rc. wenigstens bis auf einen gewissen Grad nicht abgehen; vielmehr müssen diese Vermögen geweckt und ausgebildet sein.

Und freilich hängt der Grad der sinnlichen Vollkommenheit der sprachlichen Darstellung, wie wir vorhin ausgeführt haben, auch von der Wirklichkeit ab, die den Schreibenden im Leben umgibt und umgeben hat, und von dem Verhältniß, in welchem die Art ihrer Gestaltung zur Idee des Geistes steht, — eine Abhängigkeit, über welche selbst der größte Geist nicht hinauszugehen vermag, und auch nicht hinausgehen darf, wenn er der Wirkungen auf seine Mitwelt nicht ganz verlustig gehen will.

So wie nun der Begriff der sprachlichen Sinnlichkeit in den drei Sphären des Wohllauts oder des Tönenden in der Sprache überhaupt, des Figürlichen und des Tropischen beschlossen ist, so blieb uns, da die erste Sphäre bereits an seinem Orte durchwandert ist, noch übrig, in ähnlicher Weise auch die Natur, die Entwickelung und die Idee des Figürlichen und Tropischen zu untersuchen, — was wir aber aus den oben angegebenen (II. S. 14 und 15) Gründen in eine besondere Abhandlung ziehen, die wir dem ersten Abschnitte von dem Elementarischen des Idealstils als einen besonderen Excurs beigeben.

Excurs zu dem Abschnitte von dem Elementarischen des Idealstils.

§. 19.

Die Lehre von den Figuren und Tropen überhaupt.

So bald es einmal eine Lehre von der Kunst der Rede und des Stils gibt, so bald kann es auch keine Frage sein, daß die Lehre von den Figuren und Tropen den wichtigsten Theil von jener ausmache. Denn die ganze Sprache überhaupt und die künstliche Rede insbesondere ist nichts weiter, — um dies paradox klingende Resultat gleich hier auszusprechen — als Figur und Trope zugleich, dort im allgemeineren und uneigentlichen, hier im besonderen und eigentlichen Sinne. Allerdings hat daher, so lange es Rhetorik gibt, wenn auch nicht aus dem Bewußtsein dieses ausgesprochenen so umfassenden Grundes, die Figuren- und Tropenlehre auch keinen geringen integrirenden Antheil an derselben; ja sie erhebt sich, wie wir unten genauer sehen werden, immer mehr zur Hauptlehre der ganzen Wissenschaft und behauptet diesen Platz noch bis in die neueren Zeiten herein

Allein jede, auch noch so sorgfältige Behandlung, die ihr hier und da geworden ist, entfernt sich wenig oder vielmehr gar nicht von der objectiven und realistischen Behandlungsweise, mit der die griechischen Rhetoren sich diesem Stoffe so gut wie der ganzen Rhetorik gegenüber verhielten. Man begnügte sich daher damals so gut wie noch jetzt damit, die Definitionen von Figuren und Tropen empirisch zu geben, sie zu classificiren und ihre Anwendung zu zeigen. Und vorzüglich da weder Plato in seinen sprachphilosophischen Untersuchungen auf die doch nahe liegende tiefere Betrachtung der Figur und Trope eingeht, noch auch Aristoteles in seiner Rhetorik, in der er diese Lehre nur sehr summarisch und wie beiläufig abmacht, die Natur der gedachten rhetorischen Erscheinungen genauer untersucht, so abstrahiren auch alle nachfolgenden Rhetoriker noch um so vielmehr von einer solchen Untersuchung, als sich keiner mit dem speculativen Geiste dieser Philosophen nur im entferntesten messen konnte, und als eine solche, ohne an den tiefsten Problemen der menschlichen Erkenntniß vorbeizustreifen, und diese hie und da theilweise selbst mit in sich hineinzuziehen, gar nicht vorgenommen werden kann. Und daher ist es denn auch gekommen, daß diese Lehre noch wesentlich ganz auf dem alten Flecke steht als sie bei den Griechen und den Römern stand, und daß die neueren Stillehren und Rhetoriken wesentlich nicht mehr sagen als bereits Johann Christoph Adelung, und Adelung als was Gerhard Vossius und Gerhard Vossius was Quinctilian darüber gesagt haben, trotz dem, daß alle diese Männer und noch manche andre mehr sehr fleißig diesen Stoff durchforscht und auch bereichert haben.

Eine wahrhafte Erweiterung, noch mehr eine Begründung desselben konnte aber auch von diesen sich immer blos empirisch haltenden Untersuchungen, zu denen man nichts als neue Subsumtionen, Untersuchungen und Distinctionen hinzubrachte, gar nicht kommen. Sie kann nur kommen, wenn man aus einer gründlichen Untersuchung über die Entstehung und Natur der Figuren und Tropen ihr Wesen und ihre Idee zu begreifen sucht und ihr Vorkommen und ihre Geschichte dagegen in Vergleichung setzt. Eine solche Untersuchung aber kann wiederum nicht anders gepflogen werden, als wenn man sich in die ersten und leisesten Anfänge alles sprachlichen Ausdrucks einläßt, und aus diesen das den fraglichen Stoff angehende herauszulesen weiß. Wie hätte man aber auf eine solche Methode der Untersuchung in Zeiten kommen können, in denen man die Sprache noch als blos aus Convention entstanden auffaßte, wie dies namentlich Adelung that? Ja, selbst die Herder'sche Erklärung der Sprachentstehung aus den nachgeahmten Naturlauten würde nicht im Stande gewesen sein, den Schlüssel für die Auffindung der Entstehung der Tropen und Figuren in die Hand zu liefern, wenn man sich auch darauf eingelassen hätte, — wie man freilich nicht that. Erst unsern letzten Decennien, denen die Erkenntniß und Anschauungsweise der Sprache als eines organischen Products, das sich der Geist in seinen Tritten schafft, vorbehalten blieb, — eine Erkenntniß, die eine nicht genug auszudrückende Umwälzung

aller Ansichten über Sprache und sprachliche Erzeugnisse hervorgebracht hat: nur ihnen konnte es deshalb vorbehalten bleiben, auch eine wissenschaftlich-gründliche, durchaus zutreffende und geistige Erkenntniß dieser merkwürdigen Spracherscheinungen zu fassen, und die Lehre darüber zu einer absoluten und dadurch wahrhaft praktischen zu machen.

Trotz dem aber, daß diese neue Anschauungsweise von der organischen Natur der Sprache eine so große Veränderung auf allen Gebieten der sprachlichen Betrachtung und Lehre hervorgebracht hat, und trotz dem, daß gar manche geistige Blitzfunken auch in die Anschauung des Tropischen und Figürlichen von Männern wie Herder, Göthe, Jean Paul und Schiller, ja selbst Hegel gefallen sind, hat es doch noch keiner unternommen, eine umfassende und durchgreifende Untersuchung darüber anzustellen, vielleicht dadurch abgeschreckt, daß diese Lehre in ihrer historischen Betrachtung und ihrer systematischen Begründung eine Aussicht auf sehr trockene Arbeit gewährt, — wie sie denn in der That und mit Recht in einen wahren Vorwurf ihrer Unfruchtbarkeit gekommen ist, vielleicht aber auch, weil, selbst wenn man jene Ansicht von der organischen Sprachentstehung hinzubringt, doch noch manche unauflöslich scheinende Schwierigkeiten im Wege liegen bleiben. Daher ist es denn gekommen, daß diese, in ihrer innersten Natur so höchst bedeutungsvolle Lehre noch bis auf diesen Tag wie eine alte Ruine und wie eine in dem verzehrenden Geistesfeuer der Zeiten übrig gebliebene Brandmauer dasteht, und daß sich noch keine Hand geregt hat, die ausgeglühten und nun längst ummoos'ten Steine zu einem neuen schöneren Gebäude aufzurichten.

Wir rechnen es uns daher mit Erlaubniß der Kritik zu einem kleinen Verdienst an, hierzu den Riß zu entwerfen und die Hände zum Aufbau zu rühren, ohne uns dabei die Schwierigkeiten zu verbergen, die ein solches Unternehmen, selbst nach der herrlichen Einleitung Wilhelms von Humboldt zu seinem Buche über die Kawisprache, in welchem er die Entstehung der Sprache überhaupt am treffendsten und vollständigsten darlegt, noch immer hat. Denn auch Humboldts Ansichten halten nicht in allen ihren Einzelheiten und Consequenzen Stich, — was man eben so sehr bemerkt, wenn man sie an eine so feine und tiefliegende Materie anwendet, als hier im Vorwurfe ist. Und wenn es uns daher gelingen sollte, die vorliegende Frage auf eine allseitig-befriedigende Weise zu lösen, so würden wir auch das Verdienst in Anspruch nehmen, die Frage über die Entstehung der Sprache auf eine noch genauere und bestimmtere Weise gelös't zu haben, als dies wenigstens bisher der Fall ist.

Wir müssen ferner das gleichfalls paradox klingende und für den Augenblick unverständlich scheinende Resultat voranschicken, daß Figur und Trope, freilich nur im allgemeineren und uneigentlichen Sinne, anfänglich in dem einzelnen Worte so gut als in einer ganzen Rede verbunden vorkommen und enthalten sind; daß sie sich aber später, indem sie allmählig in ihren besonderen und engeren Sinn eingehen, auch immer mehr von

einander trennen, und sich entgegengesetzt werden, bis sie endlich in einer dritten Periode ihres Wesens, die indeß noch großentheils in der Zukunft liegt, allmählig wieder einander näheren, und ein endliches Zusammenfallen in Wort und Rede wenigstens in eine letzte Aussicht stellen. Demnach hätten wir das Figürliche und Tropische zwar als zwei verschiedene Arten von Erscheinungen anzusehen, die aber an einem concreten Worte ꝛc. immer verbunden und zusammen vorkommen, und auch da, wo sie sich äußerlich am weitesten von einander zu trennen scheinen, und, in gewisser Hinsicht betrachtet, auch wirklich trennen, dennoch in beständiger Beziehung zu einander aufzufassen und so auch darzustellen sind.

Nehmen wir hierzu, daß Figur und Trope im gewöhnlichen Bewußtsein durchaus nicht streng von einander geschieden werden, daß selbst die Theoretiker über einen vollkommen festen Unterschied zwischen beiden nicht einig geworden sind, und daher manche Trope unter der Rubrik der Figuren und manche Figur unter der der Trope vorkommt, so würden wir Ursache haben, die Lehre von beiden auch unter einer und derselben Betrachtung zusammenzufassen. Dennoch ziehen wir es, der Deutlichkeit wegen, vor, jede der beiden gedachten Erscheinungen für sich in ihrem ganzen Zusammenhange darzustellen, und hoffen, durch die nothwendigen Beziehungen, in die wir beide Darstellungen zu einander bringen, die Ueberzeugung von der Richtigkeit unsrer Auffassung zu erhöhen, und durch ein allseitiges Zutreffen der dahin gehörigen Puncte außer allen Zweifel zu setzen, daß sie wirklich die richtige sei.

Wir werden daher bei übrigens gleichem Gange der Untersuchung und nach vorausgeschickter Darstellung der Sprachentstehung überhaupt, durch die wir das I. §. 1—15 bereits Gesagte ergänzen, von jeder der beiden Materien insbesondere handeln, und zwar, indem wir zuerst ihren Begriff aus der Art ihrer Erscheinung zu gewinnen suchen. Diesem gegenüber werden wir sodann die Geschichte derselben halten, d. h. die Art und Weise, wie sich derselbe in der Wirklichkeit des sprachlichen Ausdrucks bereits entfaltet hat, und dadurch drittens einen höhern Standpunct zu gewinnen suchen, von welchem aus die Idealstillehre gründliche und praktische Anweisung geben kann, wie sich der Idealstil zu diesen beiderseitigen sprachlichen Erscheinungen zu verhalten habe. Und endlich werden wir durch einen übersichtlichen Hinblick auf die bisherige theoretische Behandlungsweise der Lehre von den Figuren und Tropen auch zu der deutlichen Einsicht führen können, warum eine solche für die Praxis nothwendig ungenügend sein mußte.

§. 20.

Die Lehre von der Sprachentstehung überhaupt.

Wenn wir uns einen Augenblick über den Zustand hinweg versetzen, in welchem der zum Bewußtsein der gegenständlichen Welt allmählig aufbrechende jüngere Mensch sich einer bereits ausgebildeten Sprache seiner Volksgenossen gegenüber befindet, durch die er auf

eine leichtere und schnellere Weise in lautlicher Nachahmung der bereits vorhandenen Wörter und durch Aufnahme der darunter eingeschlossenen Begriffe und Beziehungen in jene Welt eingeführt wird; wenn wir uns vielmehr eine Verbindung von Menschen denken, denen ein solches geistiges Erbtheil von ihren Verfahren noch nicht überkommen ist, und die vielmehr an die Schöpfung eines solchen Besitzthums erst mit ihrer Thätigkeit herangehen müssen; und wenn wir uns endlich diesen Vorgang in seiner allmähligen Aufeinanderfolge und nach den darin liegenden Momenten zerlegen und vergegenwärtigen, so werden wir zuerst zu den Augenblicken hingeführt, in denen der Mensch im Besitz der ausgebildeten Sinne gekommen ist, d. h. in denen sein Nervensystem den Grad der Zähigkeit und Spannkraft erhalten hat, vermöge dessen er, und zwar durch besondere und nähere Vermittelung der Sinnenorgane, deren Thätigkeit eben jene allgemeine Nervenzähigkeit und Nervenspannkraft zu Grunde liegt, Eindrücke von Gegenständen der Außenwelt in sich aufzunehmen vermag. Es heißt dies aber durchaus nichts anders, als daß ein Gegenstand durch sein objectives, in die materielle Welt hereinragendes und sich in derselben ausbreitendes Dasein eine wenn auch nicht unmittelbare, sondern durch die feineren Substanzen der Luft und des Lichtes, die zwischen die dichteren und gröberen und in figürlicher Gestaltung näher in sich zusammenhaltenden Materien gelagert sind, fortgeleitete Berührung mit einem solchen in sich einheitlichen Nervensysteme ausübe, wie es in einem Menschen bekanntlich am zartesten, zähesten und zugleich am vielfachsten gegliedert vorliegt. Da nun die Nervenfasern eben so bekanntlich nicht nur aufs genaueste mit einander zusammenhängen, sondern auch sämmtliche Muskeln durchströmen, und diesen dadurch erst die Möglichkeit der Bewegung und Empfindung geben; und da ferner eine solche Berührung, der beobachtenden Erfahrung gemäß, nichts anders ist als eine Spannung der Nerven, durch welche der Eindruck des Gegenstandes in das empfindende Subject gleichsam hineingezogen und in dasselbe aufgenommen wird, so folgt von selbst, daß der gedachte Eindruck den ganzen Körper durchzucken, zugleich aber, daß der letztere den ersteren auch als einen Zustand seiner selbst wahrnehmen muß, der von dem vorhergehenden in etwas verschieden ist, d. h. daß er ihn als einen von seiner unberührten Totalität in etwas verschiedenen *empfinden* muß; ja, es folgt, daß, wenn auch sogar die Ursache des Eindrucks in der Leiblichkeit des Subjectes selbst läge, dieses durch solche Spannungen seiner Nerven doch erst überhaupt *empfinde*. Indem aber durch die Eindrücke, mögen sie inner= oder außerhalb des Subjects liegen, — was wir vornächst als ganz gleichbedeutend hinstellen, — überhaupt erst die Empfindung des Subjectes *als eines solchen* ermöglichet wird, faßt sich dasselbe hierdurch auch zuerst als eine Ganzheit oder eine empfindende Totalität selbst, und wird seiner selbst erst durch sie gewahr: es entsteht für ihn und durch ihn ein *Selbstgefühl* seiner Totalität, und näher dadurch, daß ein von seiner unberührten und gänzlich ruhenden Leiblichkeit verschie=

dener Schein oder eine Wirkung von einem andern Gegenstande als jene an sich ist, und also ein neuer Inhalt in sie kommt.

Dies — wie es denn wol von keinem ernstlich in Zweifel gezogen werden wird — als wirklicher Vorgang gesetzt, kommt es nun darauf an zu wissen, in welchem *Verhältnisse* der Eindruck zu dem empfindenden Subjecte, oder näher zu der Beschaffenheit des als einheitlich gedachten Nervensystems steht, mit welchem die Berührung stattfindet. Räumen wir hierbei alle die gröberen und unmittelbaren Berührungen, die ein Körper auf den andern macht, aus unsrer Betrachtung hinweg, und denken wir uns nur die durch Licht und Luft vermittelten, überhaupt aber die stufenweis immer feiner und spiritueller werdenden und wirkenden Eindrücke, so stellt sich ungefähr folgendes heraus: Erstlich ist der Eindruck oder die Nervenanspannung nach verschiedenen Seiten hin und aus verschiedenen Gründen, die wir hier nicht weiter ausführen dürfen, ein stärkerer oder schwächerer; und zweitens bedarf die Anspannung eine ihr entsprechende Abspannung oder Befreiung. Und wenn das nicht schon durch sich selbst klar und nothwendig wäre, so würde es sich an diesem besonderen Falle dadurch begreiflich machen, daß, indem durch den Eindruck ein neuer und der empfindenden Totalität nicht absolut zugehöriger Inhalt in dieselbe gekommen ist, dieser nicht anders von ihr ertragen werden kann, als wenn er sich mit jener in Einklang bringt oder sich ihr *assimilirt*. Denn so lange dies nicht der Fall ist, so lange bleibt auch das Nervensystem in dem Zustande der Reizung und Irritation, und nur also insoweit das Totalgefühl sich des Eindrucks auf irgend eine Weise bemächtiget, bringt es denselben auch in Uebereinstimmung mit sich und eignet sich ihn an, so daß also auch der Zustand der Reizung nachläßt und aufhört und die Abspannung ermöglicht wird. Durch solche Eindrücke kommt demnach nicht nur neuer Inhalt in das empfindende Subject, sondern es wird auch zur Bewegung und Thätigkeit erweckt, — wogegen es ohne dergleichen leer und bewegungslos bleiben würde.

Ist nun der Eindruck im Verhältniß des ihm gegenüberstehenden Nervensystems zu *schwach*, so vermag er es nicht hinlänglich zur Bewegung zu reizen und ist also, indem er nicht in dasselbe dringt, so gut wie gar nicht für jenes vorhanden; oder er dringt nach verschiedenen Graden der Stärke zwar in das Subject ein, aber es tritt in diesem das Gefühl des Unterschieds von dem Eindrucke mit seinem eventuellen Zustande zu wenig hervor, und der Eindruck bleibt daher in Beziehung auf den reizenden Gegenstand zu allgemein; in Beziehung auf das Subject zu dunkel.

Ist dagegen der Eindruck im Verhältniß des ihm gegenüberstehenden individuellen Nervensystems zu *stark*, so kann jene geschilderte Thätigkeit desselben zur Aufnahme und Assimilirung des Eindrucks in das Subject und mit ihm eben so wenig statt finden, weil die Spannung der Nerven so stark und so plötzlich ist, daß ihre Thätigkeit ganz paralysirt

wird, — daher denn der Mensch durch solche allzustarke Eindrücke entweder geradezu getödtet oder doch wenigstens gelähmt wird.

Wir sehen demnach, daß uns hier nur Eindrücke solcher Art angehen können, die sich in einer gewissen mittleren Temperatur der Stärke und Schwäche halten, — in welcher sie dem empfindungsfähigen Subjecte die Möglichkeit lassen und verschaffen, den Eindruck eben als einen von seinem sonstigen Totalgefühle verschiedenen zu empfinden. Nur auf die nähere Vergegenwärtigung und Auseinanderlegung solcher Fälle haben wir hier einzugehen.

Betrachten wir nämlich den oben beschriebenen Vorgang, durch welchen eine Empfindung hervorgebracht wird, genauer, so finden wir in ihr zwei Acte der Thätigkeit des Subjectes vereinigt: die receptive und die productive. Denn indem die Berührung sich vermöge der Nerven durch das ganze Subject fortsetzt, und also der Eindruck in dasselbe aufgenommen wird, verhält es sich nur passiv und zeigt nur die Thätigkeit oder das Vermögen des Aufnehmens, gleichsam des bloßen Oeffnens und Einlassens eines außer uns befindlichen Gegenstandes in seinem Eindrucke. Indem aber ferner der Gegenstand nicht blos durch das ihm offene Subject hindurchfällt, sondern indem vielmehr der Eindruck die Wirkung der Spannung auf die Nerven hat, dies aber nichts anders ist, als daß sich die der Möglichkeit nach in ihnen liegende Kraft des Widerstandes dem Eindrucke gegenüber und an demselben exponirt, so verhält sich das Subject zugleich activ, d. h. es entwickelt eine in Hinsicht auf sich selbst energische und in Hinsicht auf den Eindruck entgegenstrebende Thätigkeit. Der Eindruck ist zunächst ohne eine von dem Subjecte zuerst ausgehende Thätigkeit in dasselbe gekommen, und ihr Grund liegt also nicht in ihm, sondern in einem zweiten Gegenstande. Nun er aber einmal in der Empfindung des Subjects ist, zeigt er sich als ein der Totalität desselben verschiedener und ihr zunächst also feindseliger Gast. Ohne weiteres wieder herausgeworfen kann derselbe nicht werden, denn das Subject ist einmal mit ihm behaftet, und es kann, von ihm berührt, sich nicht wieder in den vorigen Stand setzen. Es bleibt ihm also nichts anders als ein Widerstand und Kampf mit dem eingelassnen Fremdling übrig, in welchem, wenn sich dieser mächtiger zeigt, das Subject zu Grunde geht; wenn dagegen letzteres die Obergewalt behält, jener sich ihm unterordnen und sich ihm anbequemen muß auf eine Weise, wie es der Beschaffenheit der empfindenden Totalität entspricht. Dem Bilde entkleidet heißt dies aber weiter nichts, als daß die Nerven dem Eindrucke gegenüber eine Spannung, d. h. eine energische Thätigkeit entwickeln, die ihren Grund in der Totalität des Subjectes selbst hat. Durch diese energische Thätigkeit geschieht aber zugleich dies, daß zwar der Eindruck als ein anderer als die bisherige Totalität empfunden, aber dieser zugleich auf irgend eine, nicht weiter zu zergliedernde Weise ihr angeeignet und zugepaßt wird, so daß er als ein neues Product ihr zugehört und ihren Inhalt vermehrt, und ebensogut also selbst modificirt ist als er die

Totalität modificirt hat, daß er mit ihr eins geworden ist, und doch auch wieder als eine Einzelheit desselben von ihr unterschieden werden kann — durch welchen Act denn auch die Feindseligkeit oder die Anspannung aufgehoben ist.

In diesem Vorgange, in welchem die Besonderheit eines Eindrucks einer empfindenden Totalität ebensowol unterworfen als in diesem Verhältnisse der Unterwerfung angeeignet ist; in welchem das Totalgefühl selbst reicher, lebendiger und heller wird in dem Maße als es besondere Eindrücke in sich aufzunehmen, und sie doch zugleich als seine Einzelheiten von sich zu unterscheiden vermag, liegt der Anfang aller Freiheit und alles Geistes, und somit auch aller Sprache. Denn, — um bei dem Beweise in Beziehung auf diese letztere stehen zu bleiben — so ist das Product eines solchen Verhältnisses der empfindenden Totalität zu der Besonderheit eines Eindrucks, das jener inwohnt und ihr eigen ist, und doch auch als eine Besonderheit von ihr empfunden wird, nichts anders als was wir eine Vorstellung zu nennen pflegen, und diese Vorstellung wiederum nichts anders als eine auf das Totalgefühl gleichsam gespannte, und durch dessen energische Thätigkeit ihr zu eigen gemachte Besonderheit eines Gefühls, in welchem die Beziehung auf den Eindruck und auf den Gegenstand, durch welchen dieser hervorgebracht worden, noch vorhanden ist. Somit ist aber ein neuer Gegenstand entstanden, der, durchaus innerlicher, und, — weil er auf einer Unterordnung eines Besonderen unter eine Allgemeinheit oder Totalität beruht — durchaus geistiger und freier Natur ist, dennoch aber wiederum, wenn auch in zarterer und eben spiritueller Weise, auf die Empfindung zurückwirkt, d. h. eine Nervenanspannung bewirkt. Einem solchen Eindrucke gegenüber kann sich nun aber die empfindende Totalität nicht dadurch von ihm befreien, daß sie sich demselben assimilirt, denn sie ist schon ihm selbst angehörig und er ihr eigenes Product, sondern allein dadurch, daß sie, von ihm, wenn auch nicht so heftig und materiell zwingend, dennoch fortwährend gedrängt, ihn aus sich heraussetzt, indem sie ihm eine ihrer Empfindung von ihm gemäße äußere und hierdurch wiederum sinnlich wahrnehmbare Gestalt gibt.

Die vorher nur innerlich productive Thätigkeit des Subjects muß hiernach auch äußerlich productiv werden, indem sie irgend ein Material ergreift, an welchem sie die sie drängende Vorstellung in einer derselben entsprechenden und sie äußerlich darstellenden Gestalt und Form entläßt, und sich dadurch befriedigend von ihr befreit. Und nun kann sich also nur fragen, welches denn ein solches Material ist, das der Mensch zu diesem Zwecke am leichtesten haben und handhaben kann, das ihm immer gegenwärtig und ohne Mühe zu entnehmen ist, und in welchem sich die drängenden Vorstellungen am leichtesten, bestimmtesten und entsprechendsten abbilden und wiedergeben lassen? Einen solchen Stoff findet nun aber der Mensch ohne Wahl und von der Natur selbst dazu hingedrängt, in der Stimme und durch deren Vermittelung in der Sprache insbesondere.

Es ist nämlich bekannt und in jedem physiologischen Werke, — am besten in dem

von Johannes Müller, auf den wir daher hinsichts vollständiger Ausführung verweisen, — des weiteren dargestellt, wie der auf der Lungenbewegung ruhende Athmungsproceß mit der eventuellen Empfindung des Individuums in der Art in der genauesten Verbindung steht, daß sich diese in jenem am nächsten und leichtesten Luft macht, d. h. sich nach außen ergießt und sich dadurch befreit. Noch genauer geschieht dies dadurch, daß die in den Lungen befindliche Luft durch eine energische Thätigkeit des Subjects zusammengepreßt und dann ausgestoßen wird, welches energische Zusammenpressen und Ausstoßen in Verbindung mit dem anderweit dadurch in Thätigkeit gesetzten Organe des Kehlkopfs eben das hervorbringt, was wir Stimme nennen, die demnach ebensogut ein Product der Empfindung als ein Mittel ist, durch das sie sich am leichtesten und schnellsten nach außen setzen und zur Erscheinung bringen kann.

Ohne Wahl also und blos dem Drange seiner Natur folgend, sehen wir daher den Menschen dieses Mittel gebrauchen, sich von der drängenden Empfindung zu befreien; er hat es immer bei sich und braucht es nicht außer sich zu suchen und durch einen besonderen Willen zu ergreifen; es versagt ihm nicht und er wird durch die Einrichtung seines organischen Wesens unwillkürlich dazu hingeführt. Die ganze Stufenleiter der Grade von Stärke und Schwäche des Eindrucks im Verhältniß zu der Feinheit, Elasticität und Energie eines individuellen Nervensystems sehen wir daher wiedergegeben in der Art, wie sich ein solches Individuum der Stimme bedient.

Dies belegt sich zunächst in negativer Weise daran, daß, wenn der Eindruck im Verhältniß allzuüberwältigender Art ist, der Gebrauch der Stimme ganz versagt. Alle Fälle, mit denen wir es daher hier allein zu thun haben können, müssen von der Art sein, daß der Eindruck, dem Subjecte gegenüber, diesem auch einen gewissen Grad der Freiheit gestattet, in welcher es jenen von seinem Totalgefühle zu unterscheiden, ebensogut aber auch ihn demselben zu assimiliren vermag.

Das Princip des Unterschiedes aber, nach welchem eine qualitative Verschiedenheit in dem Gebrauche der Stimme als der Entlassung der in dem Subjecte aufgenommenen Empfindung statt findet, liegt darin, daß in der Stimme selbst, insofern sie zugleich Product und Mittel der Entäußerung dieses zunächst blos innerlichen Productes ist, der Ausdruck der Verschiedenheit des Eindrucks von der sonstigen Totalempfindung oder die Beziehung von dieser auf jener nach den verschiedensten Graden der Deutlichkeit zugleich mit enthalten ist. In dem Schrei, als dem äußersten Puncte dieser Sphäre, liegt noch gar kein Ausdruck der Beziehung von dem Totalgefühle auf den Gegenstand des Eindrucks, sondern es ist dieses unmittelbar selbst, insofern es sich durch die Stimme Luft macht. Der Eindruck ist allerdings Veranlassung, daß sich die Totalempfindung äußert, aber diese Aeußerung geschieht nicht so, daß sich in ihr die Totalempfindung nur spiegelte, und diese sich in jenem eine Begränzung gebe, sondern sie gibt sich in ihrer Unbegränztheit und in

ihrer puren Leiblichkeit. Nun läßt sich allerdings wol in dem tausendfältig modificirten Schrei des Thieres in der Wüste bis auf den Schrei des Kindes und von diesem bis zu den tausendfältigen Modificationen, in denen der Schrei unter den erwachsenen Menschen der gebildeten Gesellschaft ꝛc. vorkommt, mehr oder weniger allenfalls die Ursache heraus vermuthen, welche denselben veranlaßt, mithin also auch annehmen, daß die Art des Eindruckes auch theilweis in ihm enthalten sei: allein dies kann er doch nur auf eine höchst dunkle und höchst allgemeine Weise sein, und die Sphäre bleibt nichts desto weniger dieselbe.

Offenbar eine höhere Stufe nach der gedachten Seite hin wird in der Interjection erreicht, nämlich der eigentlichen oder Urinterjection, die nicht entstanden ist, nachdem schon wirkliche Sprache neben ihr besteht, noch weniger, die aus Verstümmlungen von Wörtern zu bloßen allgemeinen Ausrufungen herabgesunken ist. Aber auch jene echten, die sich daran kund geben, daß sie aus einer Verbindung von bloßen Vocalen mit dem stärkeren oder schwächeren Hauchlaute bestehen, sind freilich eben so gut wie der Schrei nur allgemeiner und dunkler Ausdruck der Empfindung; dennoch aber unterscheiden sie sich von jenem, daß sie dies schon in weit feinerer Weise und mit einem, wenn auch noch unvollkommnen Antheile von Geistigkeit sind. Diese größere Feinheit besteht darin, daß sich in dem ihr inwohnenden Vocale der Ausdruck schon eine bestimmtere Stimm- oder Toneinheit gegeben hat, die sich nach Höhe und Tiefe etwas unterscheiden läßt, und daß sich, in dem ihr beiwohnenden Hauche schon eine Annäherung an eine lauthafte Gestaltung zeigt, indem der Hauch gleichsam den Schatten einer solchen andeutet: durch beides aber die Totalempfindung nicht mehr in ihrer ganzen materiellen Fülle und Ausbreitung sich in der Stimme wiedergibt, sondern schon in einer Annäherung von Mittelbarkeit, in welcher sich jene nur wiederspiegelt und also auch in einer Annäherung von geistigem Inhalte. Denn ein solcher kündigt sich an und erscheint in dem Maße als eine freie Unterordnung eines Besonderen unter ein Allgemeines und ein freies Zusammenfassen jenes mit diesem zum Vorscheine kommt. Wenn aber die durch einen Eindruck total angeregte Empfindung in der Stimme sich nicht mehr als solche, sondern nur insofern Luft macht, als sie durch den wirkenden Gegenstand erregt ist, und wenn sie sich also nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und Breite, sondern nur insofern gibt, als sie sich in dem Ausdrucke der Einwirkung jenes Gegenstandes ab- und wiederspiegelt; oder als sie sich nur in Beziehung auf den besonderen Eindruck äußert, so ist dadurch eben ein Verhältniß angedeutet, in welchem ein besonderes unter ein allgemeines untergeordnet, zugleich aber auch als eine neue Einheit zusammengefaßt ist. Frei aber ist eine solche Unterordnung und Zusammenfassung, insofern sie nur in der in dem Subjecte liegenden Energie ihren letzten Grund hat und nur durch diese zu stande kommt.

Hierdurch ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem der Vocal einerseits und der Hauch, der in Verbindung mit dem Vocale sich nun der Gestalt eines Lautes

nähert oder wirklicher Hauchlaut wird, andrerseits zu dem bloßen Schrei steht, — ein Verhältniß, was bereits früher (II. §. 10 ff.) auseinandergesetzt ist, — worauf wir hier zurückweisen. Auch wie sich der Gesang und Gesanglaut zu dem Schrei und zur Interjection, beziehungsweise zur Sprache, verhält, ist dort nachgewiesen worden, was wir hier nicht noch einmal wiederholen. Nur dies noch sei gesagt, daß derselbe immer eine erhöhtere Bewegung oder Anregung voraussetzt als in der das Subject sich gewöhnlich befindet, und daß er zweitens eine, wenn auch auf einer noch so niedrigen Stufe stehende geistige Bewegung voraussetzt, d. h. eine solche, in welcher die Anregung nicht nur von dem Totalgefühle subsumirt und diesem assimilirt ist, sondern welche auch von der Art ist, daß sie diesem den größtmöglichsten freien Spielraum für seinen Ausdruck läßt. Daher bleibt der Gesang immer nur allgemeiner Ausdruck einer Empfindung, in dem sich aber das Totalgefühl nicht in seiner ganzen Breite und Ausdehnung, sondern nur insofern gibt, als sich dieses letztere in dem ersteren abdrückt und wiederspiegelt. Daher ist der Gesang auch nicht eine Stufe in der Entwickelung zur Sprache und geht nicht nothwendig derselben vorher, sondern es ist nur eine weitere Entfaltung eines allerdings in der Sprache liegenden Momentes, aus dem sich diese nach einer andern Seite hin entfaltet, und er kann deshalb auch nicht eher erscheinen, als bis sich der Geist zugleich auch zur Hervorbringung der Sprache gewandt hat, und so laufen endlich Gesang und Sprache nicht nur neben einander her, sondern verbinden sich zeitweilig, trennen sich wieder in höheren Stadien ihrer Entwickelung, um sich dann in diesen wiederzufinden ꝛc.

§. 21.
Fortsetzung.

Wenn nun aber auch, nach dem vorigen, die eigentliche Interjection nicht nur ein feinerer Ausdruck der Empfindung ist als der bloße Schrei, sondern wenn er sogar auch schon einen geistigen Antheil in sich birgt, so ist er doch nichts destoweniger immer noch ein allgemeiner und daher dunkler, wohlverstanden nämlich von dem Totalgefühle, insofern sich dieses in der besonderen Empfindung reflectirt hat. In dem Schreie hatten wir den Ausdruck der Totalempfindung an sich und in seiner ganzen Extension, insofern er sich durch die Stimme kund geben kann, und so, daß sich die Besonderheit des Eindrucks gar nicht als besondert mit abdrückt, wenn er gleich dem Inhalte nach in der Totalempfindung mit enthalten ist. In der Interjection haben wir den Ausdruck dieser letzteren nicht mehr an sich, sondern insofern sie in der Besonderheit der Empfindung reflectirt ist, aber die Form dieses Ausdrucks ist selbst noch immer eine allgemeine oder totale. Jetzt muß es also noch eine dritte Stufe geben, auf der der Ausdruck ein besonderer oder einzelner von einer besonderen Empfindung ist, und in welchem das

Totalgefühl ebensogut als sie selbst enthalten ist, — das heißt es muß Sprache geben. Der Schrei war der allgemeine Ausdruck der allgemeinen, die Interjection der allgemeine Ausdruck der besonderen Empfindung durch die Stimme: nun fehlt es aber noch an einem solchen besonderen Ausdrucke für die besondere Empfindung, — was eben die Sprache ist. Oder sehen wir auf den dem besonderen Ausdrucke entsprechenden Inhalt, so ist das Verhältniß dieses, daß er in dem Schrei ohne alle Scheidung ganz mit versenkt ist; daß er in der Interjection Hauptinhalt ist, und das Totalgefühl in ihm nur reflectirt, aber daß er eben auch nur allgemeiner Inhalt ist. Soll er aber zu seinem Rechte kommen, so muß er als besonderer Inhalt auch einen besonderen Ausdruck haben, welcher durch das besondere und allgemeine Gefühl des Subjects vermittelt ist, so daß dieses jenem also auch als dessen substantielle Sinnlichkeit zu Grunde liegt.

Wie kommt aber der Mensch — wird man fragen — in dem Fortschritte seiner Thätigkeit nun dazu, daß er dem besondern Eindrucke nun auch einen besondern Ausdruck gibt? Und die Beantwortung dieser Frage ist es denn, die insbesondere in die Entstehung der Sprache einweihen muß.

Nun haben wir aber vorher schon (II. §. 20) gesehen, daß, wenn ein besonderer Eindruck in das Totalgefühl aufgenommen oder ihm assimilirt ist, dennoch aber zugleich in seiner Besonderheit von ihm empfunden wird, — was nur durch eine dem wirkenden Gegenstande gegenüber energische Thätigkeit des subjectiven Totalgefühls vor sich gehen konnte, — ein innerliches oder geistiges Product entsteht, das wir Vorstellung nennen. Die Vorstellung ist daher zunächst nichts mehr und nichts weniger als das Gefühl von der Besonderheit eines auf den Menschen gemachten Eindrucks im Unterschiede gegen das eventuelle Totalgefühl, — welchem Gefühle sich dann der Gegenstand selbst in seinem Bilde unterschiebt und nach seiner Gestalt und ganzen Natur vergegenwärtigt, wenn gleich immer nur, begreiflicher Weise, hauptsächlich nach den Beziehungen, nach denen derselbe auf das Subject gewirkt hat. Der Gegenstand stellt sich hierdurch dem Totalbewußtsein in seiner Ganzheit vor, und also auch nach den Merkmalen, die nicht gerade insbesondere die Wirkung hervorgebracht haben, wenn gleich dies letztere nur in vielgradig untergeordneter Weise. Als sehr wesentlich ist aber dabei festzuhalten, nicht etwa, daß in der Vorstellung der entsprechende Gegenstand nicht selbst in seiner materiellen Entfaltung enthalten ist, denn das versteht sich von selbst, sondern daß er auch nicht wie er an sich, den Umrissen und Eigenthümlichkeiten seiner Natur und seines Wesens nach, ist, die er in der Wirklichkeit entfaltet hat, sondern nur insofern er auf die Empfindung des Subjects gewirkt hat und insofern sich die Totalempfindung desselben in jener spiegelt. Die Vorstellung ist demnach nur theilweise abhängig und nur theilweise Inhalt des in der Wirklichkeit bereits bestehenden Gegenstandes: mehr oder weniger ist sie, und zwar nach dem Grade der

Energie des empfindenden Subjects anderntheils eigenthümliches Erzeugniß dieses letztern, indem sich nämlich die Besonderheit an ihr theilhaftig macht, mit der er gewirkt hat. Insofern nun dies letztere der Fall ist, ist die Vorstellung auch ein freies Product, denn sie hängt nicht durchaus von dem außerhalb dem Subjecte gegebenem ab; und insofern sie nur zu stande kömmt, als das Totalgefühl durch seine freie Energie sich den Eindruck von dem Gegenstande als einen besondern untergeordnet und in dieser Unterordnung assimilirt, und sich das Gefühl oder — wie wir nun sagen können — das Bewußtsein des Unterschieds von ihm bewahrt hat, ist sie auch ein geistiges Product.

In dieser eigenthümlichen Natur der Vorstellung, ein Product des Geistes mit einem Substrat zu sein, das auf einer Wirklichkeit wurzelt, ist sie nun aber auch wiederum ein Gegenstand für die Empfindung, und wirkt auf sie zurück wie ein äußerlicher, nur freilich auf eine feinere Weise, und muß sich deshalb auch einen ihrer Natur entsprechenden Ausdruck suchen. Denn insofern die Vorstellung auf die Empfindung, d. h. auf die Nerven wirkt, indem sie sie in Spannung versetzt, muß sich diese auch eine Abspannung oder Befreiung verschaffen, die ihr entspricht. Und da diese jetzt nicht mehr dadurch herbeigeführt werden kann, daß sich die besondere Empfindung der allgemeinen durch die Energie des ganzen Nervenorganismus assimilirt, und daß dadurch die entstandene Aufregung beruhigt wird, weil sie selbst schon ein Product der in der besonderen Empfindung reflectirten allgemeinen Empfindung ist, so kann sich die Vorstellung nur dadurch befreien, daß sie sich äußerlich producirt oder eine ihr durchaus entsprechende Gestaltung in einem sinnlichen Stoffe gibt. In dieser Thätigkeit erfüllt sich daher nicht nur die zuerst rein innerliche Production der Vorstellung, sondern die dadurch wiederum angeregten Nerven strömen auch ihre Anspannung aus und ergießen sie gleichsam in der äußerlichen Gestaltung und Objectivirung ihrer selbst. Daher der innere Drang nach äußerlicher Production bei innerer Fülle der Vorstellungen; daher die von jener dem Subjecte zuströmenden Befriedigung und Beruhigung.

Die Vorstellung kann sich nun in den verschiedensten Stoffen eine Aeußerlichkeit geben, wie die verschiedenen Künste deutlich genug zeigen. Aber es fragt sich, welches derjenige Stoff ist, der der Natur der Vorstellung oder — wie wir auch sagen können — der Idee am meisten entspricht, und der am leichtesten zu bekommen und zu behandeln ist (II. § 20.). Und da ist es denn keine Frage, daß dieser ebenfalls die Stimme so gut wie für die anderweiten, mehr leiblichen Empfindungen ist, die wir vorhin näher hinsichts ihres Ausdrucks betrachteten. Denn jedes andere, noch so feine Material würde sich nach allen denkbaren Beziehungen dem Ausdrucke der Vorstellung schon deshalb nicht so fügsam zeigen, weil es selbst durch die Thätigkeit des leiblichen Organismus hervorgebracht wird, — was wir, weiter auszuführen, für unnöthig erachten. Dieses in aller Beziehung also der Idee entsprechendste Material zu gebrauchen, wird aber der Mensch nicht durch eine besondere

Reflexion, sondern schon von Natur aus hingetrieben, wie wir beim Schrei und bei der Interjection sehen, so daß diese beiden gleichsam unwillkürliche Vorübungen für den Gebrauch der Stimme zum Stoff für den Ausdruck der Vorstellungen werden.

Haben wir aber vorhin gesehen, wie sich die Stimme als Schrei zeigt, wenn sie die totale Empfindung an sich ausdrückt; wie sie sich als Interjection zeigt und sich dieser gemäß gestaltet, wenn sie die besondere Empfindung im Reflex der totalen allgemein ausdrückt: so fragt es sich nun, wie sie sich gestalten wird und muß, wenn sie besonderer Ausdruck einer besonderen Empfindung in entsprechender Weise sein will, in welchem die besondere Empfindung und durch sie auch die totale reflectirt enthalten ist?

Wenn sich nun der allgemeine Ausdruck einer besonderen Empfindung dadurch genügend gestaltete, daß er die in dem Schreie in ungeschiedener Einheit liegenden Momente und Möglichkeiten des Vocals und des Hauchs aus ihrer Allgemeinheit, Unbegränztheit und Ungeschiedenheit herauszog, und erstens den Vocal an sich, nämlich das a, in welchem wiederum die Möglichkeit aller übrigen Vocale noch in präformirter Einheit zusammenliegt, erzeugte, — daher denn alle Urinterjectionen auch unbestreitbar nur das a als Grund- und Urvokal an sich haben, und zweitens den Hauch erzeugte, in welchem alle Consonanten als in ihrem präfirmirten Schattenbilde der Möglichkeit nach enthalten sind; und wenn sich in der Bildung dieses Urvocals und dieses Urconsonanten die Stimme eine, wenn auch noch an ihr selbst allgemeine Bestimmung und Unterscheidung gab: so kann sie sich von da ab eine Besonderung nur dadurch geben, daß sie die in dem Urvocale und dem Urconsonanten liegenden Möglichkeiten ihren Zwecken gemäß aus sich heraussetzt, und daß sie also hierdurch neue Unterschiede, Bestimmtheiten und Mannichfaltigkeiten aus sich heraus erzeugt.

Wie sie dies aber bewerkstelligte, wird aus folgender Betrachtung erhellen. Da bei dem Schrei noch gar keine Unterordnung des Eindrucks unter das Totalgefühl des Subjects stattfindet, er vielmehr der Ausdruck einer Bewegung ist, in welcher der Eindruck in seiner Ganzheit und Unterschiedslosigkeit von dem Totalgefühle enthalten ist, so kann sich mithin auch noch keine Beherrschung oder Freiheit und Geistigkeit von Seiten des Subjects über das Object des Eindrucks mit in dem Ausdrucke zeigen, und dies hat die nothwendige Folge auf die Stimme, daß sich diese in ihrer puren und ganzen Leiblichkeit ergießt, in welcher Gestalt wir sie eben Schrei nennen. In dieser Gestalt zeigt sich nemlich von keiner Seite des Subjects als eines sich bewußten Wesens irgend eine Beschränkung oder Beherrschung des natürlichen Vorgangs der Entladung der aufgenommenen Empfindung durch die Stimme.

In der Interjection dagegen zeigt sich eine solche Herrschaft des sich selbst als eine Ganzheit empfindenden Wesens über den einzelnen Eindruck dadurch eben, daß es ihn von seiner Totalität, freilich nur aber überhaupt als einen andern unterscheidet, nicht jedoch

als welchen besonderen und einzelnen. Dieses Verhältniß hat den nothwendigen Einfluß auf die Stimme, daß sie sich nicht in ihrer unbeschränkten Natürlichkeit ergießen kann, eben weil sie durch das Bewußtsein des Subjects dem Eindrucke als einen besondern überhaupt gegenüber gleichsam angehalten und gebändigt wird und sich nicht in einer solchen Weise ergießen kann, als wenn der besondere Eindruck dem Totalgefühle an Macht gleich stünde. Und diese Herrschaft zeigt der hier auf seiner untersten Stufe erscheinende Geist dadurch, daß er die Stimme nicht in der ganzen Breite, Unbestimmtheit und Gränzenlosigkeit ihres natürlichen Wesens sich entladen läßt, ähnlich wie sich jede Luftpressung entladet, sondern daß er sie nöthigt, ihre blos thierische und natürliche Leiblichkeit, die ihm nun unentsprechend und widerlich wird, zu unterdrücken, und nur so viel davon beizubehalten, als ihr zum Ausdrucke eines Eindrucks überhaupt in dem gedachten Verhältnisse nöthig ist. Da aber eben auf dieser Stufe der geistigen Entwickelung der besondere Eindruck nicht als solcher, sondern nur überhaupt als ein andrer empfunden wird als die Totalität des Subjects an sich ist, so kann mithin die Bändigung, Läuterung und Verfeinerung des Schreies, der, man mag es betrachten wie man will, immer das ursprüngliche und gesammte Product aller Aeußerung durch die Stimme ist und als solches festgehalten werden muß, nur dahin gehen, daß die in dem Schrei liegenden Hauptmomente als solche aus demselben herausgehoben und festgehalten und auf ihr möglichst geringes Volumen von Leiblichkeit oder Sinnlichkeit herabgesetzt werden. Die beiden möglicher Weise unterscheidlichen Momente im Schrei sind aber das Stimmhafte oder Vocalische überhaupt, oder concret genommen der Urvocal *a* in seiner Unterschiedlosigkeit von den übrigen Vocalen, die der Möglichkeit nach in ihm liegen, und das Hauchhafte oder Spirituelle überhaupt, oder concret genommen der Urconsonant oder Hauch an sich, in welchem der Möglichkeit nach alle übrigen Consonanten unentwickelt liegen.

Die Interjection kann daher, wie hieraus schon a priori hervorgeht, aus nichts anderem als aus jenem unterschiedslosen *a*-Vocal und aus dem Hauche bestehen, — was sich denn in der That auch in allen Sprachen bestätigt, wenn wir sie in ihrer ursprünglichen Gestalt betrachten. Und man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, daß man echte Interjectionen und bloße Schallwörter auch mit andern Vocalen und Consonanten antrifft, wie st, pfui, hui, hei, sasa, tantarata rc.: denn die Entstehung von Interjectionen und Schallwörtern setzt sich auch noch fort, wenn bereits wirkliche Sprache vorhanden ist, — in welchem Falle es dann aber begreiflich ist, wie solche spätere Erzeugnisse auch schon aus den durch die wirkliche Sprache bereits herausgesetzten Distinctionen von Vocalen und Consonanten bestehen können und werden. Sicher aber ist, daß ein bloßer Ausdruck durch Interjectionen in unserem Sinne der Entstehung der Sprache in eigentlicher Bedeutung immer vorausgegangen sein muß, wie man dies auch noch, wenn auch schon mehr verdeckt, am Kinde beobachten kann. Es wird sich indeß aus dem Folgenden auch bald weiter

ergeben, daß ein solcher Zustand nicht lange gedauert haben kann, und daß die Entstehung wirklicher Sprache aufs genaueste mit der Urinterjection zusammenhängt, auf ihr fußt und sie durchaus voraussetzt.

Wenn nämlich eine subjective Totalempfindung so viel Energie, d. h. dem Grunde nach in ihr selbst liegende Thätigkeit zeigt, daß sie den Eindruck nicht nur überhaupt als einen von ihr verschiedenen empfindet, sondern auch, daß sie eine Empfindung von dieser Besonderheit oder von der Art des Eindrucks selbst hat, so muß sich auch ein anderes Verhältniß zur Stimme erzeugen. Dieser fortschreitende Vorgang aber läßt sich daraus erklären, daß der Eindruck entweder die Nerven auf eine ausdrucksvollere Art reizte als andere, dennoch aber nicht so überwältigend war, daß dem Totalbewußtsein die Operation, sich ihn zu assimiliren, erschwert wurde; daß er vielmehr durch seine Prägnanz diese erleichterte, oder auch, daß er sich oft wiederholte, oder daß beides zugleich stattfand. Wird dies aber einmal gesetzt, so wird die Beziehung, die zwischen dem Eindruck und dem ihm zu Grunde liegenden Gegenstande einerseits und dem empfindenden Subjecte andrerseits stattfand, dem letzteren nun selbst ein Gegenstand der Empfindung oder Wahrnehmung eines Andern von sich mit sammt den Unterschieden selbst. Der Eindruck erscheint ihm nun erst als etwas ihm wirklich Gegenüberstehendes, Objectives, während er in den beiden vorhergehenden Stufen, in der ersten ganz in ihm versenkt, in der zweiten nur als ein im allgemeinen Anderes, als ein Anderes ohne Umriß und Form von ihm Verschiedenes war. Nun erst kann das Totalgefühl mit Recht ein Bewußtsein, d. h. ein Sich-selbst-wissen im Unterschiede andrer Gegenstände, eine Einheit, die sich als Einheit weiß, genannt werden; nun erst findet eine Abspiegelung der Gegenstände in dem Subjecte statt; freilich nicht dieser selbst, sondern der Bilder und Vorstellungen von ihnen, d. h. der in einer Einheit zusammengefaßten Merkmale und Besonderheiten, insofern sie nämlich auf das Subject gewirkt haben, und wie sie gewirkt haben. Nicht nur das Subject faßt sich also auf dieser Stufe der Empfindungsthätigkeit als seine eigne Einheit, sondern es faßt auch die Eindrücke, insofern sie zu einander gehören und von einem Gegenstande ausfließen, als eine Einheit zusammen. Nicht nur weiß sich das Subject im Unterschiede von dem wirkenden Gegenstande und subsumirt sich denselben, sondern es faßt auch die Unterschiede und Qualitäten dieses letzteren als Besonderheiten desselben in ihrem Verhältnisse zu einander und zu einer Einheit, und zwar beides vermöge der Vorstellung. Nun erst ist endlich das Verhältniß ein rein geistiges geworden, indem nicht mehr von einer unmittelbaren Einwirkung der Gegenstände auf die Empfindung die Rede ist, sondern nur insofern als die Vorstellung das Wirkende ausmacht, diese aber nur durch eine subsumirende und zur Einheit zusammenfassende Thätigkeit des Subjectes vor sich gehen kann, in welcher der Begriff des Geistigen besteht. Wohl aber ist in der Vorstellung die ganze Art und Weise,

wie der Gegenstand auf die Totalempfindung gewirkt hat, mit enthalten, — nur freilich nicht unmittelbar, sondern reflectirt und durch die Geistesthätigkeit vermittelt.

Dieser aus einem blos physiologischen nun zu einem psychologischen gewordene Vorgang hat nun in nothwendiger Folgerung den Einfluß auf den Ausdruck solcher Vorstellungen durch die Stimme, daß diese, um den bezeichneten Verhältnissen zu entsprechen, sich auf neue Weise modificiren muß. Die sinnlichen Elemente der Stimme, wie sie im Schrei in unmittelbarer Einheit enthalten, und wie sie in der Interjection ihren allgemeinen Unterschieden nach herausgesetzt und zugleich wieder zur Einheit verbunden sind, können dem neuen inneren Verhältniß nur genügen, wenn aus jenen allgemeinen Unterschieden ihres elementarischen Bestandtheils neue herausgesetzt oder erzeugt werden, die, so weit der Bereich und die Natur desselben es nur irgend zuläßt, die empfundene Besonderheit des Eindrucks ausdrücken. Ihre Natur reicht aber nur so weit, daß die Stimme durch die in dem Vocalischen und dem Hauchartigen liegenden möglichen Unterschiedlichkeiten die Verschiedenheiten der Vorstellungen und durch diese also der Empfindungen von den Eindrücken der Gegenstände möglichst bezeichne, und somit ist es ihr eigenthümliches, in dieser Eigenthümlichkeit aber auch beschlossenes Gebiet, durch die in ihr liegenden vocalischen und hauchartigen Modificationen einen Correspondenten von den Besonderheiten der Vorstellungen und durch diese der von dem Subjecte als besondert gefaßten Eindrücke und Empfindungen abzugeben. So wie daher die Vorstellung ihren leisen und ganz der geistigen Herrschaft anheim gegebenen Eindruck auf das Nervensystem macht, und dieses in der gesonderten Weise spannt als sie selbst eine Besonderheit ist, kann sie ihre entsprechende Abspannung und Entladung durch die Stimme nur finden, indem sie jene Modificationen in sich aufnimmt oder vielmehr an sich erzeugt. Und indem die eigenthümliche, aber unter der Herrschaft des Bewußtseins stehende Empfindung zur Entladung durch die Stimme fortgedrängt wird, drängt sich ihr auch die Einwirkung der mit ihrer Entladung zunächst in Verbindung stehenden anderweiten Organe der Kehle, der Zunge und der Lippen auf. Denn durch und zwischen diese hindurch und über sie hinweg strömt die Stimme erst aus und setzt sich erst in die Aeußerlichkeit hinüber, und somit können jene Modificationen auch hauptsächlich nur durch eine solche Einwirkung statt finden. Weil aber ferner das rein Stimmhafte oder Vocalische nur durch das Hindurchpressen der Luft durch den Kehlkopf und durch ein Verhältniß entsteht, in welchem dasselbe zu dem letzten Durchgangspuncte durch die Lippen gesetzt wird, dem ἕρκος ὀδόντων, wie es Homer poetisch nennt, so folgt, daß durch ein verschiedenes Verhältniß dieser letzteren, nämlich durch ein weiteres oder engeres Offenstehen oder Schließen derselben und durch ein weiteres oder gedrängteres Hindurchpressen der Luft durch den Kehlkopf auch eine Verschiedenheit des Vocalischen erzeugt werden kann. Beide Arten der Verschiedenheit an sich hervorzubringen, wird nun die Stimme durch die in sich aufgenommenen Besonderheiten der Empfindung fortgedrängt,

und so erzeugt sie allmählig und nach dem Maße, als sie die Besonderheit der Eindrücke in sich aufnimmt, eine unendliche Verschiedenheit von vocalischen und hauchartigen oder consonantischen Modificationen, die wir in diesen Besonderheiten Laute nennen. Diese lassen sich freilich in ihrer näheren und so zu sagen gröberen Aehnlichkeit auf eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl von Vocalen und Consonanten zurückführen und festhalten, — in welcher Zurückführung sie die nach Höhe und Tiefe (das heißt nach schwächerer oder gedrängterer Hervorpressung der Luft durch den Kehlkopf einerseits und der dadurch bewirkten weiteren oder engeren Schließung oder vielmehr Zuspitzung der Lippen andrerseits) verschiedene Vocalleiter und die nach Einwirkung der Sprachwerkzeuge auf den Hauch von Seiten der Kehle, der Zunge und der Lippen verschiedenen Reihen der Consonanten darstellen: dennoch aber genügen sie, um mit dem Inbegriffe der in der Vocalleiter und den consonantischen Reihen liegenden feineren Schattirungen einen Stoff abzugeben, aus der sich dann die ganze Fülle der Sprachen im eigentlichen Sinne erzeugen kann, — wie wir sogleich weiter sehen.

§. 22.

Fortsetzung.

In dem Schreie eben so gut als in der Interjection; ja selbst in den ersten Anfängen der wirklichen Sprache ist dem Inhalte nach der Eindruck in seinem ganzen Umfange enthalten, und hier ist, — was diese letztere insbesondere betrifft — zugleich der Punct, wo sie, obgleich schon wirklich = distinguirte Laute gebrauchend, doch noch sehr mit der Interjection zusammenhängt, und sich nur wenig über sie erhebt.

Wenn nämlich nun auch ein Eindruck sammt dem Gegenstande, von dem er kommt, von dem Bewußtsein als ein besonderer unterschieden wird, so wird doch zunächst nur das von dem Gegenstande in der Vorstellung behalten, was wirkt und wie es wirkt; nur dieses reizt demnach die Empfindung: nur dieses kann also auch durch die Stimme wiedergegeben werden. Ein solches Product der wenn auch vocalisch und consonantisch modificirten Stimme steht daher dem Inhalte nach an Werthe doch noch dem ganzen Eindrucke oder — wie wir nun auch sagen können — der ganzen Anschauung gleich, und wenn gleich es also nur aus einem Stücke besteht (denn Wort dürfen wir es noch nicht nennen) und nur ein einziges Ganze bildet, so enthält es doch der Potenz nach den Gegenstand, von welchem der Eindruck ausgeht und das, was von ihm ausgeht, mit einem Worte den Werth eines Subjectes und Prädicates sammt der Beziehung von beiden in noch ungeschiedener Einheit in sich. Und eben so wenig, wie durch eine Interjection dem Andern eine Mittheilung gemacht werden kann und soll: eben so wenig ist das Product der Stimme in der zuletzt gedachten Weise ein solches zum Zweck der Mittheilung oder

auch nur der **Nachahmung** des in der Natur hörbar Aufgenommenen: vielmehr geht es an dem Subjecte mit Unwillkürlichkeit vor sich und erzeugt sich durch die in ihm liegende energische und in der Vorstellung vermittelte Thätigkeit **ohne allen Zweck** und **ohne besonderen Willen**, wenn gleich nicht geleugnet werden soll, daß das gesellschaftliche Leben hierbei einen beschleunigenden Einfluß ausübt.

In einem solchen Zustande nun sind die gedachten Stimm- oder (wenn man so sagen will) Sprachproductionen das, was wir **Wurzeln** nennen, und zwar, mit Hinsicht auf die sogleich näher zu erläuternde Entstehung einer andern Art von Wurzeln, insbesondere solche, die wir, nach Bopps Vorgange, **Verbalwurzeln** nennen. Wir heben hierbei nochmals auf das nachdrücklichste hervor, daß ein solcher Wurzelstoff **in keiner Weise** weder zum Zwecke der Mittheilung noch auch aus dem Drange der **Nachahmung** des in der Natur hörbar Aufgenommenen entstanden sei. Denn eine Nachahmung setzt immer eine Art von **Absicht** voraus, und eine solche anfangs ganz unverfänglich scheinende Vorstellung von Sprachentstehung, von der man sich auch bis jetzt noch nicht ganz frei gemacht hat, und der auch noch Wilhelm von Humboldt huldigt, verrückt den richtigen Standpunct der Sache sehr wesentlich; ja wir finden darin den Hauptgrund, warum es immer nicht gelungen ist, den Wuchs des großen Sprachbaumes in deutlich erkennbarer Continuirlichkeit aufzuzeigen.

In welchem Sinne allein bei solchen primitiven Sprachvorgängen von Nachahmung die Rede sein kann, muß sich vielmehr lediglich aus der Art ergeben, durch die wir die Entstehung der Vocale und Consonanten nachgewiesen haben, und wollen wir uns dieselbe an einem concreten Beispiele nochmals zu vergegenwärtigen suchen.

Wir greifen ganz willkürlich nach der Wurzel **kra**, wie sie den Wörtern kräh-en, Kräh-e, Kra-nich, Ra-be, gru-s, γέρα-νος, cor-vus u. v. a. unverkennbar zu Grunde liegt, und erläutern etwa so: Der Mensch nahm das Dasein der Krähe, des Raben, des Kranichs rc. zunächst nur durch die Stimmen dieser Thiere wahr; der Eindruck ging nur von diesen Stimmen aus, und nur in ihnen unterschied er die Besonderheit desselben und mit dieser die Besonderheit des Gegenstandes. Diese wirkte daher in der eigenthümlichen Weise auf das Nervensystem oder auf die Totalempfindung, der sich das Bild des wirkenden Gegenstandes vorschob, und die Vorstellung desselben (immer aber mit der vorwiegenden Beziehung auf das von demselben durchs Gehör wahrgenommene) erzeugte, daß die Entladung der Anspannung desselben durch die Stimme in der Art erfolgte, wie die consonantische und vocalische Modification der letzteren jener Anspannung am nächsten und unwillkürlichsten entspricht. Zugleich ist aber die Stimme vermöge der durch die Vorstellung gefaßten Einheit des Eindrucks genöthigt, sich auch in einer Einheit zusammenzuschließen und so ein gesondertes, **abgeschlossnes Sprachproduct** zu liefern.

Denn sie wirkt nicht unmittelbar von dem Eindrucke her, sondern erst durch den in der Vorstellung liegenden Eindruck, den diese zurück auf die Empfindung macht.

Wenn nun der Correspondent dieses besonderen Eindrucks der gedachten Vogelstimmen in der menschlichen Stimme die Verbindung von kr ist, der zur Lautwerdung der Vocal a (der sich aber, wie gru-s, cor-vus bezeugt, in besonderen Sprachen auch anders modificiren kann) zufließt, so ist also kra das natürliche und nothwendige Stimmproduct des gedachten besonderen Eindrucks. Wo läge also in einem solchen Vorgange die Nachahmung, wenn man nicht diese ganz unwillkürliche Correspondenz zwischen Besonderheit des Eindrucks und zwischen Modification der Sprachlaute dafür erklären will, — was aber dem Sinne von Nachahmung ganz widersprechen würde? Aber selbst wenn man das Wort in diesem Sinne nehmen wollte, so würde immer noch die Unrichtigkeit übrig bleiben, als wenn eine solche Nachahmung ohne Vermittelung durch die Vorstellung geschähe. Eine wirkliche Schallnachahmung aber in diesem untergelegten Sinne könnte nichts destoweniger immer nur unmittelbar geschehen und könnte dann unmöglich eine Lautbesonderheit zur Folge haben, — wie sich dies aus dem vorigen Paragraph wol bestimmt genug offenbart hat.

Wollte man aber nun noch weiter fragen, worin denn diese Correspondenz zwischen Laut und Empfindung liegt, und warum also z. B. die Wurzel kra der bezeichneten Empfindung insbesondere entspricht, so läßt sich dies freilich aus apriorischen Gründen nicht weiter belegen, und zwar deshalb nicht, weil ein Gefühl an sich eben etwas unmittelbar in uns gegebenes ist, das mit Gründen nicht bewiesen und mit blos verständigen Gedanken nicht beschrieben werden kann. Es bedarf dessen aber auch nicht, weil die Wahrheit einer solchen lautlichen Correspondenz unmittelbar erhellet und weil die allgemein menschliche Zustimmung aller Völker und aller Zeiten als factischer Beweis dafür eintritt. Wir dürfen uns also mit der Erkenntniß der Gründe von der Correspondenz zwischen Laut und Empfindung überhaupt vollkommen genügen, ohne dabei die Möglichkeit ableugnen zu müssen, daß man noch nähere Bestimmungen darüber geltend machen könne. Dies letztere ist in der That auch von mehreren Sprachforschern, wie von Schmitthenner, versucht worden und man hat gewisse Reihen von Empfindungen den Wurzeln gegenübergestellt, und die Bedeutung dieser letzteren aus dem Charakter der ersteren zu bestimmen gesucht. Allein es kann deshalb kein irgend bedeutsameres Resultat aus einem solchen Versuche hervorgehen, weil die verschiedenen Sprachen von verschiedenen Eindrücken eines und desselben Gegenstandes ausgehen, wie dies Schmitthenner selbst an dem Worte Blitz nachgewiesen hat, und weil gleich in dem nächsten Fortschritte, den die Sprache von den Wurzeln aus macht, der darin gegebene Stoff mit außerordentlicher Freiheit benutzt wird, — wie wir sogleich weiter sehen. Der verhältnißmäßig so kleine Umfang des Wurzelstoffs zerschlägt sich aus blos relativen Gründen nach verschiedenen Seiten hin so gewaltig, daß der Versuch, seine Correspondenz allgemein oder für alle Sprachen festzuhalten und den absoluten Zusammenhang

darin nachzuweisen, immer als schwankend und unbedeutend erscheinen muß. Beschränkt man indeß eine solche Untersuchung auf eine besondere Sprache, und läßt sich auf die anderen nur vergleichungsweise ein, so kann es nicht fehlen, daß man dadurch die Empfindungs- und Anschauungsweise eines Volkes näher darzulegen im stande sein muß.

Die ganze Vorstellung von einer Schallnachahmung oder von den sogenannten Onomatopöen sinkt nach diesem allem auf die nothwendige und unwillkürliche Correspondenz zwischen Empfindung und Sprachlaut zusammen, welcher letztere vielmehr das Product der ersteren ist, und ihr also organisch entsprechen muß. Dies belegt sich denn auch weiterhin an allen Schritten, die die Sprache in ihrer Entwickelung thut, und nur wenn man jene Vorstellung von sich entfernt, kann man die ununterbrochene Folge dieser begreifen, ohne genöthigt zu werden, den Eintritt eines neuen wirkenden Princips annehmen zu müssen.

Bei unsrer Annahme nämlich sieht man leicht ein, wie alles auch nicht Hörbare in der Natur, sondern jeder Eindruck, er mag von einer Art sein von welcher er will, und mag herrühren, woher er will, sich sogleich in Beziehung auf seinen Ausdruck in die Correspondenz des Hörbaren umsetzt, so daß also die Eindrücke jeder Art dieselbe Methode befolgen, sich durch die Stimme zu entäußern, als wären sie durch das Gehör aufgenommene. Geht man dagegen von einer Schallnachahmung aus, so müßte man ein neues Princip aufnehmen, nach welchem die Umsetzung der durch Gesicht, Geruch, Geschmack rc. aufgenommenen Eindrücke vor sich ginge, — wobei man aber eben mit der Wahrheit und Natur des gesammten Sprachvorganges in Widerspruch gerathen müßte.

So lange also nur noch Wurzeln existiren, so lange findet noch keine eigentliche Mittheilung durch die Sprache statt; die Wurzel ist kein Wort und enthält vielmehr dem Werthe nach ein ganzes Urtheil oder einen ganzen Satz in unentwickelter Einheit der darin liegenden Elemente, nämlich des Subjects, des Prädicats und der Copula. Die ausgesprochene Wurzel kra würde also ungefähr so viel umfassen, als wenn wir jetzt exposite sagen: dies Thier gibt einen so und so klingenden Ton von sich; oder, wenn sie in Gegenwart und zu Andern ausgesprochen wird: höre dies Thier schreien; wie doch das Thier schreit u. s. f. Indem aber der Mensch bei solchen Eindrücken, die nicht so drängend sind, vorzüglich nur dann, und zwar vermöge des sympathetischen Triebes, sich veranlaßt fühlen wird, denselben durch die Stimme einen Ausdruck zu geben, wenn andre seines gleichen zugegen sind, in Beziehung auf welche hin er dies thut, so kann es nicht fehlen, daß er auch die Allgemeinheit, die noch in dem Wurzelausdruck liegt, bald durchbricht und daß er denselben als Mittel des Ausdrucks überhaupt vorschiebt.

Wenn er nämlich so weit vorgeschritten ist, daß er die Eindrücke als besondere von sich unterscheidet, so liegt es bei der einmal vorhandenen Energie seiner Selbstempfindung oder seines Selbstbewußtseins, der gegenständlichen Welt gegenüber, die ihn nöthigt, zu

einer immer individuelleren Erfassung und Unterscheidung derselben fortzuschreiten, auch ganz nahe, daß er die in dem Eindrucke liegenden Momente selbst unterscheidet, — was vorzüglich dann bald erfolgen muß, wenn sich jener in derselben Weise öfter wiederholt. Der Eindruck kommt her von einem Vorgange an einem Gegenstande; dieser stellt das in sich Ruhende und Bleibende oder räumlich in sich Einheitliche; jener das aus demselben Herausstrebende, Bewegte oder zeitlich in sich Einheitliche und Wahrnehmbare dar. Dieses letztere ist es daher vorzugsweise, von welchem aus die Eindrücke geschehen, und daher sind es auch die Vorgänge oder Thätigkeiten an sich im Unterschiede von den ihnen als ihr Substrat zu Grunde liegenden Dingen, welche zunächst als besondere Vorstellungen gefaßt und unterschieden werden. Insofern aber der Fassung einer Vorstellung von einem Vorgange als eines solchen nothwendiger Weise die Fassung eines ganzen Eindrucks als eines besondern und durch diesen eine Wurzelschöpfung vorausgegangen sein muß, in welcher jener Vorgang integrirend mit enthalten ist, so folgt von selbst, daß ein lautlicher Ausdruck eines besonderen Vorgangs an sich auch aus keinem andern Lautstoff bestehen kann, als aus dem die Wurzel besteht. Wohl aber ist etwas Neues hinzugekommen, nämlich der besondere Vorgang ist unter dem Denkfache oder der Kategorie der Vorgänge oder Thätigkeiten überhaupt gefaßt und derselben eingeordnet worden, und dieser Umstand muß daher, weil er in concreter Weise auf die Anschauung oder Empfindung rückwirkt (denn dieses kategorische Verhältniß wird zunächst nur in dunkler Empfindung wahrgenommen), sich in einen hörbaren Eindruck umsetzen, und so auch eine lautliche Bezeichnung zur Folge haben, die demnach nur der Kategorie angehört, und wegen ihrer Allgemeinheit und der Dunkelheit der Empfindung auch weniger scharf modificirte Vocale und Consonanten zu ihrem Ausdruck haben kann. So wird aus der Wurzel zunächst ein Verbum, ῥῆμα, Zeitwort und hierdurch erst ein Wort im eigentlichen Sinne, dem es eigenthümlich sein muß, unter einer Sprach- oder Denkkategorie gefaßt zu sein. Und so wird also z. B. aus der Wurzel kra das Zeitwort kra-en, oder, — weil der Zusammenstoß der Bezeichnung der Kategorie oder die Endung mit der Wurzel allerhand anderweite leisere Modificationen in den Lauten hervorbringt, — kräh-en (noch im Mhd krâ-hen, im Ahd krâ-an oder auch krâ-han).

Ist aber einmal das Vorgehen oder Geschehen, das einem Eindrucke zu Grunde liegt, besonders gefaßt und lautlich festgehalten, so folgt die Fassung des Gegenstandes an sich, an welchem das Geschehen vorgeht, von selbst nach. Und weil ihm ebensowol wie dem Vorgange an sich dieselbe Lautbezeichnung der Wurzel zu Grunde liegt, so bildet sie auch ebenfalls die lautliche Unterlage für ihn, nur daß eine etwas andere kategorische Bezeichnung, nämlich die des Gegenständlichen überhaupt hinzutritt, und so entsteht das Substantivum, als die zweite Wortclasse oder Wortkategorie. Es ist daher nicht nöthig anzunehmen, daß, vorzüglich in den früheren Zeiten einer Sprache, das Substantivum erst aus dem Verbum hervorgegangen sei: vielmehr schöpft es eben so gut wie

dieses letztere unmittelbar aus der Wurzel, oder legt sich diese eben so gut zu Grunde als das Verbum. Eben so wenig aber ist es nöthig, daß aus jeder Wurzel ein Verbum und ein demselben entsprechendes Substantivum hervorgehe; vielmehr waltet auch hier der Geist mit Unabsichtlichkeit und läßt einmal das Verbum, noch häufiger freilich das Substantivum fallen. Und hieraus läßt es sich denn auch erklären, warum gar manche Substantiva in dieser oder jener Sprache nicht ohne Zwang auf ein Verbum zurückgeführt werden können, — was aber auch gar nicht nöthig und nicht gerechtfertigt ist. Wol aber ist dies anders bei dem Substantivum als bei dem Verbum: insofern nämlich dieses letztere nur die Thätigkeit an dem Gegenstande bezeichnet, durch welche der Eindruck hervorgebracht worden ist, so entspricht auch die Lautbezeichnung derselben ihrem ganzen Umfange nach. Dem Substantivum aber entspricht die seinige nur nach der Seite, durch welche der Gegenstand sich thätig gezeigt hat: alle seine übrigen Seiten, sein ganzer Umfang und seine Gestalt, — mit einem Worte sein vollständiges Bild kann sich nur vorstellungsweise und gleichsam accessorisch unterschieben, und zwar, indem es unmittelbar aus der Sinnlichkeit mit in die Vorstellung aufgenommen wird. So wird also z. B. aus kra Kräh-e, Kra-nich rc., womit eigentlich nur etwas überhaupt bezeichnet wird, welches kräht. Aber das ganze Bild dieser Thiere schiebt sich dieser einseitigen Bezeichnung durch die Wurzel der Vorstellung unter, so daß man mit diesem Worte auch den ganzen Gegenstand meint und ihn dadurch bezeichnen will.

Dies setzt aber nothwendig den unterdeß sich einfindenden Vorgang voraus, nach welchem nämlich diese Producte der Stimme oder Sprache von dem Menschen nun wirklich als Mittel der Mittheilung und also zu Zwecken gebraucht werden.

Denn es liegt nichts näher, als daß der Mensch ein Product wie die Sprachwurzeln, zu dem er von der Natur mit einer gewissen Nothwendigkeit gedrängt wird, dessen Hervorbringung aber auch ausserdem durch die Gegenwart andrer Menschen vermöge der sympathetischen Triebe erleichtert wird, gar bald auch benutzen werde zur Bezeichnung der Vorstellungen, die in jenem enthalten sind, so wie zu einem Mittel der Mittheilung dieser Vorstellungen vermöge jener durch die Stimme gegebenen Stoffe. So wie sich ihm der Vorgang selbst sowol als der Gegenstand selbst in der Vorstellung und durch diese in dem entsprechenden Lautausdrucke unterschiebt: eben so schiebt er diesen letzteren im sicheren und unbewußten Vertrauen auf die allgemein menschliche Wahrheit und Unwillkürlichkeit, durch welche er zu demselben gekommen ist, als ein Mittel unter, auch dem Andern seine gefaßten Vorstellungen und durch diese die Vorgänge und die Gegenstände zu bezeichnen und mitzutheilen. Und siehe, er täuscht sich in diesen anfänglich noch halb unbewußt unternommenen Versuchen nicht. Denn er findet bei dem andern eine volle Gegenseitigkeit des Empfangens und Verstehens einerseits, so wie ihm andrerseits von dem Andern auch neue Productionen der Art entgegenkommen, die er auf dieselbe Weise zu verstehen und zu empfangen hat. Und auf diese Weise wird der

Gebrauch der Wörter als Mittel des Verständnisses und der Mittheilung der gefaßten Vorstellungen gar bald geläufig, — was aber eben nur durch eine vollständige Gegenseitigkeit möglich wird.

Auf eine ähnliche Weise nun, wie sich Verbum und Substantivum besonderen, wird auch bald eine Sonderung der Vorstellung von den Merkmalen an den Vorgängen sowol als an den Gegenständen vorgenommen und hierdurch in Bezug auf die erstern das Adverbium qualitatis oder Eigenschaftswort; in Bezug auf die letztern des Adjectivum oder Beiwort κατ᾽ ἐξοχὴν erzeugt. Denn der individualisirende Verstand muß nothwendig darauf kommen, bei näherer Betrachtung mehrerer Vorgänge und Gegenstände das an denselben zu besonderer Unterscheidung zu ziehen, worin der Eindruck hauptsächlich bedingt liegt und was denselben als eigenthümliche Qualität inwohnt. Es bilden sich also besondere Vorstellungen von solchen Merkmalen und Qualitäten, welche wiederum ganz in der vorgedachten Weise zu lautlicher und wörtlicher Bezeichnung gelangen: nämlich sie transponiren sich innerhalb der Empfindung in einen hörbaren Eindruck um, d. h. die durch die Vorstellung angeregte Empfindung verhält und entäußert sich nach demselben inneren Vorgange als wäre der Eindruck selbst durch das Ohr vermittelt. So wie nun, wenn auch nicht absolut, doch meistentheils, der Geist eher dazu kommt, den Vorgang oder das Verbum als den Gegenstand zu sondern: eben so wird er auch die Merkmale an den Thätigkeiten eher sondern, als die an den Gegenständen. Denn von den Bewegungen oder Thätigkeiten gehen zunächst die Eindrücke aus: von ihnen wird er daher auch zuerst das als Besonderheit auffassen, worin ihre Qualitäten und Unterschiede liegen. Was aber von den Vorgängen als Merkmal ausgesagt werden kann, kann eben so gut auch von den jenen zu Grunde liegenden Gegenständen ausgesagt werden, denn diese bilden ja nur das Substrat, an welchen die Vorgänge sich zeigen. Und in dieser Identität der geistigen Operation liegt daher der Grund, daß Adjectiva und Adverbia qualitatis an sich eins und dasselbe sind, nämlich Eigenschafts- oder Merkmalswörter, und nur weil wir einen äußerlichen Unterschied für sie brauchen, je nachdem sie die Eigenschaft der Thätigkeit oder des Gegenstandes bezeichnen sollen, geben wir ihnen auch die verschiedenen Benennungen von Adverbiis und Adjectivis: finden uns aber in Verlegenheit, wenn wir sie mit deutschen Namen belegen sollen, — daher denn auch die vorhin aufgestellten nur willkürliche sind.

Trotz dieser Identität und trotz dem, daß die Adverbia qualitatis wohl meistentheils früher entstanden und gebraucht sein werden als die mit ihnen identischen Adjectiva, ist aber keineswegs gesagt, daß dies mit allen der Fall sein müsse; vielmehr wird es sich mit diesen beiderseitigen Merkmalswörtern eben so verhalten wie mit dem Verbum und dem Substantivum: einige nämlich werden früher und ursprünglich lediglich dem gegenständlichen Begriffe entnommen sein, die meisten dem der Thätigkeit.

Aehnlich wird es sich mit ihrer Lautbezeichnung verhalten. Denn wenn wir jetzt,

wie in späteren Sprachzuständen überhaupt, gewohnt sind, Adjectiva (und Adverbia der Eigenschaft) aus Substantiven und Verben zu bilden, und wenn wir derartig gebildete massenweis in jeder fertigen Sprache aufzuweisen haben, so ist damit keineswegs gesagt und ausgemacht, daß dies in den früheren Zeiten auch der Fall gewesen sein müßte: vielmehr ist dies eine beschränkte und unwahre Ansicht von Sprachentstehung, durch die schon manche gezwungene Erklärung von Adjectiven veranlaßt worden ist, und bei der demnach gerade die älteren und echten Adjectiva unerklärt stehen geblieben sind.

Warum sollte aber auch die Sprachbildung nicht unmittelbar zu Wurzeln gegriffen haben, um Adjectiva ꝛc. zu bilden, so gut wie wir sehen, daß sie dies bei Bildung von Substantiven ohne Vermittelung des Verbums thut, so daß es nun allerdings, da sie nicht systematisch verfährt, kommen kann, daß Adjectiva entweder auf einer Wurzel ruhen, von der kein entsprechendes Verbum oder Substantivum vorhanden ist, oder daß Adjectiva, Verba und Substantiva zwar auf einer und derselben Wurzeln ruhen, keines von diesen aber durch Vermittelung des andern entstanden ist? Oder daß wenigstens das entsprechende Adjectivum nicht aus dem entsprechenden Verbum oder Substantivum entstanden ist? So leiten wir das noch unerklärte krank unbedenklich von der Wurzel kra, so daß also kra-nk zu scheiden wären, und stellen uns die Entstehung dieses Wortes so vor: der Zustand des Krankseins wurde an einem Gegenstande als Merkmal aufgefaßt und davon eine besondere Vorstellung gebildet. Diese Vorstellung brachte aber eine ähnliche Wirkung auf die Empfindung hervor als das Geschrei jener krähenden Vögel, und so setzte sich nach dieser inneren Verwandtschaft der Empfindung der Eindruck, den das Kranksein und die Vorstellung dieses Merkmals hervorgebracht hatte, in jenen hörbaren um und führte mithin auf dieselbe Wurzel, aus der sich Krähe ꝛc. und krähen ꝛc. gebildet hatte. Ausdrücklich aber verwahren wir uns hierbei dagegen, als wollten wir bei einer solchen Umsetzung sagen, daß sie durch die Vorstellung ginge: vielmehr geht sie ganz unbewußt und unwillkürlich in dem Menschen vor und erscheint so desto naiver und zutreffender. Denn niemand würde behaupten wollen, daß sich das Wort krank durch das Verbum krähen oder das Substantivum Krähe ꝛc. etwa in abgeleiteter Weise gebildet hätte.

Oder nehmen wir das Adjectivum lang (longus), von dem sich weder ein Verbal- noch ein Nominalstamm findet und von dem vielmehr langen (lang werden oder zureichen), Länge, ge-ling-en ꝛc. und die ganze anderweite Sippschaft dieses Worts erst herstammt, so sehen wir also in diesem ein Beispiel von einem Adjectivum, dem kein Verbum und kein Substantivum von gleicher Wurzel zur Seite steht. Die wahrgenommene Eigenschaft des Langseins, die von der Vorstellung als gesondert aufgefaßt wurde, wirkte vielmehr derartig auf die Empfindung zurück, daß diese nur in der eigenthümlichen Verbindung der dem Worte integrirenden Sprachlaute einen entsprechenden Stimmausdruck fand, d. h. die Empfindung setzte sich so um, als wäre ihr der Eindruck ein hörbarer, dem nun jene Lautverbindung allein entspricht, und in der sie mithin die ihr

allein entsprechende Entladung durch die modificirte Stimme findet. Es erzeugte sich also hier Wurzel und Wort, nämlich Adjectivum, zugleich, weil der Eindruck sogleich als eine gesonderte Vorstellung gefaßt und durch eine solche erst vermittelt wird. So gibt es also keine weitere und tiefere Erklärung für dieses Wort als daß es eben die eigenthümliche Empfindung ausdrückt und bezeichnet, welche durch die Vorstellung von ihr erzeugt wird, und jede andere Erklärung muß gegen eine solche matt oder gesucht erscheinen. Und müssen wir nicht noch jetzt, wenn wir unbefangen urtheilen wollen, zugeben, daß in der That keine andere Lautverbindung das treffender bezeichnen könne, als was durch die Vorstellung von lang empfindungsmäßig in uns angeregt wird? Müssen wir nicht zugeben, daß wir hiermit auf den letzten erklärenden Grund gestoßen sind, und daß jeder weitere Erklärungsversuch die Sache nur verflachen nicht verstärken kann? Und so ist dieses Wort wirklich der Stamm von einer fast zahllosen Verwandtschaft geworden, die jene Erklärung lediglich bestätigen können. Denn daß aus ihm durch das prosthetische s die ganze weitere Sippschaft, die sich an schlank, Schlange, schlingen rc. anschließt, geworden ist, bedarf für die Sprachkundigen wol keiner weiteren Beweise.

Auf ähnliche Weise müssen wir uns nun auch die Entstehung vieler andern Adjectiva rc. erklären, die in den uns bekannten ausgebildetsten Sprachen mit ihrer Wurzelverwandtschaft einsam dastehen, und die, wie gesagt, ohne argen Zwang weder auf Verba noch auf Substantiva zurückzuführen sind, und die gerade die allgemeinsten adjectivischen Begriffe treffen. Adjectiva wie breit, süß, quer, arm, gut, rauh rc.; die Farbenbenennungen wie gelb, weiß, grün rc. sind gewiß nur auf ähnliche Weise zu erläutern und haben entweder gar keine weitere Wurzelverwandtschaft oder sind wenigstens nicht erst durch entsprechende Verba und Substantiva vermittelt und also erst von diesen herzuleiten, wol aber manchmal umgekehrt.

Namentlich scheint dies von solchen gesagt werden zu müssen, die von bleibenden Zuständen hergenommen sind, und die also ursprünglich und unmittelbar von den Gegenständen aufgefaßt und ausgesagt worden sind, im Gegensatz von den mehr momentanen Eigenschaften, die man an den Thätigkeiten wahrnimmt, und die also mehr nach der Kategorie der Adverbia qualitatis ausschlagen. Ich komme z. B. weit eher dazu sanft von dem Fließen des Wassers oder dem Wehen des Windes auszusagen, als daß ich diese Eigenschaft von vorn herein gleich dem Wasser oder Winde zulege, und es ist ganz begreiflich, wie ich ein Wasser und einen Wind erst sanft nennen kann, wenn ich das sanfte Fließen des einen und das sanfte Wehen des andern vor meiner Vorstellung geschieden habe.

Umgekehrt also kann es gelingen, manches Verbum aus dem Adjectivum zu erläutern und entweder eine ursprüngliche Wurzel zu setzen, aus der beide geflossen, oder eine Wurzel, aus dem blos ein adjectivischer Stamm entsprossen ist, von der dann erst das entsprechende Verbum herzuleiten ist. Das Adjectivum hoch wird aus einem Verbum

hoh hergeleitet, das sich erheben heißt. Ist es denn aber nicht viel wahrscheinlicher, daß das Verbum erst aus dem Adjectivum geflossen ist, denn hoch sein oder erhöhen ist ein abstracter Begriff, der erst dem concreten hoch entnommen sein kann. Und wenn wir das lat. altus dazu nehmen, — wie einsam steht hier die Wurzel da, und wo ist denn das stammhafte Verbum?

Diese vier Wörterclassen des Verbums, Substantivums, des qualitativen Adverbiums und des Adjectivums umfassen diejenigen, welche aus den sogenannten Verbalwurzeln hervorgegangen sind, wenn wir gleich gesehen haben, in welchem beschränkenden Sinne dies Hervorgehen der andern Wörterclassen aus dem Verbum zu nehmen ist. Sie haben das Gemeinschaftliche, daß ihnen Vorstellungen oder Anschauungen zu Grunde liegen, mögen dies nun, wie meistentheils, äußere oder auch blos innere sein. Man kann ihnen daher auch die Natur der Objectivität zuschreiben, denn es entspricht ihnen etwas Vorgeschaffenes und Daseiendes in der Wirklichkeit, selbst wenn diese nur eine Gedankenwirklichkeit ist, d. h. wenn ihr Inhalt eben nur eine Idee ist: — aus welchen Gründen allen man ihnen daher auch geradezu den bereits recipirten Namen der Inhalts- oder Begriffswörter gegeben hat.

§. 23.
Fortsetzung.

Von einer andern Natur, wenn gleich in derselben Weise wie die Begriffswörter sich in Laute setzend, werden wir die Wörterclassen treffen, die zu den sogenannten Formwörtern gehören, und die sich ihrer Entstehung nach auf die den Verbalwurzeln gegensätzlich benannten Pronominalwurzeln zurückführen lassen.

Es ist nämlich ebenso natürlich als begreiflich, wie der Mensch, sobald er einmal Wörter ausspricht, um Vorstellungen ausdrucksweise zu bezeichnen, und um diese einem andern mitzutheilen, gar bald auch fühlen (wie wir nun statt empfinden richtiger sagen, weil ein verständiger Antheil darin enthalten ist) muß, daß durch eine solche Mittheilung sich ein Verhältniß von ihm, oder noch näher von der Mittheilung seiner Vorstellungen, wenn diese eine Thätigkeit bezeichnen, zu dem Andern, dem er sie mittheilt, bildet, welches über kurz oder lang sich ihm als ein dreifaches darstellt. Denn entweder ist er selbst das Subject, mit dem er die Thätigkeit verbunden aussagt, oder der andere, mit dem er spricht, oder irgend ein dritter andrer Gegenstand als der Redende und Angeredete, ist das Subject, mit dem die Thätigkeit verbunden ausgesagt wird. Hieraus entstehen also drei Beziehungen oder Verhältnisse von dem Inhalte der Aussage auf das Subject als selbst sprechendes, angeredetes oder nur besprochenes, die man unter dem Namen des Pronomens oder Fürworts zusammenfaßt, das man daher als den Ausdruck der Beziehung zwischen der Aussage und dem Aussagen selbst erklären kann. Die Aussage hat es mit der bloßen Darlegung des Inhalts an sich zu thun; das Aussagen

dagegen drückt die allgemeinen Formen aus, unter der diese Darlegung selbst stattfindet, was eben nichts anders ist als die Beziehung zwischen dem Inhalte und dem denselben durch die Sprache Darstellenden, mit einem Worte dem Sprechenden. Da es nun nur drei solcher Beziehungen geben kann, eine jede derselben aber ein anderes allgemeines Subject oder eine abstracte Person setzt, so nennt man sie ganz richtig Personenverhältnisse oder Personen geradezu; und weil sie als solche allgemeine Personen die besonderen einzelnen oder concreten vertreten, faßt man sie ferner eben so richtig als Pronomina zusammen.

Diese Beziehungen wurden nun allerdings anfangs nur dunkel gefühlt, und daher auch wol nicht anders als durch bloßes körperliches und gegenwärtiges Deuten mit der Hand ausgedrückt. Aber eben wegen der beständigen Wiederkehr eines solchen Gefühls konnte es nicht ausbleiben, daß der Verstand sie endlich als etwas Besonderes, d. h. als Beziehungen in ihrer Besonderheit schied und auffaßte, und ihr eine lautliche, näher wörtliche Bezeichnung gab so gut wie den inhaltsvollen Vorstellungen. Wenn ihnen nun aber auch keine weder äußere noch innere Anschauung zu Grunde liegt, und sie nur die rein geistigen Acte der Subsumtion bezeichnen, so bleibt doch ein solcher Act nicht ohne Rückwirkung auf die Empfindung, wenn auch nur in sehr leiser und allgemeiner Weise, und er spannt daher die Nerven nichtsdestoweniger in irgend einer Art an, so daß sich diese Anspannung in der mehrbeschriebenen Weise in einen hörbaren Eindruck umsetzt, sich zum lautlichen Ausdruck verhilft, und also eine neue Classe von Sprachwurzeln erzeugt, die man im Gegensatze gegen die Verbalwurzeln wol ganz richtig Pronominalwurzeln genannt hat.

Wesentlich ist hierbei zweierlei festzuhalten: Erstens nämlich muß man jeden Gedanken daran aufgeben, daß sie durch irgend eine Vermittelung von bereits ausgebildeten Inhaltswörtern entstanden wären, und wir weisen daher alle derartig gemachten Versuche der Philologen als durchaus unberechtigt und einer allgemein zustimmenden Vorstellung von Sprachentstehung geradezu widersprechend zurück. Denn es würde hierdurch etwas in Verbindung gebracht werden, was der Sache nach eine solche gar nicht zuläßt, da in den naiven Sprachzuständen keine innere Brücke von einem Inhaltsworte zu einem Formenworte überführt. Und wir dürfen uns auch nur darauf berufen, daß in der That alle Versuche der Art gescheitert sind, und die Pronominalien, in jeder Sprache als mit zu den ältesten Wörtern gehörig anerkannt, noch so unerklärt dastehen wie immer. Wenn aber demungeachtet hin und wieder sich ein kurzer Schein des Zusammenhanges eines Pronomens oder ursprünglichen Formworts mit einer Verbalwurzel oder einem Verbum zeigt, so ist dies eben nur so zu erklären und aufzufassen, daß eine Verwandtschaft in der Empfindung und daher auch in der lautlichen Bezeichnung, die dort die Vorstellung, hier die Beziehung gehabt hat, stattfindet: keineswegs aber daß ein Rapport zwischen der Vorstellung und der Beziehung selbst liege, und der Ausdruck dieser

letzteren sich daher an den der ersteren anlehne und aus ihr hervorgehe. So möchten wir allerdings wol nicht leugnen, daß eine Verwandtschaft zwischen dem Pronomen der zweiten Person du und zwischen dem Verbum ziehen und zeigen stattfindet, — welche Verwandtschaft in der That durch viele Sprachen hindurchgeht. Wenn aber nun jemand erklären und sagen wollte, das Verhältniß, das durch das Du ausgedrückt wird, und welches ein Hinneigen des Sprechenden zu dem Angeredeten ausdrücken soll, ist ähnlich der Bedeutung von zeigen und ziehen, welches auch eine Bewegung von einem Gegenstande zu einem andern ausdrückt, und auf den Grund der zugleich lautlichen Verwandtschaft schließe ich, daß Du von ziehen rc. herkomme, und aus diesem Verbum gebildet sei: so würden wir einer solchen Erklärung durchaus widersprechen, und dagegen sagen: die lautliche Verwandtschaft der gedachten Wörter rührt nur daher, daß der wahrgenommene und unterschiedene Vorgang von ziehen oder zeigen ähnlich auf die Empfindung wirkte als der Eindruck, den die Wahrnehmung und Unterscheidung des gedachten Verhältnisses auf dieselbe machte, so daß also eine Vermittelung der beiderseitigen Ausdrücke durchaus nicht stattgefunden hat.

Hieraus aber geht als wahrhaft hervor, daß die Pronomina ihre eigenen Wurzeln haben und man daher mit Recht von Pronominalwurzeln im Gegensatz der Verbalwurzeln spricht, so wie daß man bei allen nicht entschieden aus zerstörten Begriffswörtern entstandenen Formwörtern auf Pronominalwurzeln zurückzuschließen das Recht habe.

Zweitens aber ist festzuhalten, daß, weil die Empfindung, die sie hervorgebracht hat, immer nur eine schwache und allgemein erregte sein kann, auch ihr Ausdruck nur ein kurzer und durch wenig scharfe Lautmodificationen wiedergegebener sein kann, — daher denn die Pronominalien so wie alle Formwörter überhaupt nur kurze und nicht besonders bezeichnende Lautverbindungen darstellen. Wegen dieser Kürze und Allgemeinheit aber haben sie ferner auch keinen besondern Lautausdruck für ihr kategorisches Verhältniß und erscheinen deßhalb wie roh und abgeschnitten, d. h. ohne auf etwas Allgemeineres zurückführende Ausgänge und Endungen, und man fühlt es ihnen, gegen die Begriffswörter gehalten, durchaus an, daß sie endungslos sind, und das Wurzelhafte roh darstellen. Während daher die Begriffswörter zu Wörtern im eigentlichen Sinne nur werden, indem erst noch ein besonderer Vorgang der scheidenden Vorstellung sie dazu macht, und während die Sprache durch einen wenn auch schwachen Ausdruck ihrer kategorischen Bedeutung sie dazu stempelt: während dem findet bei den Formwörtern weder eine solche Vermittelung noch also auch eine Bezeichnung ihrer kategorischen Allgemeinheit statt, und sie treten unmittelbar aus dem Wurzelstoffe und als solcher in die Reihe der Wörter ein. Und dies kommt eben daher, daß sie zwar der Ausdruck eines geistigen Acts sind, aber doch nur indem derselbe unmittelbar, d. h. nicht durch Vermittelung einer Vorstellung auf die Empfindung wirkt.

Wenn aber einmal die Entstehung der Personenwörter auf diese ur- und wurzelhafte

Weise geschehen war, so konnte in Fortsetzung und Wiederholung der vom Geiste dabei befolgten Methode auch die Entstehung der andern Formwörterclassen nicht mehr zweifelhaft bleiben, und eine solche zu erklären, kann weiter keine Schwierigkeit mehr haben. Nur das eine ist zu bemerken, daß die Sprache immer sehr haushälterisch mit ihren Stoffen umgeht, und neuen Wurzelstoff immer nur dann erzeugt, wenn der bereits geschaffene ihren Zwecken nicht entspricht. Und daher ist es denn nicht zweifelhaft, daß sie sich in dem Ausdruck der anderweit gefaßten Beziehungen an die Pronominalien anlehnt, wo irgend eine innere Verwandtschaft sich unterlegt, wenn diese auch nur allgemein gefühlsmäßig ist. Hierdurch kommen wir freilich wieder auf unsre Grundbehauptung zurück, daß weit weniger wirkliche Ableitung von einem Worte aus dem andern in diesen frühesten Zuständen einer Sprache statt gefunden hat, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, und daß vielmehr nur die Aehnlichkeit der in einen hörbaren Eindruck umgesetzten Empfindung auch eine Aehnlichkeit des Lautausdrucks bewirkt hat: aber es wird doch die allerdings vorhandene Lautähnlichkeit der urhaften Formwörter in ihren verschiedenen Classen nicht allein begreiflich, sondern wir verwahren uns dadurch auch von einer allzuausgedehnten Anwendung unsrer Grundansicht, als habe nicht hie und da in der That auch eine Ableitung, oder besser gesagt eine Ergreifung eines bereits vorhandenen Wortstoffes zur Bezeichnung einer andern Beziehung statt gefunden, — wenn nämlich nur irgend ein innerer Vergleichungs- und Einheitspunct zwischen beiden nachgewiesen werden kann. Beispielen zur Erläuterung werden wir sogleich weiter begegnen.

Nur einen kleinen Schritt weiter lag es nämlich, daß der Mensch, wenn er einmal die verschiedenen Verhältnisse der Aussage zu dem faßte, der aussagt, und inwiefern er aussagt, auch dazu fortschritt, Verhältnisse der Gegenstände zu einander, und zwar zunächst die örtlichen als die sinnlichsten und concretesten zu fassen und zu scheiden und sie mithin auch durch Wörter zu bezeichnen: — was die Classe der (Ur-) Präpositionen abgeben müßte. Sie sind also diejenigen besonderen Wörter, durch welche die Beziehungen zwischen den Gegenständen ausgedrückt werden.

Ihnen zunächst liegen, wenn auch nicht der Zeit der Entstehung nach, — vielmehr gerade eine spätere voraussetzend, in der sich Sprache und Rede bereits weiter entwickelt hat, — wohl aber der inneren Verwandschaft nach, die Conjunctionen, daher denn in mehreren Sprachen mehrere Präpositionen auch geradezu als Conjunctionen fungiren, wobei man nur an das lat. cum zu denken braucht. Daß es absurd wäre, hier anzunehmen, solche gleichlautende Wörter in den beiden gedachten Wortkategorien seien unabhängig von einander, und nach der Gleichheit der durch ihr Verhältniß im Geiste angeregten Empfindung entstanden, leuchtet ein. Denn die innere Verwandtschaft ihres Wesens ist offenbar und läßt sich augenblicklich darthun, und daher unterliegt es auch keinem Zweifel, daß Präpositionen geradezu in die conjunctionale Bedeutung hinüber gezogen worden sind. Ueberhaupt aber kann ein solches Uebergehen der Präposition in die

Conjunction begreiflicher Weise erst in spätere Zeiten der Sprache fallen, wo sich bereits verschiedenartige Verhältnisse der Sätze zu einander gebildet haben, die zu bezeichnen die letzteren bestimmt sind, so daß sie also dieselbe Verrichtung im besonderen thun, die die Präpositionen im allgemeinen verrichten. Denn wenn diese letzteren das Verhältniß der Gegenstände im allgemeinen bezeichnen, so bezeichnen die Conjunctionen dasselbe, insofern nämlich die Gegenstände Sätze sind. Daraus erklärt sich aber auch, warum, während die Präpositionen nur örtliche Verhältnisse bezeichnen, die Conjunctionen nach einer leicht nachweislichen inneren Umwandlung der Bedeutung jener gerade lauter innere Verhältnisse der Sätze zu einander ausdrücken. Rechnen wir aber diese von sämmtlichen Conjunctionen ab, so bleibt allerdings für jede Sprache noch eine kleine Anzahl übrig, die nur eine reine Verbindung zwischen Sätzen ausdrücken, und die deshalb auch die reinen und urhaften Conjunctionen abgeben. Und diese mögen denn auch eben so wurzelhaft entstanden sein wie die Urpräpositionen, auf eine Weise, wie wir dies für die urhaften Formwörter überhaupt nachgewiesen haben.

Wir sagten ausdrücklich, daß die reinen Conjunctionen nichts weiter als der wörtliche Ausdruck der Verbindung der Sätze seien. Denn wenn wir sie jetzt fast noch häufiger zur Verbindung von bloßen Begriffen gebrauchen, so ist dies nur eine Verkürzung, wie sie durch die Zusammenziehung der Sätze nothwendig erfolgt: während die eigentliche Bestimmung der Conjunction dadurch nicht im geringsten verändert wird und immer zu Grunde liegen bleibt.

Ein besonderes Verhältniß, in welchem die Gegenstände ferner zu einander sehr bald betrachtet werden mußten, war das ihrer Quantität und der Ausdruck desselben mußte die Classe der Zahlwörter abgeben, die also die Beziehung der Gegenstände hinsichtlich ihrer Quantität oder Zahlgröße bezeichnen. Hier ist zunächst begreiflich, daß, da man sich anfangs nicht auf hoch hinaufgehende Zählungen einlassen konnte, man sich auch mit den paar niedrigsten Zahlwörtern begnügte, und daß, als man höhere Zahlen zu fassen und mit ihnen zu rechnen begann, man diese durch Ableitung und Zusammensetzung aus den einfachsten bildete. Schwerer aber ist hier zu beurtheilen, auf welche Weise und Methode die lautliche Bezeichnung des Zahlworts vor sich ging. Zwar darf man immer festhalten, daß auch hier die gefaßte Beziehung auf die Empfindung wirkte und nach der mehrbesagten Weise die Lautgebung hervorbrachte. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß, weil die Fassung des quantitativen Verhältnisses der Gegenstände unmöglich stark genug auf die Empfindung rückwirken konnte, um von hier aus lauter eigenthümliche Wörter zu erzeugen, es wahrscheinlicher wird, daß sie sich an den bereits fertigen Ausdruck einer andern Beziehung angelehnt habe, mit der sie an irgend einem Puncte zusammentraf; oder noch mehr, daß sie sich in eine bereits geschaffene Vorstellung eingenistet, und mit Annahme ihrer Lautbezeichnung jene Vorstellung aus ihrem Sitze gedrängt habe. So scheint es mir, daß sich in den indisch-germanischen Sprachen

die Zahlbenennung von eins und zwei an die Benennung der ersten und zweiten Person anlehnt, und allerdings ließe sich außer dem lautlichen Parallelismus, den ich im einzelnen nachzuweisen hier für überflüssig halte, zur Unterstützung dieser Annahme sagen, daß in dem Begriffe der ersten Person der der Einheit und in dem der zweiten der der Zweiheit nothwendig mit inbegriffen ist. Von dem Zahlworte fünf ist es mit Entschiedenheit nachgewiesen, daß es sich in die Vorstellung von Hand, indisch pendsch eingenistet und dieses Wort so zu seiner Lautbezeichnung gemacht hat. Die Zahl vier hat sich erst in die Vorstellung eines viereckigen Gegenstandes geflüchtet, und ist von diesem aus erst wirksam genug auf die Empfindung gewesen, um sich in Laute zu setzen.

Weniger war dieser Umweg, den die Lautbezeichnung bei den Zahlwörtern nehmen mußte, bei einer andern Classe von Formwörtern, den sogenannten Umstandswörtern oder den *Adverbiis circumstantiae* nöthig, die wir daher meistens als echt wurzelhaft, und seltner an die Pronominalien angelehnt, noch weniger auf Verbalwurzeln rückleitbar, antreffen. Indem man nämlich an den Vorgängen oder Thätigkeiten nicht nur wahrnehmen mußte, was ihnen als charakteristische Merkmale inwohnte, sondern auch beobachtete, daß denselben gewisse Unterschiede zukamen, die sich von verschiedenen Beziehungen und Einflüssen herschrieben, und die, ohne die Vorstellung der Thätigkeit an sich zu verändern, doch auf eine einzelne solche etwas bei ihr äußerlich Bemerkliches hatten; — d. h. indem man einen bei derselben sich einfindenden Umstand wahrnahm, und diese stattfindende Beziehung geistig auffaßte, war der Geist auch genöthigt, eine Lautbezeichnung dafür zu erschaffen, und so entstand die Classe der Umstandswörter oder Adverbien im eigentlichen Sinne. Sie drücken demnach die Beziehung aus, die zwischen dem concreten Inhalte einer Thätigkeit und zwischen irgend einer Anschauungsform derselben, als der Zeit, des Ortes, des Grades, der Negation, der Realität &c. stattfindet, und sind, da die geistige Fassung eines solchen Umstandes hinlänglich war, um eine Rückwirkung auf die Empfindung zu machen, wol meistentheils ur- und wurzelhaft, wenn gleich nicht geleugnet zu werden braucht, daß, vorzüglich in späteren Zeiten, auch gar manche von bereits anderweit geschaffenem Sprachmateriale hergenommen sind. Schwer möchte es daher sein, solche unsrer Adverbien wie nur, hier oder hie, oft, so &c. auf andre Wurzeln zurückzuführen, wogegen freilich andre wie dort, zu, auf &c. Verwandtschaft mit Pronominalien und Präpositionen verrathen, und noch andre sich geradezu in Compositionen auflösen lassen, wie unser nicht in n-iht, d. h. in die reine Negation mit iht, soviel als etwas.

Was endlich noch die andern Pronominalien betrifft, so ist, wenn man sich vorzüglich die älteren Formen derselben in irgend einer Sprache vergegenwärtigt, leicht zu erkennen, wie sie aus dem Pronomen der dritten Person in seinen geschiedenen Geschlechtern mit irgend einer Vorsetzung, oder, wie die Possessiva, aus den Genitiven der Personalien überhaupt entstanden sind. Diese Vorsetzungen sind aber ebenso urhaft und wurzelmäßig zu erklären als die Pronominalwurzeln selbst und nicht etwa aus Composition von

andern schon fertigen Wörtern. Denn daß z. B. im Deutschen das Demonstrativum wesentlich nur aus dem prosthetischen d oder th, das Relativum aus einem solchen w besteht, läßt sich philologisch erhärten. Wenn aber diese Laute die wesentliche Natur der gedachten Pronominalclassen bezeichnen, so erkennt sich auch leicht, daß hier blos ein Gefühlsgrund obwalten könne, warum gerade diese dazu dienen sollen, und so werden wir auf die allgemeine Erklärung von der Entstehung der Pronominalwurzeln zurückgeführt, — welcher Vorgang sich hier in Beziehung auf einzelne Laute wiederholt.

Und eben so haben wir uns die Entstehung der lautlichen Bezeichnung der andern Casus der Personalpronomina in ihren verschiedenen Numeris als wurzelhaft, d. h. als durch die in einen hörbaren Eindruck umgesetzte Empfindung von der unterschiedenen und auszudrückenden Beziehung unmittelbar entstanden zu denken.

Rechnen wir nach diesem allem die eigentliche Interjection, als noch gar nicht auf der Stufe der Sprache stehend, und daher noch nicht als eine besondere Kategorie von Worten zu fassend, so wie den Artikel als ein nach Form und Bedeutung nur schwächer gewordenes Zahlwort und Fürwort ab, so haben wir alle Classen der Formwörter in ihrer Entstehung umfaßt. Sie unterscheiden sich von den Begriffswörtern dadurch, daß sie nur Beziehungen zwischen jenen und denen ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen bezeichnen, und heißen Formwörter deshalb, weil sie eben nur die Form, nicht das Wesen des Worts darstellen, das allerdings vorzugsweise in dem darunter vorgestellten Inhalte besteht.

Sie unterscheiden sich ferner dadurch, daß sie nicht wie jene eine lautliche Bezeichnung ihrer Kategorie an sich haben, sondern daß sie kürzer, gleichsam abgeschnitten oder endungslos sind. Gerade so aber wie die gemeinschaftliche Rückbeziehung der Begriffswörter auf die Verbalwurzeln nicht absolut so zu verstehen ist, daß sich alle nothwendig aus einem Verbum herleiten lassen müssen: so ist auch die gemeinschaftliche Rückbeziehung der Formwörter auf die Pronominalwurzeln nicht so zu verstehen, daß sie nothwendig alle aus den wirklichen Wurzeln abgeleitet sein müssen, aus denen die Personalpronomina bestehen, — wenn auch das eine wie das andre oft der Fall ist.

Und endlich sind auch alle die Formwörter von dieser Betrachtung ausgeschlossen, welche aus Begriffswörtern entstanden sind, aus denen nach und nach durch ihre Stellung und durch ihren Zusammenhang mit andern Wörtern hinsichtlich ihrer Bedeutung ihr eigentlicher Begriff ganz gewichen ist. Jede Sprache, und namentlich auch die deutsche, hat eine Menge solcher Wörter aufzuweisen, die entweder ihre Bedeutung schon ganz verloren haben und nur noch als Form- oder Füllwörter fungiren, oder bei denen dies wenigstens schon zum Theil der Fall ist. Man vergleiche nur unsre Hilfszeitwörter als solche, die Conjunctionen während, weil, die Präpositionen kraft, laut, längs 2c. die Substantiva Statt in stattfinden, Rad in radebrechen, oder im französischen coup in un coup d'un coup, pas in Verbindung mit ne und hundert andern.

§. 24.

Fortsetzung.

Mehrere von den vorbenannten Beziehungen sowie andere, gleichsam noch näher an dem Begriffe haftende, werden indeß durch bloße Lautveränderungen an den Begriffswörtern selbst ausgedrückt, in welchem Falle man sie die Flexion nennt, und zwar insbesondere Conjugation, wenn sie an dem Zeitworte, Declination, wenn sie an dem Hauptworte und Beiworte stattfinden. Am Zahlworte und Fürworte, mit Ausnahme des persönlichen, haftet die Flexion nur insoweit beide adjectivisch gebraucht werden; dem persönlichen Fürworte aber wohnt selbstständige Declination inne. Und außerdem gibt es noch beim Adjectivum und qualitativen Adverbium einen formellen Ausdruck der Steigerung, Comparation.

Was zunächst die Conjugation betrifft; so drückt sie in dem sogenannten *Genus verbi* die Beziehung von dem Inhalte des Zeitworts auf das Subject hinsichtlich der Kategorie des Thuns oder Leidens und aller der darin liegenden besonderen Modificationen aus, die wir hier nur anzudeuten haben. In dem Modus drückt sie die Beziehung von dem Inhalte des Verbums auf die Kategorie der Realität und Idealität und aller der darin enthaltenen Besonderheiten aus; in der Person und dem Numerus die schon vorhin erklärte Beziehung des Inhalts des Verbums auf den denselben Aussprechenden. In dem Tempus endlich drückt die Conjugation theils eine Beziehung von dem Inhalte des Verbums auf die Zeitanschauung des Subjectes von diesem Inhalte einfach aus, indem sie die eventuelle Gegenwart des Geschehens als Basis setzt oder sie drückt sie in Hinsicht auf die Dauer einer anderen Thätigkeit zugleich mit aus, und bildet also dort die absoluten, hier die relativen Tempora.

Was die Declination und zwar insbesondere die des Substantivums und des persönlichen Pronomens betrifft, so drückt sie, wie die Präposition, durch die sie sich daher auch ersetzt, respective ergänzt, die Beziehungen zwischen den im Satze vorkommenden Gegenständen oder auch nur die Beziehung von dem Verbum auf einen mit demselben verbunden gedachten Gegenstand aus. Diese Beziehungen sind aber von der Art, daß ein Gegenstand mit dem andern oder mit dem Inhalte des Verbums entweder innerlich, d. h. seiner Natur und seinem Wesen nach verbunden und also abhängig gedacht werden soll — Genitivus, oder daß nur ein äußeres Verhältniß und eine äußere eventuelle Verbindung zwischen beiden gedacht werden soll — Dativus. Oder endlich soll ein Gegenstand und eine Thätigkeit gedacht werden, insofern sie eine Wirkung und also eine Veränderung an einem andern Gegenstand hervorbringt, so daß sich der erstere hinsichtlich seiner Thätigkeit dem andern insinuirt — Accusativus. Diese drei verschiedenen Beziehungen, Casus oder Fälle genannt, die zugleich alle anderen denkbaren feiner schattirten Beziehungen, das ist alle noch anderen in dieser oder jener Sprache

vorkommenden Casus einschließen, sind die Casus κατ' ἐξοχήν, auch die Casus *obliqui* genannt, denen die uneigentlichen oder Casus *recti* des Nominativs und Vocativs gegenüberstehen, von denen der erstere den Gegenstand nur als Subject des Satzes, der letztere denselben als angeredeten bezeichnet.

Die Adjectiva und adjectivisch gebrauchten andern Wörterclassen haben, so wie sie selbst nicht selbstständig sind und nur als Merkmale und Prädikate des Substantivums und persönlichen Fürworts vorkommen, auch weder eine selbstständige Beziehung noch eine solche Form, so daß wir sie von unsrer weiteren Betrachtung ganz abfallen lassen können. Was endlich die Comparation betrifft, so kömmt sie ursprünglich nur dem Merkmalsworte, also dem Adjectivum und dem qualitativen Adverbium zu; aber sie kann auch einigen Arten der Umstandswörter zukommen, insofern nämlich die Kategorien, unter die sie gehören, eine solche zulassen. So lassen sich die Adverbien des Orts, der Realität, des Grads begreiflicher Weise nicht compariren, und ich kann ein hier und dort, ein nicht, sehr, gar, zu, so, ꝛc. unmöglich steigern; wohl aber ein oft, in öfter, saepe in saepius und saepissime ꝛc., — wie wol hier die einzelnen Sprachen auch Besonderheiten aufweisen. Ja sie wird selbst bei Substantiven und Verben als Ausdruck der Vergrößerung und Verkleinerung des ihnen zu Grunde liegenden Begriffs von einigen Sprachen gebraucht.

Wie aber verhält sich nun — und dies ist unsre Hauptfrage — die Sprache in Hinsicht auf die lautliche Bezeichnung dieser Flexionen? Ein Hinblick auf die indisch-germanischen oder arischen Sprachen, wie Schmitthenner sie besser benennt wissen will, die wir als die anerkannt vollkommensten der Erde, und auf die deutsche als unsre Nationalsprache ohne Bedenken hier vorzugsweise im Auge behalten können, zeigt uns nun, daß, wenn wir von den Einzelnheiten der gedachten Sprachen absehen, sie im allgemeinen folgendermaßen hierbei verfahren.

Vor allem ist es bemerkbar, daß die Conjugation der Sprache wichtiger erscheint als die Declination, was dem überwiegend wichtigeren Verhältniß des Zeitworts als desjenigen Worts, auf welchem die ganze Existenz des Urtheils und Satzes ruht, — weshalb auch Verbum oder ῥῆμα vorzugsweise genannt — auch vollkommen entspricht. Daher sind die Lautveränderungen, durch die sich die Conjugation bezeichnet, auch mehr in den Körper des Zeitworts selbst versenkt und ihm als organische Glieder eingeboren, während bei der Declination die Bezeichnung der Beziehung meistentheils nur als eine äußerliche Anfügung an den Stamm des Worts erscheint, — was indeß theilweise, und in der späteren Conjugation sogar vorzugsweise, auch beim Verbum stattfindet.

Jene inneren Mittel, deren sich die Sprache hauptsächlich zur Bezeichnung des Tempus, Modus und Genus bedient, von denen wiederum das Tempus als die für die Darstellung der Handlung wichtigste Beziehung erscheint, sind aber folgende:

1) Die Trübung des Wurzelvocals. Wenn nämlich das a als der allgemeinste und Urvocal sich in seine in ihm liegenden anderweiten vocalischen Möglichkeiten

nach Höhe und Tiefe herausgesetzt hat, so erhalten wir als den höchsten, oder den durch die weiteste Zurückziehung der Lippen und ein entsprechendes Verhältniß des Kehlkopfs entstandenen Vocal das **i**; und als den tiefsten oder den durch möglichste Schließung der Lippen ꝛc. entstandenen, das **u**, zwischen welchen beiden das **a** im besonderen Sinne in der Mitte steht; mithin diese drei als die wahren Ur- oder Grundvocale, als welche sie sich auch factisch durchaus erzeigen. In der Mitte zwischen dem **a** und **i** liegt aber durch ein Höhersteigen der Stimme von **a** und ein Tiefersteigen von **i** das **e**; und auf dieselbe Weise liegt zwischen **i** und **u** das **o**. Beide neuen Vocale sind aber dadurch entstanden, daß sich die Reinheit der Grundvocale getrübt hat, und indem also statt des in der Wurzel oder dem Stamme liegenden **a**, **i** oder **u** ein **e** oder **o** tritt, wird hierdurch eine an dem Inhalte des Begriffes aufgefaßte Beziehung lautlich bezeichnet, — was freilich eben nur in Hinsicht auf einen der Wurzel oder dem Stamme inwohnenden Grundvocal geschehen kann.

2) Der Ablaut. Dieser besteht darin, daß statt des radicalen **a** ein **i** oder **u**, also einer der beiden andern Grundvocale eintritt; umgekehrt dagegen kann das **a** nicht statt eines wurzelhaften **i** und **u** eintreten. Denn **a** ist immer der allgemeinere und unbestimmtere Vocal, und mithin kann er nicht an der Stelle der schon bestimmteren eintreten, wo es sich gerade darum handelt, durch eine individuellere Lautmodification eine individuellere Beziehung auszudrücken.

3) Der Umlaut oder die Lautverdünnung. Dieser besteht darin, daß **a**, **o** und **u** in **ä** (oder **e**) **ö** und **ü** übergehen, also gleichsam sich um einen halben Ton erhöhen, hierdurch aber auch schwächen oder verdünnen, weil sie an Fülle des stimmhaften Inhalts in der That verlieren. Ein solcher Umlaut findet insbesondere im Deutschen dann statt, wenn ein Bildungs- oder Flexions-**i** an den Stamm des Wortes tritt. In unsrer gegenwärtigen Sprache ist dieses **i** freilich entweder ganz ausgefallen oder in **e** getrübt.

4) Der Inlaut oder die Vocalsteigerung, wie sie Bopp (kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache, S. 19) nennt. Diese findet sich im Indischen unter dem Namen Guna und Wriddhi und besteht in dieser Sprache in der Vorschiebung eines **a** (Guna) oder **â** (Wriddhi) vor den Wurzelvocalen **a**, **i** und **u**. Im Deutschen findet eine Gunirung auch durch **i**, aber nur vor **i** und **u**, und eine solche durch **u** aber nur vor **u** statt, so daß sich in unsrer Sprache die Gunirung in folgender Weise darstellt:

aa, ai, au, ii, iu, uu.

5) Die Reduplication. Sie besteht in der Wiederholung des Anlauts oder noch genauer des ersten Wurzellautes, insofern dieser ein Consonant ist, dem dann nach gewissen Gesetzen in den verschiedenen Sprachen ein Vocal beigegeben ist, und wird nur zur körperlichen Bezeichnung des Praeteriti Perfecti gebracht, wie im Gothischen von

stautan stoßen staistaut; im Griechischen von τύπτω τέτυφα und τέτυπα; im Lateinischen von tundere (Stamm tud) tutudi, von tangere (Stamm tac) tetigi u. s. w.

6) Jede andere Art von Vorsetzung (wie das griechische Augment,) noch mehr aber Anfügung von Lauten und Silben vor u an den Wortstamm, — wodurch namentlich die Personenbezeichnung beim Verbo, die Declination beim Substantivum und Adjectivum ꝛc., die Steigerung ꝛc. ausgedrückt wird.

Wie aber — gestaltet sich die Frage nach allem diesem nun näher — kommt nun die Sprache dazu, alle diese verschiedenartigen Veränderungen zu erzeugen, und aus welchem Principe gehen sie hervor? Hierauf kann im allgemeinen nicht gleich geantwortet werden, denn es wird sich sogleich zeigen, daß die sprachschöpferische Thätigkeit von ganz verschiedenen Seiten dabei in Wirksamkeit tritt; vielmehr muß vor allen das ins Auge gefaßt werden, daß es sich bei der Lauttrübung, dem Ablaute, dem Umlaute und Inlaute nur um eine einfache Veränderung des Vocals in der Stammsilbe, bei der Reduplication um die Wiederholung des anlautenden Wurzelconsonanten, bei der anderweiten Vor- und Nachsetzung dagegen um eine durchaus mehr äußerliche Anfügung von Lauten und Silben handelt, — welche verschiedene Methoden des Beziehungsausdrucks daher auch ein verschiedenes Princip der ursprünglichen Wirkung verrathen und eine verschiedene Erklärungsweise nöthig machen. Nur das allgemeine haben diese sämmtlichen Veränderungen, daß sie nur mit Hinsicht auf eine vor dem Geiste bereits bestimmte und durch eine bestimmte Lautlichkeit festgehaltene Vorstellung vor sich gehen, und daß sie eine solche durchaus voraussetzen.

Was die erste dieser Methoden des Beziehungsausdruckes durch Veränderung des Vocals in der Stamm- oder Wurzelsilbe betrifft, so erklärt sie sich ganz wie die Entstehung der Wurzeln selbst, nämlich durch eine Uebertragung des erregten Gefühls von der stattfindenden Beziehung auf einen hörbaren Eindruck; ja unsre über diesen ganzen Vorgang aufgestellte erklärende Ansicht erhält durch die vorliegende besondere Erscheinung einen neuen schlagenden Beweis. Denn jeder, der sich nur einigermaßen in die Ursprünglichkeit der Zustände versetzt hat, durch welche originale sprachliche Schöpfungen irgend einer Art erzeugt werden, muß zugeben, daß von einer absichtlichen oder bewußten Veränderung des Vocals in der Stammsilbe, die demnach auch eine Wahl desselben voraussetzen würde, unmöglich die Rede sein kann, und daß der Mensch vielmehr hierbei nach unbewußten oder bloßen Gefühlsgründen verfährt, zu denen er von seiner sinnlichen Natur aus ohne alle Willkürlichkeit hingeführt wird. Wie soll er also zu einer solchen Veränderung gekommen sein? Es ist dies ein so wichtiger Punct, daß wir ihn geradezu für unerklärlich ausgeben, wenn man unsre Ansicht nicht ergreift. Dieser folgend lös't sich aber die ganze Frage ohne Schwierigkeit und im vollsten Zusammenhange mit den anderweiten Erklärungen aller übrigen Erscheinungen dieses Gebiets. Indem nämlich die aufgefaßte Beziehung die Empfindung erregte, mußte sie eine Aehnlichkeit mit irgend

einem sinnlichen Eindrucke annehmen, und dieser sich, wenn auch nur, da die Empfindung in solchen Fällen nur sehr schwach und leise berührt wird, in einem matten und undeutlichen Ausdrucke entladen. Indem aber ferner der von einem solchen Eindrucke durch die Stimme wiederzugebende Ausdruck, da jener nicht selbstständig, sondern an die concrete Vorstellung gebunden ist, an welcher die Beziehung gleichsam angelegt wird, auch an den lautlich bereits festgestellten und aufgenommenen Ausdruck des Begriffs gebunden ist, so bleibt ihm nichts übrig, als sich an den feinsten und flüssigsten, der Veränderung am leichtesten nachgebenden Theil des Stammes, — d. h. an den Stammvocal zu wenden, und mit Beziehung auf ihn oder auf Grundlage desselben eine individualisirende Veränderung anzubringen. Denn wir haben gesehen, daß, wie unendlich verschieden auch die Eindrücke sind, der Ausdruck derselben durch die Stimme doch auf ein verhältnißmäßig sehr geringes Material der im Alphabete enthaltenen Laute beschränkt ist. Und so unendlich vielfach auch der Möglichkeit nach die Verschiedenheit der Lautverbindungen schon innerhalb einer einzigen Sprache sein könnte, so haben wir doch ferner gesehen, daß eine solche mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl solcher ursprünglichen Lautverbindungen oder Wurzeln vorlieb nimmt, und ihre Thätigkeit vielmehr in dem individualisirenden Gebrauche zeigt, den sie von den vorhandenen, durch die Unwillkürlichkeit des Bedürfnisses hervorgetriebenen zu machen weiß. Dem Ausdrucke der Beziehungen am Verbo, und namentlich derjenigen, durch welche beim Genus, Modus und Tempus eine Modification des zu Grunde liegenden verbalen Inhalts oder wenigstens eine Modification der Darstellung eines solchen bezeichnet werden soll, und die daher zu ihrer Bezeichnung mit Recht auf innere Veränderungen des Stammes hingewiesen sind, — einem solchen Ausdrucke bleibt demnach nur ein kleiner Spielraum und nur ein kurzes Spiel an dem Vocale übrig, da er die Consonanten selbst nicht verändern darf, ohne die Unterlage des Stammes zu zerstören oder wenigstens unkennbar zu machen. Und wenn die spätere Sprache in diesem Stücke allerdings weit weniger zaghaft ist, und durch manche anderweit sich geltend machende gefühlsmäßige Anforderungen auch die consonantische Gestalt der Wurzeln und Stämme angegriffen wird, so darf man eben ein solches späteres Verfahren nicht auch auf das frühere und früheste übertragen wollen, in welchem der Organismus der Sprache noch nicht vollkommen ausgebildet ist, die Wörter noch nicht zu bloßen Zeichen herabgesunken sind und der Gebrauch der Sprache nicht schon ein durchaus fertiger und gleichsam eingeborner geworden ist. Der Beziehungsausdruck am Verbo ist also zunächst blos auf die Individualisationen angewiesen, die am Stammvocale anzubringen sind, und da wir a, i und u als Modificationen des Urvocals bereits in den Wurzeln und Stämmen als solchen gebraucht und verbraucht fanden, so kann er also nur dahin fortschreiten, die getrübten Vocale, dann die umlautenden zu erzeugen, nachdem er sich, so weit dies Mittel zu hinlänglicher Deutlichkeit ausreichen wollte, der ablautenden bedient hatte. Auf dieselbe Weise ist denn auch der Inlaut oder die Lautsteigerung entstanden,

da nach Verbrauchung der Mittel der qualitativen Vocalveränderung nur noch die quantitative übrig bleibt. Der Umfang, den diese letztere durchlaufen konnte, war aber auch gar bald erfüllt, und so mußte das sich noch weiter fortsetzende Bedürfniß auf dem durch Guna und Wriddhi begonnenen Wege eines extensiven Ausdrucks sich auch noch weiter fortsetzen, und sich aus dem Inneren der Wurzel heraus zu bloßen Ansätzen vor oder hinter den Stamm verpflanzen. Zu einem solchem Heraussetzen der Beziehungsbezeichnung aus dem Inneren des Stammes führte aber gewiß nicht allein das bloße Bedürfniß. Denn man muß erstlich zugestehen, daß die anderweit auszudrückenden Beziehungen am Verbo, als die der Person und des Numerus, so wie die der Casus und der Comparation am Substantivum, Adjectivum &c., bei weitem nicht so den zu Grunde liegenden Begriff oder die Darstellung desselben modificiren und innerlich verändern, als Genus, Modus und Tempus den des Verbums verändern, und als Substantivum und Adjectivum &c. überhaupt nicht die Wichtigkeit im Verhältniß zum ganzen Gedanken haben als das Verbum. Zweitens aber ist es begreiflich, daß, je mehr man solcher Beziehungen ausdrückte, man sie auch immer mehr im Unterschiede von den zu Grunde liegenden Begriffen herausfühlte, so daß sie also denselben auch immer äußerlicher erscheinen konnten. Im Anfange dagegen, als die Sprache zuerst einen solchen Ausdruck wagte, lagen sie dunkler, daher aber auch intensiver im Gefühle, hingen mithin auch mit dem Gefühle von dem Ausdrucke des bloßen Inhalts noch inniger zusammen und schieden sich noch nicht so fest und geläufig von demselben.

In diesem Falle so gut wie in jedem andern zeigt also die Sprache immer das genaueste Entsprechen von dem, was durch sie äußerlich wird, mit dem, was sich innerlich im Geiste erzeugt; ja wir sehen noch genauer, welchen Gang sie auf diesem Wege der Heraussetzung des Beziehungsausdruckes aus dem Inneren des Stammes zu dessen Extremitäten von Schritt zu Schritt verfolgt, wenn wir weiter fragen, wodurch sie bei der Wahl der Laute zu einem solchen extensiven Beziehungsausdruck geleitet wird?

Hier stellt sich nun die zweite Methode, die sie anwendet, — die der Reduplication — in dem ganzen Umfange ihrer Vermittelung der in Rede stehenden sprachlichen Erscheinung dar.

Wenn nämlich die Mittel erschöpft sind, durch eine Vocalveränderung des Stammlautes eine Beziehung an dem Stamme auszudrücken, so wäre also ein anderweiter und namentlich äußerlicher Lautausdruck derselben an die ganze Möglichkeit der in dem Umfange der Stimme liegenden Laute gewiesen, die die Sprache nach der Analogie der Empfindung von dieser Beziehung mit einem sinnlichen Eindrucke zu realisiren hätte. Allein eine solche absolute Freiheit wäre dem bisher eingeschlagenen Gange alles Lautausdrucks erstlich überhaupt zuwider, und zweitens würde dann die nothwendige Beziehung desselben auf die lautliche Gestalt des zu Grunde liegenden Begriffs wegfallen, — was wiederum unnatürlich wäre. Indem aber eben die Möglichkeit des vocalischen Ausdrucks

erschöpft; der Geist zugleich zu einer grösseren Freiheit eines solchen Verhältnißausdrucks gelangt ist, eine nähere Lautindividualisation aber zu jedem neuen Ausdruck erforderlich wird, so muß die Empfindung nothwendig zu dem des Consonanten übergewiesen werden, der, wie wir (II. §. 21) gesehen haben, einen solchen individuelleren Fortschritt in sich enthält. Aber nicht zu jedem möglichen Consonanten wird der Ausdruck verwiesen, sondern, da die Beziehung auf die stammhafte Lautgestaltung festgehalten werden muß, auf den Consonanten des Stammes, und zwar, da die etwaige consonantische Auslautung desselben immer ferner liegt als seine Anlautung, auf seinen Anlaut. Weil nun aber der Consonant nicht weiter in sich individualisirt werden kann, so bleibt nichts anders übrig als die Wiederholung desselben, die dann, um lautbar zu werden, die Hinzunahme eines Vocals von selbst mit sich bringt. Und so entsteht die Reduplication, und zwar zur Bezeichnung des Praeteriti Perfecti, — offenbar der wichtigsten und gleichsam sinnlichsten Beziehung am Verbo. Denn es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß dem Begriffe der absoluten Vergangenheit einer Thätigkeit der sinnliche einer Verdichtung dieser letzteren als einer in allen ihren Theilen und Bewegung consistirten und concentrirten nahe genug liegt, so daß also auch hier die natürliche Correspondenz zwischen dem geistigen Vorgange und dem unwillkürlichen Ausdrucke durch die Stimme nahe genug liegt.

Von diesem Fortschritte des Lautausdrucks der Beziehung durch den Consonanten wurde aber überhaupt das in dem Umfange der bereits ausgeprägten Laute liegende Reich demselben freier geöffnet, und indem daher die Empfindung selbst immer weniger Antheil hatte, schritt er, auch ohne weiteren Anhalt an der Lautgestalt des Stammes, dahin fort, erst wiederum Vocale, und zwar zunächst die volleren, dann auch die leereren und dünneren (wie in dem Augmente der griechischen Sprache), dann endlich die Consonanten zu verwenden. Eben so schritt er von der Vorsetzung derselben vor den Stamm auch, nach Verbrauchung dieses Mittels, zur Nachsetzung an denselben fort. Die Gefühlsanologie zwischen den dazu gebrauchten Lauten und zwischen der Empfindung von dem vorliegenden Verhältniß wurde natürlich dabei immer schwächer, und daher ist es denn auch natürlich, daß, da zugleich die Beziehung doch immer ein allgemeines Verhältniß ausdrückt, auch nur die leichteren Vocale und die dem Vocale noch näher liegenden Consonanten als die Spirante s und theilweise auch die Liquidae hierzu verwandt wurden. Und so schwindet vor der erklärenden Betrachtung immer mehr das zu Grunde liegende sinnliche Band zwischen Ausdruck und Beziehung und eine bloße Willkür scheint sich dabei unterzuschieben in dem Grade als die Fertigkeit zunimmt, Beziehungen überhaupt äußerlich durch Laute zu bezeichnen.

Hierdurch bereitet sich aber schon in sich selbst die Möglichkeit vor, daß sich auch von einer andern Seite her ein Princip in Thätigkeit setze, nämlich die Anfügung von Sprachtheilen an den zu Grunde liegenden Begriff, die bereits auf einem andern selbstständigen Wege zur Entstehung gelangt sind.

Dieser Vorgang bezeichnet eine bedeutsame Stufe des Geistes, die Sinnlichkeit des sprachlichen Materials seinen Bedürfnissen und Zwecken unterwürfig zu machen, und die näheren Schritte dazu sind ungefähr folgende.

In alle den vorhin näher bezeichneten verschiedenen Mitteln der Beziehungsbezeichnung haben wir einen stufenartigen Fortschritt von Innerlichkeit zur Aeußerlichkeit wahrgenommen bis zu dem Puncte, wo sie nicht nur ganz ans Ende des Worts gerückt ist, sondern auch, wo sie nur noch die schwächsten Vocale und Consonanten, — gleichsam die generellsten derselben — zu ihrem Ausdrucke hat, so daß sie mit dem Ausdrucke der allgemeinen kategorischen Bezeichnung oder den Endungen, wie wir sie vorhin vorzugsweise nannten, fast auf gleicher Stufe stehen und ihnen daher auch in ihrer allgemeinen Lautlichkeit ähnlich werden. Dennoch ist es immer ein und dasselbe Princip gewesen, das sich in allen diesen verschiedenen Mitteln kund gegeben hat, und das wir, weil die Mittel durch eine von innen heraus wirkende sprachliche Schöpfungskraft herbeigeführt worden sind, das synthetische nennen können.

Mit jenem bezeichneten Puncte des Beziehungsausdruckes durch bloße allgemeine Endungen ist aber die synthetische Kraft auch in der That an ihrer Gränze, weil sie alle Individualisationen des Lautes zu ihrem Zwecke verbraucht hat, und wenn sie daher noch weitere Beziehungen bezeichnen will, so muß sie sich nach anderen Mitteln umsehen. Diese können für sie nun aber lediglich in dem anderweit fertigen Sprachmaterial liegen, und sie greift daher zu demjenigen, der der auszudrückenden Beziehung am meisten entspricht. Und da die Sprache in der Schaffung der Formwörter solche selbstständige Beziehungsausdrücke schon besitzt, so zieht das Begriffswort solche entsprechende Formenwörter durch die natürliche Attractionskraft der Verwandtschaft oder Gleichheit an sich an und hält sie, je länger je mehr, an sich fest. In dieser ersten Gestalt der engeren Verbindung eines Formwortes mit einem Begriffsworte, in welchen das erstere nicht mehr als sich selbst angehörend, oder nicht mehr als abgesondertes Wort für sich genommen werden kann, ist es Suffix des Begriffsworts geworden. Beispiele geben mehrere Sprachen, wie die hebräische in ihrer Declination und Conjugation; ja das Suffigiren des persönlichen Fürworts an das Verbum scheint durch alle Sprachen zu gehen, wenn gleich in einer verschiedenen Weise. Wenn nämlich auch dieses Suffigiren nicht mehr eine wahrhaft synthetische Schöpfungskraft zeigt, demselben vielmehr eine nur zusammensetzende oder analytische Verbindungskraft zu Grunde liegt, und sich hierdurch also eben der Eintritt eines andern wirkenden Princips, — der Composition bemerklich macht, so ist doch allerdings noch ein großer Unterschied dabei, ob diese Composition und inwiefern sie formell oder lautlich dem zu Grunde liegenden Begriffsworte äußerlich bleibt oder inwiefern sie ihm mehr oder weniger anschmilzt. Auch über dieses Compositions- oder Suffigirungs-Verhältniß macht sich also die synthetische Sprachkraft noch geltend. Denn entweder spricht von ihr durch das Begriffswort noch so viel

auflösende Kraft auf das Formwort über, daß dieses in seiner Lautgestalt nicht nur überhaupt zusammenschmilzt, sondern auch in der Weise, daß es der besonderen Lautgestalt des Begriffsworts nach den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen der Laute angepaßt wird, — in welcher Form man den gedachten Vorgang Agglutination nennt, und in welcher das Begriffswort dem Formworte gegenüber noch seine vollkommen beherrschende Macht zeigt. Oder die synthetische Kraft zeigt sich von dem Begriffsworte aus kälter und machtloser und muß demnach das attrahirte Formwort in mehr oder weniger selbstständiger Gestalt an sich dulden und mit sich herumtragen, — wie dies bei der einfachen Suffigirung der Fall ist.

Je deutlicher und stärker nun die auszudrückende Beziehung einerseits gefühlt und gewußt wird, und je schwächer andrerseits die synthetische Kraft sich dagegen erzeigt, desto mehr muß daher endlich das Formwort seine Macht gegen das Begriffswort geltend machen und zu seinem Rechte gelangen, als selbstständiges Wort aufzutreten, und in diesem Falle fällt denn auch die Attraction und die Suffigirung ganz weg, und das Formwort tritt abgesondert vor das Begriffswort, dessen Beziehung es ausdrücken soll. Ein solches Verhältniß wird sich nun namentlich in späteren Zeiten einer Sprache immer mehr geltend machen; ja die eine Methode kann sogar neben und mit der andern zugleich vorhanden sein. Dies zeigt sich z. B. bei der Personenbezeichnung der neueren Sprachen am Verbo. Denn mag diese nun ursprünglich auf rein synthetischem Wege entstanden sein, oder mag sie durch Agglutination der persönlichen Fürwörter in eine so allgemeine und wenig bezeichnende Lautgestalt herabgesunken sein, in der wir sie jetzt erblicken: immer verlangte es doch das deutlicher hervortretende Bewußtsein von dem auszudrückenden Personenverhältniß, daß die Personalien auch in rein analytischer Weise vor das Verbum treten. Die griechische Sprache zeigt noch eine ziemlich synthetische Kraft, demonstrative Pronominalverhältnisse durch Suffigirung und eine verschiedene Art der Agglutinirung auszudrücken, während die römische weniger Spuren davon zeigt, die deutsche gar keine. Im Dänischen dagegen ist der bestimmte Artikel in Endungsform den Substantiven suffigirt rc. Ueberhaupt aber ist es ein nothwendig allgemeines Gesetz, daß, je schwächer die synthetische Kraft einer Sprache ist und wird, je stärker dagegen sich das analytisch-verbindende Vermögen ausbilden muß. Ferner aber muß nun jede besondere Sprache durch philologische Untersuchungen zu ermitteln suchen, in wie weit ihr extensiv gehaltenes Flexionsmaterial auf dem rein synthetischen oder auf analytischem Wege durch Suffigirung und Agglutination entstanden ist, und sich in dieser letzten Gestalt in Hinsicht auf eine frühere selbstständige nur unkenntlich gemacht hat. Und im allgemeinen kann nur gesagt werden, daß, vorzüglich wenn man es mit originalen und solchen Sprachen zu thun hat, die eine tief hinabreichende Geschichte haben, man nicht ein Princip vor dem andern ausschließlich festhalten darf, und daß man vielmehr, wie wir durch unsre Darstellung bewiesen zu haben glauben, die Wirksamkeit beider anerkennen muß.

§. 25.

Schluß der Lehre von der Sprachentstehung überhaupt.

Lassen wir nun, nachdem wir alle Mittel, wodurch sich die Flexion von der innersten Mitte des Stammes aus bis zur äußersten Extremität in stand setzt (was begreiflicher Weise nur allmählig und in ziemlicher Entfernung der Zeit von einander geschehen kann), im Zusammenhange überschaut und die Gründe ihres Verfahrens erkannt haben, die Wurzel noch einmal nach einer andern Seite ihrer Entwickelung, — nach der der Wortbildung unter unsre Betrachtung treten; oder mit andern Worten: betrachten wir die Sprache nach der Seite, wie sie aus den Wurzeln allmählig den ganzen Reichthum ihrer Wörter erzeugt hat, den man den lexikographischen im Gegensatz des grammatischen zu nennen pflegt, wie wir diesen in der Lehre von der Flexion so eben näher umschrieben, so finden wir auch hier die dabei befolgten Methoden schon durchaus in der Weise vorgebildet, daß alle Mittel, durch die sie den besagten Reichthum zu Tage fördert, nur Entwicklungen derjenigen sind, durch die sie den ersten Grund zu demselben legte, und die sich zuletzt auf nicht mehr und nicht weniger als zwei zurückführen lassen.

Nehmen wir die vorhin beispielsweise gebrauchte Wurzel *kra* und die daraus hervorgegangenen Verbal- und Nominalstämme krähen, Krähe, Kranich ꝛc. wieder auf, und erinnern wir uns, daß in der Wurzel *kra* eine ganze Anschauung in ununterschiedener Einheit von wirkendem Gegenstand oder Subject und von Wirkung oder Vorgang (Prädicat); in krähen dagegen dieselbe aber nur mit Beziehung auf den Vorgang allein, und in Krähe auf den wirkenden Gegenstand allein bezeichnet liegt und bezeichnet liegen sollte: dennoch aber die Bezeichnung genau genommen nur das eigenthümliche Vogelgeschrei umfaßt und nur durch die eigenthümliche Wirkung auf die Empfindung entstanden ist, so haben wir auch schon die beiden Grundmittel der Erzeugung des sprachlichen Reichthums vorgelegt. In jedem sprachlichen Schöpfungsacte liegt nämlich das Verhältniß einer Besonderheit zu einer Allgemeinheit in doppelter Weise, so daß ich also auch sagen kann, jeder solcher Act bestehe aus zwei sich correspondirenden und sich gegenseitig verlangenden Momenten. Das eine Mal nämlich ist das, was der Geist als Einzelnes überhaupt von sich unterschieden hat, das Besondere, und der Mensch, näher seine Empfindung, sein Gemüth oder sein Geist die Totalität, in der es spiegelt; das andremal ist jenes Etwas, sei es nun ein Gegenstand, Vorgang, Merkmal oder eine Beziehung, das Ganze oder die Totalität, und das, was der Mensch davon erfaßt, wodurch er es unterscheidet und wodurch es vorzugsweise auf ihn wirkt, die Besonderheit, eben weil es nur nach einer an ihm erscheinenden Einzelheit gefaßt ist. Wenn der Begriff und das Wort Krähe geschaffen wird, so ist Krähe eben eine von den unendlichen Besonderheiten, welche die Erscheinungswelt darbietet, wenn ich sie nämlich in Beziehung auf den auffassenden Menschen bringe, in welchem als einer Einheit alle jene unendliche Besonderheiten

gefaßt und unterschieden werden können: er ist der ganzen übrigen erscheinenden Welt gegenüber einzige Totalität. Wenn ich dagegen betrachte, daß zum vollen Begriff der Krähe ihre Füße, ihr Schnabel, ihre Flügel. ihre Farbe, kurz ihre ganze körperliche Aeußerlichkeit und Innerlichkeit; ferner ihr Fliegen, Fressen, Nesterbauen, Aufenthalt, kurz ihr ganzes Verhalten nach allen Beziehungen ihres gattungsmäßigen Lebens gehört: ich aber in dem Worte und Wortbegriffe durchaus nichts weiter habe als ihre Stimme, insofern sie auf die menschliche Empfindung gewirkt hat, so muß ich wol erkennen und zugeben, daß hier der Gegenstand die Totalität, — das, wodurch ich sie im Worte unterschieden und bezeichnet habe, dagegen nur die Besonderheit, nämlich in Beziehung auf jenen ist. Beide Verhältnisse sind, wenn ich den terminus a quo und ad quem festhalte, freilich einander entgegengesetzt, aber sie fordern sich auch gegenseitig und sind concret in jedem sprachlichen Schöpfungsacte nicht nur enthalten, sondern machen auch die wesentlichen Momente desselben aus. Verfolge ich das Moment der Besonderheit dem Menschen gegenüber einseitig fort, so habe ich die Welt nur nach der unendlichen Manigfaltigkeit ihrer Einzelheiten; verfolge ich das der Allgemeinheit einseitig, so habe ich sie nur als ein unendliches Ganze, insofern nämlich nichts Einzelnes ohne eine wenn auch noch so weit und fern abgeschattete Beziehung aufs Ganze steht, und es also eine absolute Einzelheit an sich gar nicht gibt und eine solche gar nicht denkbar ist.

Fallen aber auch die beiden Momente in der Wirklichkeit des Denk- und Sprachactes immer zusammen, so müssen wir sie doch, um sie in ihrer erweiterten Wirksamkeit vollständig zu begreifen, theoretisch zu scheiden und zu benennen suchen. Halten wir daher das erste für sich fest, nach welchem der Mensch die Welt in der Manigfaltigkeit ihrer Thätigkeiten, Gegenstände, Beziehungen rc. immer mehr unterscheidet, und sehen wir, daß eine jede solche Unterscheidung nur dadurch vor sich geht, daß diese von irgend einer Seite ihres Wesens her die Empfindung reizt und durch die Art dieses Reizes einen figurenhaften Abriß desselben in ihr erzeugt, in welchem zunächst nur dieser Reiz, weiterhin aber das Wirkende selbst festgehalten wird, und welcher sich zu noch bleibenderer Weise durch die Stimme entsprechend nach außen setzt, so sind wir vollkommen berechtigt, der Wirkung nach, dieses Moment das figürliche oder schematische zu nennen. Und halten wir das Andere für sich fest, nach welchem eben die von der Wirkung aufgenommene Empfindung und der figurenhafte Abriß, der in ihr bewahrt bleibt, statt des Wirkenden in seiner Ganzheit und statt des Inbegriffes seiner vollen Wesenheit und aller seiner Beziehungen untergeschoben und festgehalten wird, so daß also eine Einzelnheit das Ganze vertreten muß, und überhaupt eins an die Stelle des anderen gesetzt erscheint und das Nichtgesetzte durch das Gesetzte erkannt werden soll, — welches Verhältniß den Begriff der Metapher oder Trope abgibt, so sind wir berechtigt, der Wirkung nach, dieses Moment das metaphorische oder tropische zu nennen. In dem figürlichen Momente, concret genommen, ist also immer das metaphorische mit ent-

halten, weil jedes Wort für irgend eine Ganzheit genommen, und diese damit bezeichnet werden soll; in dem metaphorischen ist aber auch wiederum, wenn wir es gleichfalls in seiner concreten Erscheinung nehmen, das figürliche mit enthalten, weil eine Ganzheit, ohne daß gewisse Seiten desselben eine bestimmte und besondere Wirkung auf eine Empfindung erregen, nicht wahrgenommen werden kann.

In der gegenseitigen Wirkung dieser beiden Momente an und in den einzelnen schöpferischen Sprachacten ist nun in der That alles sprachliche Erzeugniß umschlossen, und so werden sie, wenn wir sie nach dem zeitweiligen Vorwiegen ihrer Wirksamkeit, das sich uns im Folgenden näher vergegenwärtigt, insbesondere betrachten, wie behauptet, die beiden Grundmittel oder methodischen Principe, nach denen sich aller sprachliche Reichthum erzeugt. Und während wir sie daher in ihrer eigenen Natur erst weiterhin betrachten, haben wir es hier mit ihnen nur in so weit zu thun, als sie die Quellen des gedachten Wortreichthums der Sprache werden.

Betrachten wir zuerst das figürliche Moment hinsichtlich dieser gedachten Wirksamkeit, und gegenüber einer gewissen Anzahl von Wurzeln, so haben wir bereits oben (II. §. 22.) den Vorgang näher zergliedert, wie der Mensch dazu kommt, aus dem Wurzelstoffe, der einem ganzen Urtheil gleich steht, die einzelnen darin liegenden Vorstellungen und Beziehungen als besondere zu unterscheiden und sie in einzelnen Wörtern exposito zur äußerlichen Erscheinung zu bringen. Alle aus der Wurzel zunächst individualisirten Vorstellungen und Wörter bilden die Stämme, — was sich in Hinsicht auf die ursprünglichen Formwörter dahin modificirt, daß diese, aus den dort entwickelten Gründen, Wurzeln und Stämme zugleich sind. So wie nun die verschiedenen Wurzeln nach ihrer doppelten Reihe nur stoffliche Vervielfältigungen sind, die sich wahrscheinlich bis zur Schaffung des ersten Stammwortes fortsetzen: eben so sind auch die verschiedenen Stämme Vervielfältigungen desselben inneren Vorganges und es wird gewiß nicht gar zu lange gewährt haben, bis auf diese Weise die zu einer gedachten Zeit einem Volke relativ möglichen Anschauungen unterschiedlich gefaßt und sprachlich bezeichnet worden sind.

Gerade so nun, wie aus jeder (Verbal-)Wurzel der Möglichkeit nach Verbum, Substantivum und Adjectivum sich erzeugen konnten, aber sich keineswegs immer erzeugten: eben so können sich der Möglichkeit nach aus jedem Stamme, der also einer dieser drei Wörterclassen zugehören muß, die beiden andern erzeugen, indem nämlich der Stammbegriff als das Gegebene untergelegt, und der kategorische Begriff der andern Wortclasse als Modification und Individualisation desselben hinzugebracht wird, — was aber ebenfalls keineswegs in irgend einer Consequenz statt findet. Eben so können sich der Möglichkeit nach aus gar manchen der Formwörter Substantiva, Adjectiva und Zeitwörter auf dieselbe Weise erzeugen, indem sich der kategorische Begriff der Wortclasse mit dem speciellen Begriffe des Formworts verbindet, wie z. B. von vor das Adverbium fort

fürder d. h. weiter, der vordere, fordern (d. h. verlangen, daß etwas von einem Andern in Bezug auf uns sei), fördern = vorwärtsbringen ꝛc. Weniger kann eine solche Verbindung von einem speciellen Begriffe eines Formwortes mit dem kategorischen eines andern stattfinden.

Nennt man nun das Verhältniß der Wortbildung von der Wurzel zum Stamme die Abstammung, so nennt man das von dem Stamme zur weiteren kategorischen Individualisirung eines Stammbegriffs die Ableitung, und der wesentliche Unterschied von beiden liegt darin, daß bei der Abstammung nur eine kategorische Individualisation überhaupt von dem stattfindet, was in dem Inhalte der Wurzel enthalten ist. In der Ableitung dagegen wird der Stammbegriff als Inhalt festgehalten und einem allgemeineren kategorischen Begriffe subsumirt, der erst an jenen herangebracht und mit ihm verbunden wird.

Freilich darf hierbei nicht vergessen werden, daß durch die der Stammbildung zu Gebote stehenden Lautmodificationen auch eine Vervielfältigung der Stammwörter innerhalb einer und derselben Wortkategorie stattfinden kann, so daß also mehrere Stämme derselben Classe zunächst einen gemeinschaftlichen Bezug auf eine Wurzel hinsichtlich ihres gemeinschaftlichen Inhalts, dann aber auch einen besonderen Bezug hinsichts ihrer Lautmodification und ihres besonderen Inhalts auf einander haben. Immer aber wird hierdurch ihr allgemeines Wortbildungsverhältniß nicht verändert und man würde nicht Recht haben, eins von den andern abzuleiten, wenn auch das eine nicht ohne Bezug auf das andre gebildet worden ist. Band, Binde, Bund; Fluß, Floß, Flosse gehören z. B. offenbar den Wurzeln band und vluz zu, und sind daher auch lauter Stammwörter, die unmittelbar aus derselben hervorgetrieben sind. Ich kann also nicht sagen: Binde ist aus Band oder Bund, oder Floß und Flosse aus Fluß entstanden; dennoch aber ist Binde und Bund nicht ohne Beziehung auf Band, und Floß und Flosse nicht ohne eine solche auf Fluß entstanden (wenn wir nämlich aus gewissen andern Gründen Band und Fluß als die Stämme anerkennen, die zeitlich zuerst aus der Wurzel gebildet worden sind). Alle sind vielmehr Modificationen von einander sowol als in Bezug auf das zuerst aus der Wurzel entstandene Stammwort und daher sind ihre lautlichen Unterschiede auch nur Modificationen eines zu Grunde liegenden Lautkörpers. Keins aber ist unter eine besondere Kategorie und also in das Verhältniß der Ableitung von dem andern getreten, wie dies vielleicht mit Floß und Flöße der Fall ist, welche sich verhalten wie fließen und flößen, d. h. fließen machen. Indem flößen die allgemeinere kategorische Bedeutung des Machens von dem, was das Stammwort an sich bedeutet, annimmt, ist es in die Sphäre desselben gebannt; der neue Begriff, den es hinzubringt, ist nur ein allgemeiner, und er schwebt in der Luft, wenn er sich nicht in den besonderen eines Stammes ergießt, und somit wären flößen und Flöße allerdings als abgeleitete Wörter von fließen und Floß zu

betrachten. Ganz anders verhält es sich dagegen mit Band, Binde und Bund und mit Fluß, Floß, Flosse: keins von diesen Wörtern wird in die Sphäre des andern aufgenommen und geht in derselben auf, sondern sie bestehen selbstständig neben einander, und sind sich in ihren Beziehungen nur coordinirt, während flößen dem Begriffe fließen wirklich subordinirt ist. Das Verbum schreien, aufzulösen in s-chrei-en kommt so gut als krähen von der Wurzel *kra*, und denken wir uns krähen als das früher entstandene, so drückt schreien allerdings eine Modification von krähen aus und jenes Verbum ist nach Bedeutung und Laut nicht ohne Beziehung auf dieses: dennoch ist aber das letztere nicht von dem ersteren abgeleitet, sondern beide sind sich in Hinsicht auf die Wurzel *kra* lediglich coordinirt. Eben so ist es mit den Wörtern Krähe, Kra-nich, Rabe (bei welchem die Gutturale nur abgefallen ist), die alle auf krähen oder genauer auf *kra* zurückgehen, von denen es aber absurd wäre zu behaupten, eins stamme von dem andern ab oder wäre von ihm abgeleitet, wenn gleich, wie gesagt, die Beziehung nicht geleugnet werden mag, die sie nach Laut und Bedeutung zu einander haben.

Nach diesem aufgestellten Grundsatze glauben wir, daß alle die zweifelhaften Fälle zur Bestimmtheit gebracht werden können, wo es sich fragt, ob man es mit einem Stammworte oder mit einem abgeleiteten zu thun habe, — welche Fälle eben dann eintreten, wenn in einer Sprache mehrere nach Laut und Bedeutung verwandte Wörter in einer Kategorie neben einander liegen.

Ein ganz andrer Vorgang als die Ableitung findet dagegen statt, wenn die Wortbildung von der Art ist, daß an einen zu Grunde liegenden Inhalt zwar auch ein andrer allgemeinerer herangebracht und mit ihm verbunden wird, daß aber dieser letztere an und für sich noch selbst concreten Inhaltes und allgemeineren nur in Beziehung auf das Grundwort ist. Ein solches Wortbildungsverhältniß nennt man die Zusammensetzung, die freilich von der Ableitung nur in dem angegebenen Puncte unterschieden ist, und daher nicht sowol einen neuen Vorgang in der Wortbildung als vielmehr nur eine Stufe innerhalb desselben bezeichnet. Allein dasselbe ist bei den andern Wortbildungs-Verhältnissen eben so gut der Fall, und springt hier nur am meisten in die Augen. Eins ist vielmehr nur die nähere Entwickelung des andern, ohne daß sich weder das Princip, welches offen genug das der Individualisation ist, noch auch die Methode verändert, so daß allerdings also auch kein neuer Vorgang, sondern nur ein gradueller Unterschied desselben Vorganges stattfindet. Denn das Verhältniß des Stammes zur Wurzel bestand ja nur darin, daß der Wurzelinhalt unter eine allgemeine Denk- und Wortkategorie gebracht, und hierdurch in eine engere Sphäre eingeschlossen wurde. Das Verhältniß der Ableitung zum Stamme bestand darin, daß der Stammbegriff unter ein specielleres kategorisches Verhältniß gebracht und in eine noch engere Sphäre eingeschlossen wurde. Und so besteht auch die Zusammensetzung in

nichts anderem, als darin, daß ein Wort in die Sphäre des andern eingeschlossen wird, das selbst gar nichts allgemeines an sich, sondern nur in Bezug auf das hat, mit dem es in Verbindung gebracht wird. Sonach finden wir erstlich der ganzen Wortbildung wiederum nur das Verhältniß des besonderen zum allgemeinen zu Grunde liegen und ferner dies, daß ein gedachter Inhalt von Stufe zu Stufe ein immer beschränkterer wird, indem die allgemeinen Begriffe, unter die er gefaßt ist, selbst immer engere werden, bis sie in der Composition zu dem einzelnen Inhalte selbst herabsteigen. So wie wir aber hierdurch die innere Verwandtschaft und die blos graduellen Unterschiede der Wortbildung erkennen, so haben wir diese Unterschiede doch als bestimmte Sphären auch fest- und auseinander zu halten, um bei Anwendung derselben auf specielle Fälle nicht in Zweifel gelassen zu werden.

Wenn daher Jakob Grimm in seiner deutschen Grammatik von der Ableitung behauptet, daß sie ursprünglich nichts anders als eine Zusammensetzung sei, so erkennen wir, daß diese Ansicht, und warum sie eine falsche ist. Er geht nämlich dabei von der Erfahrung aus, daß die Ableitungssilben entleerte und nach Inhalt und Form herabgesunkene Begriffswörter wären, wie z. B. die Silbe -lei in aller-lei, mancher-lei allerdings ursprünglich ein Substantivum die Lei war, das sich noch im Altfranzösischen in der Form lée findet, wo es so viel als Weg bedeutet. Allein wenn das auch von sehr vielen Ableitungssilben zugegeben werden muß, so ist es keinesweges von allen zuzugeben: vielmehr ist festzuhalten, daß manche andre, und zwar gerade die älteren, auch durch bloße vor- oder nachgesetzte Laute auf dieselbe Weise entstanden sind, wie wir die Endungen der Wortclassen und manche andre bloße Beziehungsausdrücke als ursprünglich haben entstehen sehen. Daher will es denn auch in keiner Sprache vollständig gelingen, alle Bildungssilben auf ehemalige Begriffswörter zurückzuführen. Wohl aber ist das zuzugeben, daß viele Compositionen nach und nach ganz in die Sphäre der Ableitung übergehen, wenn nämlich das Bestimmungs- oder das allgemeinere Wort einer häufig gebrauchten Zusammensetzung allmählig seine concrete Bedeutung ganz verliert, wie denn wohl jede lebende Sprache solche Compositionen aufzuweisen hat, die schon in einem gewissen Halbscheid der Bedeutung ihres Bestimmungsworts stehen. Man vergleiche z. B. im Deutschen manig-fach, ein-fach und hundert andere.

Immer aber wird der Unterschied zwischen Ableitung und Zusammensetzung in der Weise fest stehen bleiben, daß bei der letzteren eine Bestimmung des Grundworts durch ein andres Inhaltswort statt findet, welches entweder seinem concreten Inhalte nach umfassender ist als das andere oder auch nur durch seine Stellung und Beziehung zu dem Grundworte allgemeiner wird, — daher man denn viele Compositionen mit Umdrehung ihres Inhalts und ihrer Beziehung auch der Stellung nach geradezu umkehren kann, — was bei der Ableitung niemals angeht.

Nehmen wir nun, nachdem wir die Wege aufgefunden und bezeichnet haben, auf-

welchen die Wortbildung fortschreitet, und deren allerdings nun nicht noch andere sein können, hinzu, daß jedes auf die eine oder andre Weise gebildetes Wort von sich aus wieder zurückgreifen kann zu den bereits hinter ihm liegenden Methoden der Wortbildung und daß also der Möglichkeit nach ein zusammengesetztes Wort wieder die Mittel der Ableitung und Stammbildung an sich gebrauchen kann, — welcher Möglichkeit freilich durch die vielfachsten relativen Bedingungen ein bescheidenes Maß gegeben wird; nehmen wir hinzu, daß sowohl von fremden Sprachen her als auch von der eignen durch den unmittelbaren Gefühlsausdruck so wie selbst durch herabgekommene und entleerte Begriffswörter neuer elementarischer Stoff herzuströmt, der in dem Processe einer lebenden Sprache auf die vorbeschriebene Weise zu neuen Wörtern ausgeprägt und verlebendigt wird, so haben wir einen ungefähren Ueberblick über die Art und Weise vor uns, wie eine Sprache nur nach dem Momente des Figürlichen hin ihren Wortreichthum auf eine unbeschränkte Weise vermehren kann, und wie, wo wirklich solche Schranken eintreten, diese nur relative sind; wir haben eine Uebersicht vor uns, wie der Sprachstrom von verhältnißmäßig wenigen und kleinen Quellen aus sich ins Unendliche verbreiten und ergießen; wie der Sprachbaum aus wenigen Wurzeln zu seiner Bestammung und Bezweigung emporwachsen und sich mit der lebensvollsten Belaubung erfüllen kann.

Ziehen wir aber ferner in Betrachtung, wie alle diese zahlreichen Wörter, nach dieser Seite des figürlichen Moments, dadurch entstehen, daß ein einmal gegebener wurzelhafter Inhalt von Stufe zu Stufe theils in immer manigfaltigerer und ausgebreiteterer, theils in immer engerer und individuellerer Weise in Beziehung auf Anderes überhaupt gebracht wird, und dadurch ein immer reichhaltigeres Fortschieben der Begriffe entsteht; ziehen wir in Betrachtung, daß mit alle den entstandenen speciellеren Bezeichnungen doch eigentlich nur eine Seite des ursprünglichen Begriffs wiedergegeben ist, alle übrigen Seiten im Wesentlichen des darunter gefaßten nur in der Innerlichkeit des Gemüths unter jener Bezeichnung fortgetragen werden müssen, so daß diese letztere für jenes darunter Gefaßte nur metaphorisch erscheint; und ziehen wir in Betrachtung, daß die Gegenstände in der Wirklichkeit und die von ihnen in der Seele lebenden Bilder so wie alle auch blos durch den Geist geschaffenen Begriffe in der Vorstellung beständige Veränderungen annehmen, so erkennen wir zugleich den ewig lebensvollen Fluß der durch die Sprache bezeichneten Vorstellungen und Beziehungen und die nie still stehende Bewegung und Veränderung desselben nach allen ihren Einzelheiten. Freilich erscheinen die sonach in einer Sprache ausgebildeten Wörter in einer unendlich gegliederten Stufenfolge ihrer blos materiellen Bedeutung bis hinauf zu rein geistiger. Aber auch hiervon ganz abgesehen, und nur die Wörter von rein materieller Bedeutung festgehalten, findet ein unendlicher Unterschied hinsichtlich des Umfangs und der Beziehung statt, in welchem und in welcher die Vorstellung sich hält, und zwar eben deswegen, weil mit dem Worte nach Seiten seiner Figürlichkeit in der That nur eine einseitige Betrachtung festgehalten wird,

und die Fülle des Begriffs sich durch die Totalität der äußeren und inneren Anschauung ersetzen muß. Wenn ich sage: Wolf, so sollte man meinen, ich könnte keine andre Anschauung haben als die durch den gedachten Gegenstand äußerlich gegebene, und es sei also einerlei, ob die Inder vor 6000 oder die Griechen und Germanen vor 4000 Jahren diesen Gegenstand sprachlich meinen und bezeichnen. Wenn wir aber bedenken, wie ganz anders unsre Empfindung erregt wird, wenn wir gegenwärtigen Menschen dieses Thier im Walde oder vielleicht im Käfigt oder auf einem Bilde sehen; in welchen tausendfältig anderen Beziehungen wir dasselbe anschauen, so müssen wir wohl erkennen, daß wir in dem Worte nur eine sehr einseitige und äußerliche Bezeichnung besitzen, und daß unter ihr für uns eine unaussprechliche und unendliche Verschiedenheit der Anschauung gegeben ist, die wir in ihrer Bewegung und Veränderung unter jener immer mit forttragen.

Aber noch wichtiger ist diese an sich höchst wichtige und interessante Betrachtung, (die wir aber hier nicht weiter verfolgen können), wie sich der ursprünglich gegebene Sprachstoff in der Wortbildung nach Seite des figürlichen Moments zerschlägt, für uns, wenn wir nun einen Blick darauf wenden, wie er sich in den verschiedenen, von ihm erschrittenen Stufen eine lautliche Bezeichnung gibt, — wobei wir auf eine höchst überraschende Analogie mit derjenigen geführt werden, die sich die Flexion auf ihrem allmähligen Fortgange zur bloßen Analysis gab.

Der Lautbezeichnung des Stammes entspricht nämlich durchaus die innerliche Flexion, also der Ablaut, die Lauttrübung (auch Auflaut genannt), der Innlaut und der Umlaut. Denn bei der Abstammung steht der zu individualisirende Begriff der Wurzel noch so nahe, daß die Veränderung des flüssigsten Theils desselben, — des Vocals — stark genug ist, dieselbe zu bezeichnen. Auch finden wol noch innigere Beziehungen zwischen der Flexion und der Wortbildung statt, besonders zwischen dem genus und tempus Verbi, so daß sich hieraus die Identität des Vocals in einer gewissen Flexionsform mit einer gewissen Abstammung erklären läßt. Ueberhaupt aber erkennen wir an der durchgehenden Analogie zwischen Wortbildung und Flexion die Beschränktheit der sprachlichen Mittel, an einem gegebenen Begriffe und Lautkörper Beziehungen und Modificationen auszudrücken, daher sie denn in beiden Fällen auf dieselbe Weise zurückzukommen genöthigt sind, so wie sich denn dadurch auch die Richtigkeit der Annahmen bestätigt, durch die wir oben die Entstehung der verschiedenen Flexionsphasen erklärt haben.

Der Ableitung entspricht die Flexion durch Vorsetzung, hauptsächlich aber Anhängung von Lauten und Silben, — bei welchen Acten, wenn sie der früheren Zeit noch näher liegen, auch der Umlaut noch eben so eine Rolle spielt wie bei der Flexion in den Fällen, wo eine Anhängung und eine schwächere Vocalveränderung zugleich stattfindet. Und eben so wie ferner jene angehängten Laute und Silben in der Flexion theils auf rein synthetischem Wege, theils dadurch entstanden, daß gewisse

selbständige Formwörter zu Suffixen wurden, die sich dann agglutinirten, und, ihrer früheren Form gegenüber, zu bloßen Endungen herabschmolzen: eben so sind die Ableitungssilben theils auf synthetischem Wege, theils, und zwar später, durch unkenntlich gewordene Begriffswörter entstanden. Die ersteren lassen sich dann nicht weiter erklären, als daß man sie für den lautlichen Ausdruck irgend eines kategorischen, mit dem Grundworte in Verbindung gebrachten Begriffs nimmt, wie wenn man z. B. sagt, Flöße sei von Floß dadurch abgeleitet, daß das angehängte e und der dadurch bewirkte Umlaut in der Stammsilbe den kategorischen Begriff des Werkzeugs bedeute, durch welches das bewirkt wird, was in dem Stammbegriff liegt, also ein Werkzeug, durch welches etwas fließend gemacht wird. Ja, selbst von der Reduplication glauben wir Spuren auch in der Wortbildung zu finden, in der Art, daß durch dieselbe eine materielle Verstärkung des Grundbegriffs ausgedrückt werden soll, so wie es uns wahrscheinlich ist, daß manche der in vielen Sprachen vorkommenden Verkleinerungs- und Vergrößerungssilben durch eine ungefähre Art solcher assimilirenden Erweiterungen der Stammlaute entstanden sind. Die im Deutschen so häufig vorkommenden Assimilationen des Stammes mit dem Ablaute wie Sing-sang, Kling-klang sind wenigstens offenbar nichts anderes als eine reduplicirende sinnliche Verstärkung des Grundbegriffs, aber wir glauben sie auch noch tiefer in die Wortbildung sich erstreckend. So wären wir versucht, das Wort Leilach s. v. a. Betttuch als eine bloße Reduplication von dem einfachen Laken zu erklären, gleichsam das Tuch par excellence, in das sich der Mensch hüllt; — wofür wenigstens positiv die ahd. Form lilah und negativ das spricht, daß eine Verderbung aus Leib- oder Leichlaken aus formellen Gründen philologisch nicht statthaft ist. Gewiß werden sich aber in unsrer und andern Sprachen noch entscheidendere Beispiele auffinden lassen.

Der Zusammensetzung endlich entspricht die auf rein analytischem Wege vor sich gehende Flexion durch Formwörter. Sie wie diese eine wenigstens äußerliche Selbständigkeit haben, so zeigt auch die Composition eine Selbständigkeit ihrer Theile darin, daß jeder derselben seine concrete Bedeutung behält, und das Bestimmungswort nur eine Stufe über dem Grundworte hinsichts einer allgemeineren Umfassung desselben steht.

Eben so wie daher die Flexion von Stufe zu Stufe dem Worte, an welchem sie die Beziehung auszudrücken hat, immer äußerlicher wird, bis sie in der letzten wenigstens eine formelle Selbständigkeit jenem gegenüber behauptet: eben so schreitet auch die Wortbildung in ihren Mitteln von Stufe zu Stufe immer mehr zur Aeußerlichkeit herab, bis in der Composition das Bildungsmittel — nämlich das Bestimmungswort — dem Grundworte gleichfalls beinahe ganz selbständig nach Form und Bedeutung gegenüber steht. Und eben so wie durch die verschiedenen Stufen der Flexion die Beziehung immer bestimmter und individueller gefaßt und durch die Form immer breiter und selbständiger ausgedrückt wird (wobei das Schwächerwerden der Flexionsformen nur einen Uebergang

zu der letzten Stufe und einen Grund für den Eintritt derselben bildet): eben so wird durch die verschiedenen Stufen der Wortbildung die Bedeutung des Grundworts eine immer individuellere und bestimmtere und die hierzu gebrauchten Mittel des Ausdrucks gleichfalls breitere, bestimmtere und äußerlichere.

Betrachten wir nun zweitens das metaphorische oder tropische Moment hinsichtlich seiner Wirksamkeit zur Vermehrung des Wortreichthums einer Sprache, so dürfen wir uns, um dasselbe zu begreifen, nur daran erinnern, daß ein Wort nur dadurch entstand, daß ein Gegenstand rc. in seiner Besonderheit vom Geiste gefaßt wurde; näher ausgedrückt, daß der Verstand ihn als einen von der empfindenden Totalität verschiedenen einzelnen unterschied; erinnern ferner, daß der Gegenstand rc. auch nur von einer Seite seines Wesens aus den bestimmten Eindruck macht, durch welchen er eben als ein besonderer unterschieden wird, und daß wir in dem diesem Eindrucke entsprechenden Worte auch nur den Correspondenten dieses letzteren, nicht den Gegenstand rc. selbst haben, der mit dem Worte, obwohl nicht willkürlich, bezeichnet und in seiner Ganzheit nur durch die supplementarische Vorstellung vor die Seele gebracht wird. Immer also ist es vorzugsweise die Verstandesthätigkeit oder die des Unterscheidens, durch welche ein in einer individuellen Lautlichkeit gefaßtes Wort entstehen kann. Auch haben wir gesehen, daß zu einer solchen Wortentstehung ein gewisses maßvolles Verhältniß zwischen der receptiven und der productiven Kraft, zwischen der erregten Empfindung und zwischen dem Totalgefühle statt finden muß, so daß, wenn jene zu schwach oder zu stark ist, dieses letztere nicht mächtig genug ist, die Empfindung und durch diese den sie erregenden Gegenstand rc. als eine besondere von sich zu erfassen und zu unterscheiden, und also die geistigen Kräfte ins Spiel treten zu lassen. Alles kommt mithin auf das Verhältniß an, in welchem die Macht der Individualität des Eindrucks zu der Macht und Stärke der empfindenden Totalität steht. Wenn nun der Eindruck von der Art ist, daß er zwar das Totalgefühl in einem nicht gewöhnlichen Grade erregt, dennoch aber nicht so materiell wirkt, um die Unterscheidung seiner von dem Totalgefühle gänzlich zu hindern und zu unterdrücken; wenn er aber gleichwohl durch seine Individualität das Totalgefühl nicht so zu sagen überwindet, d. h. nicht durch eine Seite seines Wesens jenes vorwiegend in Bewegung setzt und also dem Verstande auch nicht einen überwiegenden Einfluß gestattet, so vermag ihn das Totalgefühl zwar als einen besonderen und einzelnen von sich zu unterscheiden, aber es vermag ihn zunächst nicht an einer besonderen und einzelnen Seite seines Wesens zu erfassen, sondern hat ihn nur in seinem Gesammteindrucke als einen von sich verschiedenen vor sich. Von einem solchen Zustande aus kann aber nicht zur Entstehung eines besonderen Wortes fortgegangen werden, weil dieses eine von einer bestimmten einzelnen Seite des Gegenstandes angeregte Empfindung voraussetzt, und somit könnte von hier aus überhaupt Sprache nicht entstehen.

Wenn indeß wirkliche Sprache schon vorhanden ist; wenn der Gebrauch derselben

schon zum Bedürfniß, zugleich aber auch zur Geläufigkeit geworden ist, so wartet das Totalgefühl, eben weil es in eine nicht gewöhnliche Bewegung versetzt ist, eine nähere Unterscheidung des Eindrucks und dadurch des wirkenden Gegenstandes an ihm selber gar nicht ab, sondern ergreift die auf diesem Wege anderweit bereits erzeugten Wörter und die darunter fest gehaltenen Vorstellungen nach irgend einer Aehnlichkeit und ergießt sich in sie in der Weise, daß die ergriffene Vorstellung von ihm als das sinnliche Substrat genommen wird, an welchem der auszudrückende Gesammteindruck hindurchscheinen oder sich spiegeln soll. Dieser letztere nimmt also, wie ein Vogel ein fremdes Nest, ein von dem Geiste bereits zu stande gebrachtes Product geradezu zu seiner Wohnung, aus der er den eigentlichen und früheren Besitzer nicht selten ganz und gar vertreibt, aber die Sprache tritt hierdurch auch auf ästhetischen Boden, das heißt sie nimmt durch solche Akte eine ästhetische oder poetische Natur an, die ihr im weiteren Verfolgen des figürlichen Moments abgeht, — was wir alles weiter unten noch deutlicher erkennen werden. Ein solches Verfahren der Empfindung nun, sich einen Ausdruck durch die Sprache zu geben, nennt man das tropische oder metaphorische, und der Geist bedient sich desselben, um den Reichthum der Sprache aufs vielfachste zu vermehren. Wir sehen zwar, daß die Zahl der Wörter, wenn man darunter nur besondere Lautverbindungen verstehen will, durch die Trope eigentlich nicht vermehrt wird; wohl aber wird die Zahl der unter jenen zu bezeichnenden Begriffe und Gegenstände ꝛc. in einer Weise vermehrt, die, absolut genommen, eine unbegränzte ist. Aber wenn auch nicht zu eigenthümlichen Lautverbindungen gibt sie doch Veranlassung zu gewissen Lautmodificationen, durch welche, wie bei Stammbildungen und früheren Ableitungen, ein Begriff auch lautlich oder wörtlich von dem andern geschieden wird. Es läßt sich nämlich gar nicht leugnen, daß die Sprache, gleichsam wie nachträglich, auch noch hin und wieder Lautveränderungen gebraucht, um ein metaphorisch gebrauchtes Wort von dem ihm zu Grunde liegenden und im eigentlichen Sinne genommenen zu unterscheiden, — obschon dies, wie gesagt, nicht als Regel oder als Nothwendigkeit gedacht werden darf. Nehmen wir das Wort Sprache, sprechen selbst, so ist das prosthetische s hier offenbar nur eine Lautmodificacation, die hinzugekommen ist, um die metaphorische Bedeutung desselben von der gewöhnlichen, in brechen liegenden zu unterscheiden. Dahin gehören auch die verschiedenen Geschlechter, in denen man ein Wort gebraucht, je nachdem es in dem einen oder andern Sinne genommen wird, wie noch in animus und anima ersichtlich ist; ingleichen, wenn ein Wort in dem einen Sinne nur im Singular, in dem andern im Plural zu brauchen ist oder umgekehrt, wie sal und sales u. s. w., — von welchen Fällen allen sich in den verschiedenen Sprachen die zahlreichsten Beispiele aufführen lassen.

In der Regel aber soll das Wort, ob es tropisch gebraucht ist oder nicht, nur an der Verbindung erkannt werden, in der es vorkommt, und ein tropisches Wort an sich wäre ein Unsinn, wenn auch nicht schon ein einzelnes Wort überhaupt ohne weitere Verbin-

dung und Beziehung auszusprechen, vernunft- und **sinnlos** wäre. Denn wenn wir uns einen solchen Gesammteindruck denken, der sich zum Ausdruck durch Sprache fortdrängt, ohne abzuwarten, daß ihm gegenüber der Verstand zur Unterscheidung der in ihm liegenden Hauptmomente schreitet, der aber in seiner **Ganzheit** gleichwohl von dem Totalgefühle des Subjects unterschieden wird, so kann er weiter nichts thun als eine **Reproduction** einer bereits deutlicher unterschiedenen und in der Seele gleichsam aufbewahrt liegenden Vorstellung hervorzubringen, die natürlich in irgend einer Weise eine Aehnlichkeit mit jenem Eindrucke hat, so daß sich also auch die neu auszudrückende Empfindung, — mag ihre Ursache nun in der Aeußerlichkeit und Gegenständlichkeit oder in der geistigen Natur des Menschen liegen — und die Empfindung, durch welchen der frühere Eindruck und die darauf basirte Vorstellung mit ihrem entsprechenden Worte hervorgebracht war, sich in irgend einem Puncte ihres Wesens entsprechen müssen. Da aber der Punct dieses Entsprechens vermöge der geistigen Verfassung, in der der Mensch nach der Trope greift, lediglich der **sein** kann, daß dieser auszudrückende **Gesammteindruck** mit dem Gesammteindrucke eines Gegenstandes zusammentreffe, der von der Vorstellung bereits nach diesem oder jenem seiner wesentlichen Momente individuell unterschieden und von dem Verstande unter irgend eine Kategorie der Vorstellungen und Gegenstände gebracht worden ist; der tropische Ausdruck auf diese verstandesmäßigen Momente aber nicht die geringste Rücksicht nimmt, so trifft es denn häufig, daß das Vergleichende mit dem Verglichnen in den disparatesten Sphären auseinander liegt, und daß, wenn man die einzelnen Merkmale des einen und des andern Gegenstandes an sich, und ohne auf ihr Gesammtverhältniß zu einander Rücksicht zu nehmen, vor dem blos unterscheidenden Verstande zergliedert, **kaum eine** Aehnlichkeit zwischen beiden vorhanden zu sein scheint. Aber gerade in dieser Verschiedenheit, die nur so negativ ausfällt, wenn man den Gesichtspunct der Vergleichung von der **Einzelheit** aus nimmt, und der dennoch eine Gleichheit zu Grunde liegt, wenn man den Standpunct von der **Gesammtheit** des sinnlichen Eindrucks auf die menschliche Empfindung aus nimmt, bringt die innige Verkettung und die Kraft der Trope hervor, die aber auch eine solche Art der vergleichenden Auffassung durchaus voraussetzt, und ohne welche ihre Wahrheit nicht erkannt werden kann.

Der Mensch gebraucht deshalb die Trope eben in solchen Fällen, wo er einen Gesammteindruck nicht im einzelnen aussprechen **will**, oder weil er denselben als solchen nicht aussprechen **kann**. Er will ihn in seiner Ganzheit nur an der Ganzheit eines untergelegten **errathen** lassen, wie er in seiner Grenzenlosigkeit und doch auch seiner Wesenheit nach ist, und er läßt den einen in dem andern sich abspiegeln, damit durch die Gleichheit sowohl als Ungleichheit des einen der andere in seinem vollen Lichte erscheine und sich in einer sinnlichen Totalität vergegenwärtige.

Ob also ein Wort im eigentlichen oder tropischen Sinne gebraucht sei, entscheidet sich, und zwar eben um so leichter, als die Sphären des einen und des anderen Begriffes

disparat sind, durchaus nur an der Verbindung, in der es zu dem Sinne des Gedankens, und, — wenn der ganze Gedanke tropisch ist, — an dem Sinne und an der Beziehung, in welcher dieser zu den höheren Einheiten und endlich zu dem Ganzen steht: immer aber wird also dabei auch eine gewisse Vergleichungsgabe oder der Witz in einem gewissen Grade zu einer solchen Entscheidung vorausgesetzt.

Hauptsächlich unterscheiden wir drei Arten von Zuständen des menschlichen Geistes den Eindrücken gegenüber, welche Quellen des tropischen Ausdrucks werden.

1) Jede ungewöhnliche Aufregung und Erwärmung des Gemüthes oder Totalgefühls. Daher ist die Sprache der Leidenschaft, der poetischen Begeisterung, so wie die der Jugend eines Volkes sowohl als des Individuums tropisch. Denn in allen diesen Fällen ist das Totalgefühl stärker als die Macht der Individualisation, so daß es zur sprachlichen Mittheilung gedrängt wird, gleichwohl aber nicht zur Unterscheidung des besonderen Eindruckes an ihm selber fortschreiten kann, sondern denselben nur in seiner Ganzheit sich gegenüber behält. Wäre dagegen der Eindruck von so überwältigender Art, daß es ihn gar nicht d. h. auch nicht in seiner ganzen Besonderheit unterschied, so würde gar keine sprachliche oder wörtliche Mittheilung statt finden können. Freiligrath nennt z. B. einmal den mit Bäumen beschatteten Markt den Sonnenschirm des Markts. Hier stehen die Gesammtvorstellungen des ersteren und die des letzteren einander gegenüber und die des Sonnenschirmes tritt ein für „von Bäumen beschatteter" Markt. Der Eindruck dieses letzteren steht in solcher sinnlichen Lebendigkeit vor dem Dichter, daß dieser ihn nicht nach einem einzelnen Merkmale individualisiren und dieses statt des Ganzen setzen will, sondern daß sich der Eindruck in den verwandteren „Sonnenschirm" gleichsam flüchtet und von diesem aus sich reproducirt oder sich in ihm spiegelt. Allerdings kommen beide Vorstellungen in dem Merkmal des „grünbedeckenden" zusammen, aber erstlich ist dieses Merkmal nicht wörtlich angezeigt, sondern soll nur errathen werden, und zweitens liegen sie in ganz verschiedenen Sphären der Gegenständlichkeit, — denn in was sollte ein Sonnenschirm und eine baumbepflanzte Straße sonst zusammenfallen? Gerade durch dieses Auseinanderliegen aller übrigen Eigenschaften aber wird der Tropus kräftig klar und bestimmt und daher gut.

Uebrigens ist zu bemerken, daß durch die Art des tropischen Ausdrucks weniger neue Begriffe und Wörter erzeugt werden, als daß überhaupt nur ein Tropus zur sinnlichen Erhaltung eines dabeistehenden andern Begriffs in wirklicher Bedeutung gebraucht wird, daher das Tropische meist in grammatischer Gestalt eines Adjectivums, einer Apposition oder eines durch einen Genitiv bestimmten Nominativs vorkommt, wie Arm Gottes = Macht Gottes, Völkerhirt Agamemnon = der Anführer des Heers, das rosige Mägdlein = das in gesunder Jugend stehende 2c. 2c.

2) Das Bedürfniß des Ausdrucks geistiger Begriffe. Ein geistiger Begriff entsteht, wenn zwei oder mehr Gegenstände 2c. in ihrem subsumirenden und

subsumirten Verhältniß wiederum als Einheit gefaßt werden. Das Fassen eines solchen Verhältnisses ist ein rein geistiger Act, und einer derartig gefaßten Einheit entspricht in der Wirklichkeit an sich durchaus nichts, und es kann daher von ihr aus keine eigentliche Verbalisation oder In-Wort-Setzung statt finden. Gleichwohl ist der Act, gerade weil er ein rein innerlicher ist, drängend genug, als daß er nicht mitgetheilt werden sollte, und das an sich Unaussprechliche kann sich daher nur, indem es sich in einem sinnlichen Begriffe Platz verschafft, einen tropischen Ausdruck geben. Durch die Verbindung aber, in welche derselbe zu dem Sinn des ganzen Gedankens &c. tritt, gibt sich bald kund, daß hier nicht blos die Eigenschaft eines wirklichen Gegenstandes versinnlicht werden soll, sondern daß ein ganz neuer Begriff verhüllt liegt, der denn auch nur insofern von den Menschen verstanden werden kann, als dieser auch so weit geistig entwickelt ist. In dieser Weise individualisirend fortschreitend erzeugen sich denn nach und nach alle sittlichen, religiösen, ästhetischen, rechtlichen, intellectualen &c. Begriffe, überhaupt alle die, deren Fassung sich auf die moralische oder geistige Natur des Menschen beziehen. Sie haben also sämmtlich eine sinnliche Grundlage oder ursprüngliche Wohnung, und es ist nicht wahrscheinlich, ja nicht einmal begreiflich, wie irgend ein geistiger Begriff, dem also doch immer eine Abstraction von der Unmittelbarkeit der Dinge zu Grunde liegt, auf einem andern als diesem tropischen Wege entstanden sein sollte. In der Eigenthümlichkeit ihres Begriffs und in dem geläufigen Gebrauche, den spätere Zeiten überhaupt von geistigen Begriffen machen; in der Ausbreitung, die von ihnen aus auch nach den andern Wortkategorien hin statt findet, verschwindet dann freilich die ursprünglich sinnliche Unterlage oft bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit, so daß uns die Erklärung der gerade am häufigst gebrauchten und eine allgemeinere Bedeutung in sich schließenden in gar manchen Sprachen verborgen bleibt, während sie in anderen noch offener zu Tage liegt. Man denke an gut, bös, bonus, malus &c. wo die sinnliche Bedeutung verborgen ist; an Geist, spiritus, πνεῦμα, an recht, weise, artig &c., — wo sie nicht verkannt werden kann.

Indem nun der Geist einerseits immer mehr dahin fortschreiten kann und muß, die Dinge in immer individuellerer Weise zu vergleichen und die Einheit ihrer Beziehungen zu fassen; und indem andrerseits sowol die einmal vorhandenen geistigen Begriffe eine Grundlage zu neuen abgeben, als auch die vorhandenen sinnlichen zu neuen Tropen verbraucht werden können: so erhellet, in welcher absoluten Unbeschränktheit hierdurch die Sprache Mittel zum Ausdruck neuer geistiger Begriffe und somit zur intensiven Vermehrung ihres Sprachreichthums besitzt, — das ganz abgerechnet, daß der tropische Begriff nicht selten von seinem sinnlichen durch eine Lautmodification geschieden wird. Daher zeigt denn die spätere Sprache ihre Vermehrung vorzugsweise nach dieser Seite hin auf, und nur relative Beschränkungen sind es, die sie in dieser Thätigkeit aufhalten können.

3) Das Bedürfniß der wörtlichen Bezeichnung gewisser anderer als geistiger Begriffe, für die sich keine eigentlichen Worte einstellen. Hierbei befindet sich der menschliche Geist und die Empfindung in folgendem Zustande: Wir haben nämlich gesehen, wie die eigentliche oder figürliche Wortgebung hauptsächlich von den Eindrücken ausgeht, die von den Bewegungen und Thätigkeiten, überhaupt von ihren Veränderungen herkommen. Nun schafft sich aber der Mensch in seiner immer individueller werdenden Thätigkeit selbst eine Menge neue Gegenstände, die an sich selbst keine Bewegung zeigen, und sich also seltener durch gewisse, ihnen inwohnende energische Eigenschaften und Wesentlichkeiten für die Empfindung individuell signalisiren. Mit andern Worten: der durch Menschenhand geschaffene Gegenstand tritt zwar deutlich genug in die Wirklichkeit hinaus, um einen Eindruck auf die Totalempfindung zu machen, aber er zeigt in sich selbst so wenig eigenthümliches inneres Wesen, daß ihn die Empfindung nicht an diesem gleichsam fassen, und hierdurch nicht zu einer besonderen Wortgebung für ihn fortschreiten kann. Da aber dennoch eine Bezeichnung für ihn Bedürfniß ist, so kommt der Geist, indem er sich an die Totalität seiner Aeußerlichkeit hält, nothwendig zur Trope. Daher finden wir für eine Menge Werkzeuge, Geräthe, Maschinen, und dgl. vorzüglich wenn sie zusammengesetzter Art sind, nur tropische Ausdrücke, wodurch denn der Sprachreichthum wieder in unbegränzter Weise vermehrt werden kann, und wobei nicht selten auch unterscheidende Lautmodificationen für das tropisch gebrauchte Wort sich mit einfinden. Das Wort Krahn ist offenbar nichts anders als eine Trope von Kranich, wie denn im Griechischen γέρανος geradezu auch das entsprechende Hebewerkzeug bezeichnet. Die Ganzheit der Gestalt dieses letzteren und die Ganzheit des gedachten Thieres haben eine Aehnlichkeit oder ein Zusammentreffen nur in dem langen Vorstrecken ihres Halses: in allen übrigen Stücken findet durchaus nichts Entsprechendes statt. Noch weniger ist aber bei dem Tropus, wie man an diesem Beispiele recht deutlich sieht, darauf Rücksicht genommen, nach welcher Eigenschaft hin das eigentliche Wort seine sprachliche Bezeichnung bekommen hat. Denn was soll das Hebewerkzeug mit der krächzenden Stimme zu thun haben? Weil aber die figürliche Wortgebung, wie wir wissen, sehr bald zur äußerlichen Bezeichnung, zu einer bloßen Nota für die Sache wird, und also die allein durch den Laut wirklich ausgedrückte Wahrnehmung an dem Dinge dieses selbst stellvertretend mit umfaßt, so widerspricht auch die lautliche Bezeichnung des wirklichen Dinges der Trope nicht nur nicht, sondern entspricht ihr in den meisten Fällen. Unter Krähe oder Kranich ist z. B. immer die ganze Vorstellung von diesem Thiere substruirt, und indem ich das Wort ausspreche, denke ich keineswegs an das Geschrei derselben, sondern an sie im Ganzen, und daher entspricht auch die metaphorische Benennung von Krahn rc. dem derselben zu Grunde liegenden Vorstellung eben so gut als die lautliche Wortgestalt der Rückwirckung auf die Empfindung, die durch den Gegenstand Krahn erregt wird.

Diese Stellvertretung, welche bei dem eigentlichen und figürlichen Worte statt der Ganzheit des Gegenstandes stattfindet, und die allerdings metaphorischer Natur ist, indem ein Theil und ein Einzelnes für's Ganze genommen werden soll, darf indeß, wie wir an dem verschiedenen Gange der figürlichen und tropischen Wortbildung nun deutlich gesehen haben, nicht mit der eigentlichen Metapher und Trope verwechselt werden. Denn dieses metaphorische Verhältniß ist für das figürliche Wort nur formell, — was sich vorzüglich durch die spätere Sprache belegt. Es ergreift nämlich oft nur irgend eine, wenn auch ganz äußerliche und zufällige Eigenschaft, die also für das Wesen des Gegenstandes so gut wie Null ist, und knüpft die Lautbezeichnung daran, so daß man deutlich sieht, daß es ihr nicht darum zu thun ist, die wesentlichste und sinnlich hervortretendste Eigenschaft zu nehmen, und die anderen darunter zu subsumiren oder in sich zu versammeln, sondern nur darum, überhaupt einen äußerlichen Anknüpfungspunct zu haben. So hat sich z. B. an den Begriff von „vierzig Tagen" alles das geknüpft, was zu der Anstalt und der ganzen Einrichtung einer Quarantaine gehört, obgleich diese Zeitbestimmung der concreten derartigen Anstalt und den dazu gehörigen Einrichtungen höchst äußerlich ist, und wir daher ohne Bedenken von einer Quarantaine von acht und vierzehn Tagen sprechen können. Das Wesen des Metaphorischen ist also hier ganz zurückgetreten oder zu etwas einseitig Formellem geworden, in welchem der Begriff desselben verschwindet, und ich kann daher nicht sagen, das Wort Quarantaine sei eine Trope für das darunter zu Begreifende. Dennoch liegt etwas ihr ähnliches zu Grunde, das auf eine innere Verwandtschaft zwischen Figur und Trope deutet, — was wir daher nur in einer näheren Betrachtung dieser beiden wichtigen Spracherscheinungen deutlicher erkennen können.

§. 26.

Die Lehre von den Figuren insbesondere.

Keines geringeren Ansatzes und keiner geringeren Vorlage bedurfte es, um die Lehre von den Figuren und Tropen gründlich, und so zu sagen eigentlich zum ersten Male sprachphilosophisch zu entwickeln, als einer Darstellung von der Entstehung der Sprache überhaupt, in welcher dasselbe Princip als vollkommen ausreichend und in allen seinen weiteren Entfaltungen als zustimmend für jene erkannt würde, das wir auch als Princip für die Entstehung und für alle daraus hervorgehenden Entfaltungen der Figur nöthig haben. Noch unumgänglich nöthiger aber erscheint eine solche Vorlage der Erklärung sämmtlicher Spracherscheinungen in ihren allgemeinen Umrissen, wenn man bedenkt, daß die Figur selbst nicht nur überhaupt eine solche Erscheinung, sondern ohne alle Frage die wichtigste ist, die auf allen Stufen der sprachlichen Entwicklung auf's innigste mit ihr verwachsen ist, und diese meistentheils selbst bildet. Da wir daher fortwährend auf

Sprache überhaupt in den verschiedenen Puncten und Knoten ihrer Entwickelung zurückweisen müssen, so bedurfte es auch einer Darstellung und Erklärung der Sprachentstehung mit besonderer Voraussicht auf die Erklärung des Figürlichen, und dies endlich um so mehr, als wir unsre Ansicht von Sprachentstehung nicht als allgemein bekannt und angenommen voraussetzen durften, wir vielmehr in manchen wesentlichen Puncten von den darüber herrschenden Ansichten abzuweichen uns genöthigt sahen. So aber können wir unbesorgt und ohne uns in weiter abliegende Untersuchungen und Erklärungen einlassen zu müssen, den fraglichen Begriff, wie wir es bisher auch bei den andern rhetorischen Begriffen gemacht haben, in seiner historischen Entstehung und Entfaltung verfolgen, ihn hierdurch in seiner Vollständigkeit und Idee erfassen, und nun nicht nur begreifen, was ihm zur Erfüllung seiner Idee noch in der Wirklichkeit seiner jetzigen Erscheinung abgeht, sondern auch, durch welche Mittel eine solche Erfüllung seiner selbst herbeigeführt werden kann; mit andern Worten, wie wir uns als Schreibende und Dichtende, als Idealstilisten praktisch zu dem vollständigen Begriffe oder zu der Idee des Figürlichen zu verhalten haben.

Die erste und einfachste Gestalt, in der uns die Figur begegnet, fällt nun aber, wie wir dies an vielen Stellen (II. §. 21, 23, 24 vergl. mit §. 7 und 14) bereits gesehen haben, ganz mit der Entstehung des Wortes zusammen. Denn die Besonderheit des Eindrucks, den die Empfindung nicht nur von einem bestimmten und von dem Totalgefühle geschiedenen Gegenstande, sondern noch genauer von einer besonderen und gleichfalls unterschiedenen Wirkung aus demselben empfängt, ist eben nichts als eine bestimmte Art der Erregung und Anspannung des Nervensystems, das in dieser Bestimmtheit ein besonderes Verhältniß seiner Theile zu einander zeigt. Indem sich aber dieses Verhältniß in der Stimme und durch Einwirkung der Sprachwerkzeuge nach außen setzt, bildet das Verhältniß, welches dadurch die Stimme und die Sprachwerkzeuge in ihrer besonderen und bestimmten Einwirkung auf dieselbe annehmen, nicht nur gleichsam, sondern wirklich das, was man überhaupt Figur nennt, — nämlich ein einheitliches Verhältniß von Umgränzung zu einander, und — da die Umgränzung in ihrer äußersten Bestimmung immer eine Linie bildet — ein einheitliches Verhältniß von Linien zu einander. Denn ein bestimmtes Verhältniß, in welchem Stimme überhaupt hervorgebracht, noch mehr aber ein solches, in welchem sie durch die Sprachwerkzeuge in bestimmten Modificationen eingeschlossen und festgehalten wird, ist ja eben nichts anders als eine Umgränzung, die ich mir mithin auch in Linien gezogen denken und durch solche aus der Sphäre der Stimme heraus entsprechend vorstellig machen kann. Das Wort eine Figur zu nennen, ist demnach nicht ein Tropus, sondern die Sache selbst, wie dies denn auch die Klangfigur in den vorstelligen Versuchen von Chladni (vgl. II. §. 21) deutlich vorlegt. Durch diese Versuche zeigt es sich sichtlich vor Augen, wie ein leicht beweglicher Körper, als feiner Sand, wenn er mit einem klingenden Körper, als einer Glasplatte,

deren Ebenheit die Beweglichkeit jenes erleichtert, in Verbindung gebracht wird, die Figuration abgibt, die durch die Besonderheit des Tons bestimmt wird. Der Klang erschüttert nämlich die Theile der Glasplatte in eben einer solchen bestimmten und (relativ) begränzten Weise als der gegenständliche Eindruck das Nervensystem erschüttert. Die Glasplatte kann aber diese begränzte Erschütterung nach außen eben so nur durch den darauf gestreuten Sand offenbaren als das Nervensystem dieselbe durch die Stimme zeigt. Beides also, die modificirte Bewegung der Sandstäubchen so wie die der Stimme und der Sprachwerkzeuge, ist also nicht nur ein Analogon, dort der Erregung der Glasplatte, hier des Nervensystems, sondern vielmehr und ganz eigentlich die zu andern Stoffen fortgeleitete Erregung und Bewegung der Körper, an denen sie zuerst hervorgebracht wurde.

Die Griechen, so wenig sie sich mit der eigentlichen theoretischen Untersuchung dieses Gegenstandes abgegeben haben, faßten denselben doch gleichwol in dem feinen Tacte, den sie für die empirische Wahrnehmung aller Erscheinungen zeigten, ganz eben so auf, und Aristoteles nennt daher (Poetica, c. 20) die Consonanten, auf denen ja die figürliche Gestaltung des Wortes hauptsächlich beruht, ganz bezeichnend σχήματα τοῦ στόματος, oder vielmehr sagt er, daß sich dieselben durch die figürliche Stellung des Mundes von einander zunächst unterscheiden. Auch Dionysius von Halikarnaß belegt (de composit. verborum, c. 14) die Eigenthümlichkeit der consonantischen Gestaltung mit der Benennung von σχηματισμός, und Plotin sagt geradezu, daß, wenn jemand spreche, er durch die Thätigkeit der Stimmwerkzeuge ein Bild oder eine Figur (σχῆμα) in der Luft hervorbringe, welches der Hörende wahrnehme und dadurch den Gedanken des Redenden verstände.

In der That gibt es also nicht nur keine andre passendere Analogie für die Bildung des Worts als das seiner Figürlichkeit, sondern die Wörter sind ganz eigentlich nichts weiter als die unwillkürlich gegebenen Figuren oder figurenhaften Abdrücke der Empfindung im Reiche des Tones, insbesondere der menschlichen Stimme, und in diesem Sinne sind denn auch alle Wörter jeder Sprache Figuren, insbesondere Lautfiguren.

Wenn wir hiermit aber auch den formellen Begriff der Figur in seiner ersten und einfachsten Gestalt aufgefaßt und erklärt haben, so schließt er indeß doch noch einen andern, seinen materiellen in sich. Denn es fragt sich, was nun mit dieser Form gefaßt, umschlossen und bezeichnet ist. Die vorausgegangene Betrachtung der Sprachentstehung überhaupt hat uns nun aber schon hinlänglich gezeigt, daß dieselbe, den Gegenständen gegenüber, nur irgend ein Merkmal, eine Wahrnehmung an denselben umfaßt, dem sich aber vermöge des Umstandes, daß diese Lautfigur als Mittel der Mittheilung über denselben und als Bezeichnung von demselben gebraucht wird, die Wahrnehmung oder der Gegenstand in seiner sinnlichen Ganzheit unter- und vorschiebt, und daß also in dem Worte als Lautfigur ein tropischer oder metaphorischer Inhalt liegt. Der Gegenstand

aber die Wahrnehmung an sich und in der Totalität ihrer ganzen Erscheinung ist und bleibt etwas durch die Sprache an sich nicht Wiederzugebendes, Unaussprechliches. Nur indem sie daher eine gleiche totale Anschauung des Objectes in dem Subjecte voraussetzt, läßt sie jenes in der Lautfigur hindurchscheinen, oder verlangt, daß der die Sprache Vernehmende sich das vollständige Bild des Gegenstandes durch seine Empfindung und Anschauung vergegenwärtige, und hierdurch ist das Wort, und gleich das erste gesprochene Wort nach Seite seiner Form Figur, nach Seite seines Inhalts aber Metapher oder Trope überhaupt.

Eben so liegt gleich in dem ersten als solchem ausgesprochenen Worte, wie schon vorhin erwähnt, ein Verhältniß eines Besonderen zu einem Allgemeinen, und es kommt also nur auf den Standpunct an, von welchem aus ich diese beiden in dem Worte liegenden Momente, die mithin der Kern- und Lebenspunct der ganzen Erscheinung des Figürlichen und Tropischen sind, und aus denen daher ihre philosophische Erklärung gegeben, und ihre geschichtliche Entwickelung betrachtet, so wie eine Lehre von ihnen aufgestellt werden muß, zu meiner Anschauung bringe.

Stelle ich mich auf den Standpunct der Figur, so habe ich diese sowie das Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen zu meinem Ausgangspuncte, und die Trope liegt als Richtung und Ziel ihr gegenüber; stelle ich mich auf den Standpunct der Trope, so habe ich diese und das Verhältniß des Allgemeinen zum Besonderen zum Ausgangspuncte, und die Figur wird Ziel und Richtung für sie: — in welchem Verhältnisse zugleich ihre sich fordernde Gegenseitigkeit, ihre Verwandtschaft und ihr Unterschied im allgemeinen ausgesprochen ist. Figur und Trope bilden ein Ganzes, das sich nur auf dem Wege seiner organischen Entwickelung nach den in ihm liegenden Momenten zunächst immer einseitiger herausſetzt, auf dem höchsten Puncte dieser einseitigen Entwickelung aber von selbst wieder sucht und mit sich zusammenzugehen trachtet. Auf diesem Wege nun wollen wir ihm in seinen einzelnen Tritten nachgehen, und, weil wir nicht beide divergirende Richtungen zugleich verfolgen können, uns erst auf den einen, dann auf den andern Ausgangspunct begeben, ohne uns als erklärende Führer der gesammten Bewegung, als welche wir über derselben stehen, die Hinweisung auf das Entsprechen und die Unterschiede der beiderseitigen Bewegungen zu versagen und abzuschneiden.

Weder daß das Wort Trope, noch daß es Figur sei, wird anfänglich empfunden, und für eine lange Zeit, bis nämlich die Sprache, insbesondere die Wirksamkeit derselben in der Rede, Gegenstand der besonderen Betrachtung wird, unterscheidet man daher, dem Bewußtsein nach, weder den einen noch den andern Begriff. Gleichwol hat sich unterdeß ein relativer Unterschied von beiden nicht nur der Sache nach herausgesetzt, sondern sie sind auch auf dem Wege ihrer immer größeren Entfernung von einander begriffen.

Der erste Unterschied von beiden muß sich nämlich da eingefunden und festgesetzt haben, wo, nachdem eine gewisse, wenn auch noch geringe Anzahl von Vorstellungen in Worten

gesichert und dem Gebrauche der Mittheilung geläufiger war, auf die vorhin näher erklärte Weise der Drang nach derartiger Mittheilung eine neu entstehende Vorstellung sich einen Ausdruck in einem bereits fertigen Worte und also auch unter der Hülle einer diesem zugehörigen Vorstellung suchte. Hiermit war ein bedeutungsvoller Schritt gethan und er konnte daher naturgemäß nicht ohne eine schon nahe liegende Vermittelung vor sich gehen. Bedeutungsvoll ist er aber deshalb, weil das Wort nun vollkommen zum bloßen Zeichen herabgesetzt worden ist, und der Geist sich ganz gleichgiltig gegen die Lautbezeichnung verhält; denn es ist ja nur die darunter gefaßte Vorstellung, durch die die Wahl geleitet wird, und wenn gleichwol die Lautgestalt der verglichenen Vorstellung der der tropischen nicht widerspricht, so ist dies nur, wie wir vorhin sahen, eine zwar natürliche, aber durchaus nicht beabsichtigte Folge. Ferner aber ist eben hierdurch eine Trennung des figürlichen Moments von dem tropischen, wenigstens der Idee nach, so wie ein Fürsichsetzung des letzteren geschehen; denn wenn auch die Trope, um zu erscheinen, immerhin eines Wortes, also auch des in demselben liegenden figürlichen Moments bedarf, so verhält sie sich doch, wie gesagt, ganz gleichgiltig gegen dasselbe, und nimmt es nicht mit in ihre Absicht auf.

Vermittelt aber wurde dieser Schritt durchaus dadurch, daß man das lautende Wort immer mehr als bloßes Zeichen zu nehmen sich gewöhnte. Denn in dem Grade als man in dem Worte immer mehr nur die damit gemeinte Vorstellung auffaßte, überwog auch die tropische Vorstellungskraft immer mehr, so daß der Schritt, die eine geradezu und ganz und gar für die andre zu nehmen, nicht mehr fern lag. Und da in den kindlichen Zeiten eines Volks die sinnliche und totale Anschauungsweise vor der individualisirenden immer stärker ist, so erhellet auch, wie denn die tropische Ausdrucksweise sich bald ausbreitete.

Andrerseits aber, und zwar nach dem Maße, als sich bei einem Volke der Verstand schneller und stärker entwickelt, nimmt auch die individualisirende Anschauungskraft und hierdurch die figürliche Ausdrucksweise zu, die nun die in dem Worte liegenden Momente nach der andern Seite hin heraussetzt, während sich zugleich die Wörter der Anzahl nach vermehren.

Sehen wir endlich auf das Verhältniß der Besonderheit und Allgemeinheit, wie die beiden fraglichen Momente, nachdem sie auseinander getreten sind, dasselbe weiter an sich ausdrücken, so zeigt sich Folgendes: Das erste Wort, das ausgesprochen wurde, ist gleichzusetzen dem ersten Eindrucke, den der Mensch von sich, von seiner Gefühlstotalität aus unterschied, und dieser umfaßte zwar nicht die übrige Welt, wohl aber war sie für das unterscheidende Subject aller Inhalt, weil der Mensch nur das an Inhalt wirklich hat, was er von sich zu unterscheiden vermag. Denn ein Kind oder ein ganz roher Mensch wird, unter die reichste Gegenständlichkeit versetzt, selbst mit übrigens gesunder Sinnesanlage, doch nur einiges oder weniges davon wahrnehmen, weil er die geistige Fähigkeit

und Uebung noch nicht hat, die Dinge zu unterscheiden und sie so in der Vorstellung fest- zuhalten. Und selbst der geistig und sinnlich höchst Ausgebildete wird, wenn ihm eine allzugroße Menge von Gegenständen plötzlich entgegengehalten wird, doch nur eine ge- wisse Anzahl unterscheiden und so von ihnen wissen können (vgl. I. §. 19). Indem er aber fortfährt immer mehr Dinge von sich zu unterscheiden, nimmt er auch immer mehr Weltinhalt in sich auf, d. h. er schreitet in immer individuellerer Erkenntniß des- selben so wie in einem individuelleren Ausdruck dieser durch die Sprache fort. Je mehr dies der Fall ist, je mehr wird nothwendiger Weise der ursprüngliche Zusammenhang, in welchem der Mensch die Dinge anfänglich mit ihrer gesammten Umgebung, überhaupt mit andern anschaute, immer loser und zugleich immer entfernter, wogegen er mit dem Bewußtsein seiner selbst immer mehr in den Vordergrund tritt, welches in dem Maße mehr der Fall ist, als er Dinge unterscheiden lernt. Dies heißt mit andern Worten: der objective Zusammenhang der Dinge lös't sich vor der Anschauung des Subjects immer mehr auf, und es hat jene nur nach ihren Einzelheiten und insofern sie Bezug auf ihn haben vor sich. So wird also von Schritt zu Schritt, dem Subjecte gegenüber, alles, was anfangs nur Totalität oder Allgemeinheit war, ihm immer mehr zur Beson- derheit, und alle vorherige Beziehung auf anderes wird nun von Schritt zu Schritt nur Beziehung auf ihn. Dieses progressive Verhältniß ist aber, von Seite der Sprache ge- nommen, nichts anders als eine unbegränzte Fortsetzung der Wortvermehrung nach Seite des figürlichen Moments. So gut wie aber die Masse der Gegenstände, wenn sie dem Menschen nur als Einzelheiten gegenüberstehen, diesen verwirren und gleichsam erdrücken, und er daher genöthigt wird, sie nach immer höheren Gemeinsamkeiten wieder zusammen- zufassen, um ihrer mächtig zu bleiben, — was nur durch eine Subsumirung derselben untereinander zu geschehen vermag, so wie er vorher die Gegenstände, um sie von sich zu unterscheiden, seinem Totalgefühle subsumiren mußte: eben so gut muß er auch die Vorstellungen auf einander beziehen und sie unter immer höhere Einheiten subsumiren. Indem er dies thut, und also bestimmte Beziehungen zwischen einzelnen Vorstellungen einheitlich faßt, stellt sich von neuem eine Figur dar, denn bestimmte Beziehungen von etwas zu etwas, sind, räumlich ausgedrückt, nichts anders als Begränzungen, die, wenn sie zu einer Einheit gefaßt oder verbunden werden, eben das geben, was wir Figur nennen. Auch in diesem Sinne ist sie nicht blos bildlich genommen, sondern sie ist wirk- lich eine solche, indem es ja nicht auf das Material ankommt, in welchem sie ausge- drückt wird, und wir es hier nur mit einer formalen Wahrheit zu thun haben. Denn ein Ordensstern oder ein in Brotteig abgedrückter, ist, materiell genommen, freilich kein wirklicher Stern, wohl aber hat er eine formelle Wirklichkeit, — wogegen, wenn ich von dem Sterne der Hoffnung rede, ich diesen Begriff nur tropisch gebrauche. Wohl aber ist Figur in diesem Sinne von der Lautfigur des einzelnen Wortes darin unterschie- den, daß, indem sie, wörtlich ausgedrückt, zunächst den einfachen Satz gibt, dieser nicht

nur die Lautfiguren der ihm integrirenden Wörter in sich begreift, sondern daß sich auch eine neue Figur bildet, in der diese Wörter nur die einzelnen Linien bilden, und in der mithin der Begriff ihrer früheren Lautfigürlichkeit verschwindet, wenn gleich er in dem wirklichen Ausdrucke des ganzen Satzes dennoch erhalten bleibt. Sie ist also überhaupt dadurch verschieden, daß sie eine größere Manigfaltigkeit und eine größere Allgemeinheit in sich schließt: eine Manigfaltigkeit, weil ihre Theile oder Linien selbst kleine Figuren in sich bilden; eine Allgemeinheit, weil, während die einzelnen Wörter als Lautfiguren selbst Ganze waren, sie nun zu Theilen eines Ganzen herabgesetzt sind.

Dasselbe Verhältniß setzt sich nun hinsichtlich höherer Einheiten in derselben Weise fort. Der einfache Satz, der jetzt dem einzelnen Worte gegenüber höhere Einheit und höherer Begriff der Figur war, wird blos integrirender Theil einer höheren Einheit und eines höheren Begriffs der Figur, wenn er in Beziehung auf zusammengesetzten Satz und auf Periode genommen wird, und die Periode bildet einen solchen höheren Begriff der Figur, indem ja auch sie darin ihr Wesen hat, daß sie bestimmte Beziehungen verschiedener Sätze zur Einheit verbindet und also ebenfalls eine Figur darstellt.

Eben so verhält es sich mit den einzelnen Perioden, wenn ich sie als Theile eines Schriftganzen und eben so mit jedem Schriftganzen, wenn ich es als Theil alles durch Gedanken auszusprechenden und in bestimmtem formalen Verhältniß zu sich stehenden Weltinhalts ansehe. Auf jeder dieser Stufen erhalte ich einen höheren Begriff der Figur, der manigfaltiger und allgemeiner ist als der tiefer stehende und der diesen letztern zugleich in sich faßt. Und so also ist auch der denkbarer Weise in einem bestimmten Verhältniß zu sich stehende Ausdruck des Weltinhalts eine Figur für denselben in dem Sinne als das einzelne Wort eine Figur für den darunter begriffenen Inhalt ist.

Auf diesem Wege ist nun also aller Weltinhalt als ein immer mehr besonderter in Beziehung auf sich, aber freilich nur hinsichts seiner Form gefaßt worden, und der letzte Einheitspunct in welchem er gefaßt und umspannt wird, ist das unterscheidende Subject, und aller Inhalt ist deshalb in letzter Einheit egoistisch bezogen. Das Princip der Besonderung hat mit andern Worten seine höchste Spitze erreicht, denn aller Inhalt ist nicht nur überhaupt und an sich zu einem besonderen geworden, sondern er ist als solcher auch wieder in ein bestimmtes Verhältniß zu sich getreten, und bildet eine große ganze Figur in sich. Die Einheit derselben selbst aber, d. h. die Richtung und das Verhältniß aller seiner Seiten oder Linien zur Ganzheit ist die Besonderheit an sich oder der Mensch als Subject schlechthin, als Egoität betrachtet.

Dasselbe mit Hinsicht auf den Begriff des Tropus ausgesprochen, wird aber so viel heißen: Die Welt als das an und für sich Unaussprechliche, wenn wir sie als Totalität denken, ist ein Tropus, denn das Tropische bestand ja eben darin, etwas an und für sich Unaussprechliches zu enthalten und daher einen stellvertretenden Ausdruck zu suchen. Indem aber dieser ganze Weltinhalt für ein fassendes oder unterschei-

bendes Subject sich besondert und also Schritt auf Schritt zu einer umfassenderen und vielgestaltigeren Figur wird, lös't sich auch das Tropische desselben auf, und er wird zu einem immer mehr aussprechlichen, freilich nicht in seiner Totalität an sich, sondern nur insofern er eine Zusammenfassung von Besonderungen geworden ist und der Zusammenfassende selbst ein einzelnes und besondertes Subject ist.

Auf diesem extremen Puncte der Einseitigkeit angekommen, fängt nun aber das Verhältniß an, sich umzukehren. Der Mensch muß nämlich nach und nach immer mehr erkennen, daß, wenn er nun auch die ganze Welt in dieser Beziehung auf sich und in figürlicher Besonderheit hat, er doch damit keineswegs weder die eigentliche Wahrheit derselben noch auch den Genuß hat, den er sich vielleicht von einem solchen Besitze versprach; er muß erkennen, daß die Dinge in ihrer Besonderheit und in ihrem blos einseitigen Bezuge auf ihn gerade das Unbleibende und Vergängliche sind, und daß das Wahre vielmehr nur in dem Theile ihres Wesens liegen kann, der unter allen zeitlichen Veränderungen der Besonderheit sich gleich bleibt. Dies ist aber eben nur das Allgemeine an ihnen, das in keinem einzelnen ihrer Theile etwa liegt, sondern was nur ideell, oder nur geistig zu fassen, gleichsam über ihnen schwebt; das eben nicht an und für sich, sondern nur durch die Besonderheit des Ganzen ist, und sich durch diese ausdrückt.

Was aber der Mensch etwa nun an dem einen oder andern Dinge in dieser Weise wahrnimmt, wird er nach und nach von allen, also von der ganzen Welt der Erscheinungen oder der Wirlichkeit und Besonderheit einsehen müssen, nämlich, daß sie an sich nicht Wirklichkeit und Wahrheit haben könne, sondern nur insofern sie der Ausdruck oder die Offenbarung des Allgemeinen überhaupt, d. h. des Göttlichen ist, und daß mithin alle Besonderung überhaupt auch nur insofern Berechtigung und Wahrheit habe, als sie dazu dienstlich ist.

Sobald ich also die Dinge nicht mehr in ihrer Besonderheit an sich, sondern nach ihrem allgemeinen Wesen oder als Allgemeinheit fasse: sobald kann ich sie auch nicht mehr auf mich, insofern ich selbst eine Besonderheit, sondern nur insofern ich der Erfassung des Allgemeinen fähig, d. h. geistiger Natur und Bestimmung bin, beziehen; mit einem Worte, ich kann sie nur auf das, was allen gemein, auf das Allgemeine beziehen, und so hat sich also meine Anschauungs- und Beziehungsweise gerade umgekehrt. Dort ging ich von dem Weltinhalte als etwas Totalen, Allgemeinen aus, kam aber, indem ich mich desselben durch Unterscheidung bemächtigte, immer mehr ins Besondere, dessen letzte Spitze ich selbst in meiner Einzelheit war; hier komme ich, indem ich nämlich das Besondere nur als Ausdruck eines Allgemeinen erkenne, gleichfalls zu einer Totalität und Allgemeinheit zurück. Aber der große Unterschied zwischen der ersten und letzten Totalität liegt darin, daß die erstere ganz unmittelbar und ihrem Inhalte nach ganz in sich verschlossen ist; die letztere dagegen durch ein der Fassung der Allgemeinheit fähiges Subject, das ist durch den Geist vermittelt und ihrem gesammten Inhalte nach exponirt ist; daß

mithin die erste Totalität mit Hinsicht auf ein auffassendes Subject für dieses nothwendig, die letztere dagegen für dasselbe frei, das ist durch eine Thätigkeit zu stande gebracht erscheint, die nicht in seiner sinnlichen oder besonderen Natur als solcher liegt.

Es spiegelt sich also hierin die ganze Aufgabe des Menschen und der ganze Gang, den er zur Lösung derselben zu nehmen hat; oder vielmehr es ist hierin die geistige Bestimmung und der Gang, den der Geist hierzu in seiner Entwickelung nimmt, deutlich ausgesprochen.

So wie aber die Erkenntniß des Besonderen nie und zu keiner bestimmten Zeit jemals sich abschließen und vollenden kann, vielmehr als eine immer fortzusetzende Aufgabe der Menschheit vorliegt: eben so wenig schließt sich auch das Fassen des Besonderen als Ausdruck des Allgemeinen jemals ab oder setzt sich blos für sich, ohne Thätigkeit des ersten Momentes fort: vielmehr müssen beide sich immer die Hand abwechselnd reichen, so daß in dem Augenblicke, wo der Geist zu einer Besonderung fortgeschritten ist, der andre Augenblick auch wieder das Verhältniß desselben zum Allgemeinen aufsucht und herstellt. Hierdurch wird der Weltinhalt von Schritt zu Schritt individueller erfaßt, oder — in Hinsicht auf das fassende Subject — neuer Inhalt hervorgebracht. Hierdurch stellt sich eine ewige Bewegung in der Ruhe oder eine Ruhe in der Bewegung dar, denn das Fortgehen zum Besondern ist in der That eine Bewegung des Geistes; das Fassen des Besonderen aber in der That eine Ruhe desselben, und insofern eben das eine Moment nicht ohne das andre stattfindet und an jedem einzelnen Falle sich in concreter Einheit darstellt, findet auch das sich widersprechend scheinende seine wirkliche Versöhnung und seine (subjectiv) versöhnte Wirklichkeit. Hierdurch endlich wird die Schönheit dargestellt, die ja in nichts anderem besteht, als daß alles Besondere nur insofern erscheine, als es Ausdruck des Allgemeinen oder Geistigen d. h. des Göttlichen ist.

Was aber hier im allgemeinen ausgesprochen ist, gilt auch von der Aufgabe eines jeden Menschen insbesondere. Jeder soll in der Erkenntniß des Besonderen, — und, da ein einzelner nicht alles Besondere durchdringen und erfassen kann, in einer einzelnen Sphäre desselben — immer fortschreiten, in jedem Augenblicke aber das auf diese Weise individuell Erkannte wieder als Allgemeines oder in seinem Verhältnisse zum Allgemeinen oder zu Gott fassen, und so also auch durch sich und an sich das Wahre, Göttliche und Schöne darstellen.

Wenden wir dies auf unsre in ihrem Wesen zu erfassenden Begriffe von Figur im Gegensatz der Trope an, so ergibt sich Folgendes: In dem Bisherigen haben wir Figur nur als Ausdruck der Besonderheit von ihrer blos formalen und daher einseitigen Natur aus gefunden, und sie überwand daher von Stufe zu Stufe die Unmittelbarkeit des Tropischen der Anschauung, zeigte dadurch aber auch in dieser Verengerung zu der Einseitigkeit ihrer selbst gleichsam eine Zuspitzung in sich, während sie freilich, blos nach der Seite ihres Wesens betrachtet, immer manigfaltiger und allgemeiner wurde. Indem sie

sich aber auf dieser Spitze umkehrend nicht mehr für sich selbst, sondern nur als besondere Form und besonderer Ausdruck des Allgemeinen erfaßte, erfaßte sie sich also eben blos als Stellvertreter eines an sich nicht Aussprechlichen, sondern nur durch Besonderes Aussprechlichen, mithin als Tropus: aber freilich nicht als Tropus in dem vorherigen Sinne, sondern als solcher im eigentlichen und geistigen im Gegensatze jenes, den wir den natürlichen nennen müssen.

So lange nämlich der Tropus nur durch das Bedürfniß erzeugt wird; so lange der Mensch sein Inneres nicht anders als durch ihn vorzugsweise ausdrücken kann: so lange ist er auch noch natürlich und nothwendig gegeben. Wenn aber die Welt nach und nach eine aussprechliche geworden ist; wenn also die steigende Macht der Individualisation den Tropus nach und nach gleichsam absorbirt hat; der Geist aber dennoch zu ihm zurückkehrt, indem er die Sprache und Rede und den Begriff des Figürlichen in seinen immer höheren Stufen für das nothwendige Mittel des vollkommneren Ausdrucks des an sich Unaussprechlichen, nämlich des Allgemeinen erkennt, und wenn er es in diesem Verhältniß gebraucht, dann ist Tropus freilich in einen andern höheren und zugleich poetischen Begriff seiner selbst übergegangen. Er ist nicht mehr im einzelnen vorhanden, sondern schwebt über dem Ganzen des figürlich ausgedrückten, das ihm lediglich zu seiner Offenbarung dient. Dies ist freilich ein Sinn, von welchem die Rhetoriker der blos antiken Schule sich nichts träumen lassen, und den sie perhorresciren würden, wenn es irgend anging: aber der ganze Sprach- und Redegeist, in dem geschichtlichen Gange seiner Entwickelung gefaßt, fordert die Annahme eines solchen Sinnes unabänderlich und schon Göthe hat die Wahrheit eines solchen geahnet, indem er an einer Stelle seiner Werke sagt: „Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.“ Auch in der bekannten Stelle

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ ꝛc.,

sagt er offenbar nichts anderes, als daß alles Besondere, Einzelne, nach unsrer Weise Figürliche, nur ein Gleichniß oder ein Tropus, — denn jedem Tropus liegt ein solches zu Grunde — für das an sich Unaussprechliche, d. h. für das Allgemeine oder Göttliche ist. Andre ähnliche Aussprüche findet man bei den neueren Dichtern so wie auch im neuen Testamente.

Daß wir hiermit zugleich erst zur Vollständigkeit des Begriffs von Tropus und vom Tropischen überhaupt gekommen sind, liegt auf der Hand, und wird sich weiter unten noch unwiderleglicher zeigen, wenn wir eine wörtliche Bestimmung desselben abgeben; dadurch nämlich zeigen, daß der übliche Begriff durch die Umfassung desselben in dem höheren erst sein Licht und seine volle Verständlichkeit erhält.

Eben so wird sich dort die Frage erledigen, welche Stufen das Tropische zu durchlaufen hat, um zu der Vollständigkeit seiner selbst zu gelangen. Nur so viel wollen wir hier im voraus erinneren, daß, so lange der natürliche Tropus noch stattfindet, seine

Stufen dem des Figürlichen nach seiner materiellen Seite entsprechen müssen. Denn der Tropus ist ja gebunden an den durch die Macht der Individualisation gleichsam zu Tage geförderten besonderen Inhalt oder an die Natur und das Wesen der einzelnen Vorstellungen, die, je höhere Stufen der Geist ersteigt, selbst verschiedene sein werden. Wenn aber der Begriff des Tropus einmal in seinem wahren und höheren Sinne genommen wird, so liegen seine Stufen in der vollkommneren Art und Weise, mit welcher man alles Besondere und Endliche als nothwendige Grundlage des Ausdruckes des Allgemeinen nimmt, — was freilich auch wieder durch mancherlei Vermittelungen im Geiste hindurchgehen muß.

Wir deuten auf diese verschiedenen Stufen aber im voraus hin, um gleich auch im voraus aussprechen zu können, wie in der besagten Weise Figur und Tropus auf jeder Stufe, die von dem letzteren in seiner geistigen Bedeutung erstiegen wird, auch immer mehr wieder zusammenfallen, — so gut wie sie bis zu diesem Puncte immer mehr auseinandergingen, und wie sich also ihre ursprüngliche Einheit allmählig immer fester und inniger wieder darstellt; nur daß diese Einheit nicht allein eine durch den ganzen Weltinhalt auseinandergesetzte und also unendlich manigfaltige, sondern auch durch die freie geistige Vermittelung hindurchgegangene ist. Denn je mehr das Besondere, sprachlich also das Figürliche, von dem Geiste als nothwendiges Mittel seiner selbst, — denn der Geist ist selbst das Allgemeine — genommen wird, je mehr es sich also demselben und seinen Zwecken gemäß gestaltet; je mehr es sich mit einem Worte als nothwendige Form des freien Inhalts erkennt: je mehr muß es auch mit demselben eins werden und sich ihm in dem gedachten Verhältnisse identificiren.

Demselben Gedanken sind wir übrigens, nur in einer anderen Sphäre, schon öfter entgegengekommen, wenn wir sagten, daß Poesie und Prosa in einer gewissen Zukunft eben so gut mit einander zusammenfallen müssen, als sie ursprünglich eins oder als ihre Unterschiede noch nicht auseinander herausgesetzt waren, — mit welchem Gedanken aber freilich eben nur in die Zukunft hinausgedeutet ist so gut wie mit dem eines Ineinanderfallens von Figur und Tropus. Aber der wissenschaftliche Geist der Gegenwart verlangt auch nichts geringeres, als daß jedes seiner Objecte im Verhältnisse zu seiner geschichtlichen Vergangenheit und Zukunft betrachtet, und daraus ein absolutes Gesetz für unser Verhalten zu ihm in der Gegenwart entwickelt werde.

Wenn aber die Sprache der Ausdruck des Allgemeinen selbst ist, und Trope und Figur die allgemeinste Form der Besonderung ist, unter der sie zu Tage kömmt, — wie dürfte da ihrer Betrachtung ein solcher Hinblick auf die Zukunft und der Fassung ihres Begriffs eine solche Berücksichtigung fehlen, durch die sich derselbe seinem Wesen nach erst erfüllt? Und daher wird schon hierdurch das oben (II. §. 19) Gesagte deutlicher werden, daß, so wenig die Sprache überhaupt, eben so wenig die Lehre von den Figuren und Tropen, die auf das tiefste in ihr besonderes Wesen einführt, wissen-

schaftlich aufgeführt und entwickelt werden könne, ohne an die tiefsten Probleme der menschlichen Erkenntniß zu streifen, ja sie theilweis selbst mit herein zu ziehen.

An dieser Bemerkung läßt sich aber zugleich auch schon im voraus schließen, von welcher Art und von welcher Wichtigkeit das Praktische dessen ist, was sich aus einer solchen wissenschaftlichen Betrachtung der gedachten Lehre entnehmen läßt.

§. 27.

Fortsetzung.

In dem Vorigen haben wir die Idee der Figur und Trope in ihrer denkbaren Entwickelung ganz im allgemeinen aufgestellt. Daß diese Aufstellung aber richtig sei, — dies muß sich nicht nur an dem Zustimmenden des Inhalts zeigen, den die Idee im allgemeinen umfaßt, sondern auch namentlich daran, daß sich alle nun geschichtlich gewordenen Erscheinungen der Figur und Trope auf eine natürliche und zustimmende Weise vollständig erklären lassen. Es muß sich ferner daran zeigen, daß eine umfassende und befriedigende Bestimmung von beiden aus jenen idealen Umrissen, zusammengehalten mit ihrem concreten Vorkommen, hervorgeht, vermöge deren ich im stande bin, alles was in der betreffenden Sphäre noch dunkles und unentschiedenes daliegt, deutlich zu erkennen und zu unterscheiden. Es muß sich endlich daran zeigen, daß sich aus den darüber gegebenen Bestimmungen eine für alle Fälle ausreichende Vorschrift für die Praxis des Schreibenden in Hinsicht auf das Figürliche und Tropische herleiten und aufstellen läßt.

Alles dies suchen wir nun an der Betrachtung, zunächst des Figürlichen, näher nachzuweisen.

Wir knüpfen hierbei hauptsächlich an die vorhin schon (II. §. 26) gegebene Bemerkung an, daß die Entwickelung des Figürlichen zu seinen höheren Stufen zunächst vor sich gehe, ohne daß der Mensch davon ein Bewußtsein hat und erinneren noch einmal daran, daß wir der aufgestellten Idee desselben gemäß, alles das darunter verstehen, wodurch sich der Gedanke in der Sprache eine bestimmte oder besondere Form der Einheit gibt; wir erinnern endlich auch noch an die gleichfalls bereits aufgestellte Behauptung, daß die Trope im natürlichen Sinne oder die einzelnen Trope bei fortschreitender geistiger Entwickelung eines Volkes oder eines Einzelnen vor der zu ihren höheren Stadien fortschreitenden Figur immer mehr zurücktritt: — welche verschiedenen Puncte in ihrer näheren Erörterung uns zugleich den Faden an die Hand geben werden, den so überaus reichhaltigen dahin einschlagenden Stoff an demselben in gedrängter Darstellung festzuhalten.

In der Vorstellung, die wir uns von der Sprachentstehung erworben haben, ist es eben so nothwendig als begreiflich, daß, so gut als die Lautfigürlichkeit und das Tropische der ersten und einfachsten Sprache zwar empfunden, aber nicht mit Bewußtsein wahrgenommen wurde, eben so gut auch die zusammengesetzteren Verhältnisse, zu denen die Sprache bei

ihrem vermehrten Gebrauch fortschritt, zwar gefühlt, aber nicht als solche wahrgenommen und unterschieden wurden. Zu solchen mußte aber der Geist fortschreiten, je manigfaltiger die Gegenstände, die er beobachtete, und je vielfältiger die Beziehungen wurden, unter denen er sie auffaßte. Je mehr dies der Fall war, je mehr er demnach die Sprache zum Mittel der Mittheilung machte, je mehr mußte aber auch das Gefühl von der Lautfigürlichkeit der Worte und der ausgedrückten einfachsten Beziehung derselben unter einander schwinden, und je mehr mußte demnach auch die Befähigung für die Sprache entstehen, durch Heraussetzung der in ihren Elementen und der Verbindung derselben liegenden Momente neue Verbindungen einzugehen oder Beziehungen zu bilden, während sie zugleich den vorbezeichneten Weg der Vermehrung des Wortstoffs selbst fortsetzte. Alle solche erweiterten und individueller gefaßten Beziehungen aber mußten sich eben so gut einen formellen Ausdruck suchen, der, weil er eine unter bestimmten Gränzen gefaßte Einheit ist, auch Figur ist. Von welcher besonderen Art aber jene Beziehungen und ihr Ausdruck, oder von welcher Art die Figur ist, daß sie nicht mit dem Begriffe der bloßen Lautfigur im Worte an sich und mit der Lautfigürlichkeit des Ausdrucks der einfachen Beziehungen zusammenfällt, die wir unter den grammatischen Begriffen haben, ist nun näher zu sehen.

Wir dürfen dabei nur festhalten, daß alle Figuren, wie sie unter dieser Benennung in einer wahrhaft verwirrenden Menge vorliegen, doch ihrem Grunde nach nichts sind als Entfaltungen der in dem Worte liegenden Momente. Da aber die einfachsten Rücksichten, nach denen dasselbe betrachtet werden kann, seine Lautlichkeit und seine Bedeutung sind, so ergeben sich also ursprünglich auch lediglich diese als die beiden Hauptquellen der Figürlichkeit. Lautlichkeit und Bedeutung verhalten sich aber wie Inneres zu Aeußerem oder wie Allgemeines zu Besonderem, und so kommen wir auch von dieser Seite her auf das Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen als dem Principe der Eintheilung der Figuren, so wie wir es bereits als Princip aller Sprachentstehung, ja aller Entwickelung überhaupt gefunden haben. So wie nun aber im concreten Wort Laut und Bedeutung eins ist, so muß ich bei einer theoretischen Trennung von beiden, so wie bei allen Expositionen von Besonderen und Allgemeinen auch in dieser Sphäre immer die nothwendige Beziehung von beiden im Sinne behalten. Oder mit andern Worten: indem ich die Beziehung an einem gegebenen Ganzen aufsuche, wecke ich die darin liegenden Unterschiede, und nöthige dieselben, sich einen besonderen Ausdruck zu geben. Hierdurch tritt also eine dritte Quelle von figürlichen Sprachbildungen auf, die das Verhältniß der Besonderheit zur Allgemeinheit der concreten Sprachgebilde selbst zu ihrer Substanz haben. Bedenken wir nun, welche Ausdehnung jede dieser Sphären in der Entwickelung der Sprache zur Vollkommenheit der Rede von Stufe zu Stufe gewinnt, und wie sie auf jeder dieser Stufen in eine immer vielfältigere Gegenseitigkeit der Beziehung zu einander treten, so läßt sich schon im voraus schließen, wie unendlich zahlreich die Figuren

sein werden; ja wie auch hier der Möglichkeit nach eine völlige Unbegränztheit stattfinden würde, wenn nicht relative Beschränkungen hinzuträten. Auch ergibt sich, daß eine nähere Betrachtung der Figürlichkeit in diesem Sinne nichts weniger sein wird als eine Betrachtung der Art und Weise, wie sich aus den Sprachelementen in ihrer ersten Einfachheit allmählig die Rede in ihrer formellen Vollendung ausbildet.

Gehen wir nun mit unserem Principe der Besonderheit und Allgemeinheit, durch die wir das Wort an sich in seine *Lautlichkeit* und seine *Bedeutung* haben zerfallen lassen, zunächst an die *Lautlichkeit*, so zerfällt diese wieder in das *eigentlich Tönende* oder *Vocalische* als das Allgemeine und in das *Consonantische* oder *Figürliche* im speciellen Sinne oder das Besondere. Beide Unterscheidungen umfassen aber nur das in dem Laute liegende *Räumliche*, dem mithin das *Zeitliche* gegenübersteht, das sich zu einander gleichfalls wie Besonderes (Raum) zum Allgemeinen (Zeit) verhält.

Legen wir das unterscheidende Princip an den Begriff der *Bedeutung* so bekommen wir als das Innere oder Allgemeine das eigentliche *Wesen* oder die *Sache* (auch als die wahrhafte Realität zu fassen); als das Aeußere oder Besondere die *Vorstellung*; und legen wir es an den Ausdruck der *Beziehung* zwischen beiden, so erhalten wir als das Allgemeine das *Logische*, als das Besondere das *Grammatische*, wie z. B. in der Endung die dadurch bezeichnete Kategorie das Logische, die Endung selbst das Grammatische ist.

Hiernach bekämen wir nach dem einfachen Schema:

Wort

Lautlichkeit			Bedeutung	
Raum	Zeit	Beziehung	Wesen (Sache)	Vorstellung
Vocal-Consonant	Metrum-Rhythmus	grammatisch-logisch		

folgende Positionen oder Classen von Figuren:

1) unter dem Begriffe der Lautlichkeit nach der Kategorie des Raums die *vocalischen* oder *musikalischen* und *consonantischen*; nach der der Zeit die *metrischen* und *rhythmischen*;

2) unter dem Begriffe der Bedeutung die Figuren der *Sache* (aber nicht im gewöhnlichen Sinne der Sachfiguren, die den Wortfiguren entgegengesetzt werden) und der *Vorstellung*;

3) unter dem Begriffe der Beziehung die *grammatischen* und *logischen*.

Wir nennen mit Absicht diese Figuren *positiv*, weil allerdings auch *negative* Figuren vorkommen, oder vielmehr, weil dieselben Figuren auch durch die Unterdrückung des Ausdrucks ihres unterscheidenden Moments auftreten können; immer aber doch nur insofern ihnen dasselbe *unterliegt*, wie denn ein reines Negatives eben ein absolutes

Nichts ist, das weder gedacht werden, noch der Wirklichkeit nach da sein kann. Denn wir haben in der Aufstellung der Sprachentstehung wohl gesehen, wie weder eine Vorstellung oder ein Begriff, noch weniger also eine Gedanke entstehen kann, ohne daß ihm ein Positives zu Grunde liege, auf den es sich als seinen letzten Grund zurückbezieht. So kann also allerdings ein Wort an sich wegbleiben und durch diesen Ausfall eine Figur gebildet werden, aber dieser Ausfall muß durch die Position der einheitlichen Verbindung andrer Wörter getragen sein. Und so kann also auch ein Consonant ausfallen, wenn er durch die anderweiten Vocale; ein grammatisches Verhältniß, wenn es durch den logischen Zusammenhang; und eine Vorstellung, wenn sie durch den Sinn des Ganzen getragen wird; ja es kann selbst das Umgekehrte des Ausfalls stattfinden, wenn nur die andre Seite des correspondirenden Verhältnisses noch mächtig genug ist, die zu Grunde liegende Position erkennen zu lassen.

Diese acht Classen von Figuren mit ihren respectiven Negationen, die aus den angegebenen Gründen unter jenen subordinirt gefaßt werden müssen, bilden, weil ihre Unterscheidungen alle wesentlichen Momente des Worts und der Wortverbindung umfassen, die allgemeinste Eintheilung des zu Grunde liegenden Begriffs und alle andren möglichen Unterscheidungen müssen demnach in ihnen enthalten sein.

Um nun diese untergeordneten Unterscheidungen oder Figurenclassen, und um endlich die einzelnen Figuren selbst aufzufinden, müßten wir ein jedes der zum unterscheidenden Princip gewordenen Momente in seiner ganzen Entfaltung verfolgen. Wir müßten also z. B. alle möglichen Verhältnisse, in denen der Vocal zum Consonanten und umgekehrt auf den verschiedenen Stufen der Sprache und Redeentwickelung tritt; alle möglichen verschiedenen Metra als ebensoviel Figuren dieses Verhältnisses und alle möglichen grammatischen Verhältnisse, die sich von der Beziehung des Worts zum Satze, des Satzes zur Periode ꝛc. gestalten, aufführen, und die dahin gehörigen Fälle wieder nach allgemeinen Merkmalen zusammenfassen. Und in der That ist dies, wie wir vorhin gesehen haben, der wahre oder vielmehr ideale Begriff der Figur, der festgehalten werden muß, wenn man den engeren oder nun so zu nennenden eigentlichen Begriff derselben richtig begreifen und beurtheilen will. Allein erstlich will man nicht die einzelnen Fälle selbst, sondern doch immer nur ein formell Allgemeines derselben: aber auch in dieser Beschränkung wäre die Aufgabe eine eben so unermeßliche als unnütze, weil es eben auf das besondere Moment ankommt, unter dem man Wort oder Gedanken zusammenfaßt. Es wäre dies nichts anders, als daß man alle möglichen Redeweisen, insofern sie in irgend einer Sprache zum Vorschein gekommen sind, mit allen den darin liegenden einzelnen Beziehungen aufzählte, — eine Arbeit, die also alles Gesprochene in seinen Formen bis zur besondersten Einzelheit umfassen müßte; eine Arbeit, die, wenn sie geleistet werden könnte, wegen ihrer Unermeßlichkeit kaum einen Gebrauch zuließe.

Man beschränkt sich daher erstens nur auf ein derartiges Ausmessen des Figürlichen

hinsichtlich einer einzelnen concreten Sprache, und nimmt einige andre bedeutungsvolle Sprachen höchstens als Vergleichung hinzu.

Zweitens scheidet man, weil sie es eigentlich nur mit allgemein giltigen Gesetzmäßigen für den Verstand zu thun hat, die grammatische Figur aus, und überläßt ihre Untersuchung der Grammatik und eben so die logische Figur der Logik; man scheidet ferner die metrische und rhythmische Figur als vorzugsweise der Poesie zukommend, aus und überläßt ihre weitere Bestimmung der Metrik, wenn gleich das Figürliche des Rhythmus nicht ganz ohne Berücksichtigung bleiben darf, und so blieben also nur die vocalischen und consonantischen so wie die Figuren der Sache und der Vorstellung übrig.

Eine wahrhafte Figurenlehre einer einzelnen Sprache, also hier der deutschen, müßte demnach alle die Verhältnisse aufstellen, in welchem von dem einfachsten Begriffe bis zum Gedanken in seiner ausgebildetsten Gestalt in der vollkommnen Rede Begriff und Gedanke zu der Vorstellungsweise, durch die er ausgedrückt ist, und diese zu dem Worte als lautlicher Gestalt nach seinen vocalischen und consonantischen Bestandtheilen sich verhält. Und in der That bleibt dies auch die einzig richtige Methode, wie irgend ein gegebenes Gedankenganze nach allen seinen Seiten und Einzelheiten vollkommen kritisch ausgemessen werden kann, und sie wird auch wirklich angewendet, und wird es bei gründlichen kritischen Untersuchungen immermehr werden müssen.

Allein auch eine solche Figurenlehre, die mithin eine Ausmessung aller möglichen Redeverhältnisse in einer gewissen Sprache sein müßte, ist noch viel zu unermeßlich, und findet in dieser Allgemeinheit nicht ihre Anwendung, wenn gleich, wie gesagt, eine Anwendung im einzelnen nützlich und nothwendig ist.

Vielmehr tritt noch eine viel engere Beschränkung hinzu, indem nämlich nicht alle die gedachten, sondern nur diejenigen unter ihnen ermessen werden sollen, die durch irgend eine Besonderheit hervorstechen vor der gewöhnlichen Ausdrucksweise, oder die, wie man sagt ein Prägnanz vor derselben haben, und in dieser Beschränkung kommen wir dann zuerst auf den Begriff des Figürlichen im üblichen und eigentlichen Sinne. —

§. 28.

Fortsetzung.

Zur Beantwortung der hierbei natürlich einfallenden Frage, was es denn nun aber mit einer solchen prägnanten und figürlichen Ausdrucksweise im üblichen Sinne des Worts eigentlich für eine Bewandtniß habe und wie sie entstehe, müssen wir uns zurückrufen, was schon an mehreren Orten, wie bei der Erklärung des Wohllautes und der Sinnlichkeit der Rede, von dem Unterschiede der prosaischen von der poetischen Redeweise und von der Entstehung der ersteren aus der letzteren beigebracht worden ist. Während

nämlich die frühere oder poetische Sprache noch durchaus eine Anschauungsweise vergegenwärtigt, in welcher Sinnliches und Geistiges in unmittelbarer Einheit verbunden ist, das heißt in welcher die Einheit von dem Allgemeinen und Besonderem noch vollkommen vorhanden und ausgedrückt ist; und während der Ausdruck durch die Sprache dasselbe Verhältniß in Hinsicht auf das zeigt, was innerhalb dieser Sinnliches und Geistiges heißt: während dem zeigt die Sprache, je mehr sie sich dem Zustande nähert, den wir eben einen prosaischen nennen, eine Anschauung, in der die Beziehungen auf das Allgemeine von Schritt zu Schritt immer weniger unmittelbar enthalten sind, und in der alles immer mehr nur Beziehung auf die Interessen und die Besonderheit des darstellenden Subjects gewinnt; zeigt der Ausdruck einer solchen Anschauung durch die Sprache auch immer mehr eine Entleerung alles dessen, was wir Sinnlichkeit derselben nennen, wenigstens insofern dieselbe in dem Worte an sich liegt. Das Wort, welches anfänglich durch seine Figürlichkeit auf das Gefühl und durch seinen metaphorischen Antheil auf die Einbildungskraft und von beiden aus erst auf den Verstand wirkte, verliert diese Wirkungen und sinkt allmählig zu dem herab, wozu es so viele Pilosophen wie Aristoteles und Hegel gleich von vornherein machen, — nämlich zu einem bloßen Zeichen oder einer notio für den Verstand von dem, was darunter gedacht werden soll. Es erscheint auf diesem Wege seiner Bedeutung immer äußerlicher und man nimmt es zuletzt wol gar als eine für jene nur willkürlich festgehaltene Chiffer. So nimmt also, wenn ich R a b e, K r a n i c h sage, das Gefühl nichts mehr von der Bezeichnung des Geschreies dieser Vögel auf, die in dem Worte gegeben ist; die Fantasie ist nicht mehr geschäftig, sich das Bild derselben zu vergegenwärtigen, sondern der Verstand ist befriedigt, durch das Wort an die Sache erinnert zu sein 2c., und dringt ungeduldig über die einzelne Vorstellung hinaus, um den Sinn des ganzen Gedankens zu erfassen. Eben so verhält es sich mit allen übrigen Momenten und Bestandtheilen eines Satzes; auch der Satz und was darin liegt, — also der Beziehungsausdruck der einzelnen Wörter zu einander, ihre Stellung 2c. wird immer mehr auch nur als eine complicirtere Chiffer genommen, bei der man die Einzelheiten n u r in Beziehung auf die Bedeutung des Ganzen wahrnimmt, über ihre Wirkung als solche hinwegeilt und mit einem Worte sich keine Empfindung mehr von ihnen zuläßt. So ist also von dem ursprünglichen Empfindungsausdrucke durch die Stimme nicht nur ein Mittel der Mittheilung von Gedanken geworden, sondern die Sprache ist g a r n i c h t s andres mehr als dieses, und spricht Gefühl und Fantasie gar nicht mehr oder höchstens noch in ganz ferner dunkler Weise an.

Allerdings ist nun eine solche Wandelung der Sprache nach diesem Puncte hin nothwendig und ersprieslich für den geistigen Fortschritt, denn je mehr ich die Einzelheiten in Beziehung auf ihre Bedeutung zu den niederen und höheren Ganzen auffasse, je freier wird die Herrschaft des Geistes über sie, die zugleich einer größeren Herrschaft

über die Gegenstände der Welt in ihrer zunehmenden Manigfaltigkeit entspricht, und die Sprache tritt dadurch also auch immer mehr in ihr richtiges Verhältniß zur Idee des Geistes, Mittel, und zwar immer vollkommneres, ihm gemäßeres Mittel seines Ausdrucks zu sein. Je mehr also, muß man hiernach mit richtiger Folgerung weiter schließen, die Sprache alles an sich aufgibt, wodurch sie auf Gefühl und Fantasie wirkt; je mehr sie die Natur von blos willkürlichen Zeichen annimmt, und gleichsam ihre Seele aufgibt, je geeigneter und vollkommner muß sie für den freien Gebrauch des Geistes werden. In der That hegen viele und nicht selten sehr geistreiche und sonst sehr gründliche Denker diese Ansicht und alle die, welche, von Leibnitz an, an die Möglichkeit einer allgemeinen Sprache in diesem Sinne glauben, umfassen dieselbe. Dennoch ist dieser Schluß ein unrichtiger, weil der Begriff der Sprache zu eng gefaßt ist, und weil, wie wir bei Betrachtung der Sinnlichkeit gesehen haben, sie ihren Zweck, Vermittlerin der Ideen für andre zu sein, in dem Grade besser erreicht, als sie eben auch auf Gefühl und Einbildungskraft wirkt, insofern diese beiden Vermögen die verständige Erkenntniß erleichtern und die Wahrheiten des Verstandes erhellen; und weil also ihre Vollkommenheit darin besteht, allgemeiner Ausdruck des Geistes durch Vermittelung einer nationalen Sinnlichkeit zu sein, (vgl. II. §. 16—18). Wenn daher Hegel einmal sagt, durch die Sprache werde die Sinnlichkeit der Vorstellung getödtet, so hat dieser Ausspruch eben nur eine einseitige Wahrheit, und kann eigentlich nur in dem eben näher geschilderten Zustande der Sprache seine Giltigkeit haben, in welchem sie sich sinnlich entleert hat; unwahr aber ist er für einen solchen Gebrauch und Zustand derselben, wo ihre Sinnlichkeit im bloßen Dienste des Geistes und insbesondere auch des Verstandes wieder erweckt und gebraucht wird.

Nicht durch Reflexionen etwa über einen solchen einseitigen Zustand der Sprache, sondern durch einen in der Sache und in den Verhältnissen gegebenen Drang wird daher der Geist fortgetrieben zur Ausprägung einer sprachlichen Sinnlichkeit in einer anderen und allerdings geistig höher stehenden Weise so wie zu dem, was wir Prägnanz des Ausdrucks und der Schreibart nennen. Denn das ganz abgerechnet, daß, indem man das Lautfigürliche der einzelnen Worte und der Bildlichkeit der darunter gefaßten Vorstellungen wenig oder gar nicht mehr empfand, man in der Verflechtung der Gedanken zu immer complicirteren Perioden wirklich die verschiedensten grammatischen und logischen Figuren ausbildete, mußte die immer deutlicher hervortretende Veränderung der Anschauung der Dinge auch noch viele andere Erscheinungen hervorrufen. Indem nämlich die alte geschlossene Lebensweise und Sitte durch die größere Bekanntschaft mit der Welt immer mehr durchbrochen wurde, und der Gedanke sich mit freierem Fluge über die nationale Beschränkung hinauswagte; indem der einzelne sich immer mehr im Unterschiede seiner Volksgenossen und also auch seiner Interessen zu betrachten begann und mit einem Worte eine subjectivere Betrachtung der Welt und des Lebens eindrang: — je mehr mußte

begreiflicher Weise auch ein Unterschied des Fühlens, Denkens und Handelns bei dem einen, dem andern gegenüber, stattfinden, und mit einem Worte sich ein solcher festsetzen zwischen denen, welche durch Naturanlage, Energie und Umstände getragen, weitere und umfassendere Begriffe von dem menschlichen Dasein und dem Wesen desselben sich bilden und in sich aufnehmen konnten und zwischen denen, welche durch Mangel an Anlage, gemeine Sinnlichkeit und Trägheit oder durch Ungunst der Umstände in dem engeren und alten Geleise ihrer Gedanken und Anschauungen niedergehalten wurden. So erhob sich ein Stand aus dem übrigen Theile des Volks, der sich vorzugsweise und von Schritt zu Schritt immer mehr nur mit dem beschäftigte, was durch Thätigkeit des Geistes hervorgebracht wird, oder wenigstens schieden sich diejenigen, die durch Anlage, Stellung und Bildung mehr an allgemeineren und geistigen Interessen Antheil nehmen konnten von denjenigen, die dies nicht vermochten. Der Geist der Nation, der vorher, als er noch unmittelbar in dem sittlichen Leben desselben versenkt war, sich auch gleichsam wie eine Sitte an alle fast gleichmäßig vertheilte, so daß die aus ihr hervorstechenden Persönlichkeiten nur als Repräsentanten dessen angesehen werden können, was auch in den übrigen Volksgenossen wirklich vorhanden und gegenwärtig war, concentrirt sich nun, da er zur Mittelbarkeit durch das sich selbst unterscheidende Bewußtsein fortgeht, in immer wenigeren Einzelnen, die deshalb auch immer entfernter von dem sogenannten Gros des Volks werden, und nur durch Vermittelungen ihm wieder näher treten können. Sie sind deshalb auch immer weniger eigentliche Repräsentanten ihres Volkes und ihrer Zeit, weil sie ja mit ihren erweiterten Begriffen gerade über die Eventualität von beiden hinausgehen müssen; nichts destoweniger bleiben sie aber doch auch Producte ihres Volks und ihrer Zeit, insofern sie nämlich auf den gegebenen Bedingungen von beiden die höchste geistige Culmination ausdrücken, — wobei man aber immer im Auge behalten muß, daß solche Unterschiede zwischen Einzelnen und dem ganzen Volke sich nur höchst allmählig ausbilden, und daß sie in ihrer ganzen Schärfe nur in gewissen historischen Momenten und Kreisen ihre volle Wahrheit haben.

Hier haben wir nun zunächst zu beobachten, welche Veränderungen diese Unterschiede auf die Sprache hervorbringen mußten, die nach dem, was wir bisher von der Bildung derselben erfahren und festgestellt haben, unmöglich ausbleiben konnten.

Denn wenn wir dort sahen, daß neue Wortgestaltungen und neue Modificationen an den gegenwärtig vorhandenen sprachlichen Elementen immer nur dann stattfinden, wenn theils ganz neue Anschauungen vor die Seele des Menschen treten, theils die vorhandenen in einer mehr oder weniger veränderten Beziehung aufgefaßt werden; und wenn diejenigen, die wir uns als jetzt eintretend denken sollen, von subjectiverer, zugleich aber auch, in Hinsicht auf die früheren, von viel complicirterer Art waren; und wenn endlich die Figürlichkeit und Bildlichkeit des vorhandenen Sprachmaterials so gut wie gar nicht mehr gefühlt wurde: so war es eine nothwendige Folge, daß der Geist mit freierer Willkür

über dieses letztere, und zwar eben hinsichts seiner Lautfigürlichkeit und dem ihm ursprünglich inwohnenden Vorstellungsmäßigen herrschen konnte. Es war eine natürliche Folge, daß sie nicht allgemein sein konnten, das heißt nicht wie früher als das Product des ganzen Volkes oder Volksstammes, sondern eben als das eines Einzelnen erschienen; eine natürliche Folge endlich, daß, da sie gesetztermaßen von den intelligentesten, geistigsten und für Sittliches und Geistiges am meisten belebtesten Männern herrührten, auch selbst etwas geistig belebendes und wirksames an sich haben mußten. Diese freiere Herrschaft konnte sich nun nicht anders kund geben, als daß (wenn wir das Metrische und Rhythmische als Vorzugsweise der Poesie angehörig, und das Grammatische und Logische als an allgemeinere Gesetze des Denkens gebunden, einstweilen weglassen) das an einem Worte haftende Vocalische im Verhältniß zu dessen Consonantischen so wie beides in Hinsicht auf die Bedeutung desselben; ingleichen die natürliche Stellung eines solchen in Hinsicht auf den Sinn des Satzes; und daß ferner eben die Vorstellung in Hinsicht auf den Begriff und das Wesen der Sache Veränderungen und einen scheinbar willkürlichen Gebrauch erlitt, — wenn nämlich hierdurch irgend eine individuellere Bestimmtheit des Sinnes eine Bezeichnung erhielt und jene Veränderungen der Ausdruck eines geistigern Gebrauchs der sprachlichen Elemente wurden zu irgend einem höheren Zwecke: gerade so wie in der Anschauung selbst die Dinge und Vorstellungen in manigfaltigerer Weise einander subsumirt und zu neuen höheren Einheiten gebraucht und zusammengefaßt wurden. Insofern ihnen aber das Uebliche des Worts als Lautkörper und die darunter begriffene Bedeutung zu Grunde liegt, haben alle diese Veränderungen von beiden dennoch eben so wol eine allgemeine Verständlichkeit (sobald nur der dadurch auszudrückende Sinn verstanden wird) als eine Wirksamkeit, weil das ihnen zu Grunde liegende Materielle zu einem neuen geistigen Zwecke verbraucht ist und daher auch einen Eindruck nicht nur dadurch macht, daß die Veränderung selbst neu, sondern auch, daß das Materielle (Lautliches oder Vorstellungsmäßiges) vor seinem bisher üblichen Gebrauche hervorgehoben ist. Trotz der Verständlichkeit und Wirksamkeit aber ist eine solche gedachte neue Ausdrucksform von subjectiver Entstehung. Setzen wir z. B. einen ganz gleichen Gedankeninhalt, so ist es mithin nur die neue Form, die ihm seine Wirksamkeit gibt, und die sich der bisher gewöhnlichen als eine ungewöhnliche oder **prägnante**, das ist vorzüglich **eindrucksvolle** entgegengesetzt. Darauf fußen daher alle Erklärungen des prägnanten Ausdrucks und der Figuren im besonderen Sinne, daß sie Abweichungen von der gewöhnlichen Ausdrucksweise, als einer λέξις κατὰ φύσιν καὶ κατὰ συνήθειαν, seien, wie Alexander in seinem Buche über die Figuren (s. u.) sagt. Genau genommen ist dies aber nur eine zunächst unbeabsichtigte Folge davon, daß der Inhalt mit mehr subjectiver Lebendigkeit gefaßt und in höhere geistige Beziehung gebracht wird.

Solche prägnante Ausdrucksweisen, die Cicero sehr gut lumina verborum et sententiarum nennt, weil sie den Gedanken in ein schlagenderes Licht setzen und die Aufmerksamkeit

auf den Punct desselben lenken, der eben vorzugsweise ins Auge gefaßt werden soll, heißen aber eben so richtig auch Figuren, weil sie solche Puncte in bestimmter und besonderer Begränzung einheitlich fixiren, und wenn wir daher Figur im allgemeinen Sinne alles das nannten, wodurch der Gedanke in der Sprache sich eine bestimmte Form der Einheit gibt, so kommt uns die Bedeutung der Figur im engeren und eigentlichen Sinne von selbst als dasselbe entgegen, insofern es in einer andern Ausdrucksweise nicht mehr empfunden wird. Figur im engeren Sinne ist also keineswegs ein neu sich gestaltender Begriff, sondern er existirt nur durch den gedachten Gegensatz.

Die Griechen nennen sie *σχήματα*, was noch treffender ist als figurae, insofern hierdurch die ganze Art und Weise bezeichnet wird, wie ein Gedanke oder ein Begriff seiner Aeußerlichkeit nach auftritt, während Figur die linienhafte Begränzung, unter der der Ausdruck allerdings auch umschrieben ist, allein bezeichnet. Daher gebraucht Cicero den Ausdruck figura in diesem Sinne nicht selbst, sondern umschreibt den Begriff von *σχῆμα*. Dasselbe aber, was wir unter figürlich im weiteren Sinne beschrieben haben, beschreibt Aristoteles in alleinigem Bezuge auf die grammatische Figur, wenn er die periodisirte (*κατεστραμμένη, ἡ ἐν περιόδοις*, von Cicero contorta übersetzt) Schreibart der unperiodisirten (*εἰρομένη λέξις, ἣ οὐδὲν ἔχει τέλος καθ᾽ αὑτὴν, ἂν μὴ τὸ πρᾶγμα λεγόμενον τελειωθῇ*) entgegengesetzt.

Daß es eigentlich gar kein unfigürliches Wort und kein unfigürlich in der Sprache ausgedrückter Gedanke geben könne, haben die alten Rhetoriker allerdings auch eingesehen. Dionysius von Halikarnaß (Rhetorica IX. 1) sagt ausdrücklich: *–ἡμεῖς δέ φαμεν, ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὀρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοὐναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἁπλοῦς λόγος οὐδείς.* Desgleichen Cäcilius (s. u.) in seinem Buche von den Figuren (wovon uns nur aus Photius einiges bekannt): *διὰ τοῦτο καὶ ὅταν τις ἀσχηματίστους εἶναι λέγῃ λόγους, οὐ καθάπαξ οἰητέον τῶν σχημάτων αὐτοὺς ἀπεστερημένους εἶναι, τοῦτο γὰρ ἀδύνατον, ἀλλ᾽ ὅτι τὸ ἐμμέθοδον καὶ συνεχὲς καὶ ἐῤῥωμένον τῶν σχημάτων οὐκ ἔστιν ὁρώμενον ἐν αὐτοῖς.* Eben so Alexander in seinem Buche von den Figuren: — *Φασί τινες οὐδὲν ἴδιον ἔχειν τὸ σχῆμα τῆς διανοίας, μηδὲ γὰρ εὑρεῖν ῥᾴδιον λόγον ἀσχημάτιστον κ. τ. λ.* Auch Gerhard Johann Voß (instit. orator. II. 262) meint, daß man Figur im weiteren Sinne, die er eine delineatio animi nennt, von einer solchen im engeren Sinne, quae remota est ab usu communi, unterscheiden müsse, und Baumgarten (Aesthetica I. 27) sagt: Figurarum sententiae tot quot argumentorum sunt genera etc.

Nicht minder haben die alten Rhetoriker so gut wie alle neueren die Figur als eine vor der gewöhnlichen Ausdrucksweise hervorstechende oder prägnante genommen und darnach ihre Definitionen aufgestellt. Alexander nennt sie eine Veränderung zum vollkommneren Ausdrucke (*ἐξάλλαξις λόγου ἐπὶ τὸ κρεῖττον κατὰ λέξιν ἢ κατὰ διάνοιαν, ἄνευ τρόπου*), und spricht von gewöhnlichen Rednern (*ῥήτορες τῶν ἰδιωτῶν*) im Gegensatz der

Kunstredner (*κατὰ τὴν τέχνην*), so wie er auch Figuren im allgemeinen Sinne (*σχήματα κατὰ φύσιν καὶ κατὰ συνήθειαν*), die er aber nicht Figuren genannt wissen will, von den Kunst- oder eigentlichen Figuren (*σχήματα κατὰ μίμησιν καὶ κατὰ τὴν τέχνην*) scheidet.

Aelius Herodianus (s. u.) nennt sie ein *σχῆμα λόγου ἢ λέξεως οἰκονομία μετ' εὐκοσμίας ἐκπεφευγυῖα τὴν ἰδιωτικὴν ἁπλότητα τῆς ἀπαγγελίας*; ein Ungenannter (bei Walz, Rhetor. Graeci. tom VIII. s. u.) gar ein *ἁμάρτημα κατὰ λόγον πεποιημένον*; ein andermal definirt sie jener als eine *ἐξάλλαξις φράσεως ἀπὸ τοῦ καταλλήλου ἐπὶ τὸ κρεῖττον μετά τινος ἀναλογίας*, und Quinctilian umschreibt sie als eine arte aliquâ novata dicendi forma, so wie an einer andern Stelle als eine conformatio quaedam orationis, remota a communi et primum se offerente ratione etc. etc.

Trotz dieses Bewußtseins aber, das die meisten alten Rhetoren von der Nothwendigkeit eines Unterschiedes zwischen Figur im allgemeinen und besonderen Sinne hatten, und trotz dem, daß sie die letztere als eine Abweichung und Besonderheit von der ersteren erkannten, wußten sie bei ihrer empirischen Anschauungs- und Behandlungsweise des Gegenstandes doch nichts weiter mit diesen Erkenntnissen für eine rationelle Bearbeitung dieser Lehre anzufangen, und die neueren Rhetoriker haben zu wenig Gewicht auf jenes Bewußtsein der alten gelegt, daß es Figuren in jenem doppelten Sinne gebe, oder vielmehr, sie haben diese Erkenntniß gar nicht benutzt und darauf fortgebaut.

Wir wollen es daher versuchen, aus der Anschauung, die wir von der natürlichen Entstehung der Figur überhaupt und der im besonderen Sinne gewonnen haben, die wahrhaft verwirrenden Erscheinungen, die alle mit dem Namen von *σχῆμα* bei den Alten belegt werden, so wie die Vermischung des Begriffs des Tropischen mit dem des Figürlichen, zu erklären, und eine geordnetere Absicht über diesen weitmaschigen Stoff möglich zu machen.

§. 29.

Fortsetzung.

Wenn wir unsre vorhin gegebene Eintheilung der Figur im allgemeinen Sinne festhalten, so begreift sich zunächst, wie die Rhetoren und Philosophen mit mehr oder weniger Bewußtsein von einem Unterschiede dieses Begriffs in weiterer und engerer Bedeutung metrische, rhythmische, grammatische, logische so wie noch einige andere Verhältnisse mit dem Namen Figur belegen, ohne doch diese Benennung festzuhalten und durchzuführen.

So werden die Metra gerade zu *σχήματα* genannt, ohne daß man dabei an eine natürliche Verwandtschaft derselben mit dem Begriffe der eigentlichen Figur denkt. So belegt Aristoteles gewisse Rhythmen mit dem Namen der figürlichen (*ἐσχη-*

ματισμένοι ῥυθμοί) und Hermogenes spricht in seinem Buche von den Ideen (s. u.) von den Schematen für die Rhythmen (versteht sich die prosaischen). So will Quinctilian (instit. orat IX. 3) die Figuren des Ausdrucks in grammatische und rhetorische theilen und unter den ersteren die verstehen, welche durch das Wort an sich (er meint das Körperliche desselben) gebildet werden, und noch bis auf den heutigen Tag anerkennt man gewisse Figuren, wie das Anakoluth, die Metathesis, die Ellipse, den Pleonasmus ꝛc. als grammatische an und führt sie in den Grammatiken der einzelnen Sprachen mit auf. Eben so oft nennt man mit Aristoteles die verschiedenen Schlußarten im Syllogismus Figuren; ja dieser Philosoph gebraucht den Ausdruck geradezu als technischen und eben so richtig nennt Leibnitz einmal die Zahl eine metaphysische Figur.

Aus unsrer Erklärung von der Entstehung der Figur im besonderen Sinne begreift sich auch das Zusammenstoßen derselben mit den Solöcismen oder Sprachfehlern. Insofern eine gewisse Ausdrucksweise als normal angenommen wird, sind Figuren und Solöcismen in gleicher Weise Abweichungen davon, die man nach einer gewissen subjectiven Willkür eintreten läßt, und der Unterschied liegt nur darin, daß die Figur aus einem höheren sprachlichen Bewußtsein hervorgeht als die bereits ausgeprägte Sprache und Rede in sich trägt, der Solöcismus dagegen aus einem Mangel des Bewußtseins für die zu einer gewissen Zeit und unter einem gewissen Volke herrschende Sprach- und Redeweise. Außerdem pflegt man unter Solöcismen nur fehlerhafte Abweichungen solcher Art zu verstehen, die sich auf das Lautliche des Worts beziehen. Die Rhetoriker verwahren sich daher vor einer Verwechselung, wenn gleich sie die Aehnlichkeit der Entstehung nicht ableugnen können, so daß diese auffallende Erscheinung unerklärt in der Mitte liegen bleibt. So sagt Aelius Herodianus: *διαφέρει δὲ τό σχῆμα τοῦ σολοικισμοῦ ὅτι τὸ μέν ἐστι κατόρθωμα καὶ τὴν ἐξάλλαξιν εὔλογον ἔχει· ὁ δὲ σολοικισμὸς ἁμάρτημα, μηδεμίαν αἰτίαν τῆς ἀκαταλληλίας ποιούμενος· γίνεται δὲ τό σχῆμα κατὰ τὸσούτους τρόπους καθ' ὅσους καὶ ο σολοικισμός.* Vgl. auch den vorhin (§. 28) angeführten ungenannten Rhetoriker, der die Figur ein *ἁμάρτημα λόγου* nannte. Ein anderer Rhetor, Gregor der Corinthier, nennt in seinem Buche *περὶ τρόπων* die Figur geradezu einen Solöcismus mit einer Entschuldigung (*σχῆμά ἐστι σολοικισμὸς ἀπολογίαν ἔχων*). Auch Quinctilian sagt in der vorhin angeführten Stelle, daß die Figuren, die er grammatische genannt wissen will, sich in eben so viel Arten (iisdem generibus) zeigten als die Sprachfehler. Die pedantischen Grammatiker der neueren Zeit, wie Gottsched, Adelung erklären geradezu eine Menge Figuren für Sprachfehler, und namentlich will der letztere alle sogenannten grammatischen Figuren wie die Anastrophe, Aphäresis, Apokope, die Enallage, Krasis Paragoge, das Zeugma, die Hypallage, die Synesis u. s. w., eben so gut als die logischen Figuren, wie Definition, Beweis, Syllogismus ꝛc., die er sonderbarer Weise mit dem Namen der rhetorischen bezeichnet, nebst den Onomatopoien, Parodien, Räthseln, Anagrammen ꝛc. ꝛc. aus den Figuren verbannt wissen.

Die griechischen Rhetoren gebrauchten den Begriff der Figuren aber auch noch in gar manchem specielleren Sinne, welche verschiedene Begriffe sich indeß von unserm Standpuncte aus gar leicht von selbst erklären. So spricht Dionys von Halikarnaß (Rhet. VIII. 2) von drei Arten Figuren und will unter der ersten solche verstanden wissen, bei denen man das zu sagende nur unter einer gewissen Verhüllung ausspricht (τό μέν ἐστι σχῆμα λέγον μὲν, ἃ βούλεται, δεόμενον δ'εὐπρεπείας) und von denen er hinzufügt, daß die Rhetoriker sie Χρῶμα, Farbe nennten. Unter der zweiten solche, die unter ihrem wörtlichen Ausdruck einen anderen Sinn verbergen (δεύτερον σχῆμά ἐστι πλαγίως· ἕτερα μὲν λέγον, ἕτερα δ' ἐργαζόμενον ἐν λόγοις); unter der dritten solche, die das Gegentheil von dem ausdrücken als was man thun soll, (τὸ οἷς λέγει τὰ ἐναντία πραχθῆναι πραγματευόμενον).

Der Rhetoriker Lesbonax spricht von σχήματα λόγου, worunter er die einem Schriftsteller oder einem Dialecte eigenthümliche Ausdrucks- und Darstellungsweise versteht, und deren er zwei und zwanzig, z. B. Euböisch, Korinthisch ꝛc. annimmt.

Hermogenes in seinem Buche περὶ ἰδέων meint unter diesen Ideen eigentlich nichts als gewisse Normen für die Composition nach verschiedenen Beziehungen und für die verschiedenen Eigenschaften des Stils, und gibt für diese letzteren bestimmte σχήματα an; er spricht daher von einem σχῆμα ἀκμῆς, σεμνότητος, γλυκύτητος, κάλλους. κτλ. κτλ.

Quinctilian (IX., 1) führt an, daß Cornelius Celsus außer den Figuren der Worte und Gedanken (λέξεως und διανοίας) auch figurae colorum (πλάσματος) angenommen habe, unter denen nach Turnebus Erklärung solche zu verstehen wären, durch die wir einer sonst schlecht erscheinenden Sache den Schein der Billigung geben, — die aber schon Quinctilian unter die Figuren des Gedankens zurückweis't.

Wenn er (IX. 2) noch von controversiis figuratis (σχήματα τῶν ὑποθέσεων) spricht, die er in drei Arten des Gebrauchs darstellt, so hat er, wie schon die kritischen Interpreten bemerkt haben, die Eintheilung der Figuren bei Dionysius im Sinne. Man soll sie gebrauchen erstens, wenn es zu gefährlich ist, die Sache mit klaren Worten auszusprechen; zweitens, wenn es sich nicht schickt, und drittens, wenn sie der Rede eine größere Zierlichkeit gibt.

Alle diese verschiedenen Benennungen und Classificationen haben nur dann nichts verwirrendes mehr, wenn man den engeren und weiteren Begriff bereits hat und festhält. Denn es ist begreiflich, daß, wenn einmal der Begriff der Figur im engeren Sinne zum Bewußtsein geworden ist, man jede bestimmte und bewußte Norm des Ausdrucks und der Darstellung mit diesem Namen belegen konnte, und daß, da die Rede zu immer manigfaltigeren Wendungen der Einkleidung nach der Natur der Redeentwickelung fortschreiten mußte, auch die Zahl und die Arten der Figuren eine nur von relativen Gründen beschränkte Unendlichkeit der Manigfaltigkeit erlaubt. Die Alten aber, wenn sie auch jenen gedachten Unterschied einsahen, hielten ihn doch nicht fest, und so kam es, daß

sie ihn zwar hie und da anwandten, aber sie bestimmten nicht weiter darauf fort, und gaben nur speciellere Bestimmungen und Distinctionen für die Figuren im engeren Sinne, und daher ist denn auch nur dieser in der weiteren Behandlung der Rhetorik technisch geblieben bis auf unsre Tage.

Hierzu muß man nun noch eine andre Betrachtung hinzunehmen. Je mehr nämlich in der vorher beschriebenen Weise der subjective Ausdruck und die subjectivere Anschauung fortschritt, und hierdurch zugleich eine immer größere Kluft zwischen der Idee und Wirklichkeit nothwendig mit erfolgte; je mehr mithin auch eine größere Manigfaltigkeit von Figuren erzeugt wurde; je mehr man endlich auf die Wirksamkeit der Sprache und Rede aufmerksam wurde, die von den Dichtern, Philosophen und Rednern ausging: je mehr wurde der Verstand darauf hingeführt, solche prägnante Verhältnisse des Ausdrucks auch mit Bewußtsein zu unterscheiden, und sie, da man die Wirksamkeit derselben darin liegen glaubte, auch mit Bewußtsein nachzuahmen. Und je mehr sich die Beobachtung darauf hinlenkte, je mehr mußten ihrer, wie Sterne bei genauerer Beobachtung des Firmaments, hervortreten, so gut wie sie sich durch jede neue ausgezeichnetere Schrift vermehrten, — welche letztere Bemerkung schon Quinctilian (IX. 3) machte.

Wenn aber auf der einen Seite eine immer größere Kluft zwischen der idealen Anschauung und zwischen der Wirklichkeit oder zwischen den Gedanken Einzelner und dem unmittelbaren Leben der Volksgenossen gesetzt ist; andererseits aber das Streben jener Einzelnen auch immer mehr hervortritt, durch die Form, die sie ihren Gedanken in der Sprache geben, die Andern zu ihrer Anschauungsweise hinüberzuziehen oder sie zu überreden, — wie denn ein solches Streben in der ganzen Natur des gedachten Verhältnisses nothwendig mitgegeben ist; und wenn endlich, wie früher bewiesen worden, ein solches Verhältniß es immer mehr mit sich bringt, daß die anfängliche unmittelbare sinnliche Einheit des Gedankens mit seiner Sprachform sich lös't, und sich durch die künstliche, bewußte oder figurenmäßige zu ersetzen sucht: so folgt von selbst, daß der ganze Charakter der Sprache und Darstellungsweise einer solchen Zeit nothwendig figürlich oder, wie wir nun auch sagen können, rhetorisch werden mußte. Denn der freilich nicht bloß ganz äußerlich nachgeahmte, sondern aus der Natur des Gedankens hervorbrechende Gebrauch der Figur setzt ein bestimmtes Verhältniß voraus, in welchem der Sprechende die Worte und Begriffe zu einander auffaßt und darstellt, wie sie ein anderer gerade eben nicht auch auffaßt. In dieser Prägnanz liegt aber von selbst die Absicht, daß die Dinge in einem höheren Grade der Wahrheit aufgezeigt werden sollen, als man sie bisher angeschaut hat, und somit setzt sich von Stufe zu Stufe die verständige oder intelligente Einsicht des Subjects immer mehr als die bewegende Einheit, durch welche sich Sprache oder Rede erzeugt, — welche letztere Benennung wir für die vorliegenden Verhältnisse deshalb hauptsächlich gebrauchen müssen, als man unter Rede in Gegensatz von Sprache den zusammengesetzteren und zusammenhängenden Gebrauch dessen versteht, was in der Sprache an sich elementarisch gegeben ist.

In diesem Zustande der Sprache und Rede aber, der sich nun immer entschiedener ausprägt, tritt ihr Charakter auch immer entschiedener hervor, den wir eben als den rhetorischen bezeichnen, so daß alle Sprach- und Gedankenerzeugnisse einer solchen Zeit denselben annehmen, die aber, je nachdem sie es mit der Darstellung eines Allgemeinen überhaupt zu thun haben, die Prosagattung des Didaktischen, oder je nachdem sie es mit der Darstellung irgend eines Besonderen mit Hinsicht auf Einsetzung desselben in die Wirklichkeit zu thun haben, die Prosagattung des Rednerischen oder Rhetorischen im engeren Sinne; oder endlich je nachdem sie es zu thun haben mit Darstellung des Besonderen, insofern es sich bereits verwirklicht hat, die Prosagattung des Historischen abgeben (vgl. I. §. 139—142).

Aber nicht nur die Prosagattungen, sondern auch die Poesie, so sehr sie sich übrigens auch bemühen mag, alle formellen Bedingungen der besten Gedichte zu erfüllen, wird von diesem Zuge ergriffen, und so wird der rhetorische Charakter aller Schrifterzeugnisse solcher Zeiten immer entschiedener nicht nur der herrschende sondern auch der alleinige, — was wiederum nichts anders heißt, als daß das Figürliche im engeren und weiteren Sinne das wahrhaft Tropische immer mehr von sich abstreife und sich in sich selbst zu immer größerer Manigfaltigkeit fortbilde.

Weil nun aber bei einer solchen zunehmend größeren Einseitigkeit des subjectiven Denkens und Strebens zugleich die doppelte Richtung bemerkbar werden wird, daß einige, und zwar die meisten, für ihren realen und zeitlichen Vortheil denken und sprechen werden, und ihr Streben also dahin geht, im Besonderen mit Hinsicht auf die Verwirklichung desselben für ihren persönlichen Vortheil zu sprechen, dies aber die Rede im engeren Sinne gibt, so erhellet ferner, wie die rednerische Gattung in der That sowol die Poesie als auch die anderen Prosagattungen überflügeln und als die herrschende solcher Zeiten dastehen wird, daher denn die Redekunst gar bald auch die übrigen Künste verdrängt und man unter Kunst (τέχνη) nur sie insbesondere versteht. Eben so erhellet, wie die Rhetorik vorzugsweise den Gebrauch des Figürlichen an sich hat und wie ihr Charakter sich insbesondere durch dasselbe bildet. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, bei Klopstock das Figürliche vorherrschen, weil seine dichterische Darstellung vorzugsweise rhetorisch ist; desgleichen bei Virgil ꝛc. Andere, aber freilich die wenigeren, werden für das Allgemeine Sinn behalten, sich aber nach der anderen Seite der Einseitigkeit von der Wirklichkeit entfernen, und, wenn sie mehr negativer Natur sind, in die Skepsis; wenn sie dagegen mehr productiver Natur sind, in die Mystik gerathen. Die anderen Gattungen der Didaxis und Geschichte werden immer entschiedener die Eigenthümlichkeit des Rhetorischen annehmen, so daß sie in diesem gleichsam verschwinden oder wenigstens die ihnen zugehörige Selbständigkeit des Stils verlieren.

So erklärt sich, wie der Gebrauch der eigentlichen Figuren nicht nur überhaupt das Eigenthümliche der Kunstrede ausmachte, sondern wie man in denselben auch immer mehr

die eigentliche Kunst der Rede setzte, und wie daher diese Lehre zu immer größerem Ansehen kam. Es erklärt sich, warum die römische Sprache durchweg einen rhetorischen Charakter annehmen mußte, weil nämlich in der Grundanschauung des Römers der Gedanke und das Leben des Einzelnen im Verhältniß zum Ganzen dieselbe oben bezeichnete Stellung hatte, durch die der Charakter des Rhetorischen hervorgebracht wird. Denn sobald das Subject sich hinsichts der realen Allgemeinheit, die durch die Nation eine Wirklichkeit hat, in einem abstracten Verhältnisse befindet, so muß die Sprache auch mit Nothwendigkeit ihrem Grundwesen nach rhetorisch werden, — wie sich dies auch bei diesem oder jenem Volke besonders modificiren mag. Bei den Römern stand aber das Subject als solches und mit dem ganzen Inbegriff seines Wesens in einem solchen abstracten Verhältnisse, weil es nur Geltung und Berechtigung hatte, als insofern es in dem Begriffe des Staats aufging, — was bei den Griechen gerade umgekehrt war, bei denen der Staat nur insofern existirte, als die einzelnen Bürger mit ihrem ganzen Wesen und Sein demselben integrirten, daher denn auch der Charakter ihrer Sprache in der guten hellenischen Zeiten sich durchaus als plastisch zeigte.

Bei der einseitig realistischen und egoistischen Richtung, die eine solche geschilderte Zeit bei den meisten immer mehr nehmen, und die näher also auch sich in der Rede zeigen wird, muß aber ferner auch dies folgen, daß der Gebrauch des Sinnlichen der Sprache, das nun fast allein in dem des Figürlichen besteht, auch dem Gedanken immer äußerlicher werden muß. Denn indem eine dem Gedanken wahrhaft entsprechende und aus demselben hervorgehende Sinnlichkeit, hier insbesondere Figürlichkeit, nur dann entstehen kann, wenn ich die Dinge nicht nur in dem Verhältnisse anschaue, wie sie Bezug auf mich haben, sondern auch wie ich einen solchen auf sie habe, und wenn sich durch eine Betrachtung dieser Gegenseitigkeit nicht ein richtiges Verhältniß von mir als einem Besonderen zu den Andern als der Allgemeinheit herausstellt, so bleibt meine egoistische Besonderheit das einzig Wirkende für die sprachliche Darstellung, und ich weiß mich nur im Unterschiede mit der übrigen Welt. Wenn ich aber nun gleichwol bemüht bin, sie durch meinen Ausdruck zu meinen Zwecken zu gebrauchen, so ist es der Verstand einseitig, der die Mittel der sprachlichen Wirksamkeit erst in Bewegung setzt und sie seinen Zwecken gemäß von wo andersher gleichsam entnimmt, als wodurch der Gedanke entsteht und als was dieser seinem wahren Inhalte nach besagt, und daher muß die Sinnlichkeit und die Figur dem Gedanken nothwendig äußerlich bleiben, — was wir bereits vorher (II. §. 18) näher auseinandergesetzt haben. Dort ist auch angedeutet, wie hierdurch ein übermäßiger Gebrauch des Figürlichen und des Redeschmucks, d. h. also eigentlich ein mit dem Inhalte in keinem Verhältniß stehender oder der Bombast sich einschleichen muß, der begreiflicher Weise nach dem Maße unerträglicher ist, als einerseits jenes Mißverhältniß zwischen Gedankeninhalt und sinnlichem Ausdrucke ein größeres ist und als der Redner andrerseits nicht Verstand und Bildung genug hat, es mit Bewußtsein zu mäßigen

und zu verdecken. Daher eiferten auch schon unter den Alten die gebildeteren, gesinnungsvolleren und klügeren Rhetoriker gegen jeden übermäßigen Gebrauch des Figürlichen; ja sie verboten denselben ganz. So lesen wir in der vorhin angeführten, bei Photius bewahrten Stelle: „Ὁ μέντοι Σικελιώτης Καικίλιος μὴ κεχρῆσθαί φησι τὸν ῥήτορα τοῖς κατὰ διάνοιαν σχήμασιν, ἀλλὰ κατευθὺ αὐτῷ καὶ ἀπλάστους τὰς νοήσεις ἐκφέρεσθαι, τροπὴν δὲ ἐκ τοῦ πανούργου καὶ ἐνάλλαξιν οὔτε ζητῆσαι τὸν ἄνδρα οὔτε χρήσασθαι, ἀλλὰ δὲ αὐτῶν δὴ τῶν νοημάτων καὶ τῆς φυσικης αὐτῶν ἀκολουθίας αγειν τὸν ἀκροατὴν πρὸς τὸ βούλημα." Und Quinctilian sagt (instit. orat. VIII. 5): „Sed ante hos simplicior adhuc loquendi ratio fuit. Ego vero haec lumina orationis, velut oculos quosdam esse eloquentiae credo. Sed neque oculos esse toto corpore velim, ne cetera membra officium suum perdant: et si necesse sit, veterem illum horrorem dicendi malim quam istam novam licentiam." Und ferner (IX, 3) — „Itaque si antiquum sermonem nostro comparemus, pene jam quidquid loquimur figura est. — Nam et vultus mutatio oculorumque conjectus multum in actu valet: sed si quis ducere os exquisitis modis et frontis ac luminum inconstantia trepidare non desinat, rideatur. Et oratio habeat rectam quamdam velut faciem: quae ut stupere immobili rigore non debebit, ita saepius in ea, quam natura dedit, specie continenda est." Auch verfehlten die besseren Philosophen wie Plato und die späteren Skeptiker, wie Sextus Empirikus, nicht, die Einseitigkeit des rhetorischen Princips als das der Ueberredung an sich, deutlich genug heraus zu stellen.

Trotz dieser Vorschriften der besseren Rhetoriker, deren sich noch viele ähnliche aufführen lassen, und trotz der Philosophen ging indeß so wie die sittliche Welt der Alten so ihre Rhetorik schrittweis ihrem größeren Verderben entgegen, bis durch das Auftreten des Christenthums die Stellung des Gedankens und somit die Rhetorik eine ganz andre wurde, — wovon sogleich nachher des mehreren.

Es bedarf hierbei kaum eines ausdrücklichen Hinweises darauf, daß alle diese hier zunächst rationell gegebenen Erklärungen auch ihren factischen und inductiven Beweis an der Geschichte des Ausgangs der griechischen und römischen Literatur finden, in welchem der Gedanke die hier beschriebene Stellung hatte. Denn nachdem bei beiden gedachten Völkern sich die verschiedenen Prosagattungen allmählig ausgebildet hatten, gingen sie bei beiden in dem rhetorischen Charakter der Zeiten mehr und mehr unter, so daß die Redekunst allein noch als die von der Tendenz derselben getragene auf der Oberfläche schwamm, während die wenigen, die dem blos egoistischen Zuge des Realismus nicht folgten, das heißt die Philosophen, einestheils sich immer mehr als Skeptiker anderntheils als Mystiker zeigten; ja selbst in Platon und Aristoteles läßt sich schon diese auseinandergehende Richtung des Gedankens wahrnehmen, daher sich denn an Platon die ganze christliche Mystik, an Aristoteles die ganze christliche Dialektik in der Scholastik anlehnte,

und es keineswegs zufällig war, daß dieser letztere, und namentlich seine naturhistorischen und logischen Schriften, das Hauptbuch des speculativen Mittelalters wurden.

Anmerkung. Vergl. Rinne, innere Geschichte der Entwickelung der deutschen Nationallitteratur, 2ter Bd. §. 99 und 145.

§. 30.

Fortsetzung.

Gehen wir nun, die oben angegebene (§. 27) Eintheilung des Figürlichen überhaupt als Grundlage festhaltend, zu der Betrachtung der Figuren im engeren Sinne näher heran, so stoßen wir vornämlich auf zwei merkwürdige Erscheinungen: erstlich auf die fast von allen älteren und neueren Rhetorikern festgehaltene Unterscheidung der Figuren in solche des Wortes (λέξεως, dictionis s. verborum) und des Gedankens (διανοίας, sententiarum) oder der Sache; zweitens auf die häufig vorkommende Verwechselung von Figur und Trope und die derselben zu Grunde liegende Verwandtschaft von beiden.

Was die erste dieser Erscheinungen betrifft, so dürfen wir uns nur aus dem Obigen (§. 26 und 27) erinnern, wie der Gegensatz von Besonderheit und Allgemeinheit, an das Wort angelegt, ebensowol den Begriff der Figur als der Trope abgab; und wie derselbe Gegensatz, an die Lautlichkeit, die Bedeutung und an die in dem Worte auszudrückende Beziehung angelegt, die Figürlichkeit des Vocalischen und Consonantischen, des Wesens (Sache) und der Vorstellung, des Grammatischen und Logischen abgab; und dürfen wir endlich aus mehr angegebenen Gründen die grammatischen und logischen Figuren weglassen, so bleiben als Hauptunterschiede des Figürlichen diejenigen übrig, die sich auf das Wort als eine Lautlichkeit, und die sich auf dasselbe als eine Bedeutung umfassend, beziehen, das heißt es bleiben die Wort- und die Sach- oder Bedeutungsfiguren übrig. —

Dieser Unterschied ist demnach allerdings wohlbegründet, keineswegs aber bleibt er fruchtbar und wahrhaft, wenn man ihn in dieser Einfachheit nun als einen absoluten festhalten will, und wenn man nicht darauf Rücksicht nimmt, einestheils, daß die Figürlichkeit erst von der Lautlichkeit zur Bedeutung des Worts allmählig fortgeschritten ist, anderntheils, daß, nachdem sich dieser Unterschied herausgesetzt hat, immerfort eine Beziehung von der ersteren zu der letzteren fortbestehen kann, und in vielen Fällen auch wirklich fortbesteht, so daß also viele Gedankenfiguren zugleich eine Wort- oder Lautfigur in sich enthalten, — wie denn dies in der Natur der Sprachen mehr oder weniger selbst gegeben und wie es auch sehr erklärlich ist, daß verwandte oder entgegengesetzte Begriffe sich auch lautlich correspondiren, wenn es gleich nicht absolut nothwendig ist. Wenn ich sage:

heute roth, morgen todt,

so habe ich eine Wortfigur, insofern sich die Wörter roth und todt ihrer Stellung und ihrem Lautumfange nach dadurch correspondiren, daß sie gleiche Vocale der Stammsylbe, daß sie gleichen Auslaut und verschiedenen Anlaut haben, das heißt, daß sie einen reinen Reim abgeben; eben so correspondiren heute und morgen wenigstens ihrem Lautumfange nach, insofern sie beide zweisylbig sind, und sie könnten in irgend einer Sprache noch mehr correspondiren, wenn sie, wie es doch denkbar wäre, einen und denselben zu Grunde liegenden Stamm und also auch eine Verwandtschaft und Verschiedenheit des Lautes zugleich hätten. Eben so bildet aber das roth und todt, so wie das heute und morgen eine Antithese im Gedanken; roth steht zugleich tropisch für lebend, und endlich bildet das Ganze die Figur des Sprüchwortes. Alle diese angedeuteten Verhältnisse sind figürliche und können als eine wirklich Prägnanz des Ausdrucks so empfunden worden sein. Wer aber wollte oder könnte hier sagen, wir hätten es nur mit einer Figur des Gedankens zu thun?

Ueberhaupt muß man, was sich eigentlich von selbst versteht, sich den Gang, den das Figürliche in seiner Ausbreitung genommen hat, so vorstellen, daß es von den einfachsten Verhältnissen zu immer complicirteren, von einem kleinsten Umfange zu immer größeren und bedeutungsvolleren fortschreitet. Die einfachsten Verhältnisse bietet aber nun allerdings zuerst die Wortfigur. Diese beginnt aber wiederum zuerst damit, daß irgend eine Veränderung an dem Worte als solchen, die also nur eine vocalische oder consonantische sein kann, angebracht und prägnant gebraucht wird, und dies würde die erste Abtheilung der Wortfigur geben, unter die also z. B. die Elision, die Synkope rc. gezählt werden müssen. Weil solche Veränderungen zugleich häufig die grammatische Gestalt des Worts angehen, so hat man sie auch häufig, obwol sehr einseitig, grammatische Figuren genannt, und bemerkt, daß viele von ihnen eigentlich Sprachfehler seien.

Dann würde das Wort als bloßer Lautkörper in Hinsicht auf andere in eben derselben Rücksicht betrachtet und die verschiedenen daraus entstehenden prägnanten Verhältnisse aufgesucht werden müssen, wie z. B. die Wiederholung desselben Wortes am Anfange mehrerer aufeinanderfolgenden Sätze (Anaphora) oder am Ende derselben (Epiphora) und am Anfange und Ende (Symploke) rc. Denn in allen diesen Fällen liegt die Wirkung überwiegend in dem lautlichen Eindrucke.

Indeß sieht man doch sogleich auch, daß bei einer Beziehung von einem Wort auf ein anderes gleiches oder ungleiches hinsichtlich seiner Lautlichkeit die Beziehung auf die Bedeutung der in einem Verhältniß stehenden Wörter nicht ausgeschlossen werden kann; und so wird von der bloßen Wortfigur nothwendig auch auf den Begriff übergeleitet und sie kann schon nicht mehr in exclusivem Sinne, der Bedeutung gegenüber, gebraucht werden. Die sogenannte Annomination oder Paramoiosis oder wie sie noch genannt wird, die dann entsteht, wenn mehre Wörter desselben Stammes, aber verschiedenen Wortkategorien zugehörig, zu einem Satze verbunden werden, wirkt doch offenbar durch die Correspondenz der Lautlichkeit desselben Stammes in den verschiedenen Wörtern,

dennoch aber kann die Einwirkung der Bedeutung nicht dabei ausgeschlossen werden. Ueberhaupt aber geht ja der sprach- oder figurenbildende Geist, wie wir gesehen haben, nicht von Einzelheiten aus, sondern er ist eben nur dann sprachbildend, wenn er überhaupt erwärmt ist, und nur nach dem Umfange und der Intensität dieser Erwärmung findet eine Verschiedenheit statt: wie sollte man sich also, was uns in der theoretischen Distinction getrennt erscheint, in dem Acte der Schaffung auch so getrennt vorstellen?

Die Berechtigung zu einer Unterscheidung kann nur darauf beruhen, daß wir abwägen und zu entscheiden wissen, wohin die in der Figur ausgedrückte Beziehung überwiegt, und hiernach werden wir allerdings berechtigt sein, die vorhin genannten Figuren nebst den vielen andern, mit ihnen auf gleichen Stufen stehenden, wie die Anadiplose (Wiederholung desselben Wortes oder derselben Wörter am Ende des einen und am Anfang des andern Satzes), die Epizeuxis (die unmittelbare Wiederholung desselben Wortes), die Ploke oder Syllepsis (Wiederholung desselben Worts in eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung) das Echo &c. &c. zu den Wortfiguren zu rechnen, weil das Wirksame zunächst und hauptsächlich von dem Wortkörper und nicht von dem Inhalte seiner Bedeutung ausgeht, wenn gleich sich diese gleichzeitig mit unterschiebt und hierdurch die Wirksamkeit nothwendig verstärkt wird.

Offenbar einen größeren und unbeschränkteren Umfang haben dagegen die Figuren, die setzen eine verhältnißmäßig intensivere Erwärmung des Gemüths und dadurch eine lebhaftere Erregung der vorstellenden Kräfte voraus, wenn die Wirksamkeit von dem Verhältnisse des eigentlichen Gedankeninhalts zu der Vorstellung oder zu der Sinnlichkeit der Form desselben ausgeht. Das Aufsuchen der einem solchen Grundverhältniß untergeordneten allgemeinen Verschiedenheiten würde die verschiedenen Arten der Figuren geben, die sich darunter begreifen lassen, so wie das Grundverhältniß selbst die Gattung der Figuren des Gedankens abgeben würde, was wir weiter unten näher sehen werden. Bei einem solchen Aufsuchen wird sich aber einestheils zeigen, wie der Begriff der Figur die Sphäre der Trope berührt und mit sich hineinzieht, und anderntheils, wie sie sich wieder mit der Wortfigur verbindet und sich so verstärkt, eben so wie sich dort die Wortfigur mit der Gedankenfigur berührte und verstärkte, wenn gleich immer der Unterschied bleibt, daß in dem einen Falle das Wirksame überwiegend von dem Gedanken, in dem andern überwiegend von dem Worte oder Lautkörper ausgeht.

Ich darf nur beispielsweise die Ironie nennen, in der die Figürlichkeit ganz unabhängig von der Lautlichkeit der zum Ausdruck derselben gebrauchten Wörter erscheinen kann, und das Wirksame nur aus dem Verhältnisse des Wesens des Gedankens zu der Vorstellung desselben hervorgeht. Oder ich darf die Personendichtung (Prosopopöie) nennen, bei der dasselbe Verhältniß stattfindet: dennoch kann die eine und die andere Gedankenfigur zu ihrem Wortausdrucke solche Worte wählen, die zugleich eine

Prägnanz ihrer Lautlichkeit haben, um sich dadurch in ihrer Wirkung zu verstärken, z. B. durch die sogenannte Congruenz und Harmonie u. s. w.

Diese Uebergänge und wechselseitigen Verbindungen der Wort- mit der Gedankenfigur einerseits und dieser letzteren mit der Trope, wie sie aus der Natur des figürlichen Begriffs nothwendig hervorgehen, erklären uns denn eine Menge auffallende Erscheinungen in der Lehre von den Figuren, und überzeugen uns zugleich von der Richtigkeit unsrer aufgestellten Ansicht.

Sie erklären uns erstlich, warum es nie hat gelingen wollen, die Wort- und Gedankenfiguren auf eine durchgreifende und einleuchtende Weise zu bestimmen und auseinanderzuhalten und eben so die Trope von der Gedankenfigur, — wovon nachher.

Am bestimmtesten unterscheidet wol Alexander in seinem Buche von den Figuren (bei *Walz*, tom. VIII), indem er sagt, die Wortfigur zeichne sich dadurch aus, daß sie wegfalle, wenn man ein andres als das ihr zu Grunde liegende Wort setze (*τὸ δὲ τῆς λέξεως σχῆμα τοῦ τῆς διανοίας διαφέρει, ὅτι τὸ μὲν τῆς λέξεως κινηθείσης τῆς λέξεως τῆς κατεχούσης τὸ σχῆμα ἀπόλλυται*); die Gedankenfigur dagegen bleibe, wenn man auch andere Worte als gewisse zu ihrem Ausdruck gebrauche (*τοῦ δὲ τῆς διανοίας σχήματος, κἂν τὰ ὀνόματα κινῇ τις, κἂν ἑτέροις ὀνόμασιν ἐξενέγκῃ, τὸ αὐτὸ πρᾶγμα μένει· ὁμοίως δὲ, κἂν ἡ σύνταξις κινηθῇ ἢ προστεθῇ καὶ ἀφαιρεθῇ τι, λύεται τὸ σχῆμα τῆς λέξεως.*) Andre — fügt er hinzu — definiren so, daß sie die Gedankenfigur eine Umgestaltung des Gedankens von dem gewöhnlichen und nothwendigen Ausdruck zu einem zweckmäßigeren und anschaulicheren; die Wortfigur dagegen eine solche aus Bedürfniß hervorgehende Veränderung nennen (*οὕτω δέ τινες ὁρίζονται· σχῆμά ἐστι διανοίας μετάπλασις διανοήματος, ἐκ τοῦ κατὰ φύσιν πλάττουσα πρὸς τὸ χρησιμώτερον τὴν ἀναγκαίαν διάνοιαν, τὸ δὲ τῆς λέξεως χρείας χάριν*).

Aelius Herodianus (bei *Walz*, tom. VIII.), nennt die Gedankenfigur einen ungewöhnlichen und prägnanten Ausdruck des Sinnes (*ἔστι δὲ τὸ σχῆμα τῆς διανοίας τὸ μὴ κατὰ φύσιν ἐκφέρον τὸν νοῦν, μηδὲ ἐπ' εὐθείας, ἀλλ' ἐκτρέπον καὶ ἐξαλλάσσον τὴν τῆς διανοίας φράσιν*). Phöbammon (s. u.) bringt beide Figurenarten unter die Kategorien des Pleonasmus, der Metathesis und Enallage ꝛc.

Alle diese so wie zehn und mehr andre ähnliche Erklärungen, die von Neueren gebraucht worden sind, lassen immer jenen Umstand der Vermischung von Wort- und Gedankenfigur unerörtert und können als rein eigentlich nur auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl der beiderseitigen Classen angewendet werden.

Noch andre, namentlich neuere Rhetoriker, haben daher eine andre Classification versucht, und die Figuren in objective und subjective eingetheilt, wie Schott in seiner Theorie der geistlichen Beredtsamkeit und Maaß in seiner Rhetorik; Sulzer theilt sie in Figuren der Sache, der Ordnung und des Ausdrucks; Adelung (in seiner deutschen Stillehre) in Figuren der Aufmerksamkeit, Einbildungskraft

und der Gemüthsbewegungen, wobei er die, welche blos für den Verstand da sind (d. h. unsre logischen Figuren) so wie die Onomatopöie, das Echo, Anagramm, Räthsel, Sprüchwort und Sinnbild ꝛc. ausschließt; Eschenburg in Figuren des Witzes, der Einbildungskraft und der Affecte; Reinbeck (in seinem Handbuche der Sprachwissenschaft 1ter Theil 2te Abtheilung, S. 24—80) in die der Inhärenz, der Identität und der Modalität und Ungewöhnlichkeit, denen er noch besondere Verstandes- (logische) und musikalische Figuren hinzufügt. —

Allein diese Distinctionen sind entweder falsch oder wenigstens unfruchtbar für eine wirkliche Erhellung des Gegenstandes, denn sie bringen uns denselben nicht näher, sondern entfernen ihn uns durch ihre größere Abstraction nur noch mehr; und was die Benennung gewisser Figuren als musikalischer betrifft, wohin die Charade, das Anagramm, Echo ꝛc. und die verschiedenen durch Wiederholung des nämlichen Lautes in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten entstehenden Figuren, so wie der Reim und was sich an denselben schließt, gerechnet werden, so liegt es auf der Hand, daß das darunter verstandene Figürliche dem Worte als solchem zugehört.

Aus unsrer Darstellung der Sache wird ferner erklärlich, warum dieselben Benennungen verschiedenen Figuren beigelegt werden. Denn dieselben Verhältnisse können in den verschiedenen Reihen, in welche die Figuren nach unsrer Abtheilung zu oberst zerfallen, wiederkehren, und kehren in der That wieder. So findet man die Ellipse in der Reihe der Wort-, der grammatischen und der Gedankenfiguren; in jeder hat sie ihre Richtigkeit, wenn gleich einen andern Umfang. Eben so verhält sichs mit dem Pleonasmus, der Metathesis und mehreren andern. Hierdurch sowol als auch dadurch, daß dieselben Figuren, selbst wenn sie in derselben Sphäre liegen, dennoch von dem einen Rhetoriker auf diese, von einem andern auf eine andre Weise benannt werden, und daß die meisten Benennungen eine gewisse Allgemeinheit des Sinnes haben, der daher hier nach dieser, dort nach jener Seite hin insbesondere bezogen wird, kommt, wenn auch nicht eine Verwirrung, aber doch eine große Unbestimmtheit und Unbequemlichkeit für den, welcher die Figurenlehre mit besonderer Berücksichtigung der alten Rhetoriker erschöpfend behandeln wollte. Dieser Umstand, welcher vorzüglich auch hinsichtlich sehr specieller Figuren stattfindet, so wie der, daß man oft dieselbe bei dem einen Rhetoriker unter den Wort-, bei dem andern unter den Gedankenfiguren, und eine Gedankenfigur unter den Tropen findet; und daß der eine Rhetoriker nur von Tropen, der andre nur von Figuren spricht: — dies macht allerdings die Untersuchung verwirrend und ist wol Ursache geworden, daß man sich in neuerer Zeit noch nicht an eine historische Behandelung dieser Lehre gemacht hat.

Es wird endlich aus unsrer Darstellung der Sache erklärlich, warum mehrere Figuren mit einander verbunden sein können, weil eine solche von weiterem Umfange die von geringerem in sich zu schließen vermag, wie wir vorhin sahen; und weil eine

Sache in Hinsicht auf ihren vorstellenden Ausdruck verschiedene Seiten für die Auffassung darbieten kann, — worauf wir weiter unten noch einmal zurückkommen.

§. 31.

Fortsetzung.

Am auffallendsten ist die Berührung der Gedankenfigur mit der Trope, und dies die Ursache, warum man oft die eine für die andre geradezu nimmt, und warum die Rhetoriker sie so verschieden einordnen.

Schon der mehrerwähnte Alexander klagt darüber, daß es schwer sei, Figur und Trope von einander zu unterscheiden, aber diejenige Unterscheidung, die er gibt, daß Trope durch eines Wortes Kraft gebildet werde und etwas Fremdes an die Stelle des Eigentlichen setze (— ὁ μὲν τρόπος ἀλλότριον ἀντὶ τοῦ ἰδίου ὄνομα ἔχει) reicht nicht aus, um Unterschied und Verwandtschaft von beiden deutlich erkennen zu lassen.

Tryphon (s. u.) in seiner Abhandlung περὶ τρόπων (bei Walz tom. VIII) setzt die Trope der eigentlichen Sprechweise (κυριολογία) geradezu gegenüber, indem er sagt: „κυριολογία μὲν οὖν ἐστὶν ἡ διὰ τῆς πρώτης θέσεως τῶν ὀνομάτων τὰ πράγματα σημαίνουσα, τρόπος δέ ἐστι λόγος κατὰ παρατροπὴν τοῦ κυρίου λεγόμενος κατά τινα δήλωσιν κοσμιοτέραν ἢ κατὰ τὸ ἀναγκαῖον.“ Er theilt sie in die poetischen und prosaischen (τῆς φράσεως.)

Gregor von Korinth (s. u.) beschreibt die Trope als eine φράσις λέξεως ἐκ τῆς καθ' ἑαυτὴν ὁπωσοῦν ἰδιότητος μετατροπὴν εἰληφυῖα.

Hermogenes (*Walz*, tom. III. S. 175) sagt: „τροπὴ δέ ἐστι τὸ μὴ ἐξ ὑποκειμένου πράγματος ἀλλοτρίου δὲ σημαντικὸν ὄνομα θεῖναι.“

Quinctilian: „tropus est verbi vel sermonis a propria significatione in aliam *cum virtute* mutatio.“

Gerhard Voß erklärt: „Differunt tropi et schemata, quod illis semper invertatur significatio, schemata autem, sive permanente sive mutata significatione (nam tam translatis quam propriis figuratur oratio) alio habitu induant orationem.

Die Neueren, die sehr oft, wie auch noch Hegel in seiner Aesthetik, die Trope nur als eine besondere Art der Figuren ansehen, beschreiben sie als eine völlige Umtauschung zweier ähnlicher Vorstellungen, so daß die eine geradezu an die Stelle der andern trete. Einige scheiden sie dadurch, daß indem solche einander hervorrufende Vorstellungen entweder immer beisammen sind, oder auf einander folgen, oder sich blos ähnlich sind, sie sagen, es können auch nur drei Arten der Tropen geben, nämlich die Synekdoche, der das Verhältniß der Subsumtion, die Metonymie, der das der Succession und die Metapher, der das der Aehnlichkeit der beiden entsprechenden Vorstellungen zu Grunde liege. —

Allen diesen Bestimmungen wohnt freilich wohl etwas Wahres inne; aber es wird mir gewiß jeder in der Behauptung beistimmen, daß ich dadurch immer noch nicht zu einer festen und deutlichen Einsicht in die Natur des Tropischen gelange; noch weniger aber, daß ich einsehe, worin denn nun die Verwandtschaft mit der Figur liege, so daß man die eine für die andre nehmen kann.

Um zu einer solchen Einsicht zu gelangen, dürfen wir nur die bereits oben (§. 26—28) entwickelten Puncte festhalten und weiter verfolgen, daß erstlich in jedem Worte ein tropischer Antheil liegt, daß zweitens die Trope im Gegensatz der Figur immer nur dann entsteht, wenn der sprachbildende Geist nicht zu einer besondern Wortbildung fortschreitet, und daß endlich drittens das in einer Sprache liegende Tropische, wie und wo es sich auch finden mag, allmählig von dem figürlichen Momente überrungen wird, falls wir uns nämlich eine solche Sprache in beständigem geistigen Fortschritte denken.

Denn was den ersten Punct betrifft, so wissen wir, daß das Wort immer nur eigentlich den Eindruck von einer Eigenschaft des Gegenstandes wiedergibt, daß aber diese alle übrigen so wie die ganze Totalität desselben vertritt und letztere unter jener ersteren mitgedacht oder besser mit vorgestellt wird. Gerade dieser letztere Umstand aber, daß der Geist sich immer mehr gewöhnte und sich immer leichter der Operation unterzog, unter jener sprachlich ausgedrückten Besonderheit das Ganze zu fassen, war Ursach, daß die sinnliche Vorstellung desselben immer mehr abgekürzt wurde, bis zuletzt nur ihr von der Sinnlichkeit ganz befreiter Begriff übrig blieb, der denn nun von dem Worte bequem und mit voller Berechtigung getragen wurde, so daß nur noch ein Verhältniß von Sache und Bezeichnung stattfand. Wenn es nun zwar keineswegs ganz einerlei ist, daß das Wort ursprünglich das Product eines sinnlichen Eindrucks ist und von welcher Art derselbe gewesen ist; und eben so wenig gleichgiltig ist, daß der (blos abstracte) Begriff auf einer sinnlichen Vorstellung und auf welcher er ruht, — was wir in seinem Einflusse schon mehrmals beobachtet haben und noch weiter erkennen werden: — so ist doch zunächst die Sinnlichkeit des Worts so gut wie die der Vorstellung und mithin auch der tropische oder metaphorische Antheil, der in der Bedeutung des Worts liegt, ausgelöscht, oder, wie Hegel sagt, das Bild des Gegenstandes getödtet, eben so wie das in dem Wortlaute liegende Figürliche für die Empfindung ausgelöscht, das heißt unwahrnehmlich geworden ist. Hierdurch wurde, wie wir sahen, dem Geiste die Freiheit und Herrschaft eröffnet, Gedanken von größerem Umfange mit verhältnißmäßig geringem Material auszudrücken so wie überhaupt in der Erfassung der Welt fortzuschreiten, zugleich aber auch die Möglichkeit zur Erschaffung der Figur im engeren Sinne gegeben. Denn nun konnte er einen Begriff nach Willkür und Bedürfniß hervorheben, indem er die lautliche Wirkung des ihm zugehörigen Wortes verstärkte, oder indem er denselben mit allerhand Vorstellungen umkleidete und hierdurch auf analytischem Wege versinnlichte.

Was aber den zweiten Punct betrifft, daß die Trope im Gegensatz gegen die Figur oder die Trope im eigentlichen Sinne nur dann entsteht, wenn aus den oben erklärten (§. 26—28) Gründen der Sprachgeist nicht zur Bildung eines besonderen Wortes für den gefaßten Eindruck fortschreitet, so ist dies als sehr wesentlich festzuhalten. Denn gerade hierin liegt ihr eigentlicher oder natürlicher Begriff; hierin ihr innerer ihr stets bleibender Unterschied von der Gedankenfigur; hierin die Möglichkeit, daß sie zu ihrem höheren oder geistigen Begriff aufsteigen kann. Denn sobald sie es aufgibt, Ausdruck eines an sich Unaussprechlichen zu sein; sobald sie ihren eigentlichen Inhalt auf irgend eine andre Weise als dadurch eröffnet, daß sie denselben nur aus dem Spiegel der Vorstellung eines anderen Begriffs in seiner Totalität erkennen lassen will: sobald hört sie auf, Trope zu sein.

Und dies führt uns auch auf den dritten Punct der Betrachtung, daß die Trope allmählig von der Figur überwunden und aufgelös't wird.

Erstlich nämlich werden alle die tropischen Namen für Gegenstände der Wirklichkeit (s. oben), allmählig eben so gut für eine blos äußerliche Bezeichnung derselben genommen als man allmählig alle Wörter nur für eine solche nahm. Und so gut der in jedem Worte liegende tropische Antheil und die Lautfigürlichkeit desselben allmählig vor der Empfindung verschwand: eben so schwand auch das Gefühl des Tropischen für diejenigen, welche allein durch eine solche Geistesoperation zu solchen gestempelt wurden. Unter γέρανος und Krahn hält man nur die Sache oder vielmehr den Begriff fest, und niemand denkt mehr, als vom Bewußtsein aus, daran, daß die Bezeichnung ein Tropus ist. Und eben so ist es der Fall mit allen sittlichen, intellectuellen und überhaupt geistigen Begriffen; auch sie verlieren in Zeiten wie den gedachten fast alle Erinnerung an das ihnen zu Grunde liegende Tropische und erscheinen zuletzt nur als äußerliche Bezeichnung, unter der man jene conventionell versteht und festhält.

Rechnen wir diese ab, so blieb der Gebrauch der Tropen nur für die Poesie und die poetische Sprache überhaupt übrig. Allein da die Eigenthümlichkeit der gedachten Zeit gerade darin liegt, daß der Mensch die Dinge nicht in ihrem gegenseitigen Enthaltensein oder in der Einheit ihrer Besonderheit mit der Allgemeinheit, sondern gerade im Gegentheil immer mehr in ihrem Unterschiede von sich anschaut und von diesem Unterschiede aus sich nur bemüht, durch seine Intelligenz ein Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen zu gewinnen und sich demgemäß zu verhalten, so wird wahrhafte Poesie eben so unmöglich als ein Vorherrschen des Gebrauchs des wahrhaft Tropischen. Denn die wahrhafte Poesie muß unabänderlich in der einheitlichen Anschauung des Besonderen und Allgemeinen, des Ideellen und Wirklichen rc. drinn stehen; die gedachte Zeit hat aber die anfänglich unmittelbare Einheit von beiden verloren und die durch das subjective Bewußtsein wieder zu gewinnende eben noch nicht gewonnen: vielmehr hat das Bewußtsein die Stellung, die Dinge entweder blos einseitig auf sich zu beziehen und so den abstracten

oder absoluten Realismus darzustellen, oder umgekehrt sich nur im Geiste, und also ohne alle Vermittelung durch die Wirklichkeit im Zusammenhang mit dem Allgemeinen zu wissen, und so den abstracten oder absoluten Idealismus darzustellen. In keinem der beiden Fälle, und also auch nicht in der zu der einen oder der andern Spitze führenden Annäherungen, ist daher eine wahre Poesie möglich. Und da ferner das eigenthümliche Wesen der Trope gerade darin besteht, Ausdruck einer Anschauung zu sein, die sich in unmittelbarer Identität mit einer bereits anderweit gegebenen Vorstellung weiß; die Anschauungsweise der Zeit ihr Wesen aber gerade in dem Gegentheile hat, so ist sie natürlich auch im allgemeinen nicht fähig, tropisch schöpferisch zu sein, und so wird eine solche Zeit auch in der poetischen Sphäre die Trope immer mehr verschwinden lassen.

Aber so gut als das Bewußtsein sich entweder einen abstract realen oder abstract idealen Zusammenhang des Besonderen mit dem Allgemeinen, dort durch einseitigen Gebrauch des Verstandes, hier der Intuition und des Gefühles herzustellen vermag: eben so vermag auch die Sprache vom Verstande aus eine sinnliche, ja selbst eine tropische Sprachweise hervorzubringen, die dann aber freilich kalt läßt und matt ist. Denn das Reizende des Tropus liegt der Hauptsache nach eben darin, daß er einen an sich nicht aussprechlichen Inhalt gibt, in welchen sich die Auffassung mit eben dieser Unbegränztheit ergießt; und in dieser Wahrheit, mit der der Tropus gebildet ist, liegt zugleich die Garantie für die innere und poetische Kraft desselben, weil die innere Anschauung nicht eher zur Ruhe kommt, bis das wirklich treffendste Gegenbild getroffen ist, in dem sie zum durchscheinenden Erkennen kommt. Auch ist in den wahrhaft poetischen Zeiten die Anschauungsweise des einen von der des andern noch nicht wesentlich verschieden, so daß ein Tropus sich auch seiner Wirkung bei dem Andern versichert halten darf.

Dies wird ganz anders, wenn das, was ich ausdrücken will, für mich ein gewußtes, ein unterschiedenes und besonderes ist, für das ich nur eine sinnliche, näher eine tropische Form suche. Denn entweder bringe ich diese wirklich zu stande: dann wird aber der Tropus eben deshalb matt oder wenigstens nicht ergreifend, weil das Bewußtsein nur ein Gegenbild finden kann und wird, das dem Bewußtsein oder Wissen von der Sache, nicht aber das der wahren Totalität oder der in Einheit des Sinnlichen und Geistigen verharrenden Anschauung entspricht. Sollte aber auch die Anschauung wirklich eine solche Einheit enthalten, so kann sie nur eine subjective Wahrheit haben, nicht zugleich auch eine für die Anschauungsweise der Andern, weil die bestehende Wirklichkeit einer solchen Einheit zu sehr widerspricht, wie angenommen ist.

Aus diesem Bewußtsein oder genauer aus dem dunklen Gefühle von diesem Verhältnisse gebrauchen deshalb die bessern Dichter und Schriftsteller solcher Zeiten nicht sowol den eigentlichen Tropus; wohl aber sind sie durch den schon fertigen, gleichsam hinter ihnen liegenden Gebrauch des Tropischen schon geübt, eine Vorstellung für die andre zu nehmen und dadurch zu sinnlichem Ausdrucke zu gelangen, und so stellt sich

ihnen ungesucht eine ähnliche geistige Thätigkeit ein, die wir im allgemeinen die gedanken-figürliche, näher die allegorische nennen müssen, worunter wir nämlich alle diejenigen Vertauschungen der Vorstellungen verstehen, durch welche einem Begriffe, einer Sache oder einem Gewußten eine andre Vorstellung als Einkleidung gegeben wird als sie der unmittelbaren Wirklichkeit oder Natur nach hat. Und hier liegt also der Punct der Verwandtschaft der Trope mit der Gedankenfigur und zugleich die innere Wendung, die die Darstellung von der ersteren zur letzteren nimmt, so wie ihr beiderseitiger Unterschied. —

Die wahre Trope ist nämlich ihrem Wesen nach vollkommen und durchaus symbolisch, insofern man eben unter Symbol einen rein stellvertretenden Ausdruck für das versteht, was man in seinem Unterschiede von anderem nicht aussprechen kann, d. h. weil man es in diesem seinem reinen Unterschiede noch nicht zu fassen vermag. So sind die Mythen der Alten wahrhafte Symbole für ihre religiösen Anschauungen, denen eben kein Wissen und keine Begriffe zu Grunde liegen. So ist das Thier in der Thierfabel Symbol für die sich in ihm abspiegelnde sittliche Wahrheit des menschlichen Handelns, das sich in seiner nach allen Einzelheiten unaussprechlichen Ganzheit vergegenwärtigt rc. Bei der Allegorie dagegen steht auf der einen Seite ein besonderes, bestimmtes Wissen, und also nicht mehr eine Wahrheit in ihrer concreten Ganzheit, sondern schon ein durch Reflexion von anderem ausgeschiedenes und vom Verstande in diesen seinen Unterschieden gefaßtes Einzelnes, ein Begriff. Sobald ich aber denselben etwa in seiner poetischen Bedeutung aufzeigen, und ihn also nicht eben blos an sich nennen will, und sobald er sich mir also in Hinsicht auf diese oder jene Wirklichkeiten und Vorstellungen und nach allen in ihm liegenden Individualitäten vergegenwärtigt rc.: — sobald umgebe ich ihn mit allen den betreffenden Vorstellungen und lasse diese für ihn eintreten; stelle ihn mit einem Worte unter einigen oder vielen Beziehungen dar, nach denen ich ihn wirksam gefunden und angeschaut habe. Hierbei findet nun der große Unterschied von der Trope statt, daß alle diese Vorstellungsweisen und Bilder, unter denen ich den Begriff darstelle, Formen sind, die ihm, in concreter Verwirklichung gedacht, zugehören oder wenigstens als zugehörig vorgestellt werden, während die Trope mit ihrem Gegenbilde durchaus nichts weiter zu thun hat, als die sinnliche Folie für den ihm zu Grunde liegenden Inhalt zu sein. Wenn ich z. B. einem flott dahin segelnden Schiffe Wanderlust zuschreibe und von ihm sage, seine Brust durchschneide die Woge des Meeres, rc., so habe ich eine bestimmte, und zwar in diese bestimmte Sphäre der Wirklichkeit versetzte Anschauungsform des flott segelnden Schiffes selbst. Das Wesen und der Begriff desselben ist in der lebendigen und transponirenden Anschauung zu einem Menschen geworden, der mit aller Lust wandert, nicht aber so, daß es mit seiner ganzen sinnlichen Wahrheit in dem Wandernden widerspiegle. Alle solche Darstellungsweisen eines Gegenstandes nun nennen wir im allgemeinen allegorische, weil die Allegorie

im besonderen und engeren Sinne am nächsten mit der Trope verwandt ist und weil sie als die vollkommenste aller solcher gedachten Darstellungsweisen sowol dem Umfang als der Intensität nach alle übrigen in sich enthält oder enthalten kann. Dennoch aber sind sie, weil sie bestimmte Anschauungsformen eines bestimmten und im Geiste besonders gedachten Begriffes sind, Figuren, unter denen wir alles das verstanden, wodurch sich der Gedanke in der Sprache eine bestimmte Form der Einheit gibt. Die Trope dagegen ist keine Figur, weil das ihr zugehörige Bild nicht eine ihrem Inhalte zugehörige bestimmte Form ist, und weil dieser vielmehr in seiner unbegränzten oder unbestimmten Ganzheit sich in jenen nur abspiegelt. Wir machen dies noch an einigen Beispielen deutlich. Wenn ich die einfachen Gedanken: ich weiß nicht, was ich beginnen soll, oder: ich glaube nicht, daß dies möglich sei, in der Form ausdrücken: was soll ich beginnen? oder wär' es möglich? so ist von diesem einfachen Inhalte zu der Form der Darstellung folgendes Verhältniß vorhanden: Dieser Inhalt (oder diese Sache) ist in der Art und Weise dargestellt, wie er in einem betreffenden concreten Falle unmittelbar von dem Sprechenden ausgedrückt werden würde, und nicht mehr also auf die Weise, daß nur überhaupt die Worte als Bezeichnung des begreiflichen Inhalts erscheinen. Bis zu diesem Puncte aber geht gerade, wie wir gesehen haben, die Sprache fort, wo dann die figürliche oder prägnante Sprechweise sich erhebt. Oder noch deutlicher: Von der anfänglichen unmittelbaren Einheit, in welcher die Sache mit der sinnlichen Vorstellung derselben steht, geht die Sprache von Schritt zu Schritt bis zu dem Puncte fort, wo diese letztere ganz getödtet ist, und das sprachliche Verständniß nur in der begreiflichen Auffassung dessen liegt, was das Wort besagt. Das nothwendig gegebene Verhältniß zwischen Inhalt und Vorstellung ist von der Art geworden, daß das Materielle, was der letzteren inwohnt, zuletzt ganz geschwunden ist. Jetzt tritt die Figur ein und erfüllt die Seite des Vorstellungsmäßigen wieder mit neuem Stoffe oder mit neuer Sinnlichkeit; diese unterscheidet sich aber von der früheren dadurch, erstlich daß sie durch den Geist vermittelt ist, während die frühere von der Unmittelbarkeit der Anschauung abhing und zweitens daß sie manigfaltiger ist, während die frühere an die Einzelheit der dem Begriffe zu Grunde liegenden Vorstellung gebunden war. Unserm ersten Beispiele gemäß läge die Sinnlichkeit in den den Begriffen wissen, beginnen, sollen ursprünglich zukommenden sinnlichen Vorstellungen. Diese sind aber vergessen und der Geist faßt vielmehr den auszudrückenden Inhalt dieser mit einander verbundenen Begriffe, und sucht von der Einheit derselben aus, die ihm in der Wirklichkeit entsprechende Sinnlichkeit, die er also nur durch die Vermittelung seiner Selbstthätigkeit ergreifen kann und die eine weit freiere nicht nur sondern auch manigfaltigere ist, indem sie die der aufgeführten drei Wörter in sich schließt, und von der sich die Gesammtvorstellung des Ganzen doch auch losgemacht hat. Eine solche dem Sinne des Ganzen entsprechende und vollkommen zugehörende Sinnlichkeit ist aber hier die, daß der Geist von den Begriffen der Ungewißheit und des Zweifels im Handeln fortgeht zu dem Puncte,

wo er einen in der Wirklichkeit und in einem concreten Falle zweifelnden Menschen sich vergegenwärtigt, und diesen die Ungewißheit selbst aussprechend darstellt. Man kann nun freilich sagen, der zweifelnde Mensch stehe für den Ausdruck eines Zweifelns im Handeln überhaupt; genauer genommen aber ist es doch nichts als das Anschießen der Vorstellungen an dem Kerne des Gedankens, die demselben zukommen, wenn ich mir ihn in seiner concreten Wirklichkeit denke, und eine durch Worte ausgedrückte bestimmte Einheit, d. h. eine Figur, die unter dem Namen des Zweifels oder der Dubitatio bekannt ist. Zugleich liegt aber auch die Figur der Frage, Interrogatio darin, denn wer fragt, ist eben ungewiß in einer Sache, und will berichtet sein, und die sinnliche Vorstellung eines Zweifelnden liegt mit dem eines Fragenden der Natur nach aufs nächste bei einander. Und eben so verhält es sich mit dem andern Gedanken: wär es möglich? statt: ich weiß nicht, ob dies möglich sei?

Ein weiterer Unterschied einer solchen figürlichen Ausdrucksweise von der früheren liegt in ihrer Subjectivität. Denn die Figürlichkeit im uneigentlichen Sinne ist geknüpft an die objective Anschauung der Gegenstände; die im eigentlichen dagegen hängt zwar auch von der Wirklichkeit und Anschauung ab, aber doch nur, insofern der Geist mit Freiheit und mit einem bewußten Unterschied seiner selbst von den Dingen sich in jene zurück versetzt.

In dem bekannten

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte"

ist zunächst eilend, zu Wolken gefaßt, wieder eine Figur, die des Epithetons. Der Begriff der raschen, in einer Richtung fortgesetzten Bewegung knüpft seine Vorstellung an das, woran eine solche Bewegung am häufigsten vorkommt, — an dem nach seinem Ziele rasch fortschreitenden Wandrer nämlich und sagt von der Wolke aus, was eigentlich nur von dem Wandrer ausgesagt werden kann. In der Lebendigkeit der sinnlichen Vorstellung wird die rasch sich bewegende Wolke zum eilenden Wandrer, und so findet also in dieser Figur zugleich die der Personendichtung Statt. Gleichwol hat die Vorstellung nicht die Person selbst, sondern nur das ihr zukommende Merkmal für sich ergriffen, und so erscheint die Personendichtung nur in der Gestalt des Epithetons. Eine Figur aber ist es, indem die von dem Wandrer hergenommenen Vorstellungen von dem Grundbegriffe nur angezogen worden sind, so daß sie gleichsam die Krystallisation, d. h. die bestimmte und besondere Form für denselben ausmachen.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem Begriffe Segler der Lüfte. Der Grundbegriff ist für uns jetzt freilich auch nichts weiter als der einer schnell sich fortbewegenden Wolke; allein nicht dieser Begriff, sondern die Totalität ihrer Sinnlichkeit ist das erste, was dem Darstellenden im Sinne liegt, und er will dieselbe nicht nach einzelnen und bestimmten Seiten ihrer wirklichen Erscheinung, sondern eben in ihrer vollen Ganzheit wieder zu geben suchen. Da dies nun aber durch einzeln nebeneinandergelegte

Züge der Abschilderung, selbst wenn sie in ein bestimmtes Verhältniß zu einander treten, also durch eine Figuration nicht möglich ist, so läßt man sie durch eine innerlich vor sich gehende unmittelbare Anschauung oder Intuition nur errathen, was man eben dadurch zu stande bringt, daß man die auszudrückende Ganzheit in einer andern sich spiegeln läßt, und die letztere für die erstere setzt, so aber, daß es klar ist, wie sie nur Folie der erstern sein soll. Die am Himmel sich schnell dahin bewegende Wolke mit der ganzen Sinnlichkeit ihrer Erscheinung soll auf diese Weise sich vergegenwärtigen, indem ihr die Vorstellung des schnellsegelnden Schiffes gleichfalls mit ihrer Totalität untergeschoben wird, so aber, daß durch die Verbindung „Segler der Lüfte" zugleich offenbar ist, daß die Vorstellung des Schiffes nur an der Stelle der Wolke stehen soll. Wie man daher den Tropus dieser Ausdrucksweise auch ansehe, — immer liegt dies zu Grunde, daß sich etwas in seiner Totalität ausdrücken will, das doch an sich nicht ausdrückbar ist, und das nur, in einem Spiegelbilde aufgefangen, unmittelbar durch einen vorstellenden Geist erschaut werden kann.

Trotz dieses principmäßigen Unterschiedes zwischen Figur und Trope ist es doch anderseits gar nicht schwer zu erkennen, wie nahe sich auch wiederum beide treten, so daß eine Verwechselung beider auch wenigstens zu entschuldigen ist. Denn je freier der Geist das Verhältniß zwischen Sache und Vorstellung behandelt und je fertiger er aus dem Reiche der Vorstellungen und der Wirklichkeit auch verborgner liegende, aber bedeutungsvolle Beziehungen von den auszudrückenden Begriffen auf ihre Erscheinung in der concreten Wirklichkeit auffindet und herbeiruft: je näher tritt das Verhältniß nothwendiger Weise auch der Natur der Trope, — was namentlich mit allen den Figuren der Fall ist, die durch eine Vergleichung zu Stande gebracht sind, weil auch der Trope eine solche nothwendig zu Grunde liegt. Wie nahe sie sich aber auch äußerlich kommen: innerlich findet doch der große Unterschied statt, daß die Basis oder Strazze einer Figur wenn diese auch, wie die Allegorie, höchst ausgeführt ist, immer ein gewußtes, ein Begriff, eine Besonderheit ist, während die einer Trope ein blos Angeschautes, eine Vorstellung, ein Ganzes ist, das sich in dieser Ganzheit durch den Reflex einer andern Vorstellung zu Tage bringt, die für sie eintritt.

§. 32.

Fortsetzung.

Aus dem Bisherigen geht nun von selbst hervor, daß eine erschöpfende Figurenlehre — Figur auch in dem engern Sinne als prägnante Sprachweise genommen — bis zu allen Einzelheiten herab praktisch unanwendbar und unmöglich ist. Denn jede neue Darstellung kann neue Verhältnisse zwischen Wort und Bedeutung und zwischen Inhalt und Vorstellungsweise und also neue Figuren bilden oder ähnliche schon vorhandene modificiren und

erweitern, und die Figuren bleiben daher eben so gut in einem beständigen Flusse als die Sprache überhaupt in einem Flusse bleibt, wenn nämlich das betreffende Volk in geistigem Fortschritte begriffen ist. Eine solche specielle Untersuchung gehört daher auch lediglich der speciellen Kritik irgend eines einzelnen Sprachstückes an, und man muß darauf verzichten, neue Figurenverhältnisse mit besonderen Namen belegt wissen zu wollen, da ja schon viele der bereits aufgenommenen bei der Wandelung des Figurenmäßigen nicht Stich halten, und daher, wie schon erwähnt, nicht nur verschiedene Namen denselben Verhältnissen beigelegt wurden, sondern auch in der Form einer Figur mehrere andre enthalten sein können. Es bleibt uns daher nur übrig, die auf jene Weise in den früheren Zeiten durch Namen fixirten, und seitdem in den rhetorischen und stilistischen Büchern immer fortgeführten bedeutungsvolleren Figuren gleichfalls dem Namen nach aufzuführen und sie unter die von uns aufgestellten Rubriken unterzuordnen. Hierdurch muß sich zugleich die Richtigkeit dieser Grundsätze bestätigen und ein allgemeines Schema ergeben, nach welchem alle weiterhin aufzufindende und aufgefundene Figuren sich auch weiterhin classificiren lassen.

Obgleich wir nun die metrischen und rhythmischen so wie die grammatischen und logischen Figuren von der Betrachtung der Figuren im engeren Sinne scheiden, so müssen wir doch von den beiden letzteren wenigstens ihr Verhältniß zu den eigentlichen oder rhetorischen Figuren überhaupt noch einen Augenblick festhalten; nicht minder müssen wir auch das Verhältniß der rhythmischen Figuren zu der Prosa, wenn auch nur ganz im allgemeinen, deutlich zu machen suchen.

Von den rhythmischen Figuren.

Wir haben bei dem Kapitel von der Sinnlichkeit (II. §. 16—18) und dem Wohllaute (II. §. 10—15) bereits im Zusammenhange erkannt, wie der Rhythmus als der Ausdruck des zeitlichen und intensiven Verhältnisses, das sich im Tone nothwendig zeigen muß, elementarisch also auch nothwendig in der Prosa vorhanden ist. Wenn aber das Rhythmische gleichwol nur insoweit vorhanden ist, als es keinen geistigen Einfluß zeigt, d. h. als sich gar kein bestimmtes Verhältniß der Worte und Sätze, als rhythmische Größen betrachtet, zu einander auffinden läßt, so ist es freilich unmeßbar und für den Geist so gut als nicht vorhanden, und es kann also auch von rhythmischen Figuren gar nicht, oder höchstens ganz uneigentlich nur insofern die Rede sein, als jedes mehrsilbige Wort an sich so wie jedes Wort im Satze zur Einheit desselben, gleichfalls für sich genommen, eine rhythmische Größe bildet, die man freilich eben so gut auch eine rhythmische Figur nennen kann, als wir die Lautgestalt eines Wortes an sich eine Lautfigur genannt haben.

Wir wissen aber auch aus den angezogenen Stellen, daß, so wie die manigfachere Verbindung der Gedanken mit einander ein manigfaches Verhältniß derselben erzeugt, dessen Princip in der Prosa die Symmetrie ist, sich auch ein manigfaches

und zwar geordnetes Verhältniß der **Rhythmen** zu einander bilden muß, dessen Princip **gleichfalls** das der Symmetrie ist. Jede symmetrisch geordnete Einheit von Rhythmen aber muß auch eine prosaisch-rhythmische **Figur** geben, — was sich aus den mehrfach vorausgegangenen Erklärungen über den Figurenbegriff von selbst versteht.

Die Rhetorik und Idealstillehre müßte hiernach diese Verhältnisse in ihrer Verschiedenheit aufzeigen, und nachweisen, wie sie beschaffen sein müssen, um den allgemeinen und besonderen Zwecken der Rede und des Idealstils zu entsprechen. Und in der That haben die alten Rhetoriker hierzu den Anfang gemacht, indem sie, schon von Aristoteles an, den prosaischen Rhythmus mit in besondere Betrachtung ziehen. Von den neueren ist indeß, und zwar aus dem Grunde der eigenthümlichen Stellung des Gedankens zur Form in den modernen Zeiten, — wovon später das Nähere — hierauf nicht fortgebaut worden, als einer Materie, die der Beobachtung zu wenig stand hält und zu fein und fern zu liegen scheint. Auch wir weisen ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand von uns ab, wenn auch nicht aus dem genannten Grunde, sondern weil hierzu besondere Vorarbeiten vorhanden sein müßten, auf die wir uns, dem Zwecke des Ganzen gemäß, nicht einlassen dürfen. Wohl aber müssen wir eben diesen Mangel als ein offenes Zeichen ansehen, wie weit unsere Anschauungs- und Beurtheilungsweise noch von der Vollkommenheit zurücksteht, mit der die Griechen und Römer die Formen der prosaischen Rede betrachteten. Daher ist denn auch die Klage strengerer ästhetischer Richter nicht unbegründet, daß wir in unserer so überaus reichen, und in Hinsicht auf Manigfaltigkeit und Tiefe des Gedankeninhaltes und der geistigen Freiheit der alten so überaus überlegenen Litteratur doch so überaus wenig formell vollendete prosaische Spracherzeugnisse aufzuweisen haben. Doch steht bei dem lebendigen Streben nach politischer Gemeinsamkeit und Freiheit, aus dem der kunstvolle und lebendige Gebrauch der Rede von selbst folgt, so wie bei den tieferen ästhetischen Erkenntnissen und bei der sichtbar immer grösseren Annäherung der Poesie an die Prosa und umgekehrt von der Zukunft mit Gewißheit zu erwarten, daß sie bei der höheren Kunstvollendung der Rede überhaupt auch dies ihr zugehörige Moment des figürlichen Rhythmus nicht ferner so unbeachtet lassen werde.

Von den grammatischen und logischen Figuren.

Da das Grammatische zu dem Logischen sich wie Aeußeres zu Innerem verhält und eben nichts ist als der Ausdruck desselben durch sprachliche Mittel, so versteht es sich von selbst, daß diese beide Arten von Figuren in der innersten Beziehung zu einander stehen und ohne gegenseitige Correspondenz gar nicht gedacht werden können, eben so gut wie die rhythmischen Figuren wiederum in einer Correspondenz zu den grammatischen und logischen und die Wortfiguren zu den Gedankenfiguren stehen. Denn alle diese Unterschiede sind ja nur vor der theoretischen Betrachtung als solche gesetzt: in der Wirklichkeit der Sprache liegen sie concret zusammen. Müssen wir aber einmal die verschiedenen in

der Rede zusammenliegenden Momente oder Seiten in ihrer Besonderheit betrachten, und wollen doch auch ihre nähere oder entferntere Correspondenz im Auge behalten, so müssen wir auch die grammatischen und logischen Figuren in ihrem näheren Verhältniß zu einander und in ihrem etwas entfernteren zu den Wort- und Gedankenfiguren betrachten.

Da wir nun die logischen Figuren als das Verhältniß der in der Rede mit einander verbundenen Begriffe und Gedanken, und die grammatischen als den Ausdruck dieses Verhältnisses durch sprachliche Mittel gefunden haben, so würden sie demnach beide auch geradezu zusammenfallen. Die sämmtlichen in der Flexion und Wortbildung grammatisch ausgedrückten Beziehungen sind ja auch logische Beziehungen, und alles, was die Satzverbindung grammatisch ausdrückt, ist ja eben auch ein logisches Verhältniß der Gedanken zu einander.

Die wenigen, üblicher Weise mit Vorzug sogenannten grammatischen Figuren, die in den Specialgrammatiken als solche aufgeführt werden, wie das Anakoluth, die Metathesis, die Ellipse und der Pleonasmus (s. o.) dagegen sind bei näherer Betrachtung eben so wenig logische als sie grammatische Figuren sind, weil ihnen ein bestimmtes logisches und grammatisches Verhältniß zu Grunde liegt, das durch die figürliche Ausdrucksweise keineswegs verändert wird, so daß also das Figürliche in der That nur im Ausdrucke ruht. Denn, um nur beim Anakoluth (ἀνακολουθία) stehen zu bleiben, als einer Gedankenverbindung, deren Ende dem Anfange grammatisch nicht entspricht, so liegt die richtige Construction ihr doch positiv zu Grunde, und diese muß auch allein im Sinne behalten werden, so daß also das Abweichende nur auf Seite des Ausdrucks oder der eigentlichen λέξις fällt. Für das eigentliche logisch-grammatische Verhältniß ist dieser Ausdruck daher zufällig und gehört mithin der Gedankenfigur an. Noch augenscheinlicher ist dies Verhältniß hinsichts der andern gedachten grammatischen Figuren einzusehen. Wenn aber gleichwol beim Anakoluth die Besonderheit des Ausdruckes in die grammatische Bezeichnung fällt, so läßt sich dies Dilemma nur durch den unserer Betrachtung im allgemeinen zu Grunde gelegten Unterschied von Figur im engeren und weiteren Sinne lösen. Und diesen im Auge behaltend, können wir nun mit Entschiedenheit sagen, daß es grammatische und logische Figuren im engeren Sinne nicht geben, und daß man also von ihnen nur im weiteren und uneigentlichen sprechen kann. Denn sie bezeichnen immer und immer die in der manigfacheren Verbindung der Begriffe und Gedanken sich vervielfältigenden nothwendigen Verhältnisse dieser zu einander, während die eigentliche Figur ganz in der Freiheit der Verhältnisse liegt, die zwischen Begriffen oder Gedanken und deren sprachlichen Ausdruck stattfindet.

Die nähere und tiefere Betrachtung der logischen und grammatischen Figuren gehört demnach in die Logik, in welcher die Gesetze der Verbindung und Beziehung der Begriffe und Gedanken nach ihrer Vernunftmäßigkeit zu einander entwickelt werden; oder sie gehört in die Grammatik, in welcher die Gesetze und Formen des Ausdrucks

dieser Beziehungen nachgewiesen werden, oder sie gehört endlich in die rhetorische und stilistische Lehre von der Composition, insofern sich jene Gesetze auf die Anordnung und Bildung von größeren Redeganzen beziehen.

Wir haben daher hier weiter nichts zu thun, als in einer allgemeinen Uebersicht der wichtigsten derartigen Formen das Verhältniß deutlich zu machen, in welchem diese zu der Bildung der Rede und des Gedankens überhaupt so wie zu den Gedankenfiguren insbesondere stehen.

Hier finden wir auf der Seite der grammatischen Figuren das Komma (κῶμμα) oder Kolon (κῶλον) als Bezeichnung des einfachen Satzes; die Periode (περίοδος) als die des zusammengesetzten Satzes überhaupt (siehe dagegen den engeren Sinn von Periode I. §. 79. S. 270 ff.) „Περίοδός — sagt Hermogenes — ἐστι σχῆμα αὐτοτελὲς ὅλου τοῦ ἐπιχειρήματος ἐν ἑρμηνείας ῥυθμῷ συντόμως ἀπηρτισμένον.“ Dieser Rhetoriker, dem sehr viele andre folgen, nennt die Periode zweigliedrig (δίκωλος), wenn sie aus zwei Sätzen, dreigliedrig (τρίκωλος), wenn sie aus dreien, viergliedrig (τετράκωλος), wenn sie aus vier Sätzen oder Gliedern besteht. In dieser Eintheilung liegt freilich noch eine große Unbestimmtheit, indem bei der Ausmessung einer Periode die Begriffe von Satz und Glied durchaus nicht gleichbedeutend gebraucht werden dürfen, — worüber das Nähere am angeführten Orte.

Geht die Periode über vier Glieder oder Sätze hinaus, so nennt Hermogenes in seinem Buche der Erfindungen IV. 4 (περὶ εὑρέσεων) die Satzverbindung einen Athem (Πνεῦμα), indem er sagt: πνεῦμα μὲν οὖν ἐστι σύνθεσις λόγου, διάνοιαν ἀπαρτίζον ἐν κώλοις καὶ κόμμασι μετρούμενον πρὸς τὴν διάρκειαν τοῦ πνεύματος κατὰ τὴν φωνὴν τοῦ λέγοντος.

Eine auch über dieses Maß hinausgehende Satzverbindung nemt er (IV, 5) eine Τάσις oder Ausdehnung. „Τάσις δέ ἐστι λόγου, ὅταν ὑπεραίρῃ τῷ μέτρῳ τοῦ λόγου τὸ πνεῦμα μακρότερον γενόμενον τοῦ δύνασθαι ἐν ἰδίῳ ληφθῆναι τοῦ λέγοντος πνεύματι.“ Oder: τοῦτο γάρ ἐστιν ἡ τάσις τὸ ἀποτετάσθαι ἐπὶ μακρότερον ἢ χρὴ τὸ πνεῦμα.

Daß diese weiteren Eintheilungen nicht Stich halten und vor der oben gegebenen Ansicht von der Periode zusammenfallen, brauchen wir nur anzudeuten.

Würden nun alle verschiedenen Arten der Sätze und Perioden, als der vergleichenden, concessiven, bedingenden u. s. w. erschöpfend ausgemessen und die verschiedenen hierbei möglichen Verhältnisse festgestellt, so würden wir eine vollständige Uebersicht über das erhalten, was dem Wesen nach grammatische Figur zu nennen ist — worüber wir aber nur auf Theil I. 2s—4s Kapitel zu verweisen brauchen.

Auf der Seite der logischen Figuren würden wir insbesondere auf die der Unterscheidung (distinctio) und Einerleiheit (Identität); der Definition (ὁρισμός, auch παραδιαστολή genannt) so wie auf die der verschiedenen Arten der Schlüsse stoßen, als da sind: Syllogismus (συλλογισμός), eigentlicher oder streng logisch

beweisender Schluß (sonst auch Philosophem genannt); **Epicherem** (ἐπιχείρημα), ausgeführter oder dialektischer Schluß; **Enthymem** (ἐνθύμημα), abgekürzter Schluß (ἐνθύμημα συλλογισμός τις, Arist. Rhet. I. 1); **Epiphonem** (ἐπιφώνημα), Schluß mit kurzer Hinzufügung der Gründe zu den einzelnen Behauptungen; **Sophisma** (σόφισμα), Schein- oder Trugschluß; **Aporem** (ἀπόρημα), dialectischer Schluß des Widerspruchs; endlich **Induction** (ἐπαγωγή), Schluß vom besonderen und von der Analogie aus, so wie **die sententiöse Art zu argumentiren** (προσαπόδοσις oder αἰτιολογία). Dies sind die in der Logik und Rhetorik vorkommenden und mit dem Namen der Figuren belegten logischen Verhältnisse. Sollte indeß hier eine Vollständigkeit und Consequenz stattfinden, so müßten alle die verschiedenen Verhältnisse, in welche ein Begriff und ein Urtheil zu dem andern tritt so wie die drei Hauptschlußarten mit ihren verschiedenen Modalitäten mit besonderen Namen belegt werden, — was allerdings auch zum großen Theil von der scholastischen Logik geschehen ist.

Auf der Seite derjenigen Figuren endlich, welche sich auf die Lehre von der **Composition und Ausführung** beziehen, würden wir die **logisch-stilistischen Figuren** der **Begriffsbestimmungen** oder **Definitionen**, der **Begründung** oder **Beweisführung**, der **Partition**, der **Division**, der **Exposition** oder **Erörterung** und der **Description** stoßen, — worüber wir im Ganzen auf den 2ten Abschnitt des ersten Theils verweisen, der ausführlich von der Herbeischaffung und Verwendung des Stoffes zur Composition der Aufsätze handelt.

Betrachten wir aber diese grammatischen und logischen Figuren nebst den stilistischen, die aber, genau genommen, in jenen durchaus enthalten sind, im Verhältnisse zu den andern und eigentlichen Figuren, so ergeben sie sich nun zwar allerdings als die im uneigentlichen Sinne sogenannten, aber auch zugleich als die Basis, auf welcher sie sich jene allein zu erzeugen vermögen; sie ergeben sich auch hier wiederum als der in der ganzen Figuren- und Tropenlehre wiederkehrende Gegensatz von Innerem zu Aeußerem oder Besonderem zu Allgemeinem. Denn, was auch alles unter den eigentlichen Figuren begriffen wird, — immer erscheinen sie doch nur als Form der **Darstellung**, während die grammatisch-logischen sich auf die Form **des Gedankens selbst**, d. h. auf sein **Wesen** beziehen. Die grammatisch-logischen Figuren drücken die in der Vernunftnatur des Menschen, also die nothwendig sich explicirenden Gesetze und Formen aus; die Figuren im eigentlichen Sinne stammen zwar auch aus der geistigen Natur desselben her, aber doch nur insofern derselbe sich relativen Bedingungen gegenüber frei äußert.

Und bedenken wir endlich, wie sich in jener die bestimmte Art und Weise zu erkennen gibt, wie der Mensch die Besonderheit des weltlichen Inhalts zur Allgemeinheit desselben oder zu Gott anschaut, so leuchtet ein, wie man, ohne diesen weiteren Figurenbegriff aufzustellen und hinzuzunehmen, weder in das Innere der Schrifterzeugnisse beurtheilend eindringen, noch auch auf den Standpunct gesetzt werden kann, selbst so zu schreiben, wie

es den besonderen und allgemeinen Zwecken der Sprache und der schriftlichen Mittheilung vorzugsweise entspricht.

Von welcher Art aber die Entwickelung dieses Figurenbegriffs im weiteren Sinne bis jetzt gewesen sei, und wie sie, den absoluten Gesetzen des Geistes gemäß, fernerhin sein müsse: dies haben wir theils schon beiläufig gesehen, theils werden wir es am Schlusse der Figurenlehre noch besonders erkennen.

§. 33.

Fortsetzung.

Von den Wortfiguren.

Indem wir nun zu den eigentlichen Figuren, die wir, im Gegensatz gegen die uneigentlichen grammatisch-logischen, Figuren der Darstellung nennen können, in ihrer näheren Betrachtung übergehen, halten wir also die Eintheilung in Wort- und Gedankenfigur zwar fest, erinnern aber ausdrücklich an die bereits hinzugefügte Erläuterung, daß es wohl eine Gedankenfigur ohne besondere Wortfigur, nicht aber umgekehrt eine Wortfigur ohne Beziehung auf den Gedanken geben kann. Denn so gut als das einzelne Wort nur aus der Auseinandersetzung eines Gedankens entsteht, und also als blos solches keinen Sinn hat, ebensowenig kann es auch eine Wortfigur geben, die blos Bezug auf sich selbst hätte und also in sich selbst auch vollkommen selbständig da wäre. Wir erinnern ferner daran, daß wir bereits die Gründe entwickelt haben, warum gegentheils eine Gedankenfigur auch sehr häufig eine Wortfigur oder eine andre Gedankenfigur in sich enthalten wird, und wie überhaupt eine in der höheren Sphäre stehende eine oder mehrere in niedrigeren stehende in sich involviert enthalten kann. Diese Stufenleiter der verschiedenen Sphären wird aber lediglich gebildet durch die größere Freiheit und Manigfaltigkeit, mit welcher die Sache (der Begriff oder der Gedanke) sich zu ihrer Darstellung verhält. Wenn aber, wie behauptet ist, diese Stufen durch unendlich viele Nuancen in einander übergehen, und ein scharfes Abgränzen der Sphären demnach der Wirklichkeit zu widersprechen scheint, so müssen wir uns darüber verständigen, daß ein solches Abgränzen allerdings keinen andern Theilungsgrund als den a potiori haben kann, der uns dann, wenn wir die beiden äußersten Verschiedenheiten gegeneinander überstellen, auf die Unterschiede von Wort- und Gedankenfigur zurückführt, zwischen denen dann aber Vermittelungen dazwischen liegen.

Zu den Wortfiguren werden wir daher alle diejenigen zählen, in denen das Wesen des Figürlichen sich noch überwiegend, und zwar positiv oder negativ durch das Wort an sich ausdrückt; zu den Gedankenfiguren diejenigen, in denen das Figürliche in der ganzen Vorstellungsweise des auszudrückenden Inhalts liegt.

Von beiden aber werden wir zwei Unterabtheilungen zu machen genöthigt sein, deren verschiedene Arten aufwärtssteigend zu einander und zu den einzelnen Figuren selbst überleiten.

Zu der ersten Unterabtheilung der Wortfiguren werden wir diejenigen rechnen, bei denen der Sinn oder Gedanke gar keinen Einfluß auf das Figürliche auszuüben scheint und die also lediglich an dem Worte für sich als Lautkörper vor sich zu gehen den Anschein geben, — *Wortfigur im engeren Sinne.*

Zu der zweiten diejenigen, bei denen das Figürliche zwar auch noch an dem Worte haftet, und also zerstört wird, wenn man dieses verändert, aber deren Entstehen wesentlich und offenbar doch nur durch den Sinn und durch die Form des Gedankens bedingt ist, — *Wortfigur im weiteren Sinne.*

Zu der ersten Unterabtheilung der Gedankenfiguren werden wir diejenigen rechnen, bei denen das Figürliche an der Vorstellung haftet, die dem Inhalte, wenn man sich ihn verwirklicht denkt, eigenthümlich zugehört, — *Gedankenfigur im engeren Sinne.*

Zu der zweiten diejenigen, bei denen das Figürliche an einer Vorstellung haftet, die dem in die Wirklichkeit versetzten Inhalte des Gedankens nicht eigenthümlich und nothwendig ist, sondern die nur von der Fantasie gleichsam zu Hilfe genommen ist, — *Gedankenfigur im weiteren Sinne.*

Jede dieser vier Unterabtheilungen läßt sich in ihrer jedesmaligen Sphäre wieder darnach zerlegen, ob die ihr zugehörigen Figuren durch sich selbst oder durch ein ihr untergelegtes *Anderes*, ihrer Sphäre *Entsprechendes* entstehen, so daß also irgend eine Art von *Umtauschung* stattfindet. Und endlich läßt sich noch, wenn keine solche *Umtauschung* zu Grunde liegt, darnach scheiden, ob die Figur in ihrer jedesmaligen Sphäre auf einem *negativen* oder *positiven* Grunde ruht: — nach welchen Unterscheidungen allen sich folgendes Schema ergibt:

Eigentliche Figur

Wortfigur — Gedankenfigur

im engeren — im weiteren Sinne — im engeren — im weiteren Sinne

für sich — durch Vert. — für sich — durch Vert. — für sich — durch Vert. — für sich — durch Vert.

negat. positiv — negat. positiv — negat. positiv — negat. positiv

Alle diese Abtheilungen führen, wie gesagt, nicht nur überhaupt zu einander über, sondern auch zu immer höheren Stufen der Figuren, — die größere Manigfaltigkeit und Freiheit im Gebrauch der Vorstellungsmäßigkeit zu Grunde gelegt, und die Trope als Spitze aufgestellt, nach der sie sich gleichsam hinbewegen.

Was nun zuerst die Wortfiguren im *engeren* Sinne, d. h. also diejenigen betrifft, welche ohne sichtbaren Einfluß der Gestaltung des ganzen Gedankens auf das Wort entstanden sind und mehr die Prägnanz eines einzelnen Begriffs oder einer ganz einfachen Begriffsverbindung darstellen, so rechnen wir hierzu, und zwar insofern sie durch sich selbst bestehen, als negative: die *Aphäresis*, die *Apokope*, die *Synkope*, die *Krasis* und die *Wortellipse*; als positive: die *Epenthesis*, die *Paragage*, die *Prosthesis*, den *Wortpleonasmus* oder die *Tautologie des Worts*; insofern ihnen ein entsprechendes Anderes oder eine Umtauschung zu Grunde liegt: die *Enallage*, die *Wortinversion*, die *Metathesis*, die *Wortparenthese*, die *Anastrophe*; einige andre als das *Zeugma*, die *Hypallage*, die *Synesis* und das *Anakoluth* stehen schon ganz auf der Stufe des Uebergangs zu den Wortfiguren im weiteren Sinne.

Die *Aphäresis* (ἀφαίρησις), ist eine Verkürzung des Worts vorn; die *Apokope* (ἀποκοπή) eine solche hinten; die *Synkope* (συγκοπή) eine eben solche in der Mitte desselben; die *Krasis* (κρᾶσις) eine Zusammenziehung zweier Silben oder zweier Worte in eins; die *Wortellipse* (ἔλλειψις) die Auslassung eines aus der Begriffsverbindung nothwendig zu ergänzenden Wortes.

Die *Epenthesis* (ἐπένθεσις) die Einschiebung eines Lautes oder einer Silbe in ein Wort, z. B. Veigelein st. Veilchen, das Diminutiv von Veile, viola, — worin zugleich eine Metathesis liegt. Sie kann deshalb nur vorkommen von dem Standpuncte einer herrschenden Schriftsprache aus gegen eine Volkssprache, oder von dem einer späteren kürzeren Form gegen eine frühere vollere und längere.

Die *Paragoge* (παραγωγή), Verlängerung des Worts am Ende durch Hinzufügung eines Lautes oder einer Silbe — mit der es sich wie mit der Epenthesis verhält.

Die *Prosthesis* (πρόσθεσις) Vorsetzung eines Lautes oder einer Silbe vor ein Wort, — mit demselben Verhältniß.

Der *Wortpleonasmus*, auch *Tautologie des Worts* genannt, im Unterschiede von dem Pleonasmus ganzer Gedanken, ist der Ausdruck eines Begriffs durch zwei synonymische Wörter, mit der Absicht der Hervorhebung des Begriffs, und mit der *Synonyme* als Figur zusammenfallend.

Die *Enallage* (ἐναλλαγή), Vertauschung eines gebräuchlicheren Wortes mit einem ungebräuchlichen Ausdrucke; oft auch nur die Vertauschung der grammatisch gesetzmäßigen Person mit einer andern; oder die des gebräuchlichen Genus des Substantives mit einem ungebräuchlichen, — welches letztere wieder nur mit Beziehung auf ältere oder dialectische Sprachformen geschehen kann.

Die *Wortinversion* im Unterschied von der Inversion ganzer Gedanken, — Abweichung von der grammatisch-gesetzmäßigen Stellung eines Worts im Satze, — nur nach besonderen Gesetzen einzelner Sprachen zulässig.

Die *Metathesis* (μετάθεσις), Versetzung der Buchstaben eines Wortes, wie vorhin

Veigelein st. Veilchen; zuweilen mit dem Zwecke, einen andern Begriff dadurch hervorzurufen, wie Roma—Amor.

Die Wortparenthese (παρένθεσις) im Gegensatz der Satzparenthese, — Einschaltung eines in die Construction des Satzes nicht mit aufgenommenen Wortes, so daß dasselbe ohne wesentliche Störung des Sinnes auch ausfallen kann.

Die Anastrophe (ἀναστροφή), Umkehrung der Theile eines zusammengesetzten Wortes, wie herum — umher, Samengurke — Gurkensamen.

Das Zeugma (ζεῦγμα), Verbindung mehrerer Subjecte mit einem Prädicate oder umgekehrt, das sich nur zu einem oder einigen derselben schickt.

Die Hypallage (ὑπαλλαγή) Vertauschung der Redetheile unter einander.

Die Synesis (σύνεσις), Mangel der grammatischen Uebereinstimmung des Subjects und Prädicats oder Vertauschung des Genus, der Casus (in diesem Falle auch ἀντίπτωσις im besonderen genannt) des Numerus rc. rc.

Das Anakoluth (ἀνακόλουθον), eine Construction, deren Ende dem Anfange nicht grammatisch entspricht, und die doch absichtlich von den Schriftstellern gebraucht wird.

Alle diese genannten Figuren werden häufig als grammatische aufgeführt, noch häufiger aber als bloße Sprachfehler genommen, wenigstens zum großen Theile. In diesem Falle wird dann auch folgerichtig ihre Figurenmäßigkeit überhaupt bestritten.

Nun ist allerdings wahr, daß, indem der Vocalismus und Consonantismus der Wörter durch die Aphäresis, Apokope, Synkope und durch die Krasis negative, durch die Epenthesis, Paragoge, Prosthesis, Metathesis rc. positive Veränderungen erleidet; das Zeugma, die Hypallage, die Synesis, das Anakoluth sogar den Ausdruck der grammatischen Verhältnisse angreift, die Berechtigung vollkommen erscheint, sie grammatische Figuren zu nennen; es ist wahr, daß ihr Gebrauch nicht selten in der That nur aus Nachlässigkeit und Ungenauigkeit entspringt, und hier der Punct ist, wo das Figurenmäßige mit dem Solöcismus zusammenfällt; es mag endlich zugegeben werden, daß mehrere derselben wirklich nur durch einen Solöcismus entstanden sind: demungeachtet aber liegt, wenn wir sie von dem Motive ihrer Entstehung aus betrachten, durchaus nichts, das grammatische Verhältniß veränderndes und bewegendes zu Grunde, und es ist nur der Geist in seinem ersten Beginnen, sich über den nothwendigen Ausdruck desselben emporzuschwingen oder der Gedanke, welcher sein Uebergewicht über die Form geltend zu machen anfängt, während er vorher auf gleicher Stufe der Berechtigung mit ihr stand. Ist dies aber, wie Niemand leugnen kann, der Fall, so ist es auch eben die sich hervordrängende Macht der Vorstellung, durch welche die Veränderung des Ausdrucks sich erzeugt, die demnach mit dem Wesen und den Motiven zum Ausdrucke der grammatischen Verhältnisse nichts zu thun hat. Hieraus erhellet aber auch zugleich ihre Figurenmäßigkeit im engeren Sinne. Denn wenn wir Figur im weiteren Sinne alles das nennen mußten, wodurch sich der Gedanke in der Sprache eine bestimmte Form der Einheit gibt, so müssen wir Figur im

Die Insinuation, insinuatio per suspicionem, auf den Verdacht, daß uns der Zuhörer nicht geneigt sei.

Das Zugeständniß, concessio, permissio, παρομολογία, concessio criminis, ἀντεισαγωγή, — lauter Benennungen desselben Begriffs.

Der Einwurf ὑποφορά und ἀνθυποφορά), so wie die allgemeinen Formen des Monologs und Dialogs überhaupt.

3. In solche, welche die Form einer besonderen subjectiven Bewegung und Stimmung angenommen haben.

Der Ausruf (exclamatio, προσφώνημα, ἐπιφώνημα, ἐκφώνησις).

Der Anruf (invocatio), nämlich höherer Wesen zum Beistande.

Die Beschwörung oder Betheuerung.

Die Verfluchung (detestatio).

Die Sermocination, das Einführen Abwesender oder lebloser Dinge als redender.

Der Wunsch, das Gebet u. dgl.

Die Uebertreibung (ὑπερβατόν).

Das Naive.

Die Ironie (εἰρώνεια d. h. eigentlich Verstellung), dissimulatio mit ihren verschiedenen, von den alten Rhetorikern besonders benannten Arten des σαρκασμός, χλευασμός, χαριεντισμός, διασυρμός, ἀστεϊσμός, μυκτηρισμός, σκῶμμα, ἐπικερτόμησις, καταγέλως, εἴκασμα, zu denen bei uns noch die Benennung von Persiflage hinzukommt. Auch die Mimesis (μίμησις) als die Wiederholung der Worte Anderer gehört hieher. Siehe jedoch oben.

4. Mehr vereinzelt stehende Formen, die der Inhalt zu seinem Ausdruck ergriffen hat, sind

Die Anführung, nämlich der Worte eines Andern, berühmter Schriftsteller ꝛc.

Der Uebergang (μετάβασις, transitio), wo nämlich ein solcher der einfach-logischen Gedankenordnung nach nicht eintreten dürfte.

Das Unerwartete (inopinatum, προσδοκεία).

Das Paradoxe (παράδοξον).

Die Hysterologie (ὑστερολογία) Aufnahme dessen, was zuletzt gesprochen ist.

Die Metastasis (μετάστασις, remotio), wenn die Schuld des Beklagten auf einen andern Umstand geschoben wird.

Das Sprüchwort mit seinen verwandten Arten von Maxime, Sentenz, Chrie (χρεία, γνώμη, νόημα), — über deren Unterschiede so wie über die der verschiedenen Arten von Ironie eine besondere Abhandlung über die Figuren Auskunft zu geben hat. Endlich

Die Personendichtung (προσωποποιΐα), — eine der wirksamsten in der ganzen gedachten Figurenreihe.

Zu den Gedankenfiguren im weiteren Sinne, die durch Unterlage von anderweit als

sehr glücklich war, nur als Solöcismus erscheinen, und nur indem dies letztere nicht anzunehmen ist, überwand sich das Abweichende in ihm und ließ ihn als eine Schönheit der Diction erkennen.

Wegen der reicheren und vollkommneren Mittel der späteren Sprache, sich figürlich auszudrücken, werden übrigens die früheren unvollkommneren begreiflicher Weise weit seltener gebraucht. Wie in allen sprachlichen Verhältnissen so auch hier verliert sich bei der Extension, welche Vorstellung, Gedanke und Ausdrucksmittel von beiden gewinnen, die frühere Intensität und somit also auch die Spannkraft, solche Figuren, wie namentlich das Zeugma, die Hypallage, die Synesis, das Anakoluth rc. zu tragen, und so auch die Natürlichkeit, sie zu bilden. Treffende Beispiele wird man deshalb in den alten und namentlich classischen Sprachen, als den vorzugsweise figürlichen, mehr finden als den neueren und in den früheren Schriften dieser letzteren mehr als in den späteren rc.

§. 34.

Fortsetzung.

Von den Wortfiguren im weiteren Sinne.

Was die Wortfiguren im weiteren Sinne oder diejenigen betrifft, bei denen das Figürliche zwar auch noch am Worte oder an einer Wortverbindung haftet, deren Entstehen jedoch wesentlich durch die Form des ganzen Gedankens bedingt ist, zu dem sie gehören, und zwar insofern sie auf sich selbst ruhen, rechnen wir als negative:

Das Asyndeton (διάλυσις, solutum), die Unterdrückung der Verbindungspartikeln.

Die Unterbrechung und Abbrechung (interruptio), die Uebergehung (ἀπόφασις, ἀποδίωξις, auch praeteritio genannt) und die Verschweigung (omissio, reticentia).

Bei allen diesen Figuren liegt ein bestimmter Begriff oder ein bestimmtes Wort zu Grunde, das aber erstlich unterdrückt bleibt; zweitens aber ist die Entstehung der Figur doch lediglich durch die Form bedingt, in der der Gedanke auftritt. Mit näheren Erklärungen und Beispielen halten wir uns indeß nicht auf, da beides aus jeder Rhetorik näher nachgesehen werden kann, und es uns hauptsächlich auf Angabe des Verhältnisses ankommt, in welchem die verschiedenen Figuren zu einander und aufwärts zu den Tropen stehen.

Die Wortfiguren im weiteren Sinne, die auch auf sich ruhen, und einen positiven Ausdruck geben, lassen sich wieder in verschiedene Gruppen bringen.

1) In solche, deren Figürlichkeit durch eine einfache Wiederholung eines oder mehrerer Wörter, natürlich mit Rücksicht auf deren Bedeutung, bewirkt wird. In dieser Allgemeinheit nennt man die Figur überhaupt Conduplication oder Repetition; man nennt sie aber insbesondere

§. 36.

Die Lehre von den Tropen insbesondere.

So wie wir in dieser Aufstellung der Figuren einen allmähligen Fortschritt von d
einfachsten Laut- und Wortfigur bis zu dem Puncte gefunden haben, wo eine Vorstellu
geradezu für die andre eintritt, d. h., wo die eigentliche Sphäre der Trope beginnt, eb
so finden wir in dieser einen allmähligen Fortschritt zur Figur, so daß, je nachdem m
diese Begriffe in ihren äußersten Gränzen oder in ihren gegenseitigen Uebergängen b
trachtet, man mit demselben Rechte von ihnen als zwei verschiedenen, wiederum ab
auch als denselben sprachlichen Erscheinungen reden kann. Hieraus erklärt sich nun n
deutlicher, warum man in den Rhetoriken ꝛc. von den Figuren und Tropen bald
Unterschiede bald in gegenseitiger Unterordnung der einen unter die andern spricht, o
daß man jedoch genauer über ihr eigentliches Verhältniß zu einander belehrt wird.
beweis't sich ferner die Behauptung, von der wir ausgingen, daß Figur und Trope
sprünglich zusammenliegen, und daß, nachdem sie ihr Wesen gegenseitig auseinanderge
haben, sie wiederum nach einer Verbindung streben, die freilich dann eine freie und verm
telte ist, und die zugleich die Manigfaltigkeit des Weltinhaltes in sich schließt. Alles kom
also dabei auf den Standpunct an, von welchem aus man diese Erscheinungen betrach
und haben wir in den vorhergehenden Paragraphen die Figur erst in ihrem allgeme
und uneigentlichen, dann in ihrem engeren und eigentlichen Begriffe zu fassen gesucht,
stellen wir uns nun auf den Standpunct der Trope und suchen ihre Erscheinung und ih
Begriff eben so uns näher vor die Augen zu rücken, — worauf sich dann beide in ei
höheren Uebersicht von selbst darstellen.

Ohne zu wiederholen, was bereits oben (§. 26 ff.) über die Natur der Trope bei
bracht worden, halten wir nur dies fest, daß ihr besonderes Gebiet von dem Augenbli
an beginnt, wo sie einen Gegensatz in einem Worte im eigentlichen (oder in einer Fi
im uneigentlichen) Sinne hat, dessen Wesen darin bestand, Ausdruck einer vor dem Be
stande geschiedenen und begränzten Vorstellung ꝛc. zu sein. Erst einem solchen Wo
gegenüber, ja noch mehr, in dem Sitze desselben kommt sie zur Erscheinung und bil
dann aber auch einen Gegensatz gegen das in demselben liegende Figürliche. Wir halt
ferner fest, daß das Motiv des Geistes, aus welchem die Trope entstand, dies war, da
von ihm Aufgefaßte in seiner Totalität ausdrücken zu wollen und doch nicht au
drücken zu können, und daher die Auskunft zu wählen, es vermöge eines untergelegt
Andern für einen zweiten auffassenden Geist gleichsam nur erscheinen zu lassen.
Man muß sich hierbei nicht daran stoßen, daß wir sagen, der Geist wolle eine An
schauung in ihrer Totalität ausdrücken, vermöge es aber nicht, und uns nicht en
gegnen, daß z. B. der Dichter, wenn er einen Tropus gebrauche, doch eben so gut seine

§. 35.

Gedankenfiguren im engeren Sinne.

Bei diesen Figuren ist also dies das eigenthümliche, daß das Figürliche nicht mehr wie bei der vorigen Classe an dem Worte haftet, sondern daß die prägnante oder sinnliche Sprachweise in der Vergegenwärtigung dessen liegt, was in, an und um den Begriff liegt, wenn ich mir die entsprechende Sache in concreter Wirklichkeit denke. Es stellt sich hierdurch gerade das umgekehrte Verhältniß von dem vor, was früher stattfindet, wo das Wort sich Schritt vor Schritt von allen, seinem Begriffe zugehörigen, Vorstellungen losmachte, so daß zuletzt eben nur dieser zurückblieb.

Jetzt sucht er sie im Gegentheil wieder auf, und stellt sie exposite um denselben her, während sie früher implicite in ihm enthalten waren. Die Einheit des Begriffs mit seiner Vorstellungsmäßigkeit war dort ferner unmittelbar und einfach; hier ist sie durch den Geist vermittelt und manigfach; dort nothwendig, hier frei. Noch aber bleibt das auf diese Weise entstehende Figürliche in der Sphäre, gleichsam in dem Dunstkreise des Gegenstandes, um dessen Darstellung es sich ansetzt und geht noch nicht zu einem anderen über, vermöge dessen Bezugsetzung es den ersteren sinnlicher und vorstelliger macht, — was vielmehr die Gedankenfigur im weiteren Sinne thut, die sich sonach mehr und mehr dem Tropischen nähert. Der Uebergang zu der Gedankenfigur im weiteren von der im engeren Sinne wird daher sehr sichtbar durch diejenigen gebildet, denen ein entsprechendes Anderes oder eine Vertauschung zu Grunde liegt, indem dieses Andere immer mehr und mehr ein wirklich andrer Gegenstand mit seinem ihm eigenthümlichen Vorstellungskreise wird, in welchem der erste lebendiger zur Anschauung kommen soll.

Aus der Natur dieser Gedankenfiguren im engeren Sinne ergibt sich von selbst, daß und warum wir keine negativen finden, weil sie ja eben auf der Ausführung dessen beruhen, was dem Begriffe vorstellungsmäßig eigenthümlich ist. Wir haben es daher nur mit denjenigen zu thun, die für sich bestehen, und die einen Gegenbegriff irgend einer Art zu Hilfe nehmen, ohne doch in der Ausführung des Figürlichen aus der Sphäre des zu Grunde liegenden Begriffs herauszutreten, und so ganz zu Gedankenfiguren im weiteren Sinne zu werden, obgleich, wie begreiflich, die Uebergänge mehrmals außerordentlich fein werden.

Zu den ersteren rechnen wir

das Epitheton, oft vorzugsweise das poetische oder zierende (ornans) genannt.

Die Individualisirung, auch Vereinzelung, Zergliederung, im Griechischen διαίρεσις, μερισμός, im Lateinischen distributio genannt. Entsteht die Auseinanderlegung des Begriffs durch zwei ihn näher bezeichnende Worte, so nennt man diese Figur insbesondere ἓν διὰ δυοῖν.

Die Insinuation, insinuatio per suspicionem, auf den Verdacht, daß uns der Zuhörer nicht geneigt sei.

Das Zugeständniß, concessio, permissio, παρομολογία, concessio criminis, ἀντεισαγωγή, — lauter Benennungen desselben Begriffs.

Der Einwurf ὑποφορά und ἀνθυποφορά), so wie die allgemeinen Formen des Monologs und Dialogs überhaupt.

3. In solche, welche die Form einer besonderen subjectiven Bewegung und Stimmung angenommen haben.

Der Ausruf (exclamatio, προσφώνημα, ἐπιφώνημα, ἐκφώνησις).

Der Anruf (invocatio), nämlich höherer Wesen zum Beistande.

Die Beschwörung oder Betheuerung.

Die Verfluchung (detestatio).

Die Sermocination, das Einführen Abwesender oder lebloser Dinge als redender.

Der Wunsch, das Gebet u. dgl.

Die Uebertreibung (ὑπερβατόν).

Das Naive.

Die Ironie (εἰρώνεια d. h. eigentlich Verstellung), dissimulatio mit ihren verschiedenen, von den alten Rhetorikern besonders benannten Arten des σαρκασμός, χλευασμός, χαριεντισμός, διασυρμός, ἀστεϊσμός, μυκτηρισμός, σκῶμμα, ἐπικερτόμησις, καταγέλως, εἴκασμα, zu denen bei uns noch die Benennung von Persiflage hinzukommt. Auch die Mimesis (μίμησις) als die Wiederholung der Worte Anderer gehört hieher. Siehe jedoch oben.

4. Mehr vereinzelt stehende Formen, die der Inhalt zu seinem Ausdruck ergriffen hat, sind

Die Anführung, nämlich der Worte eines Andern, berühmter Schriftsteller ꝛc.

Der Uebergang (μετάβασις, transitio), wo nämlich ein solcher der einfach-logischen Gedankenordnung nach nicht eintreten dürfte.

Das Unerwartete (inopinatum, προσδοκεία).

Das Paradoxe (παράδοξον).

Die Hysterologie (ὑστερολογία) Aufnahme dessen, was zuletzt gesprochen ist.

Die Metastasis (μετάστασις, remotio), wenn die Schuld des Beklagten auf einen andern Umstand geschoben wird.

Das Sprüchwort mit seinen verwandten Arten von Maxime, Sentenz, Chrie (χρεία, γνώμη, νόημα), — über deren Unterschiede so wie über die der verschiedenen Arten von Ironie eine besondere Abhandlung über die Figuren Auskunft zu geben hat. Endlich

Die Personendichtung (προσωποποιΐα), — eine der wirksamsten in der ganzen gedachten Figurenreihe.

Zu den Gedankenfiguren im weiteren Sinne, die durch Unterlage von anderweit als

oder ob von einer Zeit von vierzig Tagen überhaupt die Rede sein soll. Wenn aber auch das erstere entschieden ist, so kommt es wiederum auf die Verbindung an, ob ich die unter der Metapher gemeinte Sache oder das Metaphorische davon im Sinne halten soll. Sage ich z. B. „der Fremde ist in der Quarantaine gestorben," so nöthigt mich der Sinn des Gedankens, alle einzelnen mit der Sache verbundenen Vorstellungen einstweilen bei Seite zu lassen, und nur den einfachen Begriff derselben in Beziehung auf das Sterben des Fremden an dem genannten Orte festzuhalten. Sage ich hingegen, „die Pest- oder Cholera-Quarantaine," so nöthigt mich die Verbindung der Begriffe, den Wortsinn von vierzig Tagen fallen zu lassen, und mir die verhütenden Einrichtungen und Anstalten vor Einschleppung der Pest durch Reisende in ein gewisses Land zu denken: mit einem Worte, sie als **Metapher** aufzufassen.

Wenn nun die verbundenen Begriffe von der Art sind, daß sie in sehr entfernte Sphären gehören, und wenn also ihr Vergleichungspunct ein entfernterer ist, und ihre Verbindung mithin auch keine gewöhnliche und geläufige sein kann, so wird der combinirende Geist in seiner Thätigkeit gleichsam angehalten und genöthigt, sich den gesammten Vorstellungskreis, so weit er zu dem unterliegenden Begriffe gehört, zu vergegenwärtigen, bis er jenen Punct herausfindet, und hierdurch wird bewirkt, daß erstlich der Begriff, der den Tropus trägt, sich überhaupt sinnlich vergegenwärtigt; zweitens aber insbesondere, daß sich eine subjective Anschauung vergegenwärtigt, wie sie durch die beiden bezogenen Begriffe gegeben ist. In dem oben angeführten Beispiele „**Sonnenschirm des Marktes**" wird der Geist, um die fremdartige Verbindung der beiden Begriffe zu verstehen, genöthigt, sich das Grüne, das Ausgespannte, das Schattengebende 2c. des Sonnenschirms zu vergegenwärtigen, und also die ganze zu der Sache gehörende Sinnlichkeit und nicht nur die Sache an sich zu fassen. Er muß dies aber zweitens in Beziehung auf den Markt auffassen, und das Grüne, Ausgespannnte und Schattengebende 2c. dem Markte aneignen, insofern dieser mit Bäumen besetzt ist. Von dem verglichenen Gegenstande, dem Sonnenschirme — kann er daher nur das Vorstellungsmäßige brauchen, was auch auf den Markt anwendbar und übertragbar ist. Mit andern Worten: der Begriff baumbesetzter Markt hat sich in der Sinnlichkeit, Vorstellungsmäßigkeit oder Bildlichkeit des Begriffs Sonnenschirm gespiegelt, und sich hierdurch selbst in der Totalität seiner gesammten Erscheinung vergegenwärtigt. Denn es tritt uns nun nicht nur das Grüne, Ausgespannte, Schattengebende der Bäume, sondern auch das Gefühl entgegen, das wir irgend im Leben einmal in einer ähnlichen Situation empfunden haben, und in diesem Gefühle ist wiederum die Erinnerung an tausenderlei Nebenumstände in verschiedener Abschattung enthalten, so daß also in der That durch die Metapher die innere Anschauung in ihrer ganzen Unbegränztheit zurückstrahlt.

Wenn wir aber sagen, eine Vorstellung **spiegelt** sich in der andern, so heißt dies zergliedert weiter nichts, als daß die in der Seele von einem Gegenstande zur Erinnerung

und zum Bewußtsein gebrachten Vorstellungen die gleichen Vorstellungen wecken, insofern sie einem anderen Gegenstande auch zukommen, und zwar durch die bloße In-Bezugsetzung und Verbindung der beiden gedachten Gegenstände oder Begriffe. Denn dies Erwecken der gleichen Vorstellungen darf nicht dadurch entstehen, daß dieselben exposite genannt und aufgeführt werden, sondern nur durch Vergegenwärtigung oder Hinzubringung der vorstellungsmäßigen Einheit des verglichenen Gegenstandes. Wenn ich die Vorstellungen des Grünen, Beschattenden, Ausgespannten, Sonnigen ꝛc. unter dem Begriff des Marktes mit Bäumen gefaßt wissen will, so geschieht dies nicht, indem ich dieselben Vorstellungen dem Sonnenschirme exposite zuschreibe und beilege, sondern indem ich den Begriff Sonnenschirm mit dem des baumbesetzten Marktes zusammenbringe, freilich aber nicht Sonnenschirm als bloßen Begriff, sondern mit dem Reichthum seiner Vorstellungen umgeben, insofern sie auch dem baumbesetzten Markte zukommen, und insofern der Geist durch die anscheinend fremdartige Verbindung genöthigt worden ist, sich die Fülle der dem verglichenen Gegenstande in der Wirklichkeit zukommenden Vorstellungen zu vergegenwärtigen.

Insoweit erklärt sich die Metapher als eine sprachliche und psychologische Erscheinung. Sie ist aber auch zugleich eine ästhetische, insofern die Natürlichkeit eines Gegenstandes d. h. die Summe der ihm zukommenden Vorstellungen zum Mittel des Ausdrucks für eine ideale Vorstellung gemacht, und nur insoweit gebraucht worden ist, als sie dieser letzteren zum Ausdruck dient. Was aber, oder insofern etwas zum Mittel des idealen Ausdrucks gemacht wird, hat die Natur des Aesthetischen an sich und ist ästhetisch.

Zugleich hat sich uns nun aber der innere, der Metapher zu Grunde liegende Vorgang eröffnet und diese sich uns in ihrem Wesen gezeigt. Daß wir aber in dieser Erklärung das Richtige getroffen haben, muß sich dadurch belegen, daß sich alle andern in der Praxis der Metapher vorkommenden Erscheinungen aus ihr weiter zusammenstimmend erklären lassen.

Es wird z. B. erklärlich, warum eine Metapher (Tropus) wenig ergreifend ist, wenn die beiden in Bezug gesetzten Begriffe in nah verwandten Sphären liegen. Denn in diesem Falle werden die geistigen Kräfte des Urtheils, des Witzes, der Einbildungskraft ꝛc. nicht lebhaft genug in Thätigkeit gesetzt, der verglichene Gegenstand tritt also nicht in der sinnlichen Fülle seiner Vorstellungen vor die Seele und hierdurch eröffnet sich nicht gleichsam die Tiefe der Totalanschauung, — welches letztere nur in dem Grade der Fall ist, als sich eben durch die Kraft der Vergleichung oder die Unähnlichkeit der verglichenen Gegenstände eine Fülle von Vorstellungen erweckt.

Wie wahr dies sei, sieht man einestheils daran, daß der schönste und treffendste Tropus, wenn er öfter gebraucht wird, nicht nur seine Wirkung verliert, sondern geradezu lächerlich und unerträglich wird. Denn der Geist findet nun gar keine Beschäftigung mehr, und doch wird er aufgefordert, einen Begriff in seiner Vorstellungsmäßigkeit zu fassen. So geht es z. B. mit Göthes in den Wahlverwandtschaften an seiner Stelle

so höchst ergreifend gebrauchten Tropus von dem rothen Faden des Gedankens, der in seiner tausendfachen Wiederholung nun höchst widerlich geworden ist. Anderntheils sieht man dies an den zu kühnen Metaphern, d. h. an solchen, bei denen die verglichenen Gegenstände einander allzufern liegen, die Vergleichung also verhältnißmäßig auch allzuschwer aufzufinden ist, — wobei außerdem zu wenig Seiten oder Vorstellungen gleich und ähnlich sind. Denn in diesem Falle überwiegen vor dem Geiste die dem verglichenen Gegenstande zugehörigen Vorstellungen vor denen, welche zur Vergleichung dienen sollen und diese sind deshalb auch nicht im stande, die auszudrückende Totalanschauung in ihrer sinnlichen Tiefe und Wahrheit vor die Seele treten zu lassen. Vielmehr wird der Geist durch die der Sache nach unverhältnißmäßige Anstrengung aus der Stimmung herausgehoben, die doch gerade eine Stärkung und Nahrung erhalten soll. Und so kann man die ganze Lehre von dem praktischen Gebrauche der Tropen aus diesem einzigen oben gegebenen Grundsatze über die Natur derselben entwickeln.

Es wird ferner erklärlich, warum Völker und Individuen in der Zeit ihrer geistigen Jugend vorzugsweise Metaphern gebrauchen. Denn bei dem Mangel an Erkenntniß von den natürlichen Verhältnisse, in welchem die Dinge nach Ursach, Wirkung und Erscheinung zu einander stehen, bringen sie sie in blos fantaseiliche Verbindung, oder beziehen Dinge auf einander, die in der Wirklichkeit weit auseinander liegen. Ein Kind, das bisher nur Windmühlen gekannt hatte, gerieth bei dem Anblick der ersten Wassermühle in Erstaunen, indem es ausrief: „die Mühle badet sich!" Es wird erklärlich, und kann aufs deutlichste ausgeführt werden, warum die Kraft der poetischen Diction hauptsächlich in dem glücklichen Gebrauch der Metapher besteht. Denn durch diesen bekundet sich nicht nur eine tiefere ideale und zugleich sinnliche Anschauungsweise, sondern der auffassende Geist wird auch zu wiederholter angemessener Thätigkeit geweckt u. s. w.

Endlich läßt sich genau daraus bestimmen, wie die Metapher beschaffen sein muß, wenn sie die erzielte Wirkung haben soll, — wovon wir später noch einiges nachholen.

§. 37.

Fortsetzung.

Hier kommt es uns zunächst nur darauf an, aus der Zerlegung der Metapher in ihre Momente und aus der Darstellung des in ihr vorgehenden Processes zu erweisen, in welchem Verhältnisse sie zur Figur steht, und wie beide, trotz des allgemeinen Gegensatzes, in dem sie zu einander stehen, sich doch auch in ihrer Entfaltung, die freilich eine umgekehrte ist, berühren; — von welchem Gedanken wir im vorigen Paragraphe ausgingen.

Ziehen wir nun von den in der Metapher liegenden Momenten hauptsächlich die beiden in nähere Betrachtung, wie jene erstens darauf beruht, daß zwei einander ziemlich

fremde und in verschiedenen Kategorien des Begriffs und der Dinge liegende Gegenstände auf einander bezogen werden, und der eine durch seine Aehnlichkeiten den andern in der Totalität seiner inneren Auffassung erscheinen läßt, und zweitens, daß dieser Gegenstand eben in der unbegränzten Totalität der subjectiven Anschauung ergreiflich gemacht werden soll, so finden wir mit Hinsicht auf die andern Tropen und mit Hinsicht auf die Figuren einen merkwürdigen stufenmäßigen Fortschritt. Einmal nämlich werden zur Versinnlichung des zu Grunde liegenden Begriffs nicht fremdartige Gegenstände einander gegenübergestellt, durch einander verdeutlicht und gegenseitig umgetauscht, sondern solche, die zwar der Erscheinung nach auseinander liegen, ihrer inneren Natur aber dennoch zusammengehören; zweitens aber werden die inneren Anschauungen wesentlich verengert und in bestimmtere Gränzen gewiesen zum Ausdruck gebracht.

Ist nun die Vertauschung von der Art, daß das, was in irgend einer Art als wesentlich zu einem Gegenstande gehört, an oder in oder durch ihn ist ꝛc. anstatt des Gegenstandes selbst gesetzt wird, so steigt die Metapher zur Metonymie (μετωνυμία — eigentlich Vertauschung des Namens, d. h. der Sache) herab, oder die Trope ist die der Metonymie. Hierher gehören also alle solche Umtauschungen wie die des Früheren mit dem Späteren (antecedens pro consequenti), — was man insbesondere μετάληψις nennt; des Zeichens für die Sache (signum pro re signata); der Wirkung für die Ursache; des Stoffes für die Form; des Besitzers für das Besessene (possessor pro possesso); des Werkzeugs für das Werk oder für den Wirkenden (continens pro contento); des Abstracten für das Concrete; der Substanz für die Accidenz, — oder alle diese Verhältnisse auch in ihrer Umkehrung.

Man sieht dabei deutlich, wie die Metapher dadurch zur Metonymie herabsteigt, daß die sinnliche Vorstellung sich von Stufe zu Stufe dem Gegenstande in seiner concreten Wesentlichkeit immer mehr nähert, und dies hängt natürlicher Weise von der näheren Bekanntschaft des Menschen mit den Gegenständen ab, deren Wesen sich ihm dadurch auch mehr eröffnet. Die Sinnlichkeit der Anschauung faßt also immer weniger den einen Gegenstand nach irgend einer äußerlichen Aehnlichkeit mit einem anderen, sondern geht mehr auf das Innere desselben ein, wodurch sie also auch immer mehr in seiner Sphäre zu verweilen genöthigt wird.

Mit diesem Unterschiede also, daß nicht zwei ihrem Wesen nach verschiedene und nur nach Aeußerlichkeiten ähnliche Begriffe und Vorstellungen in Bezug auf einander gesetzt werden, sondern solche, die in einem inneren Zusammenhange stehen und also in ihrem Wesen einander ähnlich sind, verhält sich übrigens die Metonymie ganz wie die Metapher. Noch immer nämlich ist das auszudrückende Ganze nicht ein verstandesmäßig gewußtes; noch immer soll es in seiner Totalität vor die Anschauung gebracht werden, und noch immer ist das Mittel dies, daß die Totalität durch ein Anderes sich spiegeln soll; nur daß das Andere nichts als ein in ihm selbst liegendes

Wesentliches ist, welches anstatt jenes totalen Ganzen eintritt und in welchem sich dieses spiegelt. Wenn ich z. B. heimgehen zu den Vätern statt sterben sage, so ist für mich erstlich die Sache nicht ein gewußtes, ein bloßer Begriff, sondern ein Vorgestelltes. Ich schaue alles das, was zur Erscheinung des Sterbens gehört in seiner Totalität innerlich an, und ich will es auch so gut es geht in dieser ausdrücken. Etwas Wesentliches in dem Sterben ist aber, daß der Gestorbene aus der Gesellschaft der Menschen verschwindet, und diese Seite wird dann als eine einzelne und wesentliche aufgefaßt und anstatt des ganzen Begriffs genannt, in der Art aber, daß sich dieser nach seiner concreten Ganzheit gleichsam spiegelt oder näher vergegenwärtigt, indem der Geist in ein gleiches Spiel seiner Kräfte versetzt wird als bei der Metapher, nur nicht in ein so lebhaftes. Das Verschwinden aus der menschlichen Gesellschaft wird aber wiederum nicht nach seiner Allgemeinheit, sondern wieder nach einer wesentlichen Seite genannt, nämlich nach der, daß alle Gestorbenen, noch näher unsre Vorfahren, auf ähnliche Weise verschwunden sind. Noch näher ist dieser metonymische Ausdruck durch den Begriff von heim bezeichnet, — was wir nicht weiter ausführen.

Wenn endlich die Vertauschung von der Art ist, daß der Theil für das Ganze oder umgekehrt gesetzt wird, so entsteht die Trope, die man Synekdoche (συνεκδοχή, comprehensio, ein Zusammenaufnehmen, nämlich des Ganzen mit dem Theile und des Theiles mit dem Ganzen) nennt. Auch hier ist es offenbar, wie in der Synekdoche wiederum eine Stufe des zur Fassung des Einzelnen als eines solchen fortschreitenden Geistes ausgedrückt liegt. Das, was für das Eine als sein Anderes eintritt, und durch dessen Substituirung oder in Bezugsetzung überhaupt das erste in seiner Sinnlichkeit sich vergegenwärtigen soll, ist nicht mehr ein fremdes Anderes wie bei der Metapher, auch nicht ein aus dem Gedachten oder Vorgestellten hervorgehobenes Wesentliches oder sein Anderes wie bei der Metonymie, sondern es ist schon das Ding selbst, aber nur in dem umgekehrten Verhältnisse seiner Quantität. Noch also ist der Begriff nicht das erste: noch habe ich die Sache nicht als ein zunächst gewußtes; noch soll die Anschauung in ihrer Totalität durch die Umtauschung vergegenwärtigt werden, und ich stehe also noch in der Sphäre der Trope: aber ich habe auch nur einen einzigen Schritt, um das nachbarliche Gebiet zu betreten und die Gränzen fließen in einander.

Noch sieht man bei der Synekdoche den Zusammenhang mit der Metonymie in der Art, daß, wenn ich den Theil fürs Ganze (pars pro toto) setze, dieser Theil vorzugsweise der hauptsächliche, und wenigstens mit Hinsicht auf den Zusammenhang des ganzen Gedankens ein hauptsächlicher ist. Sage ich z. B. „es sind fünfzig Feuerstellen in dem Dorfe" statt das Dorf hat fünfzig Häuser, oder sage ich Köpfe statt Menschen, so habe ich offenbar den hauptsächlichen oder wesentlichen Theil statt des Ganzen genannt, wobei also der Begriff der Metonyme gleichsam noch hindurch schimmert. Andrerseits aber habe ich nur einen einzigen Schritt, um zur Figur zu kommen, bei der das

Wesentliche das ist, daß das Auszudrückende als ein gewußtes Ganzes oder als ein Begriff in der Seele gegenwärtig ist. Setze ich aber den Theil fürs Ganze oder umgekehrt, so geht die Umtauschung nicht mehr im Gebiet der concreten Vorstellung, sondern schon in der Abstraction vor, — als einem deutlichen Vorzeichen, daß der Gegenstand nun im Unterschiede von andern gewußt wird.

Andre bestimmte Arten der Synekdoche sind, wenn ich Geschlecht für Gattung, Gattung für Art oder Individuum oder umgekehrt setze, — in welchem letzteren Falle die Synekdoche insbesondere Antonomasie (ἀντονομασία) genannt wird (nicht Autonomasie wie in manchen Rhetoriken steht). Desgleichen wenn ich Einheit für Mehrheit, bestimmte Zahl für unbestimmte setze u. s. f.

Stellen wir nun gegen diese drei Hauptstufen des Tropus oder der Metapher den Begriff des Figürlichen, so erkennt man wohl den Unterschied des Motivs ihrer Entstehung und ihrer beiderseitigen Natur einerseits so wie ihre nahe Verwandtschaft andrerseits.

Die Trope geht von der Anschauung aus, die sie als ein Ganzes nur durch Wiederspiegelung in einer concreten Einzelheit vergegenwärtigen kann.

Die Figur geht von dem Bewußtsein oder von dem Begriffe aus, und die sinnliche Bekleidung desselben ist für sie ein späterer Act des Geistes.

Die Trope schreitet von dem Besonderen zum Allgemeinen fort, ohne jedoch das Gebiet des Besonderen ganz zu verlassen; die Figur schreitet von dem Allgemeinen zum Besonderen fort, ohne jedoch ganz aus dem ersteren Gebiete herauszutreten. Die Trope endet da, wo sich ihre Anschauung in einen Begriff zusammenzieht; die Figur da, wo ihr Begriff in der Anschauung unterzugehen scheint und dies ist der Angelpunct, um den sich Gleichheit und Unterschied von beiden dreht.

Bei der Figur sehen wir, wie es sich durch ihre vier verschiedenen Stufen hindurch immer mehr darum handelt, daß die ganze sinnliche Fülle der Vorstellungen, die einem Begriffe angehört, an die Stelle desselben trete, und dies war bei der Allegorie der Fall; bei der Trope sehen wir, daß es sich durch die drei Stufen der Metapher, Metonymie und Synekdoche immer mehr darum handelt, daß das Begriffsmäßige an die Stelle des Vorstellungsmäßigen trete, ohne daß dies jedoch vollständig eintritt, — was bei der Synekdoche der Fall ist.

Wenn wir deshalb im allgemeinen die Tropen für sinnlich wirksamer als die Figuren erklären müssen, so scheinen doch die vollkommneren Figuren als die Personendichtung, die Allegorie ꝛc. wieder vollkommner als die Synekdoche und die Metonymie, ja, selbst zuweilen als die Metapher. Dies liegt aber nur in der Extension, die die Figur bei ihrer Vollkommenheit annimmt, während die Trope selbst in ihrer Verdünnung zur Synekdoche doch noch den Charakter der Intensität bewahrt.

Die Trope hat deshalb immer den Charakter der Intensität, die Figur den der Extensität an sich.

Was also die Vertauschung oder die Zugrundlegung und Gegensetzung eines Anderen überhaupt betrifft, die wir auch schon in allen vier Sphären der Figuren antrafen, so unterscheidet sich doch dieselbe bei der Trope von der bei der Figur vorkommenden wesentlich dadurch, daß der ersteren eine solche von Besonderem gegen Allgemeines zu Grunde liegt, bei der letzteren hingegen nur Besonderes gegen Besonderes umgetauscht wird, wenn gleich sich dieser Gegensatz in dem Fortschritt des Tropischen einzustellen anfängt.

Wenn also die Gedankenfigur im engeren Sinne, welche es mit der Vergegenwärtigung dessen, was in und úm und an dem zu versinnlichenden Begriffe liegt, zu thun hatte, und welche sich in den Epitheten, der Individualisirung, Beschreibung, Schilderung 2c. ausprägte, so nahe mit der Metonymie verwandt scheint, die doch auch nur irgend ein Wesentliches für die Sache selbst eintreten läßt, so liegt der große Unterschied doch darin, daß ich bei der Gedankenfigur das Sinnliche erst durch die Fantasie herbeiführe und den Begriff dadurch vorstellungsmäßig mache, während ich bei der Metonymie zu keiner Individualisirung fortschreite, um das concrete Ganze bestimmter erkennen zu lassen, und daß ich also bei der Figur die Individualisirung explicite, bei der Metonymie implicite erfülle. Und eben so verhält sich's bei den Gedankenfiguren im weiteren Sinne. —

Als besondere Arten der Metapher muß man noch das Symbol, das Bild, die Mythologie und die Fabel nennen.

Das Symbol ist seiner inneren Natur und Entstehung nach durchaus nichts anders als eine Metapher; nur hinsichtlich des Umfangs einerseits und des besonderen Gebrauchs andrerseits lassen sich beide Begriffe auseinanderhalten. Die Metapher ist der Ausdruck einer einzelnen Anschauung in ihrer Totalität ohne alle weitere Beziehung; das Symbol hingegen, insofern es dem Gebiete der sprachlichen Darstellung angehört, ist zwar auch der totale Ausdruck für ein innerlich Angeschautes, nicht verstandesmäßig Gewußtes, aber es ist in sich selbst geschlossen und gibt einen selbstständigen Inhalt zu erkennen, und vorzüglich einen für die ethische Natur des Menschen bedeutungsvollen. So ist z. B. der Regenbogen als Symbol des Friedens aus der biblischen Vorstellung allgemein angenommen. Man würde aber sehr irren, wenn man den Begriff des Bundes und des Friedens der Menschen mit Gott als das erste setzen wollte, das sich in dem Regenbogen einen sinnbildlichen Ausdruck gesucht hätte, sondern man muß sich die ganze concrete Fülle der Ahnungen und Vorstellungen von jenem Verhältniß des Menschen zu Gott als das erste denken, welches in dem Regenbogen ein Bild findet, in welchem es sich abspiegeln kann, so daß also Regenbogen des Friedens zur Metapher für jene innere Anschauung wird. Weil aber diese Metapher zugleich einem selbständigen Inhalte entspricht, namentlich insofern er eine Bedeutung für die sittliche und geistige Natur des Menschen hat, so wird sie insbesondere zum Symbol für denselben.

Auf dieselbe Weise muß man auch den Begriff Bild (εἰκών) in seinem Unterschiede von Metapher einerseits und von Symbol andrerseits und in seiner Aehnlichkeit mit beiden auffassen.

Das Bild ist auch nichts weiter als eine Metapher, und unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß es wie das Symbol einem Gegenstande in seiner Vollständigkeit entspricht, was bei der Metapher nicht der Fall zu sein braucht, die sich mit jeder Anschauung als einer totalen zu ihrem Inhalte begnügt, — daher man sagen kann, das Bild sei vollständiger als die Metapher oder gar, es sei eine Vervollständigung derselben. Es ist dies indeß nur eben insoweit wahr, als der Unterschied in der größeren oder geringeren Vollständigkeit des Inhalts liegt, der hier durch das Bild, dort durch die Metapher ausgedrückt werden soll. Es unterscheidet sich aber von dem Symbole nur dadurch, daß es einem vollständigen Inhalte überhaupt entspricht, nicht insofern demselben auch noch eine besondere Bedeutung für die sittliche und geistige Natur des Menschen zukommt.

So muß man auch die Fabel (μῦθος) als eine symbolische Ausführung betrachten, und die Alten definirten sie daher, indem sie Symbol und Bild freilich nicht unterschieden (wie denn der Unterschied in der That auch fein liegt), ganz richtig als ein λόγος ψευδὴς εἰκονίζων ἀλήθειαν, und schieden sie in μῦθος λογικός (ἐν ᾧ τι ποιῶν ἄνθρωπος πέπλασται), in ἠθικὸς (τὸ τῶν ἀλόγων ἦθος ἀπομιμούμενον) und in μικτὸς (aus beiden Arten gemischt. Siehe die Progymnasmata des Aphthonius und Andrer.

Wir haben an einem andern Orte (Rinne, innere Geschichte der Entwickelung der deut. Nat. Litt. 1r Thl. §. 25 ff.) näher nachgewiesen, wie die Fabel ursprünglich durchaus symbolischer Natur ist, und wie und auf welchen Wegen sie die didaktische Natur annimmt, die ihr eigentlich eben so widerspricht und die sich zu ihr verhält wie die Trope zur Figur oder wie die Metapher zur Allegorie, — worauf wir hier zurückweisen.

Die Erklärungen, welche Hegel in seiner Aesthetik (1r Thl. S. 491 ff.) über Metapher, Symbol, Allegorie, Bild und Gleichniß ꝛc. gibt, können deshalb nicht genügen, weil sie durchaus nicht auf die erst allmälig in der Sprache entstehenden Gegensätze von Form und Bedeutung oder Begriff und Vorstellung Rücksicht nehmen, sondern stets nur den Zustand berücksichtigen und davon ausgehen, wo dieser Unterschied bereits ein fertiger geworden ist.

Nicht mit der Fabel zu verwechseln ist die Mythologie, über welche die Rhetoriker in Zweifel sind, ob sie sie zu den Figuren oder Tropen zu rechnen haben. Es kommt dabei erstlich darauf an, was man darunter versteht. Meine ich nämlich die Mythologie oder den Mythus (in unserm Sinne) an sich, als den Ausdruck einer sittlich-religiösen Anschauung, so ist sie nichts weiter als Symbol, das sich von der Fabel nur durch die dieser letzteren hinzukommende Ausführung und Abrundung so wie durch einige besondere Bestimmungen unterscheidet, die wir an dem eben angeführten Orte der Litteraturgeschichte weiter auseinandergesetzt haben. Meine ich dagegen die Mythologie, insofern sie zum Ausdruck einer anderweiten Vorstellung und Anschauung benützt wird, so fällt sie mit dem Begriffe der Metonymie zusammen.

Nehme ich z. B. den Neptun als die bis zur Personificirung fortgegangene naturreligiöse Anschauung von dem Wasser überhaupt und dem Meere insbesondere, oder aus der nordischen Mythologie die Weltschlange als den vorstellenden Ausdruck für das Sich-selbst-umfassen des Universums rc., so habe ich die beiderseitigen Mythologien als Symbole gefaßt. Spreche ich hingegen von einem Menschen als den Hercules seiner Zeit oder von Göthe als dem Zeus der Dichter, so habe ich sie als Metonymien gebraucht.

Endlich ist noch von der Katachrese (κατάχρησις Mißbrauch) zu sprechen, die dann entsteht, wenn eine Metapher oder ein Bild in der weiteren Ausführung nicht beibehalten, sondern wenn in eine andre Metapher übergesprungen wird. Im allgemeinen ist dies ein Fehler; nur wenn die auf eine solche Weise verschmolzenen Metaphern leicht mit einander vereinbar sind, und dadurch die innere Anschauung noch kräftiger und lebhafter vergegenwärtigt wird, gestattet man sie und empfiehlt sie wohl gar. So wird man wol geneigt sein, Schillers bekannte Katachrese: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!" rc. ihm zu gute anzurechnen, obgleich sie sich nur schwer rechtfertigen läßt.

Andere Stufen als in der Metapher, der Metonymie und der Synekdoche liegen, lassen sich nach diesem allem innerhalb der Sphäre des Tropischen nicht nachweisen und jede anderweite Form und Benennung von Trope bildet also nur eine durch zufälligere Merkmale bestimmte Modification jener drei Haupttropen.

Wenn wir hingegen auf die Verschiedenheit des Inhalts der Trope nach den verschiedenen Völkern und Zeiten Rücksicht nehmen wollten, so würden wir allerdings einen stufenartigen Fortschritt erkennen können. Aber erstlich haben wir es nur mit dem Formellen dieser sprachlichen Erscheinungen zu thun, und zweitens läßt sich gleich von vorn herein sagen, daß jener stufenartige Fortschritt dem ganz analog sein muß, den das menschliche Bewußtsein überhaupt in seiner Entwickelung zu durchschreiten hat.

Ueberhaupt aber ist es an sich begreiflich, wie das Stoffliche der Tropen von allen den relativen Gründen als Natur, Umgebung, Klima, Lebensart rc. einerseits so wie von der Stufe der geistigen Entwickelung andrerseits abhängig, und wie es allen diesen Beziehungen eben so entsprechend sein muß als es die Sprache im Ganzen und nach allen ihren Einzelheiten ist.

§. 38.

Geschichte der Figuren und Tropen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander.

Nachdem wir nach einem summarischen Vor- und Ueberblicke über die Natur der Tropen und Figuren und ihr gegenseitiges Verhältniß so wie ihre Geschichte die Entstehung dieser so tief in die Entstehung der Sprache verflochtene merkwürdige Erscheinung

auf die der Spracherscheinung überhaupt begründet; nachdem wir ferner die Figur sowol als die Trope, jede von ihrem besonderen Standpuncte aus, näher beleuchtet und in ihren Einzelheiten kennen gelernt, und endlich die ihrem Begriffe zu Grunde liegenden gegenseitigen Unterschiede und Verhältnisse genauer dargestellt haben, bleibt uns noch übrig, sie auch in dem gegenseitigen Verhältnisse ihres geschichtlichen Vorkommens näher zu beleuchten und daraus die Bestimmungen zu entwickeln, wie sich der Idealstil ihnen gegenüber zu verhalten habe.

So wie sich als ein Hauptresultat unsrer bisherigen Untersuchung nicht nur ein auf zusammenhängenden Gründen ruhender fester Unterschied zwischen Figur und Trope ergab, so ergab sich ein eben solcher zwischen Figur im eigentlichen und uneigentlichen Sinne und eine festere Bestimmung für beide; und nur mit diesen Resultaten ausgerüstet, können wir hoffen, die Wandelungen, denen auch der Begriff der Trope in seiner Geschichte unterliegt, für unseren Zweck festzuhalten, und die Geschichte der beiderseitigen Erscheinungen belehrend zu machen; zum mindesten aber die betreffende Lehre ihrer bisherigen Flachheit und praktischen Nutzlosigkeit zu entreißen.

Unter Figur im weiteren Sinne verstanden wir aber alles das, wodurch sich die Sprache eine bestimmte Form der Einheit gibt und unter Figur im engeren Sinne, wodurch dies vorzugsweise geschieht. Mit Bezugnahme auf das in der Darstellung der Entstehung der Sprache (§. 20 ff.) näher nachgewiesene ursprüngliche Verhältniß zwischen Wort und Vorstellung heißt dies aber so viel, daß man sich den Laut, und weil dieser nicht für sich vorkommt, das Wort und den Satz als die Formen zu denken hat, in welchen sich die Sprache eine Begränzung oder Bestimmtheit; — näher, wodurch sie sich bestimmte oder begränzte einheitliche Formen gibt: — welchen Worten und Sätzen gegenüber die Vorstellung (der Begriff) und der Gedanke als Inhalt stehen. Bestimmte oder begränzte Form durch Sprache heißt demnach so viel, dem in den Vorstellungen und Gedanken enthaltenen Inhalt ein so genaues Ende geben, daß kein Theil desselben weder diesseits noch jenseits der Gränzlinie fallen kann, und die Gränzen also scharfbezeichneten Linien gleichkommen, deren mehrere, in dem Verhältniß einer zusammengehörenden Einheit gedacht, den Begriff der Figur abgeben. Noch genauer genommen, gehört freilich dazu, daß die zur Einheit verbundenen Theile nicht gleiche Würde und Bedeutsamkeit haben oder auf gleicher Stufe liegen, weil sie sonst, als Linien gedacht, nebeneinander liegen müßten und also niemals eine Figur abgeben würden. Aber es ist auch unmöglich und sich widersprechend, daß die Theile einer Verbindung von welcher Art sie auch sei und gleichviel, ob ich sie mir nur in der Sphäre des Gedankens oder in der Sprache ausgedrückt denke, vollkommen auf gleicher Stufe nebeneinander stehen könnten. Denn eine Verbindung durch den Gedanken setzt schon von selbst, daß ich den einen Theil unter den andern subsumire und beide als Bestandtheile einer höheren Einheit zusammenfasse. Denn wären sie vollkommen einander gleich

unter eine höhere Einheit zu fassen. Eine Verbindung von ganz gleichen Theilen kann daher nur eine durchaus mechanische sein. Eine Kette ist freilich der Inbegriff vieler Kettenglieder, aber der begrifflichen Bedeutsamkeit nach ist in Kette nicht mehr als in Kettengliede enthalten, und daß eine ganze Kette mehr ist und mehr Werth hat als ein Kettenglied, liegt nur in der materiellen Ausführung, die daher auch, als eine nur mechanische, keine weitere begriffs- oder gedankenmäßige Verbindung zuläßt.

In einem Worte, als Einheit gedacht, haben wir z. B. eine Verbindung von Vocalen und Consonanten, die aber, wie wir oben gesehen haben, alle in einer Abstufung ihres Werthes zu einander stehen, und daher wird auch von hier aus unsre obige Behauptung bestätigt, daß es kein ursprüngliches Wort (nicht mit Wurzel zu verwechseln) geben kann, das blos aus einem Vocale bestünde, — zu welcher Behauptung wir noch die hinzufügen, daß es auch keins aus einem einzigen Consonanten, oder auch aus mehreren geben kann, die einer und derselben organischen Gruppe zugehören und deren Unterschiede also sehr unmerklich sein würden, — selbst wenn es, wie anscheinend in den slavischen Sprachen, möglich wäre, Consonanten ohne Vocale auszusprechen. Eben so wenig sind Compositionen wie Schlagbaum, Gänsefett ꝛc. und eben so wenig zwei coordinirt verbundene Sätze logisch ganz gleich, was in der Sprache bekanntlich auch durch den höheren Ton, den sie einer Silbe, einem Worte, einem Satze vor dem andern gibt, angedeutet wird. Denn, um noch ein Wort von der coordinirten Satzverbindung zu sagen, so ist es absolut unmöglich, zwei Sätze mit einander zu verbinden, die ihrem Inhalte nach nicht mit einander in Beziehung stehen, und von denen also der erste nicht den Satz (θέσις), der andre den Gegensatz bildet, d. h. auf den Gedankeninhalt des ersteren bezogen wird, so daß beide als Bestandtheile einer höheren Gedankeneinheit gefaßt werden können. Die beiden Gedanken und Sätze: Es liegt Schnee auf der Straße und ich schreibe mit Stahlfedern können nun und nimmer, trotz aller sprachlichen Mittel der Verbindung, eine solche bilden, weil sie keine Beziehung zu einander haben und der Inhalt des einen nicht unter den des andern subsumirt werden kann.

Somit waren wir also wohl berechtigt, jede sprachliche Einheit, die sich eine bestimmte Form gegeben hat, eine Figur zu nennen, — wenn gleich nicht geleugnet wird, daß dies Figürliche um so stärker hervortritt, als die zur Einheit verbundenen Theile einander ungleicher sind, wie dies z. B. bei der vorzugsweise so benannten subordinirenden Satzverbindung der Fall ist.

Fragen wir aber, wie das vor sich geht, daß sich der Inhalt diese bestimmte Form gibt, und worin dies besteht, so müssen wir genau festhalten, daß Vorstellung und Gedanke zunächst ein psychologisches Phänomen ist, dem eine subjectiv unbegränzte Totalität zukommt. Denn wenn wir von den späteren Zuständen absehen, in denen der Mensch, von der sinnlichen Welt abgewendet, durch den bloßen Einfluß von andern Gedanken oder

durch Erinnerungen vergangener sinnlicher Eindrücke angeregt, Gedanken bildet, und uns in die ursprünglichen, rein sinnlichen und naiven Zustände des Menschen versetzen, so ist darüber kein Zweifel, daß nur durch sinnliche Eindrücke Gedanken entstehen, die sich erst nach einem zweiten Vorgange in Vorstellungen auseinander setzen. Wir wissen auch bereits (§. 20 ff.), daß der Gedanke, ehe er sich verstandesmäßig in seine Bestandth zerlegt hat, durchaus gleich ist dem ganzen Eindrucke, den ein Gegenstand auf die menschliche Empfindung gemacht hat, und daß der Inhalt eines Gedankens eben nichts als ein solcher Eindruck ist, insofern er in die Empfindung aufgenommen, und von der Totalität derselben als ein besonderer unterschieden ist. Aber selbst in dieser besonderen Untersch dung hat er noch das Merkmal der Totalität an sich, wenn diese auch in engere Grän eingegangen ist, indem er nämlich nur die Unterscheidung dessen an sich hat, wie die gemeine Empfindungsfähigkeit des Menschen sich zu dem besonderen Eindrucke verh In sich selbst betrachtet ist der Eindruck aber immer eine Totalität, wenn auch eine in dividuellere als die menschliche Empfindungsfähigkeit überhaupt. Jeder von einer sol letzteren als besonderer unterschiedener Eindruck ist demnach einem Gedanken an In gleich, und dieser Inhalt eine Totalität in sich.

Aber auch selbst in dem Zustande der geistigen Ausbildung ist der Gedanke zuerst Menschen in der Gestalt eines Totalgefühles vorhanden, und wir dürfen uns nur sinnen, daß, wenn z. B. unser Ehrgefühl durch ein Wort verletzt wird, dieser Eindr obgleich er nur auf geistigem Wege zu uns gelangt, doch ganz einem unangeneh physischen ähnlich ist, und daß, wenn wir dadurch zu einem entgegnenden Gedanken geregt werden, dieser Gedanke dem Inhalte nach ganz jenem erregten Gefühle gl kommt, und nichts in sich enthält, was dem Stoffe nach in diesem nicht schon ent ten wäre.

Halten wir dies zusammen mit der oben gegebenen Erklärung von der Entste des Worts, erst im uneigentlichen, dann im eigentlichen Sinne, — nach welcher das das durch den Laut nach außen gesetzte Product einer solchen Totalempfindung nehmen wir hinzu, daß dieses Product allmählig für den besonderen Eindruck, weiterhin für die Ursache oder für den Gegenstand selbst genommen wurde, von oder von dem der Eindruck herkam: so überschauen wir auf einem Blick die ganze Re der vorgegangenen Umwandlungen: auf der einen Seite erst den besonderen Eindruck seiner Totalität, dann den Gegenstand, von dem er ausgeht, gleichfalls in seiner Tota tät: auf der andern das Wort erst als Product der besonders erregten Totalempfind dann als Bezeichnung, oder als abgekürzte Formel für den Gegenstand selbst.

Auf diese Weise hat sich der Eindruck eine begränzte oder bestimmte Form im Wortausdrucke gegeben, indem letzterer die besonders erregte Totalempfindung so wie Gegenstand als wirkende Ursach gleichsam umspannt. Denn wenn er diese Beziehung auf den wirkenden Gegenstand in seiner Totalität nicht mit in sich hätte, so würde

Empfindung keine besondere sein, — weil dies ja eben nichts anderes heißt als die Unterscheidung jener Empfindung und jenes wirkenden Gegenstandes von dem empfindenden Subjecte selbst.

Und dies bleibt sich nun vollkommen gleich, wenn auch der Gedanke sich in einzeln exponirten Worten ausdrückt.

Immer also haben wir dies doppelte: der Gedanke hat sich im Worte eine bestimmte Form der Einheit gegeben, die nun auch für andere erkennbar (objectiv) ist, d. h. er ist zur Figur geworden, und dasselbe ist der Fall, wenn ich aus dem analytischen Ausdrucke eines Gedankens ein einzelnes Wort herausnehme. Zweitens, das Wort repräsentirt den Gegenstand in der ganzen Fülle seiner Merkmale und Lebendigkeit, d. h. ihn gleichfalls in seiner durch die Vorstellung vor die Seele gebrachten Totalität. Diese ist also der Inhalt, das Wort seine Figur oder seine abgegränzte bestimmte Einheit.

Je mehr aber diese Materialität des Inhalts in der Folge, wie wir wissen, wegfällt; je mehr man in dem Worte nur noch den Begriff, d. h. den Inbegriff der nothwendigsten Merkmale des Gegenstandes erkennt, und alles wegläßt, was ihm an sinnlichen Vorstellungen zukommt; je mehr verschwindet auch das Gefühl von der bestimmten Form der Einheit, die der Gegenstand im Worte sich gegeben hat, und die Relation, die zwischen dem Inhalte und der bestimmten Form seiner Einheit stattfindet, kann nicht mehr empfunden, und nur noch mit einer besonderen Anstrengung des Bewußtseins wahrgenommen werden. Oder mit andern Worten: das Wort kann nur noch gewußt, d. h. unterschieden, aber nicht mehr gefühlt werden, es ist nichts mehr an ihm, wodurch uns die lebendige Totalität seines Inhalts vergegenwärtigt werde.

Aus diesem Bedürfnisse heraus gibt nun also der Geist dem begriffs- und gedankenmäßigen Inhalte eine neu bestimmte Form von sich aus und dies ist die oben des Näheren erklärte Figur im engeren Sinne, und daß es eben der Geist ist, der nicht durch den Eindruck gebunden (denn das Wort war Product der Empfindung), sondern in freier Bewegung die Form schafft, — dies macht sie zu einer Form in prägnantem Sinne und die Figur zu sprachlichen Einheiten in vorzugsweise bestimmten Formen. Und hierdurch erklären und rechtfertigen sich die gegebenen Bestimmungen über Figur im weiteren und engeren Sinne.

Halten wir hiergegen das, was wir vorhin von dem Verhältniß der Trope zur Figur bestimmt haben, so springt von selbst in die Augen, daß wir Trope alles das nennen müssen, wodurch sich die Sprache eine unbestimmte Form der Einheit gibt (Trope im weiteren Sinne); es springt in die Augen, daß es auch eine Trope im engeren Sinne geben wird, die wir als das bestimmen müssen, wodurch sich die Sprache vorzugsweise eine unbestimmte Form der Einheit gibt.

Denn da wir aus dem vorhergehenden (§. 36 und 37) wissen, daß die Trope eine Anschauung durch ein Gegenbild abspiegelnd zur Wahrnehmung bringt, und also einen

Inbegriff von anderweiten Vorstellungen, wie sie in einem bestimmten Worte und Begriffe gleichsam eingeschlossen sind, zu seiner Offenbarwerdung fordert, so gibt sie der ihr zu Grunde liegenden Anschauung allerdings eine einheitliche Form; allein diese Form hat keine scharfe Begränzung und kann weiter und enger, flacher und intensiver rc., nach verschiedenen subjectiven und relativen Bedingungen gefaßt werden. Die Anschauung oder der Eindruck, der durch die Trope vergegenwärtigt werden soll, setzt sich nicht als ein durch denselben in die Schärfe und objective Wahrnehmbarkeit des Lautes hervorgebrachtes **Product** eigens heraus, sondern läßt sich in seiner Totalität nur innerlich und subjectiv gleichsam **errathen**, und zwar durch das Mittel einer sprachlichen Einheit von bestimmter oder begränzter Form.

Und sollten wir diesen Umstand noch ausdrücklich mit in die Definition von Trope hereinnehmen, so würden wir mit einer kleinen Veränderung des Ausdrucks sagen müssen: Trope ist alles das, wodurch sich die Sprache vermittelst einer bestimmten Form der Einheit einen Ausdruck seiner totalen Einheit gibt. Und diese wörtliche Bestimmung, wie sie sich nun aus der ganzen Untersuchung von selbst ergeben hat, halten wir fest.

Denn was wir vorhin **unbestimmte** Form der Einheit genannt haben, ist eben nichts als eine Totalität, und wir substituiren diesen Ausdruck für jenen nur wegen seiner größeren Gefügigkeit für das Verständniß.

Und so wird wiederum erkenntlich, wie die Behauptung, von der wir ausgingen, daß Trope und Figur ursprünglich bei einander liegen, daß sie sich aber später in einem vorwiegenden Sinne einander entgegensetzen und daß sie sich endlich wieder zu einander hinbewegen, sich in aller Weise bestätigt, und wir werden gleich noch weiter sehen, von welcher Wichtigkeit diese Behauptung auch namentlich für die geschichtliche Betrachtung der beiderseitigen Spracherscheinungen ist.

Die zweite Bemerkung, die aus einer Vergleichung der Tropen mit den Figuren hervorsprang, daß wir nämlich eben so gut Tropen im **weiteren** und **engeren** Sinne statuiren müssen, als wir Figuren in einem solchen anzunehmen genöthigt waren, kann noch weniger schwer zu erweisen sein.

Denn eben so gut als wir **die** Figuren solche im engeren Sinne nennnen mußten, in denen sich der Geist von sich aus vorzugsweise eine bestimmte Form der Einheit gab, weil die früheren nicht mehr gefühlt wurden: eben so müssen wir auch **die** Tropen solche im engeren Sinne nennen, welche im Gegensatze zu anderen, die eine nicht mehr empfundene tropische Natur haben, nun **gerade** oder **vorzugsweise** als Tropen auftreten und **nur** als solche gelten wollen. So waren viele Instrumente rc., alle geistigen Begriffe rc. tropischer Natur: allein sie werden bald nicht mehr als solche empfunden und bilden mit dem ihm zu Grunde liegenden eigentlichen Begriffe eine Art Dilogie; der eigentliche Ausdruck läuft neben dem tropischen her: beide aber bezeichnen einen einzelnen Gegenstand in seiner Bestimmtheit und bloßen Begriffsmäßigkeit. Anders dagegen

die eigentlichen Tropen, welche nur der Darstellung eines Gegenstandes 2c. in seiner sinnlichen Totalität dienen.

Diese beiderseitigen Unterschiede führen uns nun unsrem Hauptgegenstande — der geschichtlichen Betrachtung des Figürlichen und Tropischen wieder zu, in der wir sie unumgänglich nöthig bedürfen.

§. 39.

Fortsetzung.

So wie wir sahen, daß ursprünglich Figur und Trope im einzelnen Worte zusammenliegt: eben so liegt auch, nachdem sich beide auseinandergesetzt haben, d. h. nachdem man vergessen hat, daß in der Figur (im weiteren Sinne) auch Tropisches liegt, und daß die Trope nur innerhalb einer Figur zur Erscheinung kommen kann, in den ersten Zeiträumen der geistigen Entwickelung des Menschen in der Sprache im allgemeinen die eine wie die andere in gleicher Berechtigung oder gleichem Antheile, auch in dieser exponirten Weise, neben einander. Mit andern Worten: Wenn wir von den einzelnen Sprachen als solchen absehen und uns nur den allgemeinen geschichtlichen Entwickelungsgang des Sprachbegriffs überhaupt denken, wie dieser den des Geistes überhaupt entspricht, deren Abdruck er zugleich ist; wenn wir also davon absehen, daß nach den verschiedensten relativen Bedingungen und Ursachen in der einen besonderen Sprache das Tropische, in der andern das Figürliche überwiegt, und mehr auf das Verhältniß beider im allgemeinen Rücksicht nehmen, so kommen wir auf den Satz, daß in einer gewissen als erster anzunehmenden Stufe der Entwickelung der Gebrauch von Figur und Trope (beide im weiteren Sinne genommen) einander die Wage hält.

So ist es z. B. bekannt, daß alle morgenländische Sprachen (vielleicht nur mit Ausnahme der chinesischen) oft in auffallender Weise zum Tropischen überwiegen, denen man die amerikanischen entgegensetzen kann, die, nach dem wenigen, was wir davon zu beurtheilen vermögen, zuweilen bis zum gänzlichen Mangel alles metaphorischen Ausdrucks herabsinken. Von beiden Extremen müssen wir natürlicher Weise absehen, und so werden wir von selbst mit einer Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der Sprache überhaupt und in ihr des Figürlichen und Tropischen an die Sprachen derjenigen Völker gewiesen, auf denen die eigentliche Geschichte der geistigen Entwickelung oder ihr weltgeschichtlicher Gang beruht.

Auch von diesen aber, die also, von beiden Einseitigkeiten frei, die natürliche Befähigung eines gleichmäßigen Gebrauchs des Figürlichen und Tropischen von Natur aus haben, soll nicht behauptet werden, daß in den ersten Zeiten ihrer Bildung und Entfaltung das tropische Moment nicht überwiegend gewesen sei, sondern wir meinen unter jenen anfänglichen Zuständen nur solche, denen eine vollkommen entschiedene Stufe in

der Geschichte der geistigen Entwickelung parallel liegt, und fassen alle früheren annähernden Zustände und Vorstufen zugleich mit in jenen gemeinten zusammen.

Der Grund, auf welchem ein solcher gleichmäßiger Gebrauch des Tropischen und Figürlichen beruht, und der geistige Standpunct, dem er entspricht, ist der, daß man das Geistige als Natürliches anschaut, d. h. daß der Mensch noch nicht zu dem Bewußtsein eines Unterschiedes von beiden gekommen ist, und also in dem Natürlichen mehr als dieses an sich, nämlich das Durchdrungensein desselben von Beziehungen aufs Allgemeine, erkennt, wogegen er aber auch unter Geistigem nichts anders versteht als insofern es sich in und an dem Natürlichen kund gibt.

Daß dies der Grund wirklich sei, — dies erkennt man am deutlichsten an dem Gegensatze. Bei alle den Völkern nämlich, welche das geistige Wesen als absolut erhaben über alles Natürliche erkennen, herrscht der tropische Ausdruck vor: bei denen dagegen, die das Natürliche nur als solches anzuerkennen vermögen, und die mithin nicht über die Dumpfheit des thierischen Zustandes hinaus sind, wird man gar keine Tropen finden. —

Wie aber aus diesem Grunde die gedachte Erscheinung hervorgehe: — davon läßt sich der Zusammenhang unschwer erkennen. So wie nämlich weder das Natürliche als Natürliches, noch das Geistige als Geistiges, sondern eines in dem andern und durch das andre angeschaut wird, so kann auch weder das Tropische vor dem Figürlichen überwiegen, weil wir sonst ein Vorherrschen der geistigen Anschauung vor der natürlichen; noch auch eben so wenig des Figürlichen vor dem Tropischen, weil wir sonst ein Vorherrschen der natürlichen oder blos reelen setzen müßten, — was aber beides gegen die Annahme ist.

Noch hat sich aber auch die Sprache in diesem Zustande nicht so weit entfaltet, daß Figur und Trope im eigentlichen Sinne, d. h. eine prägnante Darstellungsweise im Unterschiede von einer unsinnlichen und blos verstandesmäßigen vorhanden wäre: — hieran darf man nicht denken; vielmehr muß man sich die Sache so vorstellen, daß erstlich das Figürliche nach allen seinen Seiten noch gefühlt wurde und dem Ausdrucke noch natürlich war, d. h. daß das Wissen von der Sache nicht das erste und die Sinnlichmachung das zweite, sondern daß das Erkennen mit der Anschauung noch eins war. Und daß zweitens auch das Tropische eben so noch gefühlt wurde, indem man dasselbe nicht aus Luxus des Gedankens, sondern aus objectivem Mangel für Bezeichnung von Vorstellungen und Gegenständen brauchte, und indem man den Antheil wenigstens zum Theil noch empfand, den jedes Wort als Bezeichnung einer gewissen Wirklichkeit an dem Metaphorischen hat.

Als concretes Beispiel eines solchen geschilderten Sprachzustandes können die homerischen Gedichte dienen. In ihnen wird man die Behauptung bestätigt finden, daß keins der beiden gedachten Momente überwiegend vorkommt. Die homerische Sprache ist weder den Formen noch der Bedeutung der Wörter nach in irgend einer Weise abgeschliffen, sondern gibt uns noch die ganze ursprüngliche Frische, so daß wir also die

Figürlichkeit in der Lautgestalt der Wörter ebensogut noch empfinden als den metaphorischen Antheil an der Bedeutung derselben. Und was hier mit den Elementen der Sprache der Fall ist, das trifft auch für alle grösseren Bestandtheile derselben zu.

Wir finden daher auch Gedankenfiguren und Tropen, aber doch würde man sehr irren, wenn man sie für Figuren und Tropen im eigentlichen Sinne halten wollte, — wie wir sie später hauptsächlich bei Philosophen und Rednern finden, was die ersteren, und bei den lyrischen Dichtern, was die letzteren betrifft. Der Unterschied liegt nämlich darin, daß wenn der tropische und figürliche Ausdruck bei Homer zwar im allgemeinen eine vollkommnere Darstellungsweise ist als die der Gedanken des gewöhnlichen Lebens, sie doch ihrer Natur und ihrem inneren Wesen nach nicht von der letzteren verschieden ist, so daß also die Verschiedenheit nur in dem Grade liegt. Dem späteren und eigentlichen tropischen und figürlichen Ausdruck dagegen steht eine Sprachweise gegenüber, in der das Sinnliche der Sprache nach Laut und Vorstellung gänzlich abgeschliffen und unfühlbar geworden ist.

Die Tropen und Figuren bei Homer haben noch das Verhältniß des Natürlichen und Unvermittelten an sich und entspringen aus der grösseren Manigfaltigkeit der Beziehung, in die man die Elemente der Sprache und des Gedankens bringt, als wie diese an sich sind; die Figuren und Tropen der späteren Dichter und Schriftsteller dagegen haben das Verhältniß des Geistes und der Vermittelung an sich und entspringen aus einem Verbrauche der sprachlichen Elemente zur Versinnlichung einer bestimmten und gedachten Wirklichkeit. Dort gehen sie also von einer grösseren Fülle der Anschauung hier von dem Mangel einer solchen aus, welche gleichsam erst ergänzend hinzugebracht wird u. s. w.

Dasselbe Verhältniß findet in Hinsicht auf rhythmische und metrische Figuren statt. Bei Homer ist Metrum und Rhythmus noch nicht weit von der gewöhnlichen Sprache entfernt und unterscheidet sich nur durch seine Gleichförmigkeit und Continuirlichkeit von ihr; in der späteren Zeit geht beides mehr dem Verhältnisse des Symmetrischen entgegen, das aber in die größte Manigfaltigkeit gebrochen und gegliedert ist. Und so nach allen Seiten des Figürlichen.

Ferner aber findet der Unterschied statt, daß in der homerischen Sprache das Figürliche und Tropische selbst nicht sehr von einander verschieden ist und seine stärkeren Gegensätze noch nicht herausgesetzt hat. Daher treffen wir vorzugsweise auf die Figuren, die der Trope schon am nächsten stehen, als Beispiel, Gleichniß ꝛc. und eben so auf die Tropen, die der Figur näher kommen, als Metonymie und Synekdoche, — während die Metapher als der schärfere Gegensatz von Figur wenig vorkommt. Mit einem Worte also: das Figürliche und Tropische bei Homer, als dem Repräsentanten der ganzen gedachten Stufe der sprachlichen Entwickelung, hat noch das Moment des Unbewußten an sich und keins von beiden wiegt einseitig vor, daher denn auch das eine wie das andre als solches im allgemeinen und uneigentlichen Sinne aufzufassen ist.

Denken wir uns nun alle Annäherungen und Zwischenstufen, die in der Wirklichkeit zwischen dieser ersten und einer zweiten Entwickelungsstufe der Sprache überhaupt und des Figürlichen und Tropischen insbesondere liegen, hinweg oder als bereits vollbracht, und denken wir uns vielmehr diese zweite in ihrer entschiedensten Ausbildung, so wird das Verhältniß der beiden in Rede stehenden Erscheinungen folgendes sein:

Erstens werden Figur und Trope in ihren engeren und eigentlichen Sinn eintreten.

Zweitens werden sie ihre strengsten Unterschiede gegeneinander entfalten und in Gegensatz zu einander treten, und

Drittens werden sie zu zwei verschiedenen, innerhalb der ganzen Stufe liegenden Zeiten über einander herrschen.

Das Princip oder der Urgrund aller dieser Vorkommnisse liegt in der oben schon nach seinen Gründen näher auseinandergesetzten Veränderung der menschlichen Anschauungsweise, nach welcher das Natürliche oder Reelle als solches genommen wird und das Geistige also nur einsei ig in ihr vorhanden ist. Es ist also diese zweite Stufe gar sehr von der einen Vorstufe zur ersten unterschieden, in welcher das Natürliche zwar auch als solches, aber weder im bewußten Unterschiede von dem Subjecte, noch auch in der Manigfaltigkeit und der Größe seines Umfanges gefaßt wurde. Hier aber unterscheidet sich der Einzelne gar wohl von den Dingen, und er überschaut sie nach ihrer Fülle und Manigfaltigkeit und unterscheidet sie von einander: aber er bezieht sie auch alle nur auf sich und seine persönlichen und besonderen Interessen, und hat diese wenigstens im Unterschiede von den allgemeinen im Bewußtsein. Es kömmt ihm also wohl in dieser Anschauungsweise das Prädicat des Geistigen zu, insofern Geist nichts weiter als das Zusammenfassen des Besonderen unter das Allgemeine ist, aber doch nur des einseitig Geistigen, weil der Einzelne die Dinge in ihrer Verschiedenheit zwar in sich unterordnend zusammenfaßt, umgekehrt aber er nicht selbst als ein besonderes Wesen unter ein Allgemeines zusammengefaßt ist, so daß die Dinge oder die Welt zwar in ihm, er aber nicht in ihnen enthalten ist. Ein Mensch, der in dieser Anschauungsweise steht, kann also gebildet, klug, gelehrt, groß xc. sein, wogegen der, welcher das Natürliche zwar auch nur als solches aufnimmt, es aber auch nicht einmal im Unterschiede von sich hat, nur in thierischer Rohheit befangen sein kann.

Ferner aber müssen wir die so bestimmte Anschauungsweise nicht blos in dem einzigen Momente fassen, wo die geistige Einseitigkeit derselben ihren höchsten Culminationspunct erreicht hat, sondern vielmehr in den beiden, wo sie zu demselben immer mehr aufsteigt und wiederum von demselben immer mehr herabsteigt, ohne jedoch die dritte Entwickelungsstufe zu erreichen. Denn nur hierdurch zeigt sie uns ihr Wesen vollständig und läßt uns zugleich einen Blick in die in ihr verborgen liegenden Gegensätze thun.

Wie aber aus diesem Grunde die vorgedachten Erscheinungen hervorgehen, zeigen wir kurz.

Was den ersten Punct betrifft, daß Figur und Trope hier im eigentlichen Sinne auftreten, so muß die Folge schon aus vielen früheren Expositionen geläufig sein, wie das Wort sich nach Form und Inhalt abschleift, je mehr man die Sprache als Zweck gebraucht und auffaßt. So lange der Mensch sich noch selbst in den ihn umgebenden Dingen mit enthalten weiß: so lange wird er die Sprache auch nur in einem beschränkteren Sinne als Zweck gebrauchen, und sich ihrer mehr auf natürlichen, unbewußten und unberechneten Antrieb bedienen, und ebensowol wird er auch noch Reiz und Gefallen an ihr selbst, d. h. an ihrem Figürlichen und Tropischen empfinden, ohne Hinsicht auf die darin liegende Bedeutung, d. h. nicht mit Ausschluß derselben, aber doch ohne besonderes Bewußtsein davon. Sobald er aber die Dinge seinen Zwecken gemäß gebraucht und die Welt also auch immer mehr von diesem Gesichtspuncte aus anschaut; sobald er demgemäß auch die Sprache auf diese Weise gebraucht, und in ihr eben nur noch dem eine Aufmerksamkeit und einen Werth zukommen läßt, was durch sie ausgedrückt wird, so muß die nothwendige Folge das Abschleifen der Formen und das Vergessen des in dem Worte gefaßten Vorstellungsmäßigen sein, — was indeß, wie wir anderweit sahen, nothwendig ist, damit die Anschauung größere Manigfaltigkeit und Umfang, die Sprache also auch immer reicheren Gedankeninhalt gewinne. Somit also muß der Begriff des Figürlichen und Tropischen im weiteren Sinne auch verschwinden, und dies nothwendig.

Bei einem solchen Zustande der Sprache muß aber eben so nothwendig auch wieder das Bedürfniß nach einer lebendigeren und sinnlicheren Darstellung durch Sprache entstehen, das sich nun aber auf eine doppelte Weise befriedigt, so wie es auch hauptsächlich auf zwei verschiedenen Motiven ruht.

Entweder nämlich wird die Sinnlichkeit der Darstellung mit den bewußten Zwecken erzielt, durch sie den Hörer oder Leser gefangen zu nehmen und ihn für seine persönlichen und daher einseitigen Interessen zu stimmen, und in diesem Falle ist der Gegenstand nach allen seinen Theilen und Einzelheiten das Gewußte. Und wenn der Darstellende von diesem Standpuncte aus die der in die concrete Wirklichkeit versetzt gedachten Sache zugehörigen Vorstellungen und Umgebungen in Beziehung auf dieselbe ausdrückt, oder wenn er die Sache in dieser Form vorstellig macht, so gebraucht er die Figur im eigentlichen Sinne, die er entweder selbständig erschafft oder in Nachahmung von ähnlichen Formen, wie er sie in Wort- und Gedankendarstellungen aus Schriften der früheren Stufe als vorzüglich wirksam beobachtet und sich abgezogen hat, nur wiederholt.

Oder die Sinnlichkeit der Darstellung wird auf eine unbewußtere Weise dadurch herbeigeführt, daß in dem Darstellenden ein mehr oder weniger dunkles Gefühl von dem Zusammenhang der Dinge mit dem Allgemeinen entsteht. Ein solcher ist also gewissermaßen über die eben beschriebene Anschauung der Dinge in ihren gegenseitigen und in ihrem Unterschiede von sich hinaus, denn er hat auf der Grundlage dieses Unterschiedes das freilich mehr ahnende und gefühlsmäßige als erkennende Bewußtsein von der

Nothwendigkeit eines äußerlich nicht sichtbaren stufenmäßigen Zusammenhanges der Dinge unter einander und seiner selbst mit ihnen. In diesem Falle kann er seine derartigen Anschauungen nicht auf eine für den blos unterscheidenden Verstand ergreifliche Weise darstellen, sondern sie nur dadurch gleichsam errathen lassen, daß er sie durch die Verbindungen mit andern in diesen sich abspiegeln läßt, und so gebraucht er die Trope im eigentlichen Sinne, näher die Metapher. Diese Tropen stehen im Unterschiede von den früher gebrauchten, indem diese letzteren nur auf einem natürlichen Bedürfniß beruhen, während jenen ein geistiges zu Grunde liegt; daher begnügt sich dann der Geist auch nicht mehr mit der Metonymie und Synekdoche, sondern schreitet zur Metapher fort.

Ein solcher Zustand des Darstellenden liegt daher wieder parallel mit denjenigen Annäherungen, die der Erreichung der ersten angenommenen Stufe vorausgingen, und in denen wir das Metaphorische als ihnen eigenthümlich fanden, — ähnlich wie wir auch der Entstehung des Figürlichen im engeren Sinne eine noch frühere Vorstufe zu unsrer angenommenen ersten Hauptstufe parallel liegend fanden.

In jenen Zeiten und bei jenen Völkern, bei denen wir die Metapher auch herrschend fanden, wurde, eben wie bei dem in Rede stehenden Falle, das Geistige, im Unterschiede von dem Natürlichen gefaßt, der Grund eines solchen metaphorischen Gebrauchs: aber beide Fälle unterscheiden sich doch auch dadurch, daß dort noch kein Bewußtsein des Einzelnen von dem Unterschiede der Dinge unter einander gesetzt ist, wie dies hier der Fall ist, sondern daß der Unterschied von Endlichen und Unendlichen nur überhaupt stattfindet; daß also dort das Bewußtsein von der Manigfaltigkeit und dem Umfange der Wirklichkeit noch fehlt, während es hier mit vorliegt, und daß also ferner dort der Gebrauch des Metaphorischen noch das Moment des Natürlichen an sich hat, während ihm hier das des Geistigen zukömmt, und zwar nicht mehr in dem Sinne der Einseitigkeit, wie bei den Figuren im engeren Sinne.

Nur dies aber hat der Gebrauch der Metapher in der letztgedachten Phase noch an sich, daß sie auf sehr dunkeln Vorstellungen von dem Zusammenhange des Endlichen mit dem Unendlichen beruht, daher ihnen denn auch weniger Naturwahrheit und Erkennbarkeit inwohnt als den Metaphern in der erstgedachten Zeit, und daß sie überhaupt noch manche andere specifische Unterschiede gegeneinander erkennen lassen, die wir aber nicht weiter verfolgen und die sich jeder aus der Gegenüberstellung der Charaktere der beiden gedachten Zeiten von selbst entwickeln kann: — was übrigens zu einer sehr interessanten und unsre Ansicht erläuternden besonderen Abhandlung überreichen Stoff bietet.

Was den zweiten Punct betrifft, daß Figur und Trope innerhalb dieser Stufe ihren Gegensatz am schärfsten entwickeln und überhaupt in ein im Ganzen feindseliges Verhältniß treten, während beides auf der vorigen Stufe sich gerade umgekehrt verhielt, so folgt dies schon mit Nothwendigkeit aus der Erklärung des ersten Punctes.

Denn wenn beide darin zwar zusammentreffen, sinnliche Darstellungen durch sprachliche

Mittel zu sein, sich aber auch darin unterscheiden, daß die Figur dies in extensiver, die Trope in intensiver Weise thut; und wenn die Anschauungsweisen sich in der Art entgegengesetzt sind, daß die eine, der Figur entsprechende, das Endliche immer mehr in seiner Besonderheit auf sich bezieht, so muß sie also auch das Wesen des Figürlichen nach seinem weitesten Umfange ausbilden und sich dadurch immer mehr von dem Wesen der Trope entfernen. Und wenn die der Trope entsprechende Anschauungsweise darin besteht, das Besondere oder Endliche im Zusammenhange mit dem Allgemeinen oder Unendlichen zu fassen, sie aber diesen Zusammenhang noch auf eine sehr dunkle und daher abstracte Weise nur fühlt und ahnet und in dieser Ahnung sprachlich auszudrücken sucht, so muß sie also auch ihre weiteste Gränze suchen, oder in einer Gestalt erscheinen, in der sie am weitesten von der Wirklichkeit oder Besonderheit und mithin Figürlichkeit entfernt ist.

Beide entwickeln also ihre Unterschiede in der entgegengesetztesten Weise und es ist also dieser Stufe eigenthümlich, diese Gegensätze in ihrer höchsten Ausbildung als ihr nothwendig zugehörende Momente in sich zu tragen, — freilich nicht so, daß sie zeitlich ineinander liegen, sondern vielmehr daß sie neben- und nacheinander erscheinen.

Dies gibt sich so zu erkennen, daß, wie wir es oben ausdrückten, das Tropische im uneigentlichen Sinne von dem Figürlichen im eigentlichen immer mehr absorbirt wird, und das betreffende Zeitalter in allen Gattungen seiner sprachlichen Erzeugnisse davon beherrscht ist. Dasselbe umgekehrt ist auch nachher, nach dem Culminationspuncte des Figürlichen, der Fall, das nun von Schritt zu Schritt von dem Tropischen im eigentlichen Sinne absorbirt wird, und der allgemeinen Herrschaft desselben unterliegt.

Hierdurch erledigt sich der dritte Punct, daß Figur und Trope zu zwei verschiedenen Zeiten derselben Stufe über einander herrschen, von selbst.

Es bedarf keiner großen Umsicht, um die mittleren und späteren Zeiten der griechischen und römischen Litteratur als die concreten Beispiele für diese Entwickelungsstufe der Sprache überhaupt so wie des Figürlichen und Tropischen insbesondere zu erkennen, weil diese Litteraturen gerade in dem gedachten Verhältniß der Geschichte der geistigen Entwickelung überhaupt stehen. Und eben so wenig bedarf es eines besonderen Hinweises darauf, wie die mittlere oder gute Zeit beider Litteraturen der Herrschaft der Figur; die spätere oder verfallende der der Trope entspricht, so jedoch, daß die im christlichen Sinne und Geiste geschriebenen Werke nicht sowol den Verfall der alten als vielmehr den Beginn der neueren Litteraturen anzeigen, und daher großentheils, wenn auch noch in den alten Idiomen des Griechischen und Lateinischen geschrieben, schon den Anfang der dritten Entwickelungsstufe machen.

Was nun den ersten Zeitraum dieser zweiten Stufe betrifft, den wir den rhetorischen oder figürlichen nennen können, so sehen wir, wohin wir blicken, wie von der Entstehung der Geschichtschreibung, der Philosophie und der Rhetorik nach Seite der Prosa und überhaupt seit der Entstehung der Prosa so wie von der des Dramas und

der äolischen Lyrik ab immer mehr die gedankenvolle, klare und geistesscharfe Darstellung beginnt; wie die schriftstellerische und dichterische Sprache sich mehr und mehr von der des gewöhnlichen Lebens entfernt, indem sie kunstgerechter und durchdachter wird, und wie mit immer mehr Vergessenheit von dem tropischen Antheile in allen Wortbedeutungen rc. die Figur im eigentlichen Sinne hervortritt, während die Metapher als blos sinnliches Darstellungsmittel wenig gebraucht wird. Der kunstvolle Bau der Perioden und ganzer Reden nach einem bestimmt gedachten Verhältniß zur Einheit (logische und grammatische Figuren); die vielgliedrigen Metra in der dorischen und äolischen Lyrik und in den Chören der Dramen (rhythmische und metrische Figuren) und endlich die vielfachen Anwendungen der unter den Wort- und Gedankenfiguren näher bezeichneten Wendungen und Formationen des Ausdruckes oder der Diction (rhetorische Figuren): — alles dies bezeichnet auf das bestimmteste die Ausbildung und die Herrschaft des Figürlichen überhaupt, — wie dies denn auch dem zum verständigen Begreifen seiner selbst fortschreitenden, doch aber noch nicht ganz von der alten Anschauungsweise gelös'ten Geiste entspricht.

So lange nun das Gefühl von dem Enthaltensein des Einzelnen im Ganzen noch vorhielt, so lange waren auch die Erzeugnisse des zur subjectiven Freiheit fortschreitenden, sich aber bald immer mehr in den einseitigsten Realismus verstrickenden Geistes, noch von einer gewissen Tüchtigkeit, und der Gebrauch des Figürlichen im engeren Sinne oder der künstliche Ausdruck und die künstliche Anlage der sprachlichen Werke wurde noch von der Bedeutsamkeit und Tüchtigkeit des Gedankeninhalts getragen. Als aber jener einseitige Realismus überhand nahm, da machte sich auch das Formelle und Darstellungsmäßige gegen den Inhalt vorwiegend; der Gebrauch des Figürlichen nahm eine einseitige Richtung und bestand vorzüglich in den sogenannten rhetorischen Figuren; schon begann auch der tropische Ausdruck wieder mehr Einfluß zu gewinnen, und die Schriften wurden von Schritt zu Schritt entweder seicht, hohl und geschraubt, oder tiefsinniger, dunkler und fantastischer.

Diese Wendung trat in der griechischen Litteratur schon kurz nach Demosthenes und Aristoteles (nach Seite der Prosa) und nach Theokrit (nach Seite der Poesie) so wie in der römischen nach den Schriftstellern des Augusteischen Zeitalters ein. Das Moment des Figürlichen im engeren Sinne durchdrang alle Gattungen der Prosa und selbst der Poesie; die Redekunst wurde die herrschende Kunst (τέχνη vorzugsweise genannt) und in ihr erwarb sich die Lehre von den Figuren eine vorzügliche Bedeutsamkeit.

Während aber auf diese Weise die antike Welt der Griechen und Römer immer mehr aus ihrer objectiven Anschauungsweise herausging, und der Einzelne sich immer rückhaltloser im Unterschied der volksmäßigen Allgemeinheit wußte, und das Gefühl eines nationalen Zusammenhangs dem einer römischen Weltbürgerschaft Platz machte; und während in der Veränderung dieser Anschauungsweise die wahre antike Litteratur ihrem Ende immer mehr entgegenging: während dem bildete sich aus dem Zusammenstoß und

der Vereinigung der jüdischen Idee von der abstracten und absoluten Unterwerfung alles Endlichen unter das Unendliche mit der griechischen Idee von der unmittelbaren Einheit des Natürlichen mit dem Geistigen und der römischen von dem politischen oder realen Universalismus die christliche Idee von der freien oder durch das Subject zu vermittelnden Versöhnung seiner mit Gott dem Geiste, welche, auseinandergelegt, dies in sich enthält. Der Mensch soll sich im Unterschiede von dem blos Natürlichen oder Endlichen erkennen und sich dem unmittelbaren Einflusse desselben entziehen lernen; er soll das universell (nicht mehr national-) Allgemeine als das Geistige und Göttliche erkennen, und die Principe seines Handelns nach den daraus fließenden Gesetzen nehmen; er soll aber hieraus auch erkennen, daß das göttliche Gesetz nur durch thätige Umbildung des Bestehenden wirklich werden, hierdurch das Reich Gottes kommen, und somit eine Versöhnung des Endlichen mit dem Göttlichen durch die Liebe allein herbeigeführt werden könne. Und weil diese Idee durch Christus zuerst deutlich ausgesprochen und er ein Vorbild eines derartigen Lebens geworden ist, so kann näher die christliche Idee nur durch den Glauben an Christum in dem Menschen lebendig und wirksam werden.

Da nun also die christliche Idee die freie (und nicht blos natürlich aufgenommene) Unterwerfung des Endlichen unter das Göttliche in ihrer Spitze hat, und diese Idee sowol als die von einer Versöhnung des Menschen mit Gott dem Geiste durch Christum zunächst nur abstract, d. h. ganz abgesehen von der bestehenden Wirklichkeit gefaßt wurde, so mußte eine Verbreitung derselben die Folge für die Anschauungsweise der Welt haben, daß man in dem Natürlichen und Wirklichen durch eine Intuition das Göttliche unmittelbar zu schauen glaubte, und dies mußte wiederum die Folge auf die Sprache haben, daß man diese als Mittel des Ausdrucks für solche totale Schauungen gebrauchte, d. h. daß man sich dem Metaphorischen im eigentlichen Sinne und allen ihm zunächst stehenden Ausdrucksformen zuwandte, — wovon unter andern die Offenbarung Johannis ein merkwürdiges Beispiel liefert. Mit einem Worte, das Figürliche wurde Schritt für Schritt verdrängt, und selbst die noch in der antiken Anschauungsweise wurzelnden späteren Schriften zeigen diesen metaphorischen Anstrich.

Wir brauchen kaum besonders darauf aufmerksam zu machen, welche Stellung die Metapher jetzt gegen die frühere gewinnt. Sie unterscheidet sich nämlich erstlich von der Metapher im weiteren Sinne, daß sie in der That prägnanter Ausdruck im Gegensatz gegen einen einfacheren, der Sinnlichkeit entkleideten ist. Sie unterscheidet sich von der Metapher, die wir auf den Vorstufen hauptsächlich im Morgenlande gefunden haben, daß sie eine geistige Grundlage hat, d. h. daß sie auf dem Bewußtsein der subjectiven Freiheit beruht, während jener noch das der Natur oder der persönlichen Unfreiheit inwohnt; sie stimmt aber mit ihr darin zusammen, daß beide eine Anschauung voraussetzen, in welcher eine absolute Unterwerfung des Endlichen unter das Unendliche enthalten ist. Daher hat allerdings die christliche Trope (um sie kurz so zu nennen) auch wiederum

viel ähnliches mit der orientalischen, namentlich der jüdischen, und morgenländische und abendländische Sprachen reichen sich in der That in ihr die Hand.

Zu der Figur im engeren Sinne aber verhält sie sich so, daß wenn diese eine einseitig geistige Anschauung nach Seiten des Reellen zur Grundlage hatte, die christliche Trope die einseitig geistige Anschauung nach Seite des Ideellen als ihr Motiv zeigt, so jedoch, daß die Möglichkeit einer dereinstigen Verbindung der beiden getrennten Seiten in ihr gegeben ist. Sobald hierzu, wenigstens der Anerkennung des Princips nach, der Anfang gemacht wird, so bald beginnt daher die dritte Stufe, auf welche der Begriff des Figürlichen und Tropischen treten kann.

§. 40.

Fortsetzung.

Wie wir aus der bisherigen Betrachtung des Figürlichen und Tropischen gesehen haben, vertritt das erstere die Seite des Besonderen oder Realen; das Tropische die des Allgemeinen oder Geistigen. Beide Seiten waren auf der ersten Stufe vereinigt noch in dem menschlichen Bewußtsein, aber dafür ging ihnen auch das Moment der subjectiven Freiheit ab, d. h. jene Einheit war nur eine natürliche und der Einzelne hatte sich noch nicht im Unterschiede gegen die mit seiner Erfahrung zu erreichenden Dinge der Welt und namentlich seiner Volks- und Stammgenossen fassen gelernt. Eben so haben daher auch die Figuren und Tropen dieser Stufe noch das Moment des Natürlichen oder Ungeistigen an sich und ihr gegenseitiges Gleichstehen, ja sogar ihr Ineinandersein ist demnach gleichfalls nur noch ein natürliches und ungeistiges, und daher legten wir ihnen beiden gewiß mit Recht die Benennung von uneigentlichen bei.

Die zweite Stufe hat im allgemeinen den Charakter der Geistigkeit; denn in ihr weiß sich der Einzelne im Unterschiede mit den Dingen und er hat sich von seinem natürlichen Zusammenhange mit denselben losgemacht und zwar durch eine Menge von Acten seiner inneren Thätigkeit: aber er hat sich nur nach einer doppelten Einseitigkeit hin frei gemacht, und also nicht wahrhaft frei. Denn der Geist, der in einem Zusammenfassen des Besonderen unter das Allgemeine besteht, ist noch nicht erfüllt, und die Freiheit durch ihn mithin noch nicht errungen, wenn der Mensch durch seine innere oder geistige Thätigkeit nur die Unterschiede der beiden Seiten vor sich hat. Das einemal aber hat er die Dinge nur in Beziehung auf sich; sie sind also wohl in ihm (wenigstens der Begierde nach), er aber nicht in ihnen enthalten, und so ist nur Unterschied, aber keine Zusammenfassung vorhanden; das andremal ist er in den Dingen oder in der Allgemeinheit (wenigstens dem Gefühle, der Idee nach) enthalten, aber diese nicht in ihm, insofern sie sich ihm nicht mittheilen und er ihrem Einflusse und Genusse entzogen ist. Und somit ist wieder nur der Unterschied, nicht aber die gegenseitige Verbindung und derartige

Zusammenfassung vorhanden, daß das Besondere dem Allgemeinen zwar untergeordnet aber in dieser Unterordnung doch vollkommen in ihm aufgenommen sei.

In Hinsicht auf Figur und Trope ausgesprochen, heißt das soviel: beide haben ihr blos natürliches Wesen abgestreift und haben ein geistiges angenommen, d. h. sie sind durch die freie, nicht mehr blos natürliche Thätigkeit des menschlichen Geistes gesetzt worden, und sie sind deshalb Figuren und Tropen im eigentlichen Sinne. In diesem aber stellen sie sich auch in ihrer Einseitigkeit und Feindseligkeit dar, so daß das einemal die Figur allein, das andremal die Trope allein herrscht.

Gerade darin aber liegt das Wesen und der Unterschied der christlichen Idee und Religion als der des Geistes und der Versöhnung insbesondere, daß der Geist nicht in seiner natürlichen Einheit mit dem Besonderen genommen werden soll, wie dies bei den Griechen der Fall war; noch auch in seinem abstracten Gegensatze gegen dasselbe, wie dies bei den Juden der Fall war; noch auch daß die Unterwerfung des Einzeln unter das Ganze eine blos reale sein soll, wie dies bei den Römern der Fall war, sondern daß das Besondere sich dem Allgemeinen von sich aus als der höchsten Idee seines Wesens unterwerfen, und diese durch sein besonderes Wesen an sich darstellen und vermitteln soll. Die Idee einer ewigen Vermittelung des Allgemeinen durch das Besondere ist sonach durchaus in der christlichen Idee gegeben, und wenn diese daher anfangs auch nur ganz abstract aufgefaßt wurde, so konnte es doch nicht fehlen, daß die Wahrheit derselben allmählig vor der immer ernsteren und tieferen Betrachtung durchdrang und im Bewußtsein immer deutlicher hervorzutreten anfing, und von diesem Augenblicke an ist das Wesen und der Charakter der dritten Stufe der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts ausgesprochen und der Anfang zu ihrer Besteigung gemacht. Von nun an wird die Ueberzeugung immer deutlicher, daß die wahre Freiheit, der wahre Geist und die wahre Versöhnung des Menschen mit Gott nur dadurch erworben werden könne, wenn der Mensch auf der Basis des besonders Gegebenen dieses von Schritt zu Schritt nach dem Gesetze des Geistes jeden Augenblick eben sowol zu bewahren als umzubilden strebt; daß er das Besondere an ihm selber und in der Wirklichkeit überhaupt als ein nothwendiges Mittel erkennt, an welchem sich das Göttliche und Unendliche ins Endliche gleichsam zu senken vermöge, und daß hierin die Möglichkeit einer Verwirklichung des himmlischen Reichs auf der Erde gegeben sei. Es wird immer deutlicher, daß in dem allmähligen Fortschreiten auf dem Gegebenen und auf dem allmähligen Verändern desselben der scheinbare Widerspruch einer Bewegung in der Ruhe, d. h. die Liebe als der Mittelpunct des praktischen Verhaltens liege und daß in der Liebe, die nun nicht mehr eine blos natürliche oder passive sondern geistige ist (ohne die erstere auszuschließen), die beständige Versöhnung des Menschen mit Gott und in ihr die ewige Glückseligkeit gegeben sei.

Eine solche Ueberzeugung, wie unwiderlegliche Zeugnisse ihrer Wahrheit auch in ihr selbst liegen, und wie nothwendig sie aus den weltgeschichtlichen Vordersätzen der geistigen

Entwickelung auch als deren Schlußsätze folgt, ist indeß, selbst in der Gegenwart, noch keinesweges so allgemein weder in der Erkenntniß angenommen noch in der Praxis ausgeübt; dennoch aber liegt sie als der Sinn der geistigen Bewegung der ganzen mittleren und neueren Geschichte zu Grunde, und wird namentlich in der neuesten Zeit immer unverkennbarer, und, wenigstens unter den Einsichtsvolleren und Besseren, als unverrückbar immer mehr verfolgt. Auf ihrer allgemeineren Anerkennung ruhen demnach die Hoffnungen der Zukunft; auf ihrer immer vollkommneren Verwirklichung das Glück der Welt.

Dies auf unsern Gegenstand angewandt, so heißt es so viel, daß die Figur als Mittel der Trope erscheinen soll. Das, was an sich und in seiner Totalität nicht zur Erscheinung kommen kann, kommt in dem Besonderen, in dem es sich ab- und durchspiegelt, wenigstens mittelbar zu einer solchen. Die nach Umfang und Tiefe allumfassendste und daher höchste Totalität ist aber Gott oder das göttliche Wesen. Dieses kann mithin auch nicht an sich oder unmittelbar erscheinen, sondern es kann sich nur in dem Besonderen abspiegeln; ja noch mehr, das Besondere muß sich selbst in dieser als seiner einzigen Bestimmung erkennen, unter der es Berechtigung hat, da zu sein. Mit andern Worten: Gott als der unendliche Tropus soll sich in der Welt als der unendlichen Figur abspiegeln, und die Figur darf nur in so weit da sein, als sie zur Erscheinung des Tropischen dient; die Figur muß dies als ihre einzige Bestimmung selbst erkennen, ihre Würde und Freiheit darin finden, zu diesem Mittel zu dienen und sich demgemäß also auch zu gestalten suchen.

Alles dies hat einen Sinn nur darin, daß Figur und Trope auf dieser Stufe wiederum in eine andre Sphäre eingegangen sind und also einen andern Sinn angenommen haben, und wir müssen daher erst begreifen, warum sie nach den Vordersätzen der früheren Stufen in einen andern eingehen mußten, um sich zu ihrer höheren Vollkommenheit zu entwickeln; imgleichen welches diese nun ist?

Wenn wir nämlich das Wort und mit diesem die Figur anfänglich in der Weise haben entstehen sehen, daß, sobald es Mittel der Mittheilung wird, es auch zugleich als Inbegriff der zu dem Gegenstande gehörigen Vorstellungen gefaßt wird, d. h. daß es ein Mittel wird, durch welches der Gegenstand sich vor die Erinnerung bringt; daß es ein Sitz wird, in den sich sein gränzen- und heimatloses Bild flüchten, und daß es eine Folie wird, vermöge deren es zurückspiegeln kann, — was wir den metaphorischen Antheil des Wortes und der Figur nannten; wenn wir ferner in der ersten angenommenen Stufe der Sprachentwickelung dasselbe Verhältniß wiederkehren sahen, nur mit dem Unterschiede, daß sich die dort noch ganz ineinander ruhenden Momente hier in der Weise exponirt hatten, daß ein Theil der Wörter als Figuren an sich, ein andrer als Tropen an sich genommen wurden, obgleich man in den Figuren auch noch das Tropische und in den Tropen auch noch das Figürliche mitempfand: so hatten wir dagegen in der

zweiten Stufe beide als unterschiedliche Ausdrucksweisen nicht nur unter sich, sondern auch im Gegensatz einer andern Ausdrucksweise, in welcher das Figürliche und Tropische der ersten Stufe nicht mehr empfunden wurde und in welcher es also so gut als ganz verschwunden war.

Je mehr sie sich, und zwar erst die Figur, dann die Trope, beide nun in ihrem eigentlichen Sinne, auf dieser Stufe ausbildeten, je mehr entfernten sie sich auch nothwendig so wol von einander selbst als von der gewöhnlichen Ausdrucksweise, — die Figur nach dem Ende ihrer Erscheinung im eigentlichen Sinne hin, die Trope gleich beim Anfange derselben in der ganzen Größe ihres Gegensatzes, und sie erreichen hierdurch die letzten Gränzen und die größtmöglichste Entfaltung, die für sie zu erreichen in dieser Sphäre relativ möglich ist.

Trope und Figur im eigentlichen sowol als im uneigentlichen Sinne haben aber immer noch das an sich, sinnliche Ausdrucksweisen nur für eine Vorstellung oder für einen einzelnen Gedanken an sich zu sein. Sie sollen, nach unsrer Erklärung, alles das sein, wodurch sich die Sprache, und zwar in der Figur eine bestimmte oder besondere, in der Trope eine totale Form der Einheit gibt, einmal im gewöhnlichen, das andremal im prägnanten Sinne des Worts. Aber in allen diesen Formen und Sphären sind sie dies immer nur in Beziehung auf eine einzelne Sache (Begriff, Vorstellung) oder auf einen einzelnen Gedanken.

Nachdem sie daher in der zweiten Stufe sich innerhalb dieser Beschränkung die größtmöglichste Ausdehnung gegeben haben, werden sie genöthigt, ihr Wesen noch tiefer aus sich herauszuentwickeln, aus der bisherigen Schranke herauszutreten, und also Figur und Trope auch für jede größere Gedankeneinheit, ja endlich für alle Gedankeneinheit zu werden, die sich in Sprache und Rede ausdrückt.

Ferner aber war Figur und Trope im eigentlichen Sinne dadurch entstanden, daß die in der gewöhnlichen Sprache verloren gegangene Harmonie zwischen Bedeutung und Ausdruck durch freie Acte des Geistes wiederhergestellt wurde, daher denn auch beiden das Prädicat des Geistigen zukam, und sie hatten sich in diesem ihrem Zwecke allmählig immer mehr über die gewöhnliche Sprache erhoben, so daß die Figur am Ende ihrer in dieser Sphäre möglichsten Entfaltung und die Trope am Anfang derselben sich in ihrer weitesten Entfernung gegenüberstanden. Es hätte also gleichsam nur noch ein Schritt gefehlt, und sie wären gar nicht mehr verständlich gewesen und hätten mithin ihrem eigenen so wie dem Zwecke der Sprache geradezu widersprochen. Auf diesem Extrem konnten sie mithin nicht verharren, noch weniger von ihm aus in der eingeschlagenen Richtung weiter schreiten. Und da sie ihre Zwecke, geistiges Mittel der Harmonie zwischen Sache und Darstellung zu sein, doch nur einseitig, das erstemal nach Seite der Darstellung, das andremal nach Seite des Inhalts erreichten, und auf ihren äußersten Puncten erkennen mußten, daß sie in diesen einseitigen Richtungen ihrem Zwecke

geradezu widersprächen, so mußten sie also diese Gegensätze gegeneinander und gegen die gewöhnliche Darstellungsweise und somit sich selbst in ihrer letzten Gestalt aufgeben, und sich in einem höheren Sinne entfalten, in welchem ihre Prägnanz und Kunstmäßigkeit nicht mehr in einzelnen Ausdrücken, Phrasen und Wendungen, sondern in die Bildung jeder grösseren Gedankeneinheit als solcher gelegt ist, insofern sie sich durch Sprache ausdrückt. —

Wie wir daher auch Figur und Trope in dem bisherigen Sinne betrachten mögen, — immer sehen wir sie dahin gedrängt, ihr Wesen in dem grösseren oder kleineren Redeganzen als solchen zu entfalten und somit in eine neue Gestalt und Sphäre ihrer selbst einzutreten, oder mit andern Worten, einen andern Sinn von sich zu geben. Eben wie die Figuration oder Schematisirung nun von dem einzelnen Ausdrucke zu der des Redeganzen gerückt ist, so ist auch die in der Trope liegende Totalität einer Einzelheit nun zu der der Allgemeinheit geworden, d. h. in der Figürlichkeit des Redeganzen soll sich das Gesetz, die Allgemeinheit oder der Geist widerspiegeln, und zwar nach dem Maße jener. Trope in dem bisherigen Sinne wollte nur Vergegenwärtigung einer einzelnen besonderen Anschauung in ihrer Totalität sein: jetzt aber wird sie Vergegenwärtigung der ganzen Anschauungsweise des Subjects in der Art und Weise der Darstellung des Besonderen oder in dem Figürlichen.

Wollen wir sie mit einem Namen bezeichnen, so muß es der der Ganzheit sein, denn dadurch, daß das Figürliche und Tropische in dem Ganzen einer Rede 2c. liegt, unterscheiden sie sich nicht nur von dem der früheren Stufen, sondern wird auch ihr Wesen in der gegenwärtigen bezeichnet.

Wie die Figur und Trope aber das an sich bewerkstelligen, daß sie nun in einer solchen höheren Natur auftreten, — dies läßt sich aus der Art und Weise begreifen, wie wir das Wesen beider gleich von vornherein aufgefaßt und dargestellt haben, und wenn es noch besonderer Beweise für die Richtigkeit dieser Auffassung bedürfte, so würde die Auflösung, die die beiden Begriffe in dieser ihrer letzten Stufe gewinnen, hinlänglich dafür sprechen.

So wie wir nämlich dort das Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen als Princip fanden, aus dem sich alle sprachlichen, ja alle Erscheinungen erklärend entwickeln lassen, so fanden wir auch, daß Figur und Trope aus diesem Principe sich erklären, indem die erstere als dem Besonderen, die letztere als dem Allgemeinen entsprechend gefaßt wird.

Jeder Unterscheidung aber, in welche die eine oder die andre eingeht, muß ebenfalls dieses Verhältniß zu Grunde liegen, und so fanden wir Wort- und Gedankenfiguren, logische und grammatische 2c. gegeneinander sowol als nach den weiter in ihnen liegenden Unterschieden in diesem Verhältnisse. Jedes niedriger stehende Verhältniß wird aber von dem folgenden höheren in sich aufgenommen und weitergeführt, und da nun die logische

und grammatischen Figuren, insofern sie die Verhältnisse der als integrirenden Theile zur Einheit in ihnen aufgenommenen einzelnen Wörter und Gedanken ausdrücken, nothwendig nach den manigfaltigsten, ja unendlichen in ihnen selbst liegenden Stufen höher stehen als die Wörter und Gedanken an sich selbst, so folgt auch mit Nothwendigkeit, daß der Begriff der Figur in ihrem ganzen Sinne nun vorzugsweise die logisch-grammatische Figürlichkeit umfassen und an sich ausdrücken muß, und daß dies die Gestalt ist, in der sie in dieser Stufe sich zur Erscheinung bringt.

Und eben so muß es sich mit der Trope verhalten. Denn obgleich diese keine weiteren Unterscheidungen in sich zuläßt, so stellt sie doch die analoge Stufenfolge mit der Figur dar, daß sie auf der ersten Stufe als Ausdruck einer besonderen oder einzelnen Totalität überhaupt; auf der zweiten als ein solcher vorzugsweise erscheint: nun bleibt ihr für die dritte Stufe nichts weiter übrig als dies: Ausdruck der Totalität überhaupt zu sein.

Hat sich aber hierdurch ergeben, wie Figur und Trope nicht nur nothwendig ihre höhere und höchste Stufe besteigen müssen, sondern auch, wie sie dies in sich bewirken, so erhellet nicht minder, wie sie in diesem Aufschreiten zu den höheren Stufen ihres Begriffs sich zugleich auch nothwendig wieder einander näheren.

Denn wenn die Figur nun vorzugsweise darin besteht, die Beziehungen der zu einem Ganzen verbundenen Gedanken auf eine bestimmte, überdachte und kunstmäßige Weise auszudrücken, oder noch näher, die in einem Redeganzen liegenden Beziehungen seiner Theile unter einem bestimmten Einheitsverhältniß aufzufassen und in sich zu enthalten und hierdurch die Figurenmäßigkeit (Schematismus) zu bilden, so hat sie für sich gar keinen eigentlichen Inhalt, den sie vielmehr erst durch das in ihr Gefaßte empfängt, welches wiederum aber nicht an sich in seiner Wahrheit erkennbar ist, sondern nur indem es in jener Figürlichkeit hindurchscheint. Man muß nämlich nicht vergessen, daß es sich hier immer um das Ganze eines Redeinhalts handelt, das als solches eben nur in einer ihm entsprechenden Figürlichkeit im ganzen Sinne des Worts zur Erscheinung kommt. Indem aber ein solches gegenseitiges Verhältniß von Figur zu Trope und umgekehrt erst allmählig, ja, erst sehr spät erreicht wird, die dazwischen liegenden Vorstufen aber doch wenigstens ein Streben nach Erreichung desselben kund geben, müssen wir sagen, daß Figur und Trope auf der dritten Stufe in einer beständigen, immer vollkommneren Annäherung zu einander begriffen sind.

Denken wir uns indeß ein solches Verhältniß als wirklich erreicht, so sehen wir auch Figur und Trope wieder in ihr ursprüngliches Verhältniß der Einheit zurückgegangen, in welchem sie ineinanderlagen. Nur findet erstens der allerdings bedeutungsvolle Unterschied statt, daß die jetzige Einheit eine durch den Geist und die Freiheit des Menschen vermittelte ist, denn er hat erst alle Dinge im Unterschiede von sich erkannt, sie nun aber von sich aus wieder zur Einheit zusammengefaßt, weil er einsieht, daß dies seine

Bestimmung als geistiges Wesen so mit sich bringt, und daß sein Glück ebensowol als das seiner Mitmenschen auf ihrer Erfüllung beruht.

Es findet zweitens der große Unterschied statt, daß die frühere Einheit zwischen Figur und Trope nur eine einzelne besondere Anschauung in ihrer Totalität betraf, die sich in einer Wortfigur spiegelte: jetzt dagegen der ganze Weltinhalt es ist oder wenigstens sein kann, dessen Anschauung sich in der Figurenmäßigkeit abspiegelt. Indem aber die jetzige Einheit frei, geistig und manigfaltig ist, während die frühere nur natürlich, einfach und ungeistig war, ist jene auch zugleich ä s t h e t i s c h und k u n s t v o l l, denn das Figürliche, das die Seite des Besonderen und Einzelnen vertritt, wird nun blos zum Träger des Inhalts, der durch sie hindurchscheint.

Und so werden wir auf den Ausgangspunct zurückgeführt, von dem wir zuletzt ausgingen, daß die Figur sich nur als M i t t e l der Trope erkennen müsse.

Denn da die Figur keinen selbstständigen Inhalt mehr für sich hat, so muß sie auch erkennen, daß sie sich aufgeben muß, wenn sie sich nicht dem Dienste des Tropus widmet; ja sie muß erkennen, daß sie n u r eine Berechtigung hat, da zu sein, als insofern sie dem Tropus zur Form der Erscheinung dient, — wobei übrigens immer noch im Gedanken zu behalten ist, daß die früheren Stufen des Tropus, wenn sie auch von höheren überwunden sind, doch noch in Hinsicht auf Einzelheiten vorkommen können.

Da nun Gott der unendliche Inhalt; die Welt, als der Inbegriff der Besonderheiten, die unendliche Form ist, so kann man auch die Formel in Beziehung auf Figur und Trope allgemein so ausdrücken, daß man sagt, Gott sei der unendliche Tropus, der sich in der Welt als der unendlichen Figur durch den Geist zur Erscheinung bringen soll. Dies spiegelt aber die ganze Bestimmung, näher die christliche Bestimmung des Menschen wieder, die ja auch darin ausgesprochen liegt, daß er, vermöge seines geistigen Wesens, sein natürliches zum Ausdruck jenes machen soll; sein natürliches Leben soll durch ihn selbst zum Gefäß des göttlichen werden.

Je gereinigter und höher nun unsre Anschauungs- (Gefühls- und Denk-)weise ist, je weniger werden wir auch in dem Ausdrucke derselben durch Sprache ihr wirklich höheres Wesen in bloßen Einzelnheiten zu geben versucht sein, sondern allen Vorzug in die Darstellung des Ganzen als eines solchen legen; wir werden uns vielmehr immer mehr des Wirklichen bemächtigen, und uns also auch der eben bestehenden Sprache näheren, und unsre geistigere Erfassung darin zeigen, daß wir dasselbe als ein gegebenes Ganze so figuriren und gestalten, daß darin unsre innere Anschauung von ihrem Seinsollen, wie wir sie aus dem Gesetze des Geistes erkennen, sich abspiegelt und so zum Vorbild für die künftige Gestaltung der Wirklichkeit wird. Hierin besteht zugleich die wahre oder originale Erfindung und in diesem Sinne strahlt Göthes oben angeführter Gedanke: „es gibt eine Poesie ohne Tropen, die selbst ein einziger Tropus ist," in seiner ganzen Wahrheit und Tiefe durch alle falsche Meinungen hindurch, die über den poetischen Tropus oder besser über die Poesie des Tropus noch heut zu Tage genug verbreitet sind.

Hierin liegt die Möglichkeit und die Größe der wahren Kritik, ebensogut aber auch die der Hermeneutik.

Wir erläuteren den Gedankeninhalt dieses Paragraphs zum Schlusse noch durch ein Beispiel, das wir ohne Wahl und nur weil es kurz und allgemein bekannt ist, das kleine Gedicht von Göthe, „die wandelnde Glocke" sein lassen.

Indem ich nach dem Verständniß der Einzelnheiten an sich das Verhältniß aufsuche, in welchem die einzelnen Gedanken unter- und zueinander selbst so wie alle zusammen zu einer gewissen, eben erst zu erkennenden Einheit stehen, was sich durch ihre gemeinsame Richtung kund gibt, würde sich nur also ungefähr dies als der eigentliche substantielle oder tropische Inhalt ergeben: Der Mensch, der die Stimme seines Inneren überhört, die ihn warnt, nicht nach Willkür und Trieb sich in sich selbst gehen zu lassen, sondern durch Zusammenwirken mit Andern seinen thätigen Antheil an der menschlichen Gemeinsamkeit kund zu geben, wird über kurz oder lang auf eine erschütternde Weise von der Aeußerlichkeit aus auf die Erfüllung jenes Gesetzes hingewiesen. Glücklich, wenn es ihm gelingt, noch bei Zeiten den Rückweg zu seiner ihm als ein des Geistes fähigen Wesens obliegenden Pflicht zu finden, — worauf er, in Erkenntniß derselben, sie nun von sich aus mit Freiheit thut.

Hier hätte der Kritiker nun zuerst zu untersuchen, ob und inwiefern dieser Inhalt die allgemeine Giltigkeit oder Wahrheit hat, d. h., ob er der Idee des Geistes entspricht. Denn wenn dies nicht der Fall wäre, so könnte das Ganze nie ein Wohlgefallen und ein menschliches Interesse in dem Andern erregen, weil beides darauf beruht, daß durch die Darstellung des Besondern eben der Geist in mir erweckt wird und ich also durch die Aufnahme des Ganzen eine Stärkung und Erhebung meines geistigen Wesens erhalte, indem ich dasselbe auch in andern lebendig weiß etc. Der Kritiker könnte dann weiter den Inhalt, wenn er auch als ein geistiger erkannt wäre, nach dem Maße untersuchen, nach welchem er dem Wesen des Geistes hinsichtlich der Tiefe und des Umfanges (Intensität und Extensität) entspricht, — was wir aber alles hier nur ganz von ferne berühren.

Den eben entwickelten substantiellen Inhalt des gedachten Gedichtes müssen wir uns nun als eine totale innere Anschauung des Dichters denken, welcher eine poetische Form zu geben, er in der Lebendigkeit jenes Schauens sich gedrungen fühlte, mit der er sich die geistige Wahrheit in einer concreten Wirklichkeit sinnlich und zugleich energisch dachte. Diese sinnliche und energische Wirklichkeit ist nun hier der Knabe und die Geschichte, die ihm mit der Glocke begegnet, — was wir auch den concreten Inhalt des Gedichts nennen könnten.

Dieser concrete Inhalt ist aber noch entweder in der Wirklichkeit oder doch in der Vorstellung von derselben: jetzt soll er, und zwar durch Sprache, erfaßlich werden für Jedermann und dies geschieht durch die bestimmten Worte und Gedanken und durch die bestimmte Beziehung, in welcher beide zu einander und auf das Ganze als ihre gemein-

schaftliche Einheit zurückgehen. Und dies bestimmte Verhältniß bildet in der Manigfaltigkeit der unter ihm gefaßten Einzelheiten als seinen Seiten die Figur oder die Formeneinheit, in welcher der Inhalt, zunächst der concrete Gedankeninhalt und durch diesen der eigentlich substantielle Inhalt zu Tage kommt. Der erstere und letztere kommt in seiner Totalität durch die Gesammtheit der in dem Gedichte liegenden sprachlichen Beziehungen, das heißt in seiner Figürlichkeit zur Erscheinung, und somit ist der Inhalt der Tropus, der sich durch die Figürlichkeit in der Ganzheit seiner Innerlichkeit abspiegelt. —

Wenn nun die Kritik alle Seiten der Figur, die als die allgemeine für das Ganze des Gedichts zugleich die abstracte, nämlich von den sprachlichen Einzelheiten ist, dem Inhalte entsprechend gefunden hätte; wenn also alle Beziehungen zu ihrer Formeinheit als die geeignetesten für den Ausdruck des Inhalts befunden worden wären, so könnte sie nun weiter zu den kleineren Einzelheiten herabsteigen und auch deren Verhältniß nach demselben Principe untersuchen, und wenn sie fände, daß auch hier alles den allgemeinen und besonderen Zwecken der Darstellung gemäß sich entspräche, so würde sie erst vollkommen befriedigt von dem Gedichte scheiden können.

Sie würde also nun z. B. auch an die Figuren und Tropen im engeren Sinne kommen, die vielleicht sich vorfänden, und würde beurtheilen, ob sie für die Lichtgebung und Anschaulichkeit an ihrem rechten Orte stehen, ob sie überhaupt nothwendig sind, d. h. ob das, was sie ausdrücken sollen, nach Verhältniß zum Ganzen eine Versinnlichung erlaubt und nothwendig macht u. s. w. u. s. w.

Indem ich auf diese Weise ein Redeganzes kritisire, erklärt es sich mir zugleich nach allen seinen Einzelheiten in Beziehung auf seine Einheit und hierdurch werde ich des Inhalts erst vollständig bewußt.

Dies alles können wir hier nur andeuten, da eine Ausführung einer solchen Kritik und Hermeneutik, selbst in Hinsicht auf ein Gedicht von so kleinem Umfang, doch einen verhältnißmäßig großen Raum erfordert.

Es kann aber niemand entgehen, erstlich daß wir nur durch eine solche Ausübung der Kritik zu einem concreten Begriffe der wahren Schönheit vordringen können, und daß nur eine solche Hermeneutik im Stande ist, uns ganz in den Besitz der geistigen Schätze zu setzen, die die Litteraturen darbieten; zweitens aber, daß verhältnißmäßig nur wenige Stücke einer solchen Kritik ganz genügen werden, — welche Bemerkung uns nöthigt, noch einen allgemeinen auf die modernen Litteraturen zu thun.

§. 41.

Fortsetzung.

Werfen wir nämlich von der dritten Stufe aus, bis zu der wir Figur und Trope verfolgt haben, einen Blick auf die Schriftwerke, die ihr der Zeit nach parallel liegen müßten, so wie wir für die beiden ersten Stufen auch bestimmte, diesen entsprechenden Zeiten nachweisen konnten, so wird es uns freilich nicht gelingen, diese Parallele in so einfacher und kurzer Weise aufzuzeigen, was sich aus dem natürlichen und geistigen Verhältnisse der gesammten modernen Zeiten zu den antiken auch wiederum von selbst erklärt.

Denn die modernen Völker begannen die natürliche Entwickelung des Geistes und mithin auch die der Sprache von Neuem, und sie würden also, im Falle geistigen Fortschrittes, erst die beiden ersten Stufen der Figur und Trope in und durch sich selbst haben ersteigen müssen, ehe sie die eigentliche Fortsetzung von dem hätten geben können, wo das Alterthum stehen geblieben war. Allein dieser Gang des Fortschritts in den modernen Völkern würde ihrer zäheren Natur nach ein außerordentlich langsamer geworden sein. Es gehörte daher zu den glücklichen Geschicken derselben, daß sie, ihrer geschichtlichen Stellung und ihrem weltgeschichtlichen Zusammenhange nach, die Erben der geistigen Bildung des Alterthums wurden, das sich in dem Christenthume summirt aber auch zugleich abgeschlossen hatte. Nun nehmen die neueren Völker das Christenthum und mit diesem also das Resultat des gesammten antiken Lebens nach einer gewissen natürlichen Stimmung für dasselbe und mit einer gewissen gemüthvollen Vorahnung für die ewigen Wahrheiten desselben auf. Gleichwol aber blieb es ihrem natürlichen Leben doch noch lange Zeit abstract, und diese Abstraction legen sie nur sehr allmählig ab, ohne jedoch bis jetzt vollständig zur Lösung dieser Aufgabe gekommen zu sein. Sie stellen daher, und unter ihnen namentlich die Deutschen, die wir deshalb vorzugsweise im Auge behalten, und statt der andern nunmehr anführen können, eine Vermischung des Christlichen mit dem Natürlichen in der Art dar, daß das erstere über das letztere immer mehr siegt, ohne jedoch ganz aus der Abstraction herauszukommen. Und deshalb also bieten uns die Geschichten der neueren Litteraturen nicht unmittelbare, einfache und offene Beispiele von dem Gebrauche der Figur und Trope im ganzen Sinne dar, obgleich wir die Anlage und Tendenz dahin auch niemals verkennen dürfen, und obgleich einzelne Perioden und Schriftwerke gewisser Völker mehr als andre einen deutlichen Abdruck von diesem Streben geben.

Werfen wir aber einen Blick auf die Schriften in den Zeiten, in denen das Christenthum herrschend wurde und das Alterthum in seinem specifischen Sinne verschwand, so finden wir, daß, obgleich die christlichen Redner sich bemühen, es mit den heidnischen und ihrer Kunst aufzunehmen, und obgleich die ersteren die letzteren nachahmten, dennoch

von Schritt zu Schritt der alte kunstgerechte Bau und die geblümte Darstellung der Rede sich auflöst und verdorrt, und daß der christliche Redner, auf das Gewicht des Inhalts stolz, beides fallen läßt oder wenigstens sorglos dagegen erscheint. Die Figur ist besiegt, aber auch die Metapher steigt von der Kühnheit und Dunkelheit, in der sie bei dem ersten Erscheinen des Christenthums auftrat, herab zu größerer Einfachheit und Klarheit, und somit ist das neue Feld der Bewegung von Figur und Trope eröffnet, auf dem sie sich nun in ihrer höheren Gestalt und in ihrer gegenseitig sich fordernden Verwandtschaft und in der Nothwendigkeit ihrer dereinstigen Einheit zu erfassen haben.

In den ersten christlichen Zeiträumen der neueren Völker zeigen uns deshalb die Schriftwerke Figur und Trope nicht mehr absolut einander entgegengesetzt, aber doch weit von einander entfernt, und also auch in sich selbst noch sehr unvollkommen und abstract nach der Seite des Besonderen. Die totalen Anschauungen erblicken also den Begriff des Göttlichen und der Versöhnung desselben durch ein gewisses thätiges Verhalten noch in zu weiter Entfernung von der Besonderheit des Wirklichen, und wenn daher auch die Schriften, als Ganzes betrachtet, den christlichen Geist ausathmen, so thun sie dieses doch noch in viel zu allgemeiner oder abstracter Weise. Die totalen Anschauungen, deren Ausdruck das Tropische entspricht, haben noch viel zu wenig sinnliche Fülle, Kraft und concrete Wahrheit, und somit kann also auch das Figürliche nur sehr unvollkommen ausgebildet sein, das ja nur durch eine ihr unterliegende reichliche individuelle Manigfaltigkeit vielerlei Seiten darbieten kann, vermöge deren Verbindung zur Einheit es sich in vollkommnerer Gestalt zeigt.

Nach beiden Seiten hin, nämlich einer minder abstracten Auffassung des Besonderen im christlichen Geiste und also auch nach einer minderen Entfernung des Tropischen von dem Figürlichen und einer größeren Vollkommenheit von beiden sehen wir nun die Völker bis zu den Zeiten der Reformation hin Fortschritte machen.

Um diese Zeit aber geht bei den meisten Völkern, bei einigen früher, bei andern später, bei einigen tiefer, bei andern oberflächlicher, die ähnliche Erscheinung vor sich, die schon nach dem Ausgange der antiken Zeit hin stattgefunden hatte: nämlich, daß sich der Einzelne im Unterschiede mit dem volksmäßig Allgemeinen, überhaupt aber mit dem Natürlichen begreifen lernt, — zu welchem Begreifen das früher nur im Glauben und im Gemüthe aufgenommene Christenthum so wie die wiederauflebenden Wissenschaften den Menschen allerdings schneller geführt hatten, als es ohne dies geschehen sein würde und als es im Alterthume geschehen war. Der Mensch erkennt sich nun in seiner subjectiven Freiheit, und will fortan seine Vermittelung mit Gott auch von sich aus und ohne äußere abstracte Vermittelung vollbringen, — worin eben der Sinn der Reformation liegt.

Indeß fand hierbei ein Unterschied statt, der sich auf die völkermäßige Abstammung stützt. Bei den romanischen Völkern nämlich geschah die Vermittelung des Natürlichen

mit dem Geistigen mehr äußerlich, so daß diese mehr einer fertigen und geschmackvollen Vermischung von beiden ähnlich war, als daß sie einer im innersten Kerne der Subjectivität vorsichgehenden freien und auf dem tiefsten Grunde derselben zu Stande kommenden Versöhnung geglichen hätte. Bei den rein germanischen Völkern hingegen ging sie auf diesem letzteren Wege vor sich, und war daher nachhaltig und zu weiterem Fortschritt führend, während die ersteren nun über jenen Punct nicht hinaus konnten, und daher in sich versumpften oder erstarrten oder sich nur durch spätere gewaltsame Explosionen wieder emporhelfen konnten. Bei den romanischen Völkern ist die Vermittelung nur eine atomistische gewesen, während sie bei den germanischen eine dynamische war; daher sind jene auch vorzugsweise bei dem Katholicismus der früheren Zeit stehen geblieben, diese dagegen vorzugsweise zum Protestantismus fortgeschritten 2c.

Indem nun aber bei mehreren der germanischen Völker aus verschiedenen Gründen, in die wir hier nicht näher eingehen dürfen, der Fortschritt von dem protestantischen Standpuncte aus ein einseitiger wurde oder doch in geringem Maße stattfand, ging er bei der deutschen Nation, zwar auch langsam und nicht ohne große Verirrung, dennoch aber in stetiger Weise vorwärts, und daher bietet die neuern Geschichte der deutschen Literatur bis auf unsre Tage herab ein Bild des allmähligen Fortschritts zur Abwerfung der Abstraction zwischen dem Endlichen und Unendlichen dar wie keine andre, und namentlich ist eben die neuste Zeit in einem von neuem darüber aufgeregten Kampfe begriffen: — worüber wir ein für allemal auf Rinne's innere Geschichte der deutschen Nationallitteratur verweisen, in welchem Buche der vorerwähnte Gang bis in alle Gattungen verfolgt und in seinem Zusammenhange nachgewiesen ist.

Genau mit diesen dargestellten Verhältnissen der Grundanschauungen der modernen Völker der neueren Zeit wird man nun auch das Verhältniß der Figur zur Trope im Sinne der letzten Stufe sowol als auch in dem der zweiten zutreffend finden, wenn man zufällig bei einzelnen Völkern, Perioden und Schriftstellern Stattfindendes abzuziehen versteht. Dann wird man es zutreffend und erklärlich finden, warum z. B. bei Klopstock erstlich ein Uebergewicht des Tropischen gegen das Figürliche im ganzen Sinne beider Worte gefunden wird, dann aber auch, warum bei ihm vorzugsweise die Wort- und Gedankenfiguren im engeren Sinne vorkommen, die wir auch rhetorische Figuren insbesondere genannt haben. Man wird erklärlich finden, warum Wieland, indem er auch mehr eine äußerliche Vermittelung des Diesseitigen mit dem Jenseitigen herstellen und beide zu einem Art Abkommen bringen will, sich vorzüglich den romanischen Litteraturen nähert und sich hinsichtlich des Tropischen und Figürlichen wie diese verhält. Warum Lessing dagegen eine Aehnlichkeit mit der guten griechischen und römischen Zeit hat und warum er bemüht ist, diesen Standpunct in die deutsche Anschauungsweise einzusetzen. Warum Herder dagegen mit dem ganzen Uebergewichte des Tropischen und Metaphorischen hereinbricht und Göthe zuerst eine vollkommne Harmonie von Figürlichem und Tropischem

aufzeigt, der nur dies abgeht, daß sie an ihm wie einem Eximirten haftet, und daß daher die Welt wohl harmonisch in ihm enthalten und ausgedrückt ist, er aber nicht in ihr, und zwar zunächst durch Vermittelung des Nationalen. Warum endlich Schiller sich mit riesiger Kraft aufmacht, um auch diese Abstraction aufzuheben, und daher wieder zunächst mit einem Uebergewicht des Tropischen erscheint, und warum er daher nothwendig an dem Eingange der neuesten Zeit steht, die im Ganzen in der romantischen Schule seinen Fußstapfen nachgegangen ist.

Man wird es endlich erklärlich und zutreffend finden, warum wir in der ganzen neuesten Litteratur kaum ein Werk finden, das durch die Ganzheit seiner Form, also durch seine Figürlichkeit, und durch den darin sich spiegelnden harmonischen Geist intensirte, wogegen wir wieder unendlich viel Schönes im Einzelnen derselben aufzuweisen haben. Denn eben in dem heftigen Streben nach Aufhebung der noch stattfindenden Abstractionen zwischen Wirklichkeit und geistiger Idee ruht die Anschauung mit einem gewissen Uebermaße auf diesen Mißständen und vermag daher das positive richtige Verhältniß zwischen dem Tropischen (Gedankeninhalt) und dem Figürlichen im Ganzen nicht darzustellen. Gleichwol ist es keine Frage, daß wir der Lösung der Aufgabe durch alle diese Mißstände hindurch immer näher rücken, und es gehört daher auf der einen Seite nur ein starker Muth und Glauben dazu, sich von den Verirrungen nicht täuschen und niederschlagen zu lassen, andrerseits aber auch ein redliches Bemühen, durch die noch im Wege stehenden Schwierigkeiten hindurchzudringen, — was uns von selbst auf die noch rückständige Betrachtung führt, wie sich denn nun der Idealstil zu der im höheren Sinne gefaßten Lehre von Figur und Trope zu verhalten habe.

§. 42.

Der Idealstil im Verhältniß zu der im höheren Sinne gefaßten Figuren- und Tropenlehre.

Nach einer so weit ausholenden Erörterung der Lehre von den Figuren und Tropen und nach einer so ungewöhnlichen Weise, wie hier diese fraglichen Erscheinungen in der Sprache und der Rede aufgefaßt und dargestellt sind, wird man wol ein Recht haben zu fragen, was denn durch eine solche Erörterung und Darstellung für die Praxis eines guten Stiles, namentlich des Idealstils gewonnen ist, und wie es denn der Stilist anzufangen habe, um Figur und Trope in der geforderten Weise zu gebrauchen; vor allem aber, ob es denn so unbedingt nöthig ist, beide in dem dargestellten Sinne zu nehmen und anzuwenden?

1. Die erstaufgeworfene Frage betreffend, was denn in praktischer Hinsicht durch die auf die letzten Gründe zurückgehende, aber ungewöhnliche und in viel weiterem Sinne

gefaßte Erklärungs- und Darstellungsweise des Figürlichen und Tropischen gewonnen ist und gewonnen werden kann, so antworten wir im allgemeinen, daß damit sehr viel, ja alles gewonnen werden kann, was nun irgend von Stil und Sprache zu erwarten ist.

Erstens wird durch eine sogestaltete Figuren- und Tropenlehre der unnatürliche gestelzte und pedantische Gebrauch der Figuren eben so wol als der häufige Gebrauch der Tropen, beide im eigentlichen Sinne genommen, verpönt und bei Seite geschoben.

Noch bis in unsre Zeiten herein findet man nicht selten, namentlich in lateinischen Reden, aber auch zuweilen bei Predigern in Oesterreich, Süddeutschland und in katholischen Ländern, überhaupt aber bei solchen, die in der lateinischen Sprache gut geschult sind, denen aber doch eine geistigere Auffassung des Alterthumes fremd geblieben ist, eine figurenreiche und pomphafte Redeweise, in welcher der Ciceronianische Periodenbau wiederklingen und bald die Kraft bald die Süßigkeit der Rede auf den Zuhörer eindringen und überfließen soll. Ich sage nichts davon, wie hierdurch in der Regel sich nur eine geistige Armuth und Dürrheit verbirgt und wie die Lüge der Darstellung hier mit triumphirendem Lächeln und mit einem übermüthigen Stolze auftritt, der aus dem des Gelehrten, des Poeten und des Patriciers gemischt ist; ich enthalte mich aller weiterer Ausführung des Gedankens, wie hierdurch der Tod der Natur und der Tod des Geistes, mit frechem Prunk-Gewande überkleidet, sich geltend zu machen erlaubt; ich frage nicht, wie durch solche Reden der Geist der Wahrheit und der Sittlichkeit sich verbreiten kann, als wozu die Rede und Sprache eigenthümlich bestimmt ist, und begnüge mich nur, in der einfachen dialektischen Weise zu zeigen, wie ein solcher Gebrauch der Figur durch unsre vollständigere Ansicht von derselben in sich selbst gerichtet ist.

Denn wenn man sieht, wie derselbe seine Wahrheit nur in längst vorübergegangenen und vom Geiste längst überwundenen Zeiten gehabt hat; wenn man sieht, wie er nur allenfalls da noch zu gestatten ist, wo das Verhältniß des einzelnen Begriffs zum Satze und des Gedankens zum Redeganzen eine solche verhältnißmäßige Lichtgebung erlaubt oder selbst nöthig macht, — ohne dieses aber mit Protest auf den Redner zurückfällt; wenn man sieht, daß er in einem solchen Falle nur aus dem lebendigen Bewußtsein des Redners von dem hervorgehen darf, was der Gegenstand, an die lebendige Wirklichkeit herangelegt gedacht, durch sich selbst gleichsam hervorbringt; und wenn er sieht, daß die Schönheit und Wirksamkeit der Rede ehr in der Vermeidung eines solchen Gebrauchs und dagegen in Anwendung der Figur in ihrem ganzen Sinne besteht: so ist es unmöglich, daß man einen solchen Mißbrauch noch unter sich dulden, oder ihm gar eine Huldigung darbringen und schulmäßig zu ihm hinleiten kann.

Weg also mit einer solchen Unnatur, mit einer solchen Lüge in unserem Leben, wenn es ein Leben sein soll!

Nicht minder muß aber auch eine auf unsre Weise gefaßte Figuren- und Tropenlehre

den übermäßigen Gebrauch der Tropen und Metaphern, namentlich der sogenannten kühnen, zurückstoßen und selbst die Dichter vor einer verhältnißmäßig reichen Anwendung derselben warnen.

Es ist wahr, daß eine glücklich gebrauchte Metapher uns oft auf eine überraschende Weise und wie mit einem Schlage in die Tiefe der dichterischen Anschauung hineinversetzt; es ist wahr, daß die Erfindung solcher glücklichen Metaphern eins von den untrüglichen Kennzeichen einer wahren dichterischen Anlage ist; es ist wahr, daß wir durch sie den Reiz der Poesie und ihre bezaubernde Wirkung hauptsächlich empfinden, indem wir unvermerkt von dem Scheine der Idee umgossen sind, während wir eben noch in der gewöhnlichen Wirklichkeit waren: demungeachtet aber ist eben so wahr, daß eine solche bezaubernde Wirkung nur dann hervorgebracht wird, wenn die Metapher nicht nur an sich selbst glücklich getroffen ist, sondern wenn sie auch an der glücklichsten Stelle, d. h. an dem Puncte steht, wo sie in ihrem Verhältniß zur Bedeutung des Ganzen hinlänglich gerechtfertigt ist; an einer Stelle also, deren Verhältniß zum Ganzen gerade eine tiefere Beleuchtung angenehm und wirksam macht. Dies werden aber eben solche Stellen sein, die eine höhere Bedeutsamkeit für's Ganze haben, und wo eine Hebung der Stimmung und wo Leidenschaft naturgemäß ist. Beides kann aber gar nicht häufig vorkommen, weil sich sonst das Verhältniß von Licht und Schatten und die Möglichkeit, verschiedene Grade der Stärke und Schwäche von beiden auszudrücken, von selbst aufhübe. Wie viel oder wie wenig Tropen ein gewisses Gedankenganzes ertrage, kann freilich nur an ihm selber, nach dem Verhältniß seines Inhalts, ermessen werden. Ist aber die Stimmung desselben und der Umfang des Ganzen als etwas Gegebenes anzusehen, so vermag die Kritik gar wol aufzuspüren, wo eine Metapher ihrer Stellung zum Ganzen nach ungerechtfertigt ist, und wo also ihrem Entstehen nur die subjective und daher zufällige Stimmung zu Grunde liegt, und wo sie nicht aus dem Gegenstande d. i. aus objectiven Gründen hervorgeht. Man nehme beispielsweise Theodor Mundt's sehr bestechlich geschriebenes Buch von der Kunst der deutschen Prosa; man nehme alle unsere gepriesenen jüngeren Dichter und untersuche ihre Metaphern nach diesen Principien, und man wird mit Staunen sehen, wie klein die Zahl derer ist, die dem Gegenstande wahrhaft zukommen und wie groß also die Zahl derer, die die wahre Kritik exstirpiren, die echte Poesie aber gar nicht geschaffen, wenigstens an ihren respectiven Stellen nicht gebraucht haben würde, wenn gleich dadurch manche Schönheit im einzelnen wegfiele.

Es ist ferner eben so wahr, daß der größere, und noch mehr, der nachhaltende Zauber der Poesie; daß die größere Beglaubigung für die Natur und für die Kunst-Bildung des Dichters weit mehr als in dem Gebrauch der Trope im engeren aber einzelnen Sinne in dem derselben im ganzen Sinne des Wortes liegt. Die einzelne Trope ist wie ein Meteor, das uns, wir wissen nicht wie, mit Licht umfängt, aber uns auch eben so schnell wieder in Nacht versetzt, und nichts zurückläßt als die Erinnerung an die lichtvolle

Erscheinung: die ganze Trope dagegen, die uns das Besondere im Lichte der Idee erblicken läßt, macht uns klar über das Verhältniß und den Zusammenhang des Endlichen und Göttlichen mit einander, denn darin bestand ja ihr Wesen, daß irgend eine Endlichkeit oder Wirklichkeit in ihrer Ganzheit als der Träger einer Idee, und nur als solcher erscheint, oder mit andern Worten, daß sich die geistige Anschauungsweise in ihrer Totalität in einer Besonderheit spiegelt. Ein solcher Tropus erfüllt daher den Aufnehmenden mit einem unvergänglichen Lichte und seine Poesie wirkt wie eine Lehre, daher denn mit Recht die wahrhaften Poeten von jeher als Lehrer der Weisheit angesehen worden sind, — was sie in der That sind, nicht indem sie salbungsvolle Sprüche sagen, sondern indem sie die Idee oder das Wesen des Geistes sich in einer Wirklichkeit spiegeln lassen, d. h. daß man nur diese, nur die Natur zu haben meint, dennoch aber den Geist empfangen hat. Wenn dies alles aber eingesehen wird, dann wird man unmöglich einen Werth auf den Gebrauch von Tropen im engeren Sinne legen oder nach ihnen schnappen können.

Mit einer solchen höheren Ansicht von Figur und Trope müssen aber auch die selbst noch auf einigen preußischen Gymnasien bis jetzt fortdauernden, in die rhetorischen Uebungen mit aufgenommenen besonderen Uebungen in Auffindung und Nachbildung von beiden als ganz unzweckmäßig wegfallen. —

So wie ein systematischer Vortrag der Rhetorik überhaupt, selbst wenn, wie man vorschiebt, nur das wichtigere daraus genommen, und wenn er an mehrere auf einander folgende Classen vertheilt wird, in gar keinem Verhältniß zu den anderweit dem deutschen Sprachunterrichte obliegenden Leistungen steht, so noch weniger der der Figuren- und Tropenlehre im gewöhnlichen Sinne als eines blos einzelnen Theiles derselben. Aber abgesehen von diesem Mißverhältniß läßt sich auch aus inneren Gründen weder der eine noch der andre rechtfertigen, — welches Urtheil wir indeß hier nur in Beziehung auf unsern Gegenstand begründen.

Denn was erstens das Aufsuchen und Auffinden der Figuren und Tropen betrifft, so ließe sich im allgemeinen nichts dagegen einwenden, weil es dem Grunde nach doch weiter nichts als das Aufsuchen des Verhältnisses von Sache und Darstellung oder von Inhalt und Vorstellung des Inhalts ist. Da haben wir aber wol gesehen, daß solcher Verhältnisse unendliche sind. Dennoch will man sich aber hier auf die beschränken, die einen durch die alten Rhetoren testirten Namen haben. Wie unnütz aber muß es erscheinen, auch nur einen großen Theil derselben einlernen zu lassen, da so viele nur seltener vorkommen, und — wie wir gesehen haben — ihrem Wesen nach so oft in einander fließen. Genaue Unterscheidungen kann man daher oft nicht ohne schärfer eindringende Kritik machen, und dies liegt für Schüler und zuweilen auch für die Lehrer zu fein. Solche unreinere Fälle, wie wir sie nennen wollen, werden also übergangen, und so kommt es am Ende doch immer auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl zurück,

die mit Bestimmtheit aufgefunden und aufgelöst werden können. Der Verfasser erinnert sich aus seinem Jugendunterrichte des Unsinnes, der bei solchen Uebungen in der Classe vorkam. Wurde nach der Auflösung irgend einer Redeweise gefragt, die nicht gerade handgreiflich als Metapher am Tage lag, so hieß es jederzeit, es sei per metonymiam gesagt, — was denn in der Regel auch zutraf oder wenigstens nicht für ganz unrichtig galt. Wenn es hoch kam, hieß es „per syneodochen," und da diese beiden Tropen eine Menge specielle Fälle in sich schließen, und zwischen ihnen allerdings eine nähere Verwandtschaft stattfindet, so war dies ungefähre Zutreffen auch sehr natürlich. Weder Schüler noch Lehrer hatte ja auch einen andern als nur ganz äußerlichen Begriff von beiden und gar keinen von dem eigentlichen Wesen, der allmähligen Entstehung und Entwickelung &c., der Verwandtschaft und den Unterschieden der Tropen und Figuren gegen einander sowol als in sich selbst, wie hätte also daraus irgend eine ersprießliche Unterweisung hervorgehen können? Das eigentliche Geschäft, in jedem speciellen Falle das Verhältniß zwischen Sache und Vorstellung den Schüler auffinden und bestimmen zu lassen, geht unter dem Merken barbarischer Namen und äußerlicher Merkmale der unter sie gehörigen Fälle unter und das Geistige verfliegt. Unsrer Ansicht nach hat sich der Lehrer nur bei Gelegenheit der Erklärung einzelner concreter Musterstücke auf das fragliche Geschäft einzulassen, aber selbst hier in einem gewissen Maße und ohne zu tief einzugehen und dadurch zu ermüden. Einige der üblichsten Namen mag er dabei eben so gelegentlich beibringen, wie Metapher, Allegorie und einige ähnliche bedeutungsvollere, ohne weiter darauf einen Werth zu legen.

Noch unsinniger aber ist die Uebung, Figuren und Tropen nach Vorbildern fertigen zu lassen. Denn da, wie wir wissen, beide nur entstehen, wenn ich mir einen Gegenstand &c. in seinem Zusammenhange mit der Wirklichkeit und mit allen den von dieser ausgehenden Umgebungen und Vorstellungen u. s. w. sinnlich vergegenwärtige, und dies wiederum nur seine Wahrheit hat, wenn ich einen Gegenstand in seiner concreten Besonderheit genau kenne, und ihn zugleich in einem idealen Lichte erblicke und für dessen ideale Gestaltung oder wenigstens Darstellung erwärmt bin: beides aber im Gegentheil und durch den Auftrag der Bildung einer Trope oder einer Figur für sich geradezu abgeschnitten ist, so erhellet das Widersinnige eines solchen Auftrags von selbst, so wie daß nur Krüppel von beiden zu Tage gebracht werden können und hierdurch also der Geschmack und die richtige Ansicht der Sache verdorben und dadurch ein Ertragen jener Unnatur vorbereitet wird, von der wir vorhin sagten, daß sie hauptsächlich noch bei lateinischen Reden vorkomme, ja gerühmt werde.

Wie viel mehr hat dagegen der Lehrer zu thun, um dem Schüler einen Begriff von der ganzen Figur und Trope beizubringen und ihn zu gewöhnen, seine Arbeiten nach der darin liegenden Idee zu formen, und welch' eine ihm würdigere Aufgabe hat er darin gegen jene kleinliche, nichtige!

Zweitens wird durch eine in unserm Sinne gestaltete Figuren- und Tropenlehre die Kritik, die wir trotz ihres hohen Standpunctes doch eigentlich ohne ein festes und gleichmäßiges Princip sehen, und die daher doch nur nach einem mehr oder weniger guten à propos, oft auch nach einem mal- à propos urtheilt, in den Stand gesetzt, sich ein allgemein giltiges und allgemein anwendbares System ihrer Kunst zu bilden, und die ihr bestimmte würdige Stelle einzunehmen, ein untrüglicher Hochwärter gegen alles Eindringen von Hohlheit, Halbheit, Aufgeblasenheit, Eitelkeit und Lüge zu sein; abzuhalten diesen Strom von, wenn auch talentzeigenden, aber doch noch unreifen Producten; von diesen genialsein-sollenden Auswüchsen der Fantasie oder der Speculation; von diesem Schwall der formlosen, nichts als Mittelmäßigkeit zeigenden Unterhaltungsschriften u. s. w., die unsre neueste Litteratur überschwemmen und interesselos machen. Denn die Kritik darf nur jedes gegebene Ganze genau nach dem Verhältniß seiner Einzelheiten zu diesem abwägen, um so den wahren oder geistigen Inhalt des Ganzen zu gewinnen, das sich seinen Werth, wenn man ihn der Idee des Geistes gegenüberhält, von selbst bestimmt, so muß ihr ein bestimmtes Urtheil über Inhalt und Form auch von selbst in die Hand fallen. Sie wird genau aussprechen können, welche Motive den Schreibenden zum Schreiben geführt haben, und auf welchem niederen oder höheren Standpuncte seiner Weltanschauung und Bildung er steht, und ob er sich durch beides als rechtfertig ausweise, ein Wort zum Ganzen mitsprechen zu können oder nicht. Sie wird einzig hierdurch ihre wahre Bestimmung erfüllen, dem edlen Streben auf- und auf die rechte Bahn zu helfen und alles Unedle, selbst wenn es unter bestechlicher Außenseite auftritt, niederzuschmettern; dem schwachen und schwankenden Urtheil der Menge aber ein sicherer Leiter zu sein.

Eben so wird sich aber auch durch eine solche Kritik erst eine wahre Hermeneutik sicher begründen können, die bestimmt ist, den tiefer verborgenen Inhalt der nationalen Geistesschätze der Jugend und dem Volke näher zu bringen.

Drittens aber wird durch eine in unserm Sinne gefaßte Figuren- und Tropenlehre sich auch erst eine einzige und große Schule für die wahre Praxis des nationalen Stiles bilden können. Denn nun erst ist eine auf einem lebendigen Principe ruhende Theorie vorhanden, die sich bis in alle Einzelheiten fortbilden kann und nach welcher bestimmte und concrete Vorschriften über alle Theile der Composition gegeben werden können, in deren Befolgung das Genie eine Befriedigung, der Flachere aber eine nothwendige Schranke findet, durch welche er genöthigt wird, tiefer in sich einzukehren, — während dem die bisherigen Stiltheorien, weil ihre Vorschriften sich nicht organisch aus einem vollgiltigen Principe entwickelten, den Geistreichen abschreckten, und den Geistesärmern nicht förderten. Es ist eine Theorie vorhanden, die alle Willkürlichkeiten und alle blos naturmäßigen genialen Ansätze abschneiden und zu tieferer Bewältigung des Stoffes hinleiten und eine solche als erste unerläßliche Bedingung eines guten Stiles aufstellen wird. Das Nonum

prematur in annum muß wieder als ein unbedingtes Gesetz in Achtung kommen, nicht aber in dem Sinne des bloßen Feilens und Abrundens der Einzelheiten, sondern in dem der Erwerbung einer klaren, zusammenhängenden, und auf der Tiefe der religiösen Ueberzeugung wurzelnden Weltanschauung, ohne welche eine wahrhafte Abrundung des Redeganzen nicht möglich oder doch nur äußerlich ist. Denn das braucht doch wol nicht erst gesagt werden zu müssen, daß wir nicht sowol einer *reichen* als vielmehr einer *gediegenen* Litteratur bedürfen? Was haben wir denn aber seit Göthe in der übergroßen Masse unsrer neuesten Litteratur für Werke aufzuweisen, die durch ihre Form ebensowol als durch ihren Geist vollkommen befriedigten und die als abgeschlossene Ganze betrachtet, und von ihren Einzelheiten als solchen und von ihrem Inhalte als solchen abgesehen, jene wahrhaft ideale Wirkung hervorbringen, die wir von einem Kunstwerke als erste Bedingung verlangen? Ich wollte jubeln, wenn man mir nur ein *einziges* solches aufweisen könnte? Ein Werk, in welchem das Subject in seinem Objecte nicht entweder ganz oder doch zum Theil stecken geblieben wäre, und somit die Anschauung des Objects mehr oder weniger verdunkelte? Ein Werk, das mit jenem urkräftigen Behagen, das die wahre Poesie von Natur gibt, auch den Schein der tiefen sittlichen Bildung von sich strahlt, und mich belehrt und erhebt, indem es mich erquickt? Und wie reich ist dennoch das letzte Menschenalter an wirklich poetischen Talenten! Und es sollte eine Schule, die eine in sich organisch zusammenhängende, aus einem Princip lebendig hervorquellende und von allen ihren Einzelheiten auf dasselbe als ihren wahren Ursprung hinweisende Theorie zu ihrem Mysterium hat, nichts zur Bildung der aus dem Boden des Vaterlands so frisch grünenden Talente thun können?

Einer solchen Theorie kann es endlich allein gelingen, den Unterschied von Poesie und Prosa, der nur in einem gewissen Durchgangspuncte der subjectiven Entwickelung seine Wahrheit hat, und sich bei einer Fortsetzung des geistigen Strebens allmählig wieder zu lösen beginnt, vollständig auszugleichen, es kann ihr allein gelingen, unsrer Litteratur wieder den durchgängigen Charakter der Schönheit und Gediegenheit der Form zu geben, den wir der griechischen so sehr beneiden.

Denn da die Prosa auf einer Anschauungsweise beruht, in welcher das Besondere in seiner Trennung von dem Allgemeinen und umgekehrt aufgefaßt und dargestellt wird, unsre Theorie von Figur und Trope aber gerade darauf losgeht, daß der Einzelne sich einen solchen Unterschied nur einen Durchgangspunct in seiner Bildung sein lassen, nach diesem aber mit sicherem Schritte zur Versöhnung von beiden Seiten in sich und durch sich eilen solle; da sie, während die Figur dem Besonderen, die Trope dem Allgemeinen entspricht, gerade auf eine immer nähere Verbindung von beiden dringt, so ist es ganz dasselbe, als wenn ich sage, die Poesie wird sich und soll sich der Prosa und umgekehrt immer mehr näheren und die Idealstillehre hat die Verpflichtung auf sich, eine solche Vereinigung durch ihre Vorschriften und Rathschläge zu befördern und herbeizuführen.

Aus denselben Gründen aber wird durch die Annahme und Ausführung unsrer Figuren- und Tropenlehre unsre Litteratur wieder den Charakter der Schönheit in einer durchgängigen Weise annehmen, während er jetzt verhältnißmäßig nur sehr wenigen Werken und auch diesen nicht in gleichem Grade zukommt. Denn da das Schöne nichts anders als die Einheit von Form und Inhalt, oder noch näher die freie Einheit von beiden ist; dies aber eben nichts anders heißt, als daß der Mensch in seiner subjectiven Freiheit (Bewußtsein seines Unterschieds von Andern) den Stoff nur gebrauche, damit die Idee (das Allgemeine) daran zur Erscheinung kommen könne; unsre Theorie aber gerade dies als die Bedingung für den richtigen Gebrauch von Figur und Trope vorschreibt, so erhellet das Behauptete von selbst. Erreichen wir aber diesen Punct, oder rücken wir ihm nur bedeutend näher, so wird unsre Litteratur der griechischen nicht etwa nach und nach gleichen, sondern sie wird eben so hoch über ihr stehen als der Geist über der Natur steht, und wir werden bei unsern Definitionen von Schönheit nie hinzuzusetzen vergessen dürfen, daß nicht überhaupt die Einheit von Besonderem und Allgemeinen, sondern nur die durch den Menschen wahrhaft frei vollbrachte Einheit von beiden die wahre Schönheit sei, — wobei außerdem unter Allgemeinheit noch insbesondere die wahrhaft universelle verstanden ist.

Zu einem ganz absolutem Zusammenfallen beider Seiten wird es freilich und soll es auch nicht wieder kommen; es soll, wie wir uns im ersten Theile der Stillehre ausdrückten, immer noch der geistige Hauch in dem Werke bemerklich sein, der die Einheit zu stande brachte, ähnlich wie in einem Haine voll Laub und Blumen durch das Spiel der Blätter sich das Säuseln der Luft noch kund gibt.

Eine solche Einheit von Besonderem und Allgemeinen in der Litteratur ist aber ein sicheres Vorbild von dem, was sich im Leben zeigt, — weil, wie wir an mehreren Stellen (vgl. z. B. II. §. 3. S. 7) gezeigt haben, die Litteratur ebensowol ein Erzeugniß dessen ist, was in einer gewissen Zeit als wirklich existirt, als sie umgekehrt dem wirklichen Leben auch wiederum vorausgreift und ihre künftige Gestaltung bestimmt. Haben wir daher die Schönheit im Geiste und in unsrer Litteratur gewonnen, und näheren wir uns ihr wenigstens von nicht allzugroßer Ferne aus, so werden wir auch eine politische und sociale Einheit und die Schönheit im Leben erwerben, und keine Macht im Himmel und auf Erden wird diese Erfolge uns entreißen können.

2. Was die zweite aufgeworfene Hauptfrage betrifft, ob denn eine so ungewöhnliche Auffassung und Darstellung der Figurenlehre wirklich so unumgänglich nöthig war, und ob sie nun unbedingt angenommen und angewendet werden soll, so muß freilich die ganze Entwickelung selbst davon ein Zeugniß geben, und wir lassen uns daher in eine Wiederholung der Hauptpuncte gar nicht ein. Nur dies sei erinnert, daß nur durch eine solche Auffassung ein vernünftiger Zusammenhang in die ganze fragliche Lehre kommt, in der sich die allgemein vernünftigen Zwecke der Sprache und der schriftlichen Darstellung

überhaupt, so wie der idealen sprachlichen Darstellung insbesondere spiegeln. Wenn diese Zwecke, wie wir nun bei allen einzelnen Untersuchungen wiederholt sahen, in nichts anderm liegen können, als daß das Endliche und Besondere mit dem Göttlichen und Allgemeinen durch gedankenmäßige Vermittelung oder durch subjective Freiheit einander immer näher gebracht werde; unsre besagte Lehre aber dies in ihrem ganzen Zusammenhange näher nachweist, so ist es auch keine Frage weiter, ob sie nöthig ist und ob sie allgemein angenommen und angewendet werden soll.

3. Mehr könnte uns daher nur noch die dritte Hauptfrage beschäftigen, wie es denn nun der Idealstilist anzufangen habe, um Figur und Trope in der geforderten Weise zu gebrauchen, wenn nicht die ganze Idealstillehre in allen ihren Theilen darauf gerichtet wäre, dies insbesondere nachzuweisen, so daß uns hier nichts übrig bleibt, als dies nur im Ueberblick noch einmal auszusprechen.

Da es aber seine Aufgabe ist, das Besondere oder Wirkliche in möglichster Einheit, d. h. so sinnlich und plastisch als es angeht, mit der Idee in der Weise auszudrücken, daß das erstere nur als Mittel der Darstellung der letzteren erscheint, und zwar durch Gedanken in Worten, so folgt von selbst

a) Daß er das Besondere der Idee des Geistes gemäß anschauen, d. h. fühlen und denken lerne, daß alles Besondere eben nur als Mittel des Ausdrucks des Allgemeinen oder Göttlichen da sei, und so gebraucht und durch menschliche Thätigkeit umgestaltet werden müsse: mit einem Worte, daß er sich die christlich-religiöse Anschauungsweise in ihrem geistigen Sinne auf das innerste zu seiner eigenen machen müsse, — wie wir dies vorhin näher aufgezeigt haben.

b) Daß er das darzustellende Besondere als solches nach allen seinen Theilen und Merkmalen vollkommen unterschieden habe.

c) Daß er die Lust und die Kraft habe, dieses Besondere oder das Natürliche an nur *insofern* darzustellen, als sich das Ewige und Göttliche daran darstellen läßt, welcher Darstellung mithin wiederum die Einheit der Anschauung des letzteren mit dem ersteren voraufgegangen sein muß. Die hierzu führenden Uebungen liegen also sämmtlich in der Methode, daß das Ineinandersein des Gegenstandes mit seiner Idee erkannt und daß hierin ein Stufengang von dem Einfacheren zu dem Zusammengesetzten beobachtet werde, — wobei es sich von selbst versteht, daß die verschiedenen Stufen der Fassungs-Fähigkeit berücksichtigt sind.

Da aber die Darstellung durch *Gedanken* vor sich geht, so versteht sich eben sowol von selbst, daß man alle die Mittel verfolgt, vermöge deren eine blos gefühlsmäßige Anschauung in Gedanken umgesetzt und in Worte gefaßt werden kann, so wie also auch alle die Bedingungen sich erfüllen müssen, die wir oben bei den verschiedenen Eigenschaften des Idealstils aufgestellt haben, und die noch bei der Lehre von der Composition weiter vorkommen.

Die moderne Beredtsamkeit dagegen, die mit der subjectiven Abstraction und zwar nach Seite des Idealen beginnt, nähert sich, wenn auch langsam, dem Realen, und stellt somit den Gang einer immer vollkommneren Verbindung der Idee mit der Wirklichkeit dar, und wird deshalb nicht nur von allgemeinerem Interesse, sondern sie verknüpft auch dasselbe mit dem Individuellen und nimmt von Stufe zu Stufe mehr den Charakter der Schönheit und Vollkommenheit an.

Die antike Beredtsamkeit ist rein weltlich, hat aber anfangs noch das ideale Moment in sich, das sie jedoch von Stufe zu Stufe verliert; die moderne ist rein geistlich, aber mit der in dem Christenthume liegenden Tendenz der endlichen Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen, und wird deshalb von Stufe zu Stufe immer weltlicher, so aber daß das geistige Moment in ihr bewahrt bleibt, und sich nur individueller in Anwendung bringt.

Die antike Beredtsamkeit ist anfangs eine Staatsberedtsamkeit (συμβουλευτικὸν), geht aber bald in die blos gerichtliche (δικανικὸν) und endlich in die bloße Schulberedtsamkeit (ἐπιδεικτικὸν) über; die moderne ist anfangs blos Schul- (und Kanzel-) Beredtsamkeit und geht bei uns in unsern Zeiten erst allmählig in die Gerichts- und Staatsberedtsamkeit über.

Wenn daher der einen wie der andern als künstlichen das Moment der Vermittelung durch das Subject als eines solchen zukommt, so sieht man doch, wie sehr man diesen Begriff sich auch zugleich in den beiderseitigen Zeiträumen näher bestimmt denken muß. Denn in der antiken Beredtsamkeit tritt derselbe erst allmählig ein; die moderne dagegen beginnt mit demselben; in der antiken ist das Allgemeine, für das sie sich erhebt, nur ein nationales, das weiterhin immer individueller wird und das wahrhaft Allgemeine immer mehr ausschließt; in der modernen dagegen ist das Allgemeine das wahrhaft Allgemeine oder Geistige, das weiterhin von dem Besondern immer mehr aufgenommen wird und daher seine Abstraction von Schritt zu Schritt ablegt. Die Vermittelung ist daher in der antiken Beredtsamkeit noch unvollständig und einseitig und daher auch nicht wahrhaft frei und wahrhaft geistig; in der modernen wird diese Mangelhaftigkeit wenigstens dem Streben nach immer mehr aufgehoben.

Zwischen diesen beiden in der äußersten Schärfe ihrer Gegensätze dargestellten Zeiträumen der Beredtsamkeit liegt freilich das doppelte in der Mitte, erstlich, daß sich der höchsten realen Einseitigkeit der antiken Beredtsamkeit eine höchste ideale in der christlichen gegenüberlagert; und zweitens, daß in dem allmähligen geistigen Aufleben der modernen Völker der Gang von der natürlichen zur künstlichen Beredtsamkeit von dem (wenn auch anfangs nur abstract aufgenommenen) Christenthum und von dem auf die neue Zeit herübergekommenen Schimmer der antiken Beredtsamkeit influirt und dadurch modificirt wird.

Berücksichtigt man aber diese Zustände in ihrem gehörigen Maße; bringt man ferner dabei in Anschlag, was wir bereits vorhin über den Unterschied des geistigen Entwickelungsganges der romanischen und germanischen Völker bemerkt haben, und sieht man endlich von dem ab, was der Besonderheit der einzelnen rednerischen Schriftsteller als solchen zukommt, so wird man den Gang, den die Beredtsamkeit im allgemeinen genommen hat, so wie ihre Unterschiede wahr, zutreffend und erklärlich finden.

Dies alles in Bezug auf den Begriff von Figur und Trope ausgesprochen, heißt aber, da wir die erstere dem Besonderen, die letztere dem Allgemeinen entsprechend gefunden haben, so viel, daß erstlich im Ganzen im Alterthume die Figur, in der modernen Zeit die Trope herrsche. In Bezug auf die drei Phasen aber, welche die beiderseitigen Begriffe in sich durchmachen, und nach welchen der einseitige Gebrauch der Figur im engeren Sinne dem abstracten Realismus, der der Trope im engeren Sinne dem abstracten Idealismus; ferner der harmonische Gebrauch von Figur und Trope im weiteren Sinne der natürlichen oder unvermittelten Einheit von Idee und Wirklichkeit; und endlich der harmonische Gebrauch von Figur und Trope im ganzen Sinne der geistig oder subjectiv-vermittelten Einheit von Idee und Wirklichkeit entspricht, heißt dies so viel:

Weil dem Alterthume im allgemeinen die objective Anschauung eigenthümlich ist, so herrscht in ihm die Figur, und weil der modernen Zeit die subjective Anschauung eigenthümlich ist, so herrscht in ihr im allgemeinen die Trope vor. Dies bestimmt sich näher so: In der früheren griechischen und römischen Zeit findet sich Figur und Trope im engeren Sinne noch nicht vor; vielmehr herrscht noch ein Gleichmaß in dem Gebrauche beider Formen, und man fühlt noch im Tropischen das Figürliche, im Figürlichen das Tropische, — was eben so viel heißt, daß sich der engere Sinn von beiden noch nicht entwickelt hat. Man werfe dagegen nicht ein, daß sich im Homer und den vorhomerischen Gedicht- und Schriftüberbleibseln auch schon einzelne Tropen im engeren Sinne finden, und daß sich ebenso im Homer schon verschiedene Figuren im engeren Sinne aufführen lassen, — daher denn auch die Theoretiker bei Aufstellung von Beispielen nicht selten auf ihn zurückgingen. Denn diese Figuren und Tropen wurden nicht so sehr als solche empfunden, weil ihr Gebrauch wenig über die sonstige Sprache hinausging, weil er gegenseitig nicht hervorstach, weil, wie gesagt, in dem Figürlichen auch das Tropische und umgekehrt mitempfunden wurde, und endlich weil überhaupt der Begriff von beiden sich in der Schärfe des Gegensatzes noch nicht herausgesetzt hatte.

In der späteren griechischen und römischen Zeit entwickelt sich der Begriff des Figürlichen im engeren Sinne und dieses ist es, was die ganze Zeit beherrscht, und ihr den Stempel aufprägt, — wobei es sich von selbst versteht, daß das Figürliche des Logischen rc. nicht ausgeschlossen ist. Die ungefähren Gränzen dieser früheren und späteren Zeit bilden aber für Griechenland der Anfang des peloponnesischen und für Rom die des Bürgerkrieges.

In den letzten griechischen und römischen Zeiten, die schon von dem Christenthume durchdrungen sind, und die also mehr den Anfang einer neuen Anschauungsweise bezeichnen, herrscht und entwickelt sich der Begriff des Tropischen im engeren Sinne, und diese Herrschaft setzt sich auch noch in die ersten Zeiten der Geschichte der modernen Völker, wenn gleich mit sichtbarer Abnahme seiner Einseitigkeit fort.

Im ganzen genommen aber müssen wir bei diesen, da einerseits das christliche Princip und der Schimmer der alten Geistescultur eindringt, andrerseits aber doch die Lossagung von dem natürlichen zu dem geistigen Bewußtsein nur sehr langsam vor sich geht, ein doppeltes berücksichtigen.

Bis ungefähr in das 14. Jahrhundert herein haben wir eine Periode vor uns, die allenfalls der früheren griechischen und römischen Zeit entspricht, und in welcher also das Figürliche und Tropische im engeren Sinne noch nicht vorkommt; beides überhaupt in einem harmonischen Verhältniß steht: allein dies ist nur in Hinsicht auf das Einzelne wahr: in Hinsicht auf das Ganze der Schrifterzeugnisse dagegen gibt sich die Herrschaft des Tropischen kund, so daß jene in der That nur als Ausdruck des an sich Unaussprechlichen oder Absoluten erscheinen, obgleich dieser Ausdruck noch sehr unvollkommen und mangelhaft ist.

Die nächsten Jahrhunderte vor und nach der Reformation entsprechen im allgemeinen der späteren griechischen und römischen Zeit, und zwar die vor der Reformation dem einseitigen Realismus, die letzteren dem einseitigen Idealismus, mit der Besonderheit jedoch, daß beide Einseitigkeiten in dem Geiste des Einzelnen sowol als in dem der ganzen Zeit gleichsam viel näher aneinandergedrängt sind, und die Einheit von beiden im Hintergrunde steht. Hiernach herrscht in den Jahrhunderten vor der Reformation allerdings das Figürliche im besonderen Sinne des Wortes und in denen nach der Reformation das Tropische in eben diesem Sinne zwar vor: allein beide werden durch die im Hintergrunde liegende, noch nicht deutliche Idee des Figürlichen und Tropischen im ganzen Sinne des Worts schon paralysirt und gemäßigt, und sie erscheinen deshalb auch nicht wieder in der ganzen Schärfe des Gegensatzes, wie dies in der griechischen und römischen Zeit und in der ersten Zeit des herrschenden Christenthums der Fall war.

Die letzte Periode, die noch eine unvollendete ist, und der das 18te und 19te Jahrhundert nur als seinem Ziele entgegenstrebend zugerechnet werden kann, muß nach diesen Vordersätzen nothwendig darauf ausgehen, daß der Gebrauch von Figur und Trope im engeren Sinne immer mehr verschwinde und dagegen der von beiden im ganzen Sinne des Worts eintrete, — womit zugleich gesagt ist, daß sie auch immer mehr wieder ineinander zusammengehen, indem die Figur sich zum freien Mittel der Darstellung der Trope macht. Hierdurch ist ihr möglicher Kreislauf als beendet ausgesprochen, wie weit er auch in der wirklichen Vollendung noch entfernt sein mag.

Ganz nun, wie sich der Gang der antiken und modernen Beredtsamkeit und der Gebrauch der Figur und Trope in beiden verhält, verhält es sich nun auch mit dem Gange der Theorie der Beredtsamkeit oder der Rhetorik und mit der Figuren- und Tropenlehre insbesondere, — nur mit der allerdings nicht unbedeutenden Besonderheit, daß die antike Rhetorik sowol in den früheren modernen Zeiten als vorzüglich auch seit der Wiedererweckung der Wissenschaften in den späteren sehr auf die Gestaltung der modernen Rhetorik influirt und einen selbstständigen Aufbau derselben lange Zeit ganz verhindert.

Erstens entsteht Rhetorik oder überhaupt theoretische Betrachtung der Rede erst am Ende der natürlichen Beredtsamkeit, — welchen Zeitpunct bei den Griechen Perikles, bei den Römern Kato bezeichnet. Die neuere, volksmäßige, d. h. in den eigenthümlichen modernen Idiomen geschriebene kann vor der Reformation nicht hervortreten, denn erst um diese Zeit war das blos natürliche Bewußtsein überwunden (in Deutschland noch später erst gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts), — wogegen die lateinische oder eigentlich blos gelehrte Rhetorik freilich beinahe ununterbrochen von der alten Zeit her fortgeht. Nehmen wir diese letztere einstweilen aus, so finden sich aber sogleich sehr wesentliche Unterschiede zwischen der alten und neuen theoretischen Bearbeitung der Rede.

Die antike schließt sich unmittelbar an den lebendigen Gebrauch der Rede an; die moderne gibt Regeln für den schriftlichen Gebrauch der Sprache überhaupt; die antike ist also Rhetorik im engeren Sinne, die moderne wird bald Stillehre überhaupt, und schon im Anfange des 18ten Jahrhundert erscheint sie unter dieser Benennung (vgl. I, §. 54. S. 159 ff.), d. h. sie wird Anleitung zur Schreibart, die die Rede im engeren Sinne nur als besonderen Theil in sich faßt.

Die antike Rhetorik, die in ihren Anfängen nur gewisse praktische Erläuterungen gab (was wenigstens Sextus Empirikus anzudeuten scheint, wenn er vom Empedokles sagt, *Εμπεδοκλέα μὲν γὰρ πρῶτον ῥητορικὴν κεκινηκέναι*), wurde in ihrer weiteren Ausbildung immer schematischer, und selbst die Rhetorik des Aristoteles, die zuerst das ganze Gebiet derselben umfaßte, umzieht durch seine Bestimmungen den darunter begriffenen Inhalt doch nur mit besonderen und auf eine systematische Einheit zurückbezogenen Begränzungen, so daß alle folgenden Rhetoriker eigentlich nur auszuführen hatten, was bei ihm in allgemeiner Umfassung zusammenlag, und daß in ihm der objective und wissenschaftliche Charakter der antiken Rhetorik am ungetrübtesten vorliegt. Weiterhin entwickelte sich diese nach den beiden Seiten, daß sie subjectiver und individueller, aber auch daß sie immer materieller wurde, und die Figur im engeren Sinne immer mehr in nothwendige und besondere Betrachtung zog. Von den Technikern vor Aristoteles, als dem Korax, der bekanntlich die erste Rhetorik schrieb, dem Tisias, dem Gorgias oder wenigstens seinen Schülern Polus, Licymnius und Alcidamas, dem Thrasymachus, Kritias, Theramenes, Lisias, Isokrates, Isäus u. a., die alle sogenannte

Τέχνας oder Artes rhetoricas geschrieben haben, ist uns leider gar nichts erhalten: es läßt sich also auch gar nicht näher angeben, wie der Gang gewesen ist, den die Rhetorik bis zu Aristoteles hin nahm. Indeß darf man aus den Andeutungen dieses berühmten Philosophen in seinem gedachten Werke selbst so wie aus der Gestalt der sogenannten Rhetorica ad Alexandrum, die nach dem fast einstimmigen Urtheile der gelehrten Kritiker dem Anaximenes von Lampsakus, der ein Zeitgenosse des Aristoteles und gewissermaßen dessen Nebenbuhler bei Alexander war, zuzuschreiben ist, und die der Abfassung der Aristotelesschen Rhetorik wahrscheinlich unmittelbar vorhergegangen ist, und sie vielleicht veranlaßt hat, schließen, daß die Verfasser von solchen Τέχναις, die, — was gleichfalls zu berücksichtigen ist — bis dahin alle selbst Redner waren, von einzelnen praktischen Andeutungen über die Composition zu einer umfassenden Lehre über alle Haupttheile der Rede fortgingen, und daß erst um die gedachte Zeit sich auch die Lehre über die politische und richterliche Gattung besonderte und auf diesen Unterschied eingehende Bestimmungen nöthig machte. Es liegt dies auch ganz in dem natürlichen Entstehungsgange einer jeden Wissenschaft, und Anaximenes deutet dies in dem ersten Kapitel seiner Rhetorik selbst an, indem er sagt: περιτεύξῃ δὲ δυσὶ τούτοις βιβλίοις. ὧν τὸ μὲν ἐστιν ἐμόν, ἐν ταῖς ὑπ᾽ ἐμοῦ τέχναις Θεοδέκτῃ γραφείσαις. τὸ δὲ ἕτερον, Κόρακος. τὰ δὲ λοιπὰ τούτοις ἴδια πάντα γέγραπται, περί τε τὴν πολιτικῶν καὶ τῶν δικανικῶν παραγγελμάτων." Und im zweiten Kapitel, wo er die Redegattungen abfacht: τρία γένη τῶν πολιτικῶν εἰσι λόγων, τὸ μὲν δημηγορικὸν, τὸ δὲ ἐπιδεικτικὸν, τὸ δὲ δικανικόν.

Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß eine solche Vervollständigung einer Lehre erst eine mehr äußerliche sein muß, indem das zunächst blos empirisch Einzelne erst allmählig um den Einheitspunct anschießt, unter den es als seine Allgemeinheit gehört. So geistreich und scharfsinnig daher auch die Rhetorik des Anaximenes unstreitig ist, so ist sie im Ganzen doch noch äußerlich an die damals als festgesetzt zu betrachtenden Haupttheile der Rede, an die πίστεις, ἑρμηνεία, προοίμιον, διήγησις, βεβαίωσις und ἐπίλογος geknüpft. Aristoteles dagegen faßt zuerst den ganzen Stoff in einer größeren wissenschaftlicheren Tiefe und daher auch mit größerer Freiheit und in seiner gewohnten einfachen dialektischen Weise, und schafft so den Kanon der wissenschaftlichen Rhetorik, über den das Alterthum deshalb auch nicht hinauszugehen und dem Wesen nach nichts besseres hervorzubringen vermag.

Er ergreift den Gegenstand in seinem Kerne und erkennt daher nur zwei (innere) Haupttheile der Rede, die Darlegung der Sache, von der die Rede ist und den Beweis dafür an, daß sie sich so verhält (ἔστι δὲ τοῦ λόγου δύο μέρη· (—) ἀναγκαῖον γὰρ τό τε πρᾶγμα εἰπεῖν περὶ ου, καὶ τότ᾽ ἀποδεῖξαι. rhet. III. 13). Deshalb tadelt er seine Vorgänger in der Darstellung der Redekunst, daß sie sich meistens mit dem beschäftigten, was außerhalb der Rede läge, und daß sie nicht auf den Kern der Sache losgingen (νῦν μὲν οὖν οἱ τὰς τέχνας τῶν λόγων συντιθέντες, ολίγον πεποιήκασιν αὐτῆς μόριον· αἱ γὰρ πίστεις ἔντεχνόν

ἐστὶ μόνον· τὰ δ' ἄλλα προσθῆκαι. Οἱ δὲ περὶ μὲν ἐνθυμημάτων οὐδὲν λέγουσιν, ὅπερ ἐστὶ σῶμα τῆς πίστεως. περὶ δὲ τῶν ἔξω τοῦ πράγματος τὰ πλεῖστα πραγματεύονται I. 1.). Und in demselben Kapitel: — φανερὸν ὅτι τὰ ἔξω τοῦ πράγματος τεχνολογοῦσιν, ὅσοι τἆλλα διορίζουσιν, οἷον τί δεῖ τὸ προοίμιον ἢ τὴν διήγησιν ἔχειν, κ. τ. λ. Und in näherer Beziehung auf die gattungsmäßigen Unterschiede der Rede in demselben Kapitel: διὰ γὰρ τοῦτο τῆς αὐτῆς οὔσης μεθόδου περὶ τὰ δημηγορικὰ καὶ δικανικά, καὶ καλλίονος καὶ πολιτικωτέρας τῆς δημηγορικῆς πραγματείας οὔσης, ἢ τῆς περὶ τὰ συναλλάγματα, περὶ μὲν ἐκείνης οὐδὲν λέγουσιν, περὶ δὲ τοῦ δικάζεσθαι πάντες πειρῶνται τεχνολογεῖν. ὅτι ἧττόν ἐστι πρὸ ἔργου τὰ ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν ἐν τοῖς δημηγορικοῖς καὶ ἧττόν ἐστι κακοῦργον ἡ δημηγορία δικολογίας, ἀλλὰ κοινότερον.

In diesem Tadel scheint uns, als beiläufig gesagt, zugleich ein Hauptbeweis zu liegen, daß die **Rhetorica ad Alexandrum** früher vorhanden gewesen sein muß als die Aristotelische, weil sie sonst demselben zu entgehen gesucht haben würde, der sie in der bezeichneten Weise ihres Ganges doch noch trifft, obgleich in den ersten drei und zwanzig Kapiteln, die von den Beglaubigungsmitteln (πίστεις) handeln, der Nachdruck des ganzen Werkes liegt, und in ihnen hauptsächlich ein Vorbild zur Aristotelischen Rhetorik erkannt werden kann.

Auch verdient wohl bemerkt zu werden, wie Aristoteles bemüht ist, die Erklärung der Rhetorik als einer Kunst der bloßen Ueberredung, wozu sie seine Vorgänger wohl gestempelt haben mochten, und wogegen sich der ironische Spott des Platon schon gerichtet hatte, von ihr abzuwenden, indem er rhet. I. 1 ausdrücklich sagt: καὶ ὅτι (ἡ ῥητορική) οὐ τὸ πεῖσαι, ἔργον αὐτῆς, ἀλλὰ τὸ ἰδεῖν τὰ ὑπάρχοντα πιθανὰ περὶ ἕκαστον, καθάπερ καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις τέχναις πάσαις, φανερόν. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß hierin eine Spitzfindigkeit liegt, die von den späteren Rhetoren wenig berücksichtigt wurde, — daher denn in der Folge, wie z. B. von Rufus aus Perinth(?), zu den Zeiten Hadrians oder der Antonine die Rhetorik als eine ἐπιστήμη τοῦ καλῶς καὶ πειστικῶς πάντα τὸν προκείμενον διαθέσθαι λόγον geradezu erklärt wird.

Wie, unsrer obigen Behauptung gemäß, die Rhetorik nach Alexander einestheils subjectiver und individueller, andrerseits immer materieller wurde, und wie beides auf eine häufige specielle Bearbeitung der Figuren, später der Tropen zur Folge hatte (was wir nachher im Zusammenhange sehen), läßt sich freilich auch nicht Schritt vor Schritt und im einzelnen nachweisen, da uns die Schriften das Theophrast aus Eressus, der der peripatetischen Schule v. J. 322—287 v. Chr. in Athen vorstand und des Hermagoras, der in der zweiten Hälfte des 2ten sec. vor Christi lebte (s. **Piderit, de Hermagora rhetore comment.** 1839) und der nicht mit einem jüngeren Hermagoras, einem Schüler des Theodorus Gadareus zu verwechseln ist, verloren gegangen sind. Gerade diese beiden aber nebst dem Athenäus, von dem Quinctilian (**instit. orat. III. 1**) sagt, daß er des Hermagoras Nacheiferer gewesen (**cui maxime par atque**

aemulus videtur fuisse) müßten uns als die bekanntesten rhetorischen Schriftsteller nach Aristoteles am deutlichsten zeigen, wie die Rhetorik von den schärferen Umrissen, die ihr jener gegeben hatte, auszuweichen anfing.

So viel man indeß aus den Nachrichten und Urtheilen andrer alter Schriftsteller über ihn und aus den Titeln seiner Schriften schließen kann (vgl. Max. Schmidt, de Theophrasto rhetore comment. Hallae 1839) schrieb Theophrast über die meisten Hauptstücke der rednerischen Anweisung, wie zwei Bücher der ἀνηγμένων τόπων (wahrscheinlich λόγων zu lesen) εἰς τὰ σχήματα, über die ἐπιχειρήματα, die ἐνστάσεις, θέσεις, über die ἐνθυμήματα, über die λέξις, die προοίμια, u. s. w. u. s. w., — wahrscheinlich die einzelnen Theile seiner ganzen Τέχνη: — woraus hervorgeht, daß das Hauptverdienst des Theophrast in einer sachlichen Weiterführung vieler einzelner rhetorischer Begriffe bestanden habe, die bei Aristoteles nur eine kurze Erläuterung finden. Worin aber der neue Weg bestand, den Hermagoras nach Quinctilian (III. 1) einschlug und auf dem ihm mit Athenäus die meisten andern folgten, läßt sich nicht bestimmen, wenn gleich vermuthen.

Bestimmter dagegen gibt sich das in die Darstellung der Rhetorik eindringende subjective Moment bei den Schriften der Männer kund, die in dem letzten Jahrhunderte vor und dem ersten nach Christi Geburt über diesen Gegenstand schrieben, und zu denen namentlich Dionysius v. Halikarnaß nebst dessen Freunde Cäcilius aus Kalakte in Sicilien, Apollodorus aus Pergamus, des Augustus Lehrer, Theodor von Rhodus und der Stoiker Theon aus Alexandrien gehören, und denen wir weiter unten noch einige andre rhetorische Theoretiker als Verfasser von Abhandlungen über die Figuren hinzufügen. Zwar haben wir von allen diesen nur noch von Dionysius eine eigentliche Rhetorik übrig: aber aus der Gestalt dieser letzteren, indem sie nur aus einzelnen Abhandlungen über die panegyrische, Hochzeits- Leichenrede rc. rc., hauptsächlich aber über die figurirte und über die Fehler der Kunstrede rc. besteht, und aus den anderweit übrig gebliebenen Schriften der übrigen und den Nachrichten und Urtheilen über den Charakter ihrer rhetorischen Anweisungen in andern alten Schriftstellern läßt sich deutlich genug schließen, wie der eigentlich wissenschaftliche Charakter schon verschwindet, wie die Reflexion eindringt, wie man gewisse praktische Aeußerlichkeiten (um mit Aristoteles zu sprechen) ausführt nnd darüber den wissenschaftlichen Kern der Lehre vernachlässigt und wie man bald in Anpreisung der alten einfacheren Redeweise bald in der von allerlei künstlichen Mitteln und Verhüllungen immer aufmerksamer auf das Figürliche der Darstellung (λέξις) und die Figuren im besonderen wird. Unwillkürlich hat man dabei die Rhetorik in Hinsicht auf die bloße Schul- und Schauberedtsamkeit (ἐπιδεικτική) im Sinne, und zieht sie so immer mehr zu blos einseitigen und unwahren Zwecken hin.

In derselben Richtung bewegte sich die Rhetorik auch im zweiten Jahrhundert, ohne daß ein neuer charakteristischer Zug sich darin bemerken ließ. Von der nicht geringen Zahl

der mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit hieher gehörigen Schriftsteller nennen wir nur den Rufus aus Perinth, der in der figürlichen Schreibart besonders gewandt gewesen sein soll und auch eine Schrift περὶ τὰς ἐσχηματισμένας τῶν ὑποθέσεων schrieb; den Aelius Aristides aus Adriani in Mysien (geb. 129), von dem wir noch eine τέχνη; den Hermogenes aus Tarsus, von dem wir außer den Vorübungen zur Rhetorik (προγυμνάσματα) die seine Rhetorik ausmachenden zwölf Kapitel περὶ στάσεων, die vier Bücher περὶ εὑρέσεων, die zwei ziemlich starken Bücher περὶ ἰδέων, und das Buch περὶ μεθόδου δεινότητος besitzen. Auch ziehen wir die bekannte Schrift des Demetrius Phalereus περὶ ἑρμηνείας hieher.

Wenn die τέχνη ῥητορική, die wir unter dem Namen des Rufus besitzen, wirklich dem Rufus angehört, von dem wir die ἐσχηματισμέναι ὑποθέσεις besitzen, so fällt die epitomatorische Kürze und kahl schematische Weise auf, die erst später üblich wird, und die die Unproductivität jener späteren Zeiten in ihrer ganzen Blöße darstellt. Dagegen zeigen die genannten Schriften des Aristides und Hermogenes immer noch eine wenn auch mehr stoffliche und praktische Fülle von Gedanken und zugleich einen gewissen geordneten Halt derselben, wenn auch kaum noch eine Spur der aristotelischen Schärfe und Wissenschaftlichkeit mehr in ihnen sichtbar ist. Zugleich geben die Schriften dieser beiden Männer eine innere Verwandtschaft kund, indem vorzüglich das erste Buch der Schrift des Aristides ganz desselben Inhalts mit dem ist, was Hermogenes in den Büchern von den Ideen abhandelt. Wegen dieses mittleren Charakters und wegen des größeren Umfanges seiner Schriften ist denn Hermogenes auch das geeignete Vorbild für die späteren Rhetoriker, die sich commentirend um ihn lagern.

Die Schrift περὶ ἑρμηνείας zeigt auch noch eine gewisse Selbständigkeit der Fassung und geistige Darstellung, und ist ungefähr das, was wir nach unserm Begriffe eine Stillehre nennen würden; sie schließt sich mehr dem Charakter der grammatisch-rhetorischen Richtung im Gegensatz der ästhetisch-kritischen und reflexiven an, die hauptsächlich von Dionysius geübt wurde. Daher zieht er, wie weiterhin öfter geschieht, auch die Briefgattung mit in die rhetorische Anweisung herein, — ein neuer Beweis für das immer weitere Eindringen des subjectiven Moments in das Wesen dieser Wissenschaft. Denn die Epistel entsteht aus dem persönlichen und dem besonderen Verhältniß des einen zum andern im Unterschiede der übrigen und ruht wesentlich auf demselben.

Der ästhetischen Richtung dagegen entspricht Cassius Longinus aus Athen (v. 217—273). Sein Buch περὶ εὑρέσεως unterscheidet sich daher sehr von dem Werk des Hermogenes über denselben Gegenstand, wie schon die Ueberschriften: περὶ προσωποποιΐας, περὶ ἐλέου, ἑτέρα διαίρεσις ἀφορμῶν, περὶ ὑποκρίσεως, περὶ μνήμης, περὶ τῶν τελικῶν, περὶ πάθους, noch mehr aber die Darstellung selbst bezeugen.

Von den andern Rhetorikern des dritten Jahrhunderts nennen wir nur noch den

Apsines aus Gadaris als Verfasser einer τέχνη περὶ προοιμίου und einer allerdings nicht bedeutsamen Abhandlung περὶ τῶν ἐσχηματισμένων προβλημάτων; den Aphthonius aus Antiochien als Verfasser von rhetorischen Vorübungen, den Minucianus, des Nikagoras Sohn, als Verfasser einer geschätzten kleinen Abhandlung περὶ ἐπιχειρημάτων und den Rhetor Menander als Verfasser einer umfangreichen Schrift über die Schauberedtsamkeit (περὶ ἐπιδεικτικῶν).

Betrachten wir diese Techniker zugleich als stellvertretend für die Arbeiten der andern gleichzeitigen, so zeigt sich die Production an ihrer Gränze, indem ganz specielle rhetorische Begriffe in großer Ausführlichkeit dargestellt werden, wie die Schrift des Apsines bezeugt; ingleichen zeigt sich an dem Werke des Menander, welche innere Ausbildung die Schauberedsamkeit schon gewonnen hatte, und wie also auch nach dieser Seite hin gewisse äußerste Gränzen der technischen Anweisung erreicht sind.

Wenn also nicht eine neue und gänzlich veränderte Grundanschauung des Lebens und der Rhetorik hinzukommt, so bleibt nichts übrig als blos stoffliche Reproduction des bereits gegebenen und stoffliche Erweiterung desselben in unselbständiger Weise einerseits und ein summirendes, blos schematisches Zusammendrängen und Ausziehen desselben andrerseits.

Daher finden wir denn, vorzüglich von der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts an, nichts als Scholien, Commentationen, Expositionen, Observationen und Prolegomena über frühere Werke, namentlich über die des Hermogenes, oder einzelne kleine Abhandlungen über diesen oder jenen äußerlichen rhetorischen Stoff oder endlich Auszüge, Uebersichten, Recapitulationen, litterarische und lexikographische Notizen und Zusammenfassungen ꝛc., — welche Art von Arbeiten sich fortsetzen bis zum Untergange der byzantinisch-griechischen Litteratur und welche zum Theil erst mit den bei dem Sturze des Reichs von Byzanz nach dem Abendlande flüchtenden Männern enden und dort erst verfaßt sind.

Freilich findet unter diesen Arbeiten auch noch ein nicht geringer Unterschied der größeren oder geringeren Geistlosigkeit statt, der aber oft nur individuell ist, und nicht dem Zeitalter angehört, — wogegen andrerseits doch allerdings sich auch ein zeitlicher Unterschied in der größeren oder geringeren Inhaltslosigkeit der Scholien ꝛc. wahrnehmen läßt, — was ins einzelne zu verfolgen, über unsern Zweck freilich hinausliegt, weshalb wir uns aller weiteren ins einzelne gehenden Bestimmungen enthalten.

Interessant aber ist es zu beobachten, wie die Figurenlehre allmählig einer Tropenlehre weicht, indem man theils die wichtigsten Figuren mit unter dem Begriffe der Trope faßt, theils von diesen ganz insbesondre handelt, — wovon weiter unten näher.

§. 44.

Fortsetzung.

So selbständig die Römer in der Beredsamkeit selbst waren, und so wenig der Ursprung derselben in andern Gründen gesucht werden darf als die in dem Charakter, und der Anschauungsweise und der daraus hervorgehenden politischen Verfassung dieses Volkes selbst lagen: so wenig selbständig sind sie dagegen in der Theorie über diese Kunst. Diese allerdings sehr auffallende Erscheinung erklärt sich indeß hinlänglich.

Das Wesen der römischen Anschauungsweise bestand in der abstracten Unterwerfung des Einzelnen unter das Ganze als eines solchen oder unter das Staatsganze, d. h. der Einzelne hatte nur insofern Berechtigung, als er zum Wohle und zur Erhebung des Staates beitrug: alles übrige, was er sonst noch war und hatte, galt dem echten Römer nichts. Das Besondere hatte sich also dem Allgemeinen absolut zu unterwerfen und sollte ganz in demselben aufgehen; es war daher nur insofern in ihm enthalten als es sich ganz gegen jenes aufgab oder sich in dasselbe gleichsam umbildete und verwandelte. Das Allgemeine, dem sich das Besondere opfern sollte, war aber ferner etwas Reelles — eine res publica, und hieraus construirt sich das ganze römische Leben und der römische Charakter.

Insofern wir nämlich anderweit gesehen haben, daß die Beredtsamkeit auf dem Conflicte des Besonderen mit dem Allgemeinen lediglich beruht, und daher nichts anders ist als dies, durch Auseinandersetzung des Verhältnisses des Besonderen gegen das Allgemeine durch die Sprache die Hörenden dafür zu bewegen, daß das erstere dem letzteren bei einem concreten Falle in der Wirklichkeit untergeordnet werde; in der angedeuteten Anschauungsweise des Römers aber ein solcher Conflict nothwendig von Anfang an gegeben sein mußte, weil dem Besonderen auch die ihm von Natur und vor der Idee des Geistes oder des wahrhaft Allgemeinen gebürende Berechtigung versagt war, so folgt mit der strictesten Nothwendigkeit, daß die politische Beredtsamkeit dem Römer eigenthümlich sein mußte. Daher hat die römische Sprache nicht nur von Anfang an anerkannter Maßen ein rhetorisches Gepräge, sondern man kann auch übertragend den ganzen römischen Charakter so bezeichnen, und darunter das demselben eingeborne Streben verstehen, alles dem Wohl und der Verherrlichung des Staates zu unterwerfen und zu opfern und darin seine eigne Befriedigung und Größe zu suchen. Daher verbindet sich mit dem so zu nennenden rhetorischen Charakter zugleich der praktische und beide Züge lassen sich eben so wenig von einander trennen als der der realen Größe, welcher Begriff sich in der Sprache als Grandiloquenz und in der Wirklichkeit als Weltherrschaft hinlänglich geltend gemacht hat. So muß man sich den Ernst, die Würde und die Großartigkeit, die praktische Richtung und doch die Starrheit, die Herrschsucht und die religiöse Duldsamkeit des römischen

Charakters erklären, — welche Eigenschaften alle freilich in der Folge in die ungemessenste Eigensucht des Reellen zusammenliefen.

In einer solchen Anschauungsweise und in einem solchen Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen konnten sich daher die natürlichen Forderungen des ersteren gegen das letztere nur allmählig eine Geltung verschaffen, und dies vervielfältigte sich ins Unendliche hinein, als der Staat in seiner Herrschaft über so viele Völker eine so große Menge von Besonderheiten in sich begriff, die gleichfalls immer mehr ihre Forderungen an die Allgemeinheit geltend zu machen suchten, und daher gehört das Processualische und Richterliche eben sowol zu dem Charakter des römischen Lebens und erklärt nicht nur die hierdurch herbeigeführte Besonderheit der römischen Beredsamkeit, sondern auch, warum die Rechtswissenschaft überhaupt eine so große Ausbildung unter diesem Volke erlangt hat, so daß sie noch immer nicht ganz entbehrlich geworden ist.

Und endlich erklärt sich, warum in diesem Grundzuge der Unterwerfung des Besonderen unter das Allgemeine, der aus dem römischen Leben unter allen vorkommenden Veränderungen doch nie ganz geschwunden ist, die christliche Religion, die denselben, jedoch im geistig-universellen Sinne und zugleich die Versöhnung in sich trägt, am tiefsten im Abendlande Wurzel gefaßt hat, und warum das römische Leben die wirkliche Brücke zu dem christlichen und modernen bildet. Und nicht zufällig also werden wir nur durch die ausgehende römische Litteratur in die neueren übergeführt, — während doch bei den Griechen eine minder unterbrochene Fortsetzung der alten mit der neuern Cultur und Anschauung stattfindet. Und nicht zufällig ist es eben nur Rom, das zum zweiten Male die Fahne der Weltherrschaft im Namen des Geistes aufpflanzt.

Ganz anders bei den Griechen, welche in dem Besonderen das Allgemeine anschauten, so daß ein Conflict zwischen beiden nicht vorhanden war, und das echt hellenische Leben in allen seinen Zügen den Charakter der Schönheit darstellte. Ihr Ausdruck durch Sprache hatte demnach auch nicht den rhetorischen, sondern den poetischen Charakter, und dieser ist ihnen im Ganzen auch unter allen nachfolgenden Veränderungen, wenigstens dem Schimmer nach, geblieben.

Bei ihnen stand wie bei den Römern zwar auch durchgängig der Einzelne in der lebendigsten Beziehung auf das Ganze und das Ganze war ihnen gleichfalls etwas Reelles, — der Staat, πόλις: allein es war kein abstractes Unterworfen- und Enthaltensein des Einzelnen im Ganzen, sondern eine vollkommene gegenseitige Durchdringung von beiden, so daß der griechische Mensch mit seiner ganzen Besonderheit in der Allgemeinheit enthalten war, und der Staat nur die Summe der Besonderheiten ausmachte. —

Zwar gilt dies vorzugsweise nur von den Athenern, — wogegen bei den Spartanern eine an das Römische streifende Abstraction herrschend war: allein eben deshalb sind die Athener auch das Volk, welches die griechische Eigenthümlichkeit am reinsten

abprägt, und wenn man die den andern Staaten zufälligen Besonderheiten abzieht, finde
wir den Ausdruck jener dennoch in allen.

Die Athener kannten keine Arbeit und keine Unterwerfung: sie kannten nur Spi
und Freiheit: aber das Spiel war ihnen auch nicht Gegensatz der Arbeit und die Freihe
eine gegenseitige Uebereinstimmung des Wollens. So tragen alle ihre Lebensäußerunge
den Charakter des Maßes und der Schönheit oder der vollendeten gegenseitigen Dur
dringung von Natur und Geist an sich.

Wenn man daher die Zeugnisse für die natürliche Beredtsamkeit der Griech
gewöhnlich bis auf Homer zurückführt, so müssen wir dagegen einlegen, daß die sämm
lichen derartigen Ueberbleibsel bis auf die Reden des Perikles bei Thukydides doch nich
weiter als eine freundschaftliche Berathung ausdrücken und nur das in Worte fasse
was alle oder doch die meisten schon von sich aus denken und empfinden, und daß w
dies, wenn wir die Begriffe nicht willkürlich vermischen wollen, keine Beredtsamkeit nenn
dürfen. Zum wenigsten liegt in allen solchen Reden noch nicht das, was wir als d
Specifische derselben erkennen müssen, wenn auch nicht geläugnet werden soll, daß di
letztere aus jenen Anfängen sich allmählig hervorgebildet hat, — was sich wieder
daran bezeugt, daß die ersten wirklichen Reden auch noch ihrem Inhalte nach berathend
Art (συμβουλευτικόν) waren.

Zu dem specifischen Begriffe der Beredtsamkeit gehört dagegen nothwendig der Co
flict einer höheren und allgemeineren Ansicht und Ueberzeugung gegen eine niedere,
der die Besonderheit sich in ihrer Breite und Unberechtigung geltend machen will. Dah
erscheint sie in der That in Griechenland erst zu der Zeit, als jene harmonische A
schauung sich schon zu lösen und der Einzelne sich im Unterschiede des Ganzen zu fass
beginnt. Aus demselben Grunde entsteht, wenn die besonderen poetischen Bedingungen zuglei
mit vorhanden sind, die dramatische Poesie, entsteht ferner die Prosa überhaupt. Da
hatten die Römer, denen diese Bedingungen abgingen, kein wahres Drama, dagegen
ihr ganzer litterarischer Charakter durchweg ein prosaischer, während der der Griech
ein poetischer war, von welchem Anstriche denn auch ihre Prosa gefärbt blieb.

Daher ist es denn auch zu erklären, wie, als die sicilische Kunstberedtsamkeit nun
Athen einwanderte, die die besonderen Interessen eigentlich nur unter dem Deckman
der Allgemeinheit und Schönheit geltend zu machen suchte, diese einen so großen Zaub
auf die Athener ausübte, daß die einseitige Richtung, die sie fortan in Griechenla
annahm, dem Wesen nach sogleich entschieden war, und wie diese Richtung sel
durch den edlen Patriotismus, den Demosthenes in der Rede aussprühte, nicht abgewandt
werden konnte.

Wir haben es also bei der griechischen Beredtsamkeit eigentlich mit zwei sich wider-
strebenden Elementen zu thun, die aber gerade das Studium der Theorie derselben her-
vorbrachten und beförderten.

Die Grundanschauung der Griechen hatte sich insoweit verändert, daß sich ein höheres Bewußtsein von einem gemeineren schied, und daß also für Bewahrung gewisser allgemeiner Interessen eine Beredsamkeit entstehen mußte. Weil aber das höhere Bewußtsein und die Macht der Rede bei der immer mehr sinkenden Sittlichkeit bald zur Befriedigung eigennütziger Absichten verbraucht wurde, und dies um so leichter geschehen konnte, als das griechische Volk mit seinem Schönheitsgefühle sich durch den Schimmer der Redeschönheit täuschen ließ, so war nichts natürlicher, als daß man sich der Mittel zu bemächtigen suchte, durch welche eine solche zu erlangen ist, und daß, je mehr man den wahrhaften Kern der wahren Redekraft — Begeisterung für die Realisirung einer höheren Sittlichkeit bei einem bestimmten concreten Falle — bei Seite ließ, desto eifriger alle andern inneren und äußeren Mittel der Ueberredung und schöner Darstellung erforschte und anwandte. Und so wurden die Griechen, die ohnehin mit so vielen Vorzügen der geistigen Darstellung ausgerüstet waren, die Erfinder und höchsten Bildner der Kunstberedsamkeit so wie der Rhetorik.

Gerade umgekehrt verhielt es sich dagegen mit den Römern. Denn da bei ihnen die Beredsamkeit im specifischen Sinne des Wortes etwas ihrem Gesammtleben Eigenthümliches war, das mit ihrer Wirksamkeit im Dienste des Staates und mit ihrer Begeisterung für diese aufs innigste zusammenhing und sich aus ihr erzeugte, und da sie alle andre geistige Bildung perhorrescirten, so konnten sie von diesem Puncte aus weder zur Kunstberedsamkeit noch zur Rhetorik kommen.

Erst zu der Zeit also, in welcher die römische Sittlichkeit und Tugend oder der Inbegriff derjenigen Eigenschaften, durch welche sich der Einzelne in freier Thatkraft mit gänzlicher Abstraction von der Besonderheit seines Wesens dem Wohle des Ganzen hingibt — virtus — zu sinken begann, und in welcher sich die besonderen Interessen unter dem Scheine der allgemeinen geltend zu machen suchten, und mithin die Mittel ergriffen werden mußten, durch welche ein solcher Schein hervorzubringen sei: — erst da konnten sie nach Kunst der Rede und nach Rhetorik verlangen; erst da machte sie überhaupt einen Eindruck auf sie, während sie vorher nur auf die Kraft und die Wahrheit der Gründe gesehen hatten.

Als dies Bewußtsein aber erwachte, und durch jene bekannte griechische Gesandtschaft des Kritolaus, Karneades und Diogenes im J. 598 der Stadt gefrühzeitigt wurde, standen die Römer auch bereits unter dem Einfluß der griechischen Kunst und Wissenschaft, und es konnte sich also um so weniger eine selbständige Rhetorik unter ihnen erheben, als noch lange hinaus eine Gegenpartei gegen alle künstliche Beredsamkeit wirksam war.

Somit war die Entstehung der Rhetorik für die Römer trotz der Originalität ihrer Beredsamkeit eigentlich nicht organisch. Denn dies hätte sie nur werden können, wenn sie, in ihrer eignen Anschauungsweise verharrend und in ihr zugleich fortschreitend, ihr eigenes Wesen bewahrt aber doch zugleich vergeistigt hätten. So aber brach ihre Sittlichkeit auf dem Gange zur Anerkennung der Subjectivität zusammen und sie mußten daher

nothwendig in den Einfluß desjenigen Volkes kommen, das ihnen auf diesem Gange bereits vorgeschritten war, und das die Eigenschaften vorzugsweise besaß, deren Mangel ihnen nun fühlbar wurde. Denn sie kamen zu dem Verlangen einer Beredsamkeit, die der ihnen eigenthümlichen widersprach so wie sie der der Griechen entsprach, und so geschah es, daß die Rhetorik für sie nicht original wurde, wie es die Künste und Wissenschaften für sie überhaupt nicht waren.

Uebrigens waren sie auch keineswegs sklavische Nachahmer der Griechen; vielmehr nahmen sie nur das auf, was ihrem praktischen Sinne tauglich schien; auch suchten die besseren unter ihnen, wie Cicero und Quinctilian, die daher aber beinahe ganz die Geschichte ihrer Rhetorik vertreten, aus einem Nachgefühle von der früheren echten und rauhen römischen Beredsamkeit ein sittlicheres und praktischeres Princip für die neue Wissenschaft festzuhalten (orator vir bonus dicendi peritus), und unter den Römern i[illegible] sie nicht anders als eine ars bene dicendi genommen worden, was man ja nicht al[illegible] eine Kunst schön zu reden übersetzen darf. Denn so wie unter bonus vir ein Ma[illegible] mit römischer Tugend gemeint ist, so ist unter bene dicere ein solches Spre[illegible] gemeint. —

In diesen angedeuteten Verhältnissen liegt die Erklärung von dem Gange der römisch[illegible] Beredsamkeit und Rhetorik mit eingeschlossen.

Die natürliche Beredsamkeit war bis auf Marcus Porcius Kato oder bis auf [illegible] Griechen in einem ungetrübten und selbständigen Fortgange zu größerer Bedeutung [illegible] dem Maße begriffen als die Macht Roms einerseits und die größere Bedeutung der ei[illegible]zelnen Persönlichkeiten andrerseits fortschritt, und erst um diese Zeit fingen die Einwirkung[illegible] der griechischen Redekunst so wie der Kampf der älteren römischen Beredsamkeit mit [illegible] neueren, von den Einflüssen der griechischen geschwängerten, an. Aber auch seitd[illegible] das gesteigerte Interesse für diese um die angegebene Zeit die lateinischen Rhetor[illegible] ins Leben rief, konnten sich diese, bei der ohnehin herrschenden Richtachtung des Leh[illegible]standes überhaupt, nur mit Mühe vor der öffentlichen Meinung behaupten, und eben [illegible] wenig konnte daher die Rhetorik selbst sich glücklich entfalten. Die angeblich zahlrei[illegible] rhetorischen Schriften (Sueton. d. ill. gramm. c. 4) jener Zeit können sich daher [illegible] wie anfangs auch bei den Griechen, in dem Kreise vereinzelter praktischer Anweis[illegible] bewegt haben. Nur die Schrift des Marcus Antonius, — jenes bekannten, d[illegible] eine Proscription des Cinna im J. 666 Roms umgekommenen Römers, dessen Bildung[illegible]gange zum Redner uns Cicero in dem de oratore betitelten Dialoge so anziehend sch[illegible]dert, und der dem feingebildeten Crassus (eloquentium juris prudentissimus) als ei[illegible] Kato in milderer Gestalt gegenübersteht: — nur dessen Schrift, wahrscheinlich de ratio[illegible] dicendi betitelt, kann sich über diese ersten Anfänge der römischen Rhetorik erhoben haben und würde uns eine Anschauung von der ersten wissenschaftlichen Gestaltung derselben geben, — daher wir ihren Verlust bedauern müssen, wenn gleich Antonius selbst später [illegible]

ihr als einer Jugendarbeit nichts wissen will (scripsi etiam illud quodam in libello, qui me imprudente et invito excidit et pervenit in manus hominum. Cic. de orat. I. 21. 94.).

Anmerkung. Vergl. Westermann, Geschichte der römischen Beredsamkeit. Leipzig 1835.

Noch mehr als der griechische Einfluß bewirkte aber die in ihrer großen Umwälzung von der Republik zur Monarchie begriffene politische Verfassung des römischen Lebens und die in den deshalb emporwogenden Kämpfen sich entzündende leidenschaftliche Spannung ein rasches Fortschreiten der natürlichen zur Kunstberedsamkeit und zur geistigeren und wissenschaftlichen Theorie derselben. Denn in dem Gedränge um politischen Einfluß und um Ergreifung des Staatsruders wurde Redner und Staatsmann etwas unzertrennliches und kriegerische Lorbeern genügten nicht mehr, Einfluß und Gunst bei den Parteien zu gewinnen; vielmehr suchte man als **Patronus** sich einen Namen und eine Partei zu verschaffen, und betrachtete diese Beschäftigung als eine Vorschule zu der eigentlichen und höheren Staatsberedsamkeit, wenn gleich das Patronat auch nicht selten zum bloßen Erwerbsmittel herabgewürdigt wurde. Kurz, alle Verhältnisse der damaligen Zeit drängten zur vollkommneren Ausübung der Beredsamkeit hin, und da zugleich das alte Princip des römischen Lebens immer mehr den eigensüchtigen Bestrebungen wich, so mußte auch der Charakter der Beredsamkeit sich verändern und sich dem der griechischen schon von sich aus nähern. Aber dies geschah erstlich nur sehr allmählig, und noch lange Zeit kämpfte die edlere echt römische Gesinnung gegen jene Entsittlichung der Zeit durch Selbstsucht und Ehrgeiz; zweitens aber blieb dem römischen Geiste immer noch das charakteristische der Großartigkeit, und dieser Zug unterscheidet auch die Beredsamkeit des Römers von der des Griechen, — weshalb jener auch mit einer Art verächtlichen Bedauerns auf den Inhalt der des letzteren herabsah, so sehr er übrigens auch ihre schöne Form schätzte und nachahmte.

In diesem Kampfe des alten mit dem neuen Principe mußte es einen Punct geben, wo das letztere noch nicht zur vollkommenen Herrschaft und zum entscheidenden Siege durchgedrungen war, aber doch hinlänglichen Einfluß gewonnen hatte, um die starre und exclusive Eigenthümlichkeit des ersteren zu erweichen und zu einem neuen selbständigen Ganzen dynamisch zu verschmelzen. Auf diesem Puncte mußten sich demnach die Vorzüge des alten mit dem des neuen vereinigen, und er muß nothwendig den Höhepunct der römischen Beredsamkeit selbst bezeichnen. Der Geist aber, in welchem sich diese Verschmelzung concret darstellt, ist kein andrer als Cicero, und hiermit ist sein eigenthümliches Wesen und seine eigenthümliche Stellung zu der römischen Cultur und zu der der Litteratur überhaupt ausgesprochen. Wie und in welcher Weise das Rhetorische den Charakter des römischen Lebens und Geistes bezeichnet, ist vorhin ausgesprochen. Indem aber jetzt die Summe des in die Beredsamkeit über- und ausgegangenen griechischen Wesens und

Geistes zu dem römischen Geiste hinzutritt und in der Beredsamkeit einen wahlverwandtschaftlichen Berührungspunct findet, und indem in dieser noch elastischen Berührung das Römische sich ebensowol bewahrt als sich das Griechische doch auch mit ihm verbindet, entsteht eben jenes eigenthümliche Product der Ciceronianischen Beredsamkeit, in welcher die ganze Reihe der Vordersätze des römischen und griechischen Lebens einen concreten Ausdruck der Einheit findet. Hieraus erklärt sich das Mittlere und Vermittelnde seines ganzen Wesens nach allen Seiten seiner Erscheinung und seiner Thätigkeit; hieraus, wie er, der weder als Staatsmann noch als Feldherr, weder als Dichter noch als Philosoph original und eigentlich productiv war; der selbst als ein sittliches Wesen eine Mitte zwischen Kraft und Größe und zwischen Schwäche und Kleinlichkeit zeigt, nicht nur für seine Zeit sondern auch für jede andre, die den geistigen Gewinn der Vergangenheit in sich aufzunehmen geneigt und bestrebt war, eine so große Bedeutsamkeit gewinnen, und wie er doch als Redner in unbestrittener Weise groß sein konnte. Denn gerade um jene Vereinigung darzustellen, bedurfte es eines nach allen Seiten hin receptiven und gebildeten und von diesem Boden aus wieder productiv-thätigen Kopfes, bedurfte es eines Mangels an entschiedener origineller Naturanlage. Cicero war ganz Römer, aber doch nicht in dem Grade der innerlichen Spannung und der Widerstandsmacht, daß das, was sich in seiner Zeit dem echten Römerthume entgegensetzte, nicht auch hätte in ihn eindringen sollen, und dies um so mehr als es im Gewande der größeren Feinheit und höheren Gesittung erschien. Dieser seiner Naturanlage entsprechen seine Erziehung und Bildung, seine Schicksale und seine Handlungsweise, entsprechen denn also auch seine in der Sprache ausgedrückten Geistesproducte. Gerade in der Mitte zwischen dem römischen Staatsmann und Feldherrn seiner Zeit einerseits und dem wissenschaftlich gebildeten Privatmann andrerseits liegt aber, productiv ausgedrückt, der Redner, und so war es die Beredsamkeit allein, in der er culminiren und, mit dem Prädikate des Römischen überhaupt verbunden, groß sein konnte. Die römische Sprache war wesentlich nur zum prosaischen Ausdruck geschaffen; Cicero war es daher, der ihr in seiner mittleren Stellung zwischen dem Alten und Neuen jenen unvergleichlichen Typus aufdrücken konnte, der von allen seinen Volksgenossen so wie von aller Nachwelt ohne Widerrede für denjenigen anerkannt worden ist, der den römischen Geist in seiner Eigenthümlichkeit und Wahrheit, aber doch ohne seine exclusive Starrheit und mit jener Beweglichkeit und Elasticität, alles Nichtrömische aufzunehmen und sich zu assimiliren, am vollkommensten ausdrückt.

Die Römer konnten weder in den Künsten noch in den Wissenschaften, weder in der Poesie noch Philosophie groß sein; sie konnten es auf dem Gebiete des Geistes nur in der Beredsamkeit sein. Cicero war es daher, der, indem er in seiner mittleren Stellung die Würde und die Kernhaftigkeit der älteren römischen Beredsamkeit mit den Vorzügen der griechischen verband, den Gipfelpunct der römischen Beredsamkeit überhaupt darstellte. Er studirte daher mit gleichem Fleiße und gleicher Liebe die römische Sprache, Geschichte

und die vaterländischen Alterthümer so wie die Gesetze des Landes als die griechische Philosophie und Redekunst und sein vertrauter Umgang mit den griechischen Philosophen der Akademie und Stoa und mit den Redekünstlern, namentlich dem Apollonius Molon, machten ihn fähig zu jener Verbindung des römischen Archaismus mit dem Charakter der attischen Beredsamkeit, die damals den asianischen Stil schon in sich aufgenommen hatte.

Wenn aber die Beredsamkeit überhaupt als die vollkommenste Blüthe des römischen Geistes angesehen werden muß, und Cicero die vollkommenste Stadie in dieser Blüthe bezeichnet, so wird auch die große Bedeutsamkeit erklärlich, die er troß des Mangels aller wahren Originalität für alle Zeiten gewinnen konnte, ja gewinnen mußte. Durch ihn werden wir am vollkommensten in die Geheimnisse der römischen Sprache und des römischen Lebens eingeführt; er gilt der Nachwelt, die das einzelne mehr fallen läßt, unbedenklich für den Repräsentanten des gesammten römischen Geistes und mit Recht macht man daher zum Eindringen in diesen Geist das Studium der Ciceronischen Schriften zur unerläßlichen Bedingung.

Ganz so wie sich Cicero zur griechischen und römischen Beredsamkeit verhält, verhält er sich auch zur Technik.

Wenn wir vorhin gesehen haben, warum die Römer bei dem entschieden rhetorischen Charakter ihrer Sprache und bei dem hohen Preise, den sie durch große Beredtsamkeit erringen konnten, — nämlich die höchsten Staatsämter, dennoch in der Technik wenig leisteten, — wenigstens den Griechen gegenüber, so ist es interessant, nun zu betrachten, wie sich das, was sie leisteten, zur griechischen Technik verhält.

Die Macht der römischen Beredsamkeit hing von der Macht ab, mit welcher der Redner alle Verhältnisse, in denen die Dinge sich zu Rom verhielten, umspannte und auf den vorliegenden Fall anzuwenden wußte. Dies war aber mehr die Sache eines im praktischen Staatsleben erstarkten Selbstbewußtseins und einer realen Weltanschauung im weitesten Umfang so wie einer dahin führenden Naturanlage als Sache des Studiums und der Kunst. Wegen dieser praktischen Richtung der Beredsamkeit entstanden daher nicht wie in Griechenland rhetorische Erfindungen und Anweisungen aus sophistischen und philosophischen Schulen, sondern es bildeten sich unmittelbare rhetorische Schulen und Lehrer. Weil diese aber nicht weiter gingen, als praktische Anweisungen zu geben, und die jungen Leute einzuüben, worauf sie dann ihre eigentliche Schule als patronus ꝛc. auf dem Forum durchmachten; und weil diejenigen, welche sich dazu verstanden, durchaus keine Männer der höheren Lebenskreise waren; das Lehrwesen aber überhaupt in geringer Achtung stand, so war es nicht möglich, daß von ihnen aus etwas bedeutendes oder nur überhaupt wissenschaftliches geleistet werden konnte, und auf diesem Wege wären die Römer wol nie zu eigenen technischen Arbeiten gekommen.

Als man aber anfing, die Wissenschaften nicht mehr blos zum reellen Dienste der

Beredsamkeit zu treiben, sondern sie um ihrer selbst willen wenigstens insoweit lieb zu gewinnen, als man die Beschäftigung mit ihnen für eine edle Erfüllung der Mußestunden erkannte: da fing man auch an, sich in ähnlicher Weise mit der Theorie der Beredsamkeit zu beschäftigen, ähnlich wie man auch wol sich der Poesie zuwandte. Immer aber blieb die Beschäftigung der Römer mit der Poesie und den Wissenschaften bis zu den gelehrten Kaisern hin nur ein Dilettantismus; sie treiben beides nur als etwas, über welchem sie mit ihrem realen Selbstbewußtsein als dem höheren stehen, und Wissenschaft und Poesie ist ihnen daher nur ein angenehmes und geistreiches Nebenbei. Der Grieche dagegen stand mit seinem ganzen Wesen in der Wissenschaft drin, und die Darstellungen derselben hatten daher den Charakter der innersten organischen Lebendigkeit und Plastik, während denen der Römer der Charakter einer umfangreichen und gedankenschweren Reflexion zukommt.

So erscheinen denn ihre technischen Arbeiten in der Rhetorik auch zunächst nur als Früchte geistreicher Mußestunden und als gedankenvolle Reflexionen und Abwägungen dessen, was den besten Redner bildet. Daher treffen wir sehr bald auf Abhandlungen über die Geschichte der Redekunst und Rhetorik; daher verschmähen diese die streng wissenschaftliche Form und treten in der edlen Nachlässigkeit geistreicher Wahrheit auf.

So wie sich nun in Cicero die römische Beredsamkeit culminirt, so ist er auch in der näher bezeichneten Weise der erste und wenn man will auch zugleich der vollkommenste Techniker. Er liegt also dem Aristoteles gegenüber und zwar so, daß sich in seiner Rhetorik die lebendigste Elasticität der wissenschaftlichen Plastik; in Cicero's betreffenden Schriften die geistreichste wissenschaftliche Reflexion kund gibt. Bis zu Aristoteles fanden wir einen Stufengang zur vollkommenen Ausbildung der wissenschaftlichen Rhetorik; Cicero springt gleich, wenn auch nicht als der erste, doch als der erste römische Techniker von Bedeutung hervor. Und dies ganz natürlich! Denn in seiner eigenthümlichen mittleren Stellung zwischen Staatsmann und Gelehrten, und zwischen seiner öffentlichen und privaten Thätigkeit tritt er als der erste in Beziehung auf Beredsamkeit in die Stadie, von der aus die Eigenthümlichkeit der römischen Technik sich kundgeben kann. Dies erklärt sich noch deutlicher, wenn wir das Verhältniß der griechischen Techniker, die bis auf Aristoteles auch lauter berühmte Redner waren, neben das der zahlreichen römischen Redner vor und zu Cicero's Zeit stellen, die keine Techniker waren, — welche Vergleichung wir aber hier nur andeuten, nicht ausführen dürfen, da es sich aus dem Gesagten von selbst ergibt.

Rechnen wir nun von den rhetorischen Schriften des Cicero die vier Bücher der **Rhetoricorum ad Herennium**, die ihm unter keiner Bedingung angehören; ferner seine eigentliche sogenannte und unvollendete **Rhetorica**, von der nur die Parthie über die rednerische Erfindung ausgearbeitet ist, und die daher jetzt die Aufschrift **de inventione** führt, und überhaupt die erste Frucht seiner rhetorischen Studien war; ferner die soge-

nannten Topica ad C. Trebatium als eine Erläuterung der aristotelischen Topik; die Partitiones oratoriae als eine Art Katechismus über die Hauptpuncte der Rhetorik und die Schrift de optimo genere dicendi als ein Vorwort über das Wesen des attischen und asianischen Stils zu seinen verloren gegangenen Uebersetzungen der Reden des Demosthenes und Aeschines von seinen selbständigen rhetorischen Schriften: de Oratore, Brutus s. de claris oratoribus und den Orator ad M. Brutum ab, so wird man das obige Urtheil von der Gestalt und Bildung der römischen rhetorischen Technik bestätigt finden.

Es bestätigt sich ferner an dem bekannten, dem Tacitus zugeschriebenen Dialoge de oratoribus, der, wenn er wirklich nicht von diesem herrührt, aus kritischen Gründen doch nicht früher als unter Domitian gesetzt werden kann. Denn von Cicero bis auf diese Zeit treten unter dem sichtbaren Verfalle der Beredsamkeit doch immer noch die bedeutenderen Redner auf, aber die Rhetorik selbst nimmt erst gegen diese Zeit hin eine andre, nämlich schulmäßigere Gestalt an und treten überhaupt erst zahlreichere Techniker auf, über deren Schriften jedoch auch meistens nur Nachrichten vorhanden sind.

§. 45.

Fortsetzung.

In dem Gange, den die römische Beredsamkeit bei dem Sinken der republikanischen Freiheit und bei der fortwährenden Auflösung der alten Sittlichkeit von Schritt zu Schritt zu ihrem Verderbniß und zu ihrem Untergang nahm, und in der Stellung, die sie zum Leben gewann, entweder eine blos processualische in Privatstreitigkeiten, oder eine Schau- und Schulberedsamkeit oder eine panegyrische zu sein: in allen Fällen aber das Princip der bloßen Worttäuschung und die Einseitigkeit besonderer und kleinlicher Interessen anzunehmen, zeigt sich, so wie eine solche Beredsamkeit gerade den Gegensatz zu der früheren darstellt, auch in der Technik der Gegensatz zu der bisherigen. Es liegt nämlich auf der Hand, daß wenn in der früheren guten Zeit der Beredsamkeit bis auf Cicero die Macht derselben in der Wahrheit und Größe der politischen Anschauung gesucht wurde, und man daher von einer schulmäßigen und künstlichen Vorbildung dazu abstrahirte, nun dagegen, wo man ihr Interesse nur in dem Effecte der Form, ja ganz offen in der Kunst der Täuschung suchte, man sich auch mehr nach schulmäßiger Vorbildung und nach Auffindung der möglichst künstlichen Mittel hinwenden mußte. Und da die Griechen nun in dieser Hinsicht schon so viel vorgearbeitet hatten, so mußte die Technik nun nicht nur überhaupt gesucht werden und zu einer gewissen Blüte gelangen, sondern man mußte sich vorzugsweise an die nacharistotelischen griechischen Techniker wenden. Denn so wie die Römer jetzt der Tendenz ihrer Beredsamkeit nach der griechischen, wie sie sich nach

Demosthenes gestaltete, näher kamen, so standen sie auch der Technik, wie sich diese in den folgenden Jahrhunderten nach Aristoteles gebildet hatte, näher.

So wie ihnen aber der echt wissenschaftliche oder philosophische Sinn überhaupt abging, so konnten sie das, was sie davon von den Griechen nach und nach aufgenommen hatten, um so weniger in einer Zeit bewahren, die sich in solchem Uebermaß der realen Einseitigkeit immer mehr zuneigte, und so ging also auch ihren technischen Arbeiten das Gepräge der Originalität und Wissenschaftlichkeit jetzt noch mehr als früher ab, und sie mußten mehr zu den technischen Schriften der Griechen gezogen werden, die sich auch schon mehr dem Stofflichen und Praktischen zuneigten, wie dem Hermogenes, Hermagoras u. v. a. oder die einzelne Parthien der Rhetorik behandelten.

Eben so verloren die technischen Schriften der späteren Zeit d. h. der Zeit nach Cicero und unter den Kaisern die Form der graciösen Gelegentlichkeit, die Cicero den seinigen aufgedrückt hatte und die auch noch in dem Taciteischen dialogus de oratoribus widerspiegelt. Denn eine solche Form setzt die Gegenseite eines in die Staatsgeschäfte verflochtenen und an der Bedeutsamkeit der öffentlichen Bewegungen theilnehmenden Lebens voraus. Da aber alle Macht und Bedeutung in der Person des Kaisers verschlungen war und die neue Richtung der Beredsamkeit auf ein vorsätzlicheres Studium der Kunst hinwies, so konnte auch diese Form nicht mehr behauptet werden.

Wenn wir nach diesem allem also blos Nachahmungen, Uebersetzungen und Bearbeitungen der griechischen Technik von Seite der Römer erwarten, so ist dies indeß dennoch nur im allgemeinen wahr. Sehen wir nämlich auf so vieles einzelne in der römischen Technik, so lassen sich gewisse Eigenthümlichkeiten nicht verkennen, und diese sich auch aus dem Charakter des Volks und der Zeit hinlänglich erklären.

Erstlich nämlich ist sie im Verhältniß zur griechischen immer noch praktischer, — was gewissermaßen schon aus dem Mangel des wissenschaftlichen Geistes von selbst folgt. Daraus erklärt es sich, daß, da die Beredsamkeit ihre eigentlich lebendige Beziehung verliert, und sich in der Gerichts-, Schul- und Lobberedsamkeit verengert, Bearbeitungen des gesammten rhetorischen Gebiets mit Ausnahme der Arbeit des Quinctilian fast nicht weiter vorkommen. Denn was Cornelius Celsus in seinem encyclopädischen Werke de artibus von der Rhetorik beibringt, kann nur Compilation gewesen sein und also, selbst wenn es sie ganz umfaßt hat, hier kein weiteres Zeugniß abgeben. Dagegen scheint der ältere Plinius in seinen drei Büchern mit der Aufschrift: „Studiosi“ ähnlich wie Quinctilian die vollständige rhetorische Erziehung und Bildung dargelegt zu haben (Studiosi tres, in sex volumina propter amplitudinem divisi, quibus oratorem ab incunabulis instituit et perficit. Plin. epp. III. 5); auch nennt Quinctilian (instit. orat. III. 1 und sonst noch) mehrere seiner Vorgänger und Zeitgenossen, welche das ganze Gebiet der Rhetorik bearbeitet haben mögen. Bei weitem die meisten dagegen hielten sich nur an einzelne Parthien, namentlich an die Lehre von dem genus judiciale,

von den status und von den Figuren, als denjenigen Theilen der Rhetorik, die eben in der Art der herrschenden Beredsamkeit ihre Anwendung fanden. Am deutlichsten zeigt sich diese praktische Richtung an dem Werke des Quinctilian, den zwölf Büchern der institutionum oratoriarum selbst. In diesem ist die gesammte Rhetorik niedergelegt und durch die einzelnen Stadien vom zartesten Alter und vom ersten Unterrichte an bis zum öffentlichen Auftreten des gereiften Mannes entwickelt und durchgeführt und für jeden Punct ein Reichthum von Beispielen zum Muster wie zur Warnung ausgebreitet; überall aber auch das Streben sichtbar, die Technik möglichst zu vereinfachen und die Vorzüge des Beispiels gegen den Schwall von spitzfündigen Regeln geltend zu machen, so wie eine Auswahl des besten vorhandenen mit Berichtigungen und Erweiterungen aus der Fülle eigner Erfahrung zu geben. Daß bei dieser praktischen Richtung das Werk freilich nicht den Charakter der Wissenschaftlichkeit und Originalität (beides selbst nur mit der nöthigen Beschränkung genommen) an sich tragen kann, versteht sich von selbst.

Aus dieser praktischen Gestalt der römischen Technik erklärt sich ferner, warum, namentlich bei den Abhandlungen über einzelne Theile der Rhetorik, die verschiedenen Lehren und Regeln nicht organisch entwickelt, sondern positiv hingestellt werden, und in diesen beiden Zügen — dem Encyklopädischen, wie dies in den größeren Werken des Celsus, Plinius und Quinctilian offen vorliegt, einerseits und dem Positiven andrerseits erkennt man schon vorbildlich die letzte Gestalt, in die die römische Technik später eingeht. —

Anmerkung. Vgl. Westermann, a. a. O.

Aber auch indirect kann man auf die praktischere Natur der rhetorischen Anweisung daraus schließen, daß bei der allgemeinen Beschäftigung mit ihr doch im Verhältniß damit die Zahl der Techniker nicht groß ist, die ihre Kunst schriftlich niederlegten. Dies steht freilich mit andern schon oben berührten Gründen in Verbindung, daß man die Griechen vor sich hatte, daß der Rhetorenstand keiner großen Achtung genoß (was indeß zum Theil später wegfiel), daß er nicht selten aus sehr gemeinen Subjecten bestand ꝛc.; — alle diese Gründe stehen aber in einem inneren Zusammenhange wieder auf jenen allgemeinen zurück.

Worin sich aber zweitens eine Eigenthümlichkeit der römischen Technik vor der griechischen kund gab, läßt sich an den Auswüchsen derselben erkennen, die in Griechenland, das immer noch eine Art Maß beobachtete, niemals bis zu solcher Abnormität fortgingen. Der Charakter der Größe, der allem Römischen aufgedrückt ist, gibt sich nämlich auch in der Entartung desselben dadurch kund, daß diese nach allen Seiten hin ganz ins Zügellose ausgeht.

Dies zeigt sich in der Beredsamkeit, wie der Redner nicht nur in den Begriff des caussidicus, patronus und advocatus, sondern auch sogar in den des Declamators übergeht, und wie sich eine schamlose, von den aufgeblasenen Rhetoren schon von früh auf

verbildete Jugend zu den Centumviralgerichten drängte, einzig um mit schönen Phrasen zu glänzen und bewundert zu werden, — was freilich meist nur dem gelang, der eine zu diesem Zwecke dressirte Bande von Bewunderern und Claqueurs bezahlen konnte; es zeigte sich in der Schamlosigkeit der panegyrischen Schmeichelei, die selbst in der feineren Gestalt, die ihr ein Plinius zu geben wußte, unerträglich fällt; in dem schmachvollen Mißbrauch der Rede als geheime Angeberei und als privilegirtes Werkzeug der Habsucht und Sykophantie, in den senatorischen Reden und den sogenannten orationes principum, in der Käuflichkeit der Redner u. s. w.; es zeigte sich bei den sogenannten recitationibus, wo man in gewählterem Kreise, oft in Gegenwart der höchsten Personen, Vorträge und declamatorische Wettkämpfe hielt, und wo es galt, durch die verschiedenste Ausführung beliebter Controversen sich den Rang abzulaufen — die sogenannten controversiae und suasoriae, denen die unvollständig auf uns gekommenen decem libri controversiarum und I. liber suasoriarum des M. Annaeus Seneca, des Rhetors, ihre Entstehung verdanken — u. s. w. u. s. w.

Und diese Auswüchse der Beredsamkeit, wie sie in Athen, so schlimm es da auch in späteren Zeiten herging, doch nicht so extrem waren, hatten auf die Technik den Einfluß, daß sich einestheils ein förmliches Sectenwesen bildete, wovon indeß in Griechenland allerdings auch Beispiele vorhanden sind, anderntheils aber einer den andern durch Ueberbietung von ausspintisirten Kunstgriffen zu überbieten suchte, so daß bei der allgemeinen Haltlosigkeit des Geistes in dieser Zeit und der Beredsamkeit insbesondere eine immer größere Unnatur und Steifheit in die technischen Lehren kommen mußte. Hiervon haben wir indeß weniger in den uns übrig gebliebenen technischen Schriften offene Beweise als wir es vielmehr aus verschiedenen andern Angaben schließen können.

Anmerkung. Vgl. Westermann, a. a. O.

Wenn sich die letzte Productionskraft der römischen Beredsamkeit noch darin zeigte, daß sie von ihrem Mittelpuncte Rom nach den Provinzen als ihren extremen Gliedern ausging, und namentlich in der afrikanischen Schule, die sich durch eine ironische Stellung gegen das Alte und eine mystische, dunkle und verwirrte Erahnung des Neuen, so wie in der gallischen Schule, die sich als panegyrische vorzugsweise charakterisirt, ihre letzten zuckenden Lebensbewegungen machte (zu der ersteren M. Cornelius Fronto und Appulejus, zu der letzteren Aurelius Symmachus, Magnus Ausonius und Magnus Felix Ennodius und a. gehörig), so hatte sich dagegen die Productivität in Beziehung auf die Technik in den vorhin näher bezeichneten Auswüchsen vollkommen überlebt.

Je mehr von einigen Kaisern für die Ausbildung des Schulwesens, namentlich auch für Rhetorik, geschehen war, je mehr verflachte sich diese selbst, und in dem Verhältniß, als sich der Aufwand äußerer Mittel steigerte, sank die innere Kraft und man entfernte sich von den eigentlich praktischen Zwecken. Die Controversiae und Suasoriae, obwol sie noch immer die Hauptgrundlage der praktischen Uebungen gebildet haben mögen,

werden seltner genannt, wogegen sich die *laudatio* zum beliebtesten Uebungsstück erhob und die Epistolographie mit in die rhetorische Anweisung gezogen wurde. Die eigentliche theoretische Technik schrumpfte zu trocknen Compendien ein, die aus den Theorien der Vorgänger, namentlich aus den Griechen, von denen Hermagoras als höchste Autorität galt, zusammengelesen waren. Einige von solchen Arbeiten, wie die drei Bücher artis rhetoricae scholicae des *Curius Fortunatianus*, die Syntomata artis rhet. des *Julius Severianus*, das Compendium der Rhetorik von *Magnus Aurelianus Cassiodorus*, das Buch des *Marcianus Mineus Felix Capella* de rhetorica und die speculatio de rhetoricae cognatione von *Severinus Boëthius* u. m. a. führen uns geradezu an den Ausgang aller römischen Rhetorik und sind zum Theil die einzigen rhetorischen Anweisungen für das ganze Mittelalter geblieben, auf das wir nun also von Seiten der Griechen und der Römer aus hingewiesen werden.

Anmerkung. Vgl. Westermann a. a. O.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf die Geschichte der Beredsamkeit und der Theorie derselben im gesammten Alterthume, so sehen wir, was die erstere betrifft, sie erstlich in eine natürliche und künstliche zerfallen. Die künstliche beginnt zu einer Zeit, wo eben der natürliche oder objective und geschlossne Zustand des Volks sich zu lösen beginnt, und wo es einem bewußteren entgegenschreitet. Dies ist aber zugleich derselbe, von welchem ab die frühere Sittlichkeit sich allmählig löst und das besondere Interesse gegen das allgemeine sich geltend zu machen sucht.

Bei der hierbei vorgehenden immer weiteren Trennung der Idee von der Wirklichkeit folgt daher zweitens, daß die antike Beredsamkeit auch ihrem Inhalte und Zwecke nach allmählig von dem Concreten zum Abstracten fortgehen mußte, bis sie zuletzt geradezu in die Predigt überging, die es nur mit dem Allgemeinen zu thun hat.

Es folgt aber drittens, daß sie, trotz des Einspruches einzelner Besserer, dennoch immer für nichts anders als eine Kunst der Ueberredung mit subjectiven Interessen und willkürlichen Zwecken angesehen und behandelt wurde, und daß sie daher auch eine immer subjectivere Natur und Gestalt annehmen mußte.

Diesem allem gemäß bildete sich daher die Rhetorik überhaupt erst beim Beginnen der künstlichen Beredsamkeit aus einzelnen praktischen Anweisungen stufenweise zu einem umfassenden Ganzen und nahm eine wissenschaftliche Gestalt an. Dann wurden specielle Theile ausführlicher behandelt, und zwar solche, die den besonderen Interessen vorzugsweise entsprachen und in einer Manier, wie sie die subjectivere Auffassungsweise mit sich brachte. Noch später endlich, als das eigenthümliche Leben der antiken Völkern verschwand und aus sich selbst auch nicht mehr productiv sein konnte, begnügte man sich mit bloßen Glossen zu früher Gegebenen und mit summarischen Zusammenfassungen desselben, die immer unpraktischer wurden, — entsprechend der immer größeren Entfernung, welche zwischen Wirklichkeit und Gedanke stattfand.

Rechnen wir nun den Einfluß, den die antike Welt auf die moderne gehabt hat, und wodurch sich allerdings der Entwickelungsgang der letzteren complicirt und von zweierlei Potenzen geführt darstellt, ab, so muß die Geschichte der modernen Beredsamkeit und Rhetorik gerade den umgekehrten Gang zeigen, — was denn auch auf das vollständigste zutrifft und einen Leiter für die Erklärung derselben abgibt.

§. 46.

Fortsetzung.

Faßt man nämlich die gesammte Geschichte der modernen Beredsamkeit mit einem Blicke, so gibt sich zunächst dies kund, daß keins der betreffenden Völker eine Kunstberedsamkeit vor den reformatorischen Jahrhunderten, d. h. vor dem Schlusse des Mittelalters haben konnte. Denn bis zu diesem Puncte hin dauerte der Proceß der allmähligen Loswickelung des Gedankens und der Anschauungsweise aus seiner bloßen Natürlichkeit und aus seinem geschlossenen objectiven Zustande. Diese Naturanlage und das gesammte innere und äußere Leben der germanischen Nationen als dem Hauptbestandtheile der modernen Völker war außerdem mehr zur Poesie und zwar zur Poesie der Erhabenheit geneigt als zur Beredsamkeit, und daher finden wir in ihrer Geschichte auch weniger Spuren und Zeugnisse einer natürlichen Beredsamkeit als bei den Griechen und Römern, und es würde also verhältnißmäßig viel länger gedauert haben, daß sie zur Kunstberedsamkeit fortgeschritten wären, wenn die bereits ausgebildete antike ihren Schein nicht allmählig ins Abendland geworfen hätte.

Eine Betrachtung des Entwickelungsganges der modernen Beredsamkeit steht deshalb in der Mitte zwischen den beiden Potenzen der Einwirkung der alten auf der einen und dem naturgemäßen Fortschritte des Geistes zur möglichen Entstehung einer Kunstberedsamkeit auf der andern Seite.

Während ferner die antike Beredsamkeit hauptsächlich da eintritt, wo die objective Anschauungsweise und die nationale Sittlichkeit erst anfängt, sich zu lösen, tritt die moderne gleich mit dem höchsten Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit oder Natur und Geist ein, daher sie denn anfangs nur Predigt oder geistliche Beredsamkeit ist, und während das gesammte antike Leben im allgemeinen auf der Basis der Einheit von Natur und Geist ruht und sich nur allmählig aus ihr entfernt, ruht das moderne im allgemeinen auf der höchsten Entfernung von beiden, und nähert sich nur allmählig der Zusammenschließung der beiden Gegensätze, wenn gleich es in sich selbst eine ähnliche Unterscheidung seiner früheren und späteren Zeit zuläßt, von denen die erstere dem antiken, die letztere dem modernen Begriffe insbesondere vergleichbar ist und entspricht.

Und während endlich die ganze alte Beredsamkeit eine blos weltliche war, die aber von der Staatsberedsamkeit durch die gerichtliche in die bloße Schul- und Schauberedsamkeit

überging und mit ihr endete, ist die moderne der Hauptsache nach eine geistliche, die aber endlich in der Schulberedsamkeit in der Art eine weltliche wird, daß sie das Wesen oder die Idee der geistlichen in sich aufnimmt, und daß von ihr aus die gerichtliche und Staatsberedsamkeit in gleicher Weise sich zu entwickeln auf dem Puncte steht.

Es heißt dies aber näher so viel, daß die alte Beredsamkeit von national-allgemeinen und unmittelbar concreten Interessen ausging, aber einestheils zu immer subjectiveren Zwecken fortschritt und sich zugleich dem unmittelbar Gegebenen oder Concreten immer mehr entzog, und also immer mehr Kunst der Ueberredung im schlechteren Sinne und zugleich immer mehr Prunkberedsamkeit wurde; die moderne Beredsamkeit dagegen von dem höchsten allgemeinen oder geistigen Interessen ausging, sich aber auch in der höchsten Entfernung von dem Concreten hielt, d. h. eine absolute Ueberzeugung bezweckte und Predigt war, aber endlich zu näherer Verknüpfung mit unmittelbar gegebenen Fällen des gerichtlichen und Staatslebens fortschritt, in diesen aber die absoluten Zwecke bewahrte und also den besonderen Fall in dem Lichte der höchsten Wahrheit aufzuzeigen und hierdurch die absoluten Zwecke der Beredsamkeit zu erfüllen suchte.

Denn nun und nimmermehr ist die Beredsamkeit etwas anders als die Kunst der Rede, durch welche auf die ideale Verwirklichung eines concreten Falles gewirkt wird. Hierzu gehört aber, daß ein solcher in seiner Besonderheit so dargestellt werde, wie er sich der Idee des Geistes gemäß wahrhaft verhält, so daß die Hörenden also zur Verwirklichung desselben angefeuert oder davon abwendig gemacht werden. Die Beredsamkeit ist hiernach auch nicht eine Ueberredung überhaupt und im gemeinen Sinne des Wortes, sondern nur eine Erweckung zur That, die wir als des Geistes fähige Wesen schon von uns aus thun müssen und die also eine absolute Nöthigung für uns hat. Es gehört mithin auch, und dies ist die Kunst derselben insbsondere, zu einer Rede, daß alle ihre Theile und Einzelheiten nur auf den einen Punct abzielen, den Gegenstand in jenem idealen Lichte aufzuzeigen, und gehört endlich ein solcher einzelner Fall dazu, bei dem es sich darum handelt, ob er verwirklicht werden soll oder nicht. Denn nur an einem solchen erscheint die Idee wahrhaft faßlich; nur an einem solchen kann sich die sinnliche und kunstreiche Macht der Rede in ihrer unwiderstehlichen Wirksamkeit entfalten. Die Predigt kann deshalb, weil sie nur im allgemeinen stehen bleibt, die höchste Vollkommenheit der menschlichen Beredsamkeit nicht darstellen, und sie ist vielmehr nur ein allgemeines Vorbild für die eigentliche Beredsamkeit im engsten und wahrsten Sinne.

In dem vorgeschriebenen Gange der modernen Beredsamkeit liegt es aber factisch vor, wie die Beredsamkeit, vorzüglich nach den neuesten Zeiten zu, immer mehr aus der Predigt herausstrebt, wenn gleich sie das, wofür diese kämpft, — nämlich die allgemeine Anerkennung des Geistigen — in sich aufnimmt und es an besonderen Fällen durch Darstellung derselben in diesem Lichte zu verwirklichen strebt.

Ganz diesem Gange der modernen Beredsamkeit entsprechend verhält es sich denn nun auch mit dem Gange der modernen Rhetorik.

Denn erstlich steht die von der alten Zeit herübergekommene schematische Rhetorik eben so abstract der eigentlichen Bildung zur Beredsamkeit gegenüber als diese letztere selbst dem besonderen Inhalte des Lebens gegenübersteht und als das Volk überhaupt zur Aufnahme einer Kunst der Rede noch nicht vorbereitet ist.

Bis zu dem Puncte also, wo die modernen Völker von sich aus allmählig zu dem Bedürfniß einer Anweisung oder Kunst der schriftlichen und mündlichen Rede kommen, ist von einer Geschichte der Rhetorik also auch nur insofern die Rede, als man sich nach und nach dessen in vollständigerer Weise bemächtigt, was die Alten darüber gedacht und geschrieben haben. Erst von jenem Puncte aus zeigt sich eine eigene Productivität hinsichtlich des vorliegenden Gegenstandes. Aber auch dann noch müssen wir einen doppelten Weg unterscheiden.

Der eine war in der That nichts anders als eine bloße Reproduction der alten Rhetorik und eine Zusammenfassung der Lehren, Bestimmungen und Ansichten der berühmtesten alten Rhetoriker in eine neue, immer systematischer werdende Gestalt, — daher nur Gelehrte diesen Weg einschlugen und sich dabei bis auf die neuesten Zeiten [illegible] der lateinischen Sprache zur Darstellung bedienten.

Der andre Weg war der eigentlich productive, daher er auch Aehnlichkeit mit dem Bildungsgange der alten Rhetorik hat. Man begann nämlich mit gewissen empirischen Aggregaten, die, zusammengefaßt, auf die Stillehre, d. h. auf die Kunst der schriftlichen Darstellung überhaupt führten. Aber der große Unterschied liegt auch wiederum darin, daß, während die alte Rhetorik nach solchen empirischen und praktischen Ansätzen rasch sich zur wissenschaftlichen Gestalt erhob, die aber einen objectiven und empirischen Charakter behielt, die neue Stilwissenschaft sich sehr langsam eine wissenschaftliche Form gab, weil sie, in einem dunkeln Streben nach absoluter Begründung, in subjectiven Ansichten befangen blieb und unpraktisch wurde.

Während aber ferner die alte Rhetorik in ihrem weiteren Verlaufe von dem Puncte aus, wo sie sich eine wissenschaftliche Form gegeben hatte, zu stofflicherer und zugleich subjectiverer Behandlung einzelner Theile fortging und zuletzt mit einer summarischen und schematischen Zusammenhang der doctrinellen Begriffe endete: — während dem streifte die Stilwissenschaft ihre subjectiven Ansichten immer mehr ab und arbeitete sich zu einer festen wissenschaftlichen Gestaltung immer mehr dadurch heraus, daß sie sich eine absolute Begründung und eine organische Entwickelung aus dieser hervor zu geben suchte, wodurch sie zugleich inhaltsvoller und dem praktischen Gebrauche dienstbarer wurde.

Die alte Rhetorik war daher ihren national-beschränkteren und zuletzt ganz einseitig realen Zwecken gemäß eben nicht über die Rhetorik im engeren Sinne hinausgekommen; die neue hingegen erhob sich ihren allgemein-geistigen Zwecken gemäß bald zur

wirklichen Stillehre, die die Rhetorik im engeren Sinne nur als ihren Theil in sich schließt. —

Zugleich aber näherten sich jene beiden verschiedenen Wege zu ihrem gegenseitigen Vortheil und liefen nun mit einander zu demselben Ziele, d. h. die Stilistik nahm das Gute, was in der alten Rhetorik enthalten ist, williger auf und die auf diese letztere gebaute neuere Rhetorik im engeren Sinne nahm die neuen Gewinne in sich auf, die die Stilwissenschaft in ihrem Streben nach philosophischer Begründung sich erworben hatte, — was sich freilich mehr der Absicht als der Erfüllung nach als wahr aussagen läßt.

So viel ist aber klar, daß der Gang der modernen Rhetorik dem der antiken ganz analog ist, nur daß sich die Schritte umgekehrt zu einander verhalten und daß die Einwirkung der letzteren auf die erstere gewisse Complexionen und Modificationen für diese mit sich bringt.

Diese dargelegten Ansichten über den Gang der modernen Beredsamkeit und Rhetorik sind unschwer nachzuweisen, — wobei wir uns freilich von jedem Eingehen ins Einzelne fern halten müssen.

Denn indem, was die Beredsamkeit betrifft, diese in der gallischen panegyrischen und in der afrikanischen ironisch-mystischen, insoweit sie noch immer mit dem Charakter der antiken Beredsamkeit zusammenhängt, untergegangen war, so hatte sich auf einem dieser ganz entgegengesetzten Principe die **christliche** gebildet, die das als ihre Eigenthümlichkeit an sich trägt, daß sie sich dem natürlichen Leben überhaupt entgegenstemmt, und zur **Verläugnung** desselben aufruft. Sie will alle endlichen Interessen **abgeworfen** und dem Dienste des Geistes in der Art **unterworfen** wissen, daß jenen **gar keine** Berechtigung zugestanden wird.

Wenn sie daher auch anfangs noch allerdings mit der antiken Beredsamkeit zusammenhängt und uns die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte den Kampf darstellt, in welchem sie eine ziemliche Zeit mit ihr begriffen ist, so bildet sie doch, je weiter das Christenthum Boden gewinnt, auch ihre Eigenthümlichkeit immer bestimmter heraus, so daß sie endlich in ihrem schroffesten Gegensatze gegen jene dasteht.

In diesem Gegensatze, in welchem sie zur Verläugnung der weltlichen Interessen aufruft, und hierdurch **geistliche** Beredsamkeit im engeren Sinne des Wortes wird, während es die antike nur mit jenen zu thun hatte, geht ferner die Umwandelung der Beredsamkeit vor sich, daß sie sich vollends der Unmittelbarkeit wirklicher Fälle entzieht, und sich also nur mit dem beschäftigt, was dem Menschen als solchem angeht, d. h. sie wird blos **Predigt**.

Hierdurch bedingt sie eine vorher schriftliche und wörtliche Aufzeichnung der Rede gleichsam von selbst, wie eine solche durch die Schulberedsamkeit freilich schon lange nichts ungewöhnliches war und auch schon bei den großen Rednern Griechenlands gefunden wird. Immer aber wurde doch auch, namentlich in den römischen Rhetorenschulen

der mittleren und späteren Zeit, auch eine extemporane Beredsamkeit vorgeübt, wie viel Charlatanerie auch dabei vorkam. Ein Rede aus dem Stegreife kann aber nur bei unmittelbar in der Wirklichkeit gegebenen, das Gemüth erreglichen Fällen vorkommen und glücken; da aber die Predigt gerade von solchen absieht, oder sie höchstens beispielsweise benutzt, so mußte sich auch die bedeutungsvollere Rede ganz in die wörtlich-schriftliche Ausarbeitung zurückziehen.

Man würde indeß irren, wenn man hieraus auch auf die größtmöglichste formelle Ausbildung aller Einzelheiten solcher geistlichen Reden schließen wollte. Denn wenn auch die früheren christlichen Redner, so lange sie der heidnischen Beredsamkeit das Uebergewicht streitig machen mußten und so lange sie selbst, ihrer Jugendbildung nach, gleichsam von ihr aufgezogen wurden, noch hinlängliche Beispiele einer kunstvollen Anordnung im Ganzen und einer fleißigen Durcharbeitung im Einzelnen aufweisen (wobei ich nur an Joh. Chrysostomus im 4ten Jahrhundert zu erinnern brauche), so gewann dies doch eine andre Gestalt, als die Wissenschaften und die antike Beredsamkeit aufhörten und das Christenthum unbestrittenen Platz unter den abendländischen Völkern nahm. Immer mehr nämlich setzte sich der bloße dogmatische und moralische Inhalt und die Glaubensbegeisterung statt der Form ein, und je mehr man von einem solchen Standpuncte aus alle formelle Bildung geradezu verachtete und verketzerte, je mehr wich natürlicher Weise alle kunstvolle Behandlung der Rede, und ersetzte sich zum höchsten durch Aufrichtigkeit der Gesinnung, durch Eifer oder wirkliche Begeisterung für die christlichen Wahrheiten. Noch tiefer sank die Beredsamkeit in den dunkeln Jahrhunderten vom 6ten bis in das zwölfte, als das Gebäude der Kirchenherrschaft sich allmählig erhob und die Predigt immer weniger eine Hauptaufgabe der priesterlichen Bestimmung war. In welchem Zustande der Roheit die Geistlichen Frankreichs zur Zeit Karls des Großen waren, weiß man aus dessen hinlänglich bekannten Verordnungen und bessre Redner erscheinen nur als einzeln auftauchende Ausnahmen in den verschiedenen christlichen Ländern.

Alles was von weltlicher Beredsamkeit in einzelnen Spuren hie und da erscheint, ist nichts als die unter den höchsten Ständen der modernen Völker sich allmählig entwickelnde natürliche; oder, da bei allen öffentlichen Verhandlungen fast allein Geistliche das Wort führten, eine schlaue Verbindung der geistlichen Beredsamkeit mit den weltlichen Interessen.

Dieser Zustand blieb im Ganzen bis zur Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften und bis zur Reformation hin ziemlich derselbe; nur daß im 14ten, noch mehr im 15ten Jahrhundert sich namentlich in Italien, aber auch in Frankreich und Deutschland eine weltliche Kunstberedsamkeit zu gestalten anfängt, indem man Gelehrten und anderweit humanistisch gebildeten Männern allerlei gesandtschaftliche Geschäfte und diplomatische Verhandlungen übertrug. Diese arbeiteten denn im Geiste der antiken Redeform und nach den classischen Vorbildern kunstgerechte feierliche Vorträge aus, und so emancipirte

sich zuerst eine weltliche Kunstberedsamkeit aus der geistlichen. Man kann ihr indeß eine organische und nationale Wahrheit eben deshalb nicht zugestehen, weil sie einzig und allein auf der Nachahmung der classischen Muster beruht, und zum höchsten eine geschmack- und geistvolle äußerliche Vermischung und Verbindung der modernen Stoffe und Gedanken mit dem antiken Geiste, nicht aber eine vollbrachte Durchdringung der einen mit dem andern aufzeigt.

Weit mehr originale Bewegung der Beredsamkeit gab sich dagegen in den Kanzelreden der vornämlich in den Niederlanden entstehenden Mystiker kund. Denn diese waren belebt von dem Hauche aufrichtigen Strebens, den Geist des Christenthums gegen die scholastische und mönchische Verknöcherung und Erstarrung desselben wieder in den Gemüthern der Menschen zu entzünden und für die Praxis der Gesinnungs- und Handlungsweise zu befruchten, überhaupt aber auf die Nothwendigkeit einer Verwirklichung desselben im Leben selbst hinzuweisen. Freilich liegt der Vorzug solcher Reden eben nur in der Wahrheit und Tüchtigkeit der Gesinnung und des Strebens und nicht in der Kunstmäßigkeit der Form und ebenso halten sie sich nur innerhalb der geistlichen Beredsamkeit: aber sie waren doch die Vorläufer der reformatorischen Beredsamkeit, durch welche eine weitere Entwickelung dieser Kunst in und aus ihr selbst allein möglich wurde.

Der Geist der Reformation, der vorzugsweise auf das Verlangen ausging, daß das christliche Mysterium nicht mehr als etwas das weltliche und bürgerliche Leben ausschließliches betrachtet, sondern vielmehr in eines jeden Brust zur Versittlichung und Verklärung desselben versenkt werde, so daß ein jeder von sich aus das Gute und Christliche in allen Lagen und Zuständen seines Lebens ausüben könne, und der also in diesem Streben nach religiöser und sittlicher Freiheit im Harnisch gegen die frühere Beschränkung und Ausschließung zu Felde zog: dieser mußte vorzugsweise auch einen rhetorischen Charakter annehmen, und daher entquillt denn durch die Reformation und namentlich in den unmittelbaren Zeiten derselben ein wunderbarer Strom von kraft- und saftvoller Beredsamkeit, der, wenn gleich noch im allgemeinen stehend, und daher nur geistliche Beredsamkeit darstellend, und wenn gleich mehr durch die Kraft der Begeisterung für die absolute Wahrheit als durch die Vollkommenheit der Form ausgezeichnet, doch schon in Ulrich von Hutten und einigen ihm Gleichgesinnten auch auf das Feld der Politik überzuströmen und also eine organische weltliche Beredsamkeit zu bilden im Begriff stand.

Allein dieser frei sich hier ergießende Strom wurde einerseits durch die Reaction des Katholicismus, andrerseits durch den Gang, den der Protestantismus überhaupt zur immer näheren Verwirklichung seiner Idee nahm, und auf dem er in manche Trübungen und Einseitigkeiten verfiel, so wie den die protestantische Beredsamkeit zur Annahme einer geistigeren und kunstvolleren Form einschlug, gar sehr gedämmt und eingehalten; ja es gab in Deutschland, so wie dieses Mutterland des Protestantismus in diesen und in den Katholicismus getheilt war, auch eine ebenso getheilte und verschiedene protestantische

und katholische Beredsamkeit. Die katholische, die hauptsächlich von den Jesuiten geübt wurde, behielt, indem sie sich strenger an die aufgefrischte antike Rhetorik hielt, und indem die Intentionen dieses Ordens auf eine nähere Verbindung des katholischen Glaubens mit dem Leben ausgingen, — was aber in vielen Fällen ohne eine spitzfindige Dialektik nicht möglich war, einen scholastischen Charakter mit dem Anstrich römischer Grandiloquenz und formeller Künstlichkeit. Die protestantische dagegen verlor sich eben vermöge des Princips der geistigen Freiheit im Protestantismus auf ihrem Wege zur immer näheren Darstellung des endlichen Inhalts im Lichte der christlichen Idee und auf dem der Bildung einer ihr wahrhaft angehörenden und sich organisch aus ihr entwickelnden kunstmäßigeren Form in Sumpf und Nacht und irrte weit von dem vorgesteckten Ziele ab. Da aber bei diesen Verirrungen weder der Muth noch das Streben nach demselben verloren ging, so konnte die spätere Zeit glücklichere Erfolge haben und jene Verirrungen selbst wurden ein Fingerzeig, wo der wahre Weg allein liegen könne. Indem nämlich das spätere 16te und beinahe das ganze 17te Jahrhundert mit seinem Streben vorzugsweise darauf gerichtet war, seine geistige Errungenschaft mit der aller Völker und Zeiten zu vermitteln, und ihr hierdurch einen allgemein gültigen Ausdruck zu geben, so entstand der herrschende Charakter des Verstandesmäßigen und des Gelehrten, — was aber dem Wesen der Poesie eben so sehr als dem der Beredsamkeit widerspricht. Die protestantische Beredsamkeit der gedachten Zeit blieb daher nicht nur ausschließlich geistlich, sondern sie zog auch die einseitige Verstandesmäßigkeit der kirchlichen Polemik und den ganzen dazu dienenden Apparat der Gelehrsamkeit in sich ein, und irrte hierdurch so weit von ihrem Ziele ab. So wie aber, nachdem gleichsam das Aeußerste in diesen Verirrungen erreicht war, gegen Ende des 17ten Jahrhunderts durch den dem Protestantismus eigenthümlichen Pietismus der christliche Glaube wieder in das Gemüth zurückgeführt wurde, von dem aus allein er eine lebendige Wahrheit im Leben gewinnen kann, so entfaltete auch die protestantische Kanzelberedsamkeit in immer höheren Ansätzen auf eine wirklich bewundernswürdige Weise ihre Schwingen zur vollkommneren Erreichung ihres Zieles, in immer bestimmterer, klarerer und einfacherer Weise allen endlichen Inhalt im Lichte der christlichen Idee aufzuzeigen und zu immer näherer Verwirklichung der letzteren mit dem ersteren zu entflammen.

Diese schnellen günstigen Veränderungen waren nur dadurch möglich geworden, daß die protestantische Beredsamkeit das ihr eingeborne Princip bewahrt hatte, so daß, indem sie nur überhaupt in treuer Bewahrung desselben sich fortbewegte, selbst ihre Ab- und Umwege der späteren zu gute kamen in der Hervorkehrung und Entwickelung dessen, was der Absicht und dem Keime nach in ihr lag: wogegen die katholische Beredsamkeit keiner solchen organischen Enfaltung fähig war. Daher blieb sie im Ganzen auf derselben Stufe stehen, auf der sie begann, und wenn sich einzelne aus ihr hervorgehende Redner einen nicht geringen Ruf erwarben, so gehörte diese Vorzüglichkeit mehr gewissen zufälligen

Bedingungen und Umständen als dem Wesen und der Natur jener Beredsamkeit selbst an. Was aber auch von solchen katholischen Rednern, vorzüglich in Frankreich, oder von protestantischen, vorzüglich in Deutschland, geleistet wurde, gehörte doch gleichmäßig lediglich der geistlichen Beredsamkeit an.

Während indeß in den südlichen Ländern und ähnlich auch in Deutschland die Regierungs- sowol als die Rechtsformen sich in der Weise ausgebildet hatten, daß sich alle derartigen Verhandlungen immer mehr in ein blos schriftliches Verfahren zurückzogen, hatten sich in England im Gefolge der aus der englischen Kirchenreform hervorgehenden bürgerlichen Unruhen und Kriege freiere Staats- und Rechtsformen entwickelt, so daß wir in diesem Lande unmittelbar aus der geistlichen Beredsamkeit eine gerichtliche und parlamentarische hervorgehen sehen, die sich, ohne die großen Umwege der deutschen Beredsamkeit, von Stufe zu Stufe mit höherem Glanze erhob und bis jetzt die vollendetsten Muster der modernen Beredsamkeit geliefert hat. Ihr nach strebt seit der Revolution auch die französische weltliche Beredsamkeit, die sich zeigte und bildete, sobald als parlamentarische Formen eingeführt wurden.

Bei den Deutschen hat sich eine weltliche Kunstberedsamkeit bei weitem nicht so schnell gerüstet einstellen wollen, wie denn freilich unsre Staats- und Rechtsformen auch kaum den Anfang zu einer freieren Bewegung nach der Oeffentlichkeit hin gemacht haben. Ob wir dies so sehr beklagen dürfen, als dies wol manche eifrige Vaterlandsfreunde thun, stellen wir in Zweifel. Denn die Idee der modernen Beredsamkeit, die weltlichen Dinge in immer unmittelbarerer Weise in ihrem Verhältniß zur Idee des Christenthums oder des Geistes aufzuzeigen und zu ihrer derartigen Gestaltung in der Wirklichkeit zu begeistern, kann eben nur dadurch vollkommen erreicht werden, wenn ich erstlich die Dinge selbst in ihrer individuellen Besonderheit, zweitens aber auch, wenn ich ihr absolutes Verhältniß immer deutlicher erkenenen lerne, d. h. wenn ich mich gewöhne, sie eben immer nur in Hinsicht auf ihre Idee anzuschauen und von dieser Anschauung aus mit Wort und That für eine entsprechende Gestaltung derselben zu wirken. Es liegt aber in der Natur unsres Erkenntnißvermögens, daß ich mir eine solche Anschauungsweise und Erkenntniß der Dinge nur allmählig erwerben kann, weil sich die Welt meinen Blicken nur allmählig enthüllt und ich noch mehr allmählig die Beziehung aller Dinge auf eine höchste Allgemeinheit im Zusammenhange fassen kann. Es gehören daher gar viele aufeinander folgende, und beharrlich nach einem Ziele strebende Geschlechter eines Volkes dazu, ehe eine solche Anschauungsweise herrschend und heimisch gemacht werden kann. Und eben so gehört ein langer Weg dazu, ehe die weltliche Beredsamkeit diesen Geist in sich vollständig aufnehmen und an sich ausdrücken kann. Die Engländer haben uns die glänzendsten, die neueren Franzosen wenigstens glänzende Proben derselben gegeben, — aber daraus folgt noch nicht, daß sie den wirklichen Gipfel der modernen weltlichen Beredsamkeit erreichen. Hierzu gehört, daß ihr das höchste oder allgemeinste Ziel derselben

vorschwebe, und daß ein Streben, es zu erreichen, in der Nation nachgewiesen werden könne: weder das eine noch das andre kann man aber so wenig von der französischen als von der englischen Beredsamkeit behaupten. Daher sehen wir die erstere so häufig ohne letztes Princip hin- und herschwanken und wenn wir nicht sehr irren, hat auch die letztere ihren Culminationspunct schon hinter sich. Denn sie sowol als die französische ist von ihren nationalen und realen Interessen ausgegangen und hat die Verfolgung derselben nur zu allgemeinen Gründen hinaufzuführen gesucht, — was ihr deshalb freilich nicht immer geglückt ist. Die deutsche Beredsamkeit dagegen ist immer von allgemeinen Interessen oder von denen des Geistes ausgegangen und daher unverhältnißmäßig lange in der Predigt stecken geblieben. Je mehr sie aber allmählig nun zu einer nähern Besprechung ihrer nationalen und realen Interessen kommt, und je mehr sie überhaupt das Endliche in stricterer Beziehung zu seiner Idee fassen lernt, je sichrer nähert sie sich der Idee der Beredsamkeit und eine glänzende Zukunft steht ihr offen, wenn sie in diesen begonnenen Bestrebungen fortfährt. Denn auf ihrem Wege hat sie den geistigen Inhalt der Predigt bewahrt und ihn an den weltlichen nur näher herangebracht, und je weiter sie diesen Weg verfolgt, je mehr muß sie die Idee der modernen weltlichen Beredsamkeit erfüllen. Daher liegt bei uns zwischen der geistlichen und der weltlichen Beredsamkeit, wie sie sich eigentlich erst seit diesem Jahrhunderte auszubilden anfängt, die Schulberedsamkeit ganz naturgemäß in der Mitte, und so gut wie diese letztere die Predigt ihrem Princip und Wesen nach in sich aufgenommen hat, so hat auch unsre weltliche Beredsamkeit sie gleichfalls dem Wesen nach in sich und nur die Anwendung wird eine immer concretere. Aus diesen tief- und sicherliegenden Vordersätzen unsrer geistigen Geschichte folgt deshalb das in unsern Tagen so lebendige Verlangen nach Oeffentlichkeit in den gerichtlichen Verhandlungen und nach parlamentarischer Theilnahme an den Staatsthätigkeiten mit einer ganz unabweislichen Nothwendigkeit und nicht aus einer bloßen Nachahmungssucht der Einrichtungen, wie wir sie bei Franzosen und Engländern sehen. Aus diesem Verlangen aber folgt, eben weil es absolute Berechtigung hat, die Nothwendigkeit einer endlichen Gewährung desselben, — wobei sich denn, ohne blos sanguinische Hoffnungen Raum zu geben und ohne besondere Prophetengabe, der deutschen Beredsamkeit eine überaus glänzende Zukunft mit Sicherheit voraussagen läßt.

§. 47.

Fortsetzung.

Ganz der in diesem Abriß gegebenen Geschichte der modernen Beredsamkeit entspricht nun auch die Geschichte der modernen Rhetorik.

Zuerst macht sich das schon bei der antiken Rhetorik bemerklich gewordene Gesetz hier noch weit offner geltend, daß in demselben Maße als die Beredsamkeit sich mehr

oder weniger abstract zum wirklichen und unmittelbaren Leben verhält, auch die Theorie ohne Einfluß auf die Beredsamkeit neben dieser herläuft. Daher erklärt es sich, wie in der ganzen ersten Zeit nach der Bildung der neueren europäischen Staaten bis ins 12te Jahrhundert hinein, in welcher das gepredigte Christenthum dem nationalen Fühlen und Denken der Völker noch so abstract gegenüber stand, erstlich kaum eine Spur von andrer als geistlicher Beredsamkeit vorkommt, umgekehrt aber wie zweitens die in die Vorbildung des Geistlichen in dem Trivium mit aufgenommene Rhetorik so gut als gar keinen Einfluß auf diese Beredsamkeit ausübte.

Bis in den angegebenen Zeitpunct hin waren nämlich die enkyklopädischen Summarien der gesammten alten Wissenschaftlichkeit und so also auch der Rhetorik, wie die eines **Fortunatianus**, **Julius Severianus**, hauptsächlich aber des **Martianus Capella**, — in welchen allen wir vorhin das Wissen und also auch das rhetorische Wissen des Alterthums ausgehen sahen, die einzigen Hilfsmittel und Anleitungen zur Beredsamkeit. —

Die Beschaffenheit derselben aber, da sie nichts enthalten als die allgemeinsten Distinctionen und Definitionen und eine ärmliche Erklärung der wichtigsten Figuren und Tropen, mit einem Worte den dürrsten Schematismus des rhetorischen Wissens, ingleichen die Anwendung, die man davon machte, indem man alles zu haben glaubte, wenn man diesen Schematismus mit seinen Definitionen inne hatte und die Figuren und Tropen in der Bibel oder den wenigen andern gelesenen Schriftstellern nachweisen und auffinden konnte, war von der Art, daß gar kein Band oder auch nur eine Anregung zur Praxis der Beredsamkeit überführte.

Was daher auch sonst wol noch für Schriftchen über Rhetorik entstanden, wie die des **Marius Victorinus**, **Priscianus**, **Isidorus** und **Alcuinus** rc., wie man sie mit den andern zusammen in Franz Pithöus Bibliothek der **Rhetorum Latinorum minorum** findet, hatte daher keine andre Gestalt, und eben so wenig konnten die Erläuterungen, welche Remy von Auxerre und Regino von Prüm im 10. Jahrhundert und **Beda Venerabilis** im Anfang des 8ten (über die Figuren und Tropen) zu Martianus Capella schrieben, irgend eine günstigere Veränderung in diesem Zweige des Unterrichts hervorrufen. Höchstens kam es auf die persönliche Anregung eines berühmten Vorstehers einer Stifts- und Klosterschule an, wenn in Praxi ein wenig mehr geleistet wurde. Dennoch ist es bekannt, was selbst Rhabanus Maurus, dieser hochberühmte Lehrer des 8ten Jahrhunders, für eine Ansicht von der Rhetorik hatte, indem er sagte, sie sei zwar die Wissenschaft, in Rechtssachen wohl zu reden, und diejenigen sündigten nicht, die sich darauf legten. Doch rathe er nicht, daß das reifere Alter sich damit beschäftige, sondern blos die Jünglinge, und dies nur zu einer Zeit, wo man sie noch nicht zu nöthigeren Dingen anhalten könne. Uebrigens könne sie auch aus den Schriften der heiligen Väter erlernt werden.

Diese Ansichten, die gewiß noch zu den gemäßigten gehörten, stehen nicht blos vereinzelt da, und es ist daher im Ganzen immer noch zu bewundern, daß die Rhetorik mit der Grammatik und Dialektik doch immer noch in einer stetigen Weise erlernt wurde. Sie gehörte aber einmal mit jenen andern Disciplinen zu den Vorbereitungs-Wissenschaften des Gelehrten und Geistlichen und wurde in allen sogenannten Trivialschulen, d. h. in den kleineren Kloster- und Stadtschulen absolvirt.

In dieser Beschaffenheit der rhetorischen Lehrbücher und des rhetorischen Unterrichts war es nun aber unmöglich, daß etwas für die Ausbildung einer Kunstberedsamkeit geschehen konnte, und wenn wir demungeachtet bei einzelnen Männern wie bei Radbod und Rathier im 10 sec. und bei Lancfranc, Hildebert von Mans im 11ten u. a. Spuren von Beredsamkeit treffen, so ist dies nur als eine Folge ihres Talents und ihrer sonstigen geistigen Bildung anzusehen.

Erst seit dem Anfang des 11ten Jahrhunderts fing man an mehrern der besseren Schulen an, die Rhetorik auch nach Victorinus, gleichfalls einem späteren lateinischen Rhetor, noch mehr, auch nach Cicero und Quinctilian zu studiren, und erst seit dieser Zeit scheint hin und wieder auch eine Production auf diesem Gebiete zu erwachen, wie z. B. Guibert von Nogent (st. 1124) einen und wahrscheinlich den ersten Tractat über die Kunst zu predigen schrieb. Solche Versuche kommen aber höchst einzeln vor, und sind, wie sich von selbst begreifen läßt, noch höchst roh und unvollkommen. Auch hatten diese leisen Anfänge eines Fortschrittes gar keinen, oder wenigstens keinen nachweisbaren Einfluß auf die Ausübung der Beredsamkeit.

Die Entstehung der Universitäten und der scholastischen Philosophie übten so wie auf das Studium der Classiker so auch namentlich auf das der Rhetorik einen sehr ungünstigen Einfluß aus. Auf den ersteren eilte man über Grammatik und Rhetorik schnell zu den Hochwissenschaften hinüber, die Ansehen und Erwerb versprachen, und die letztere verschlang in der sich bildenden eigenthümlichen scholastischen Dialektik alle übrigen wissenschaftlichen Bestrebungen.

Im 13ten Jahrhundert wurden auf allen namhaften Universitäten drei Jahre zum Studium der Philosophie festgesetzt, aber unter so vielen tausend Studirenden kam kaum einer auf den Gedanken, die triviale Grammatik und Rhetorik zu studiren, und so fielen schon gegen Ende des 12ten Jahrhunderts beide und mit ihnen das Studium der alten Schriftsteller ganz aus der wissenschaftlichen Beschäftigung heraus. In dem Statut, — sagt Meiners, historische Vergleichung der Sitten, Verfassungen rc. des Mittelalters mit denen unsres Jahrhunderts, Hannover 1793, 2ter Bd. — welches Robert de Courcon im Jahre 1215 der Universität Paris gab, wird der Rhetorik noch erwähnt; später nicht einmal ihr Name genannt.

So lange noch Lehrer wie Abälard, Arnold von Chartres, Johann von Salisbury lehrten, konnten indeß die grammatischen und rhetorischen Wissenschaften

so wenig als die Philosophie ganz untergehen. Nachdem man aber das Studium der lateinischen Sprache und selbst das der Kirchenväter vernachlässigte, da schwand die Philosophie immer mehr in die Logik und diese in die Dialektik und Sophistik zusammen, d. h. sie wurde eine Kunst zu disputiren und Trugschlüsse zu machen, und der Geist der Gelehrten wurde immer unfruchtbarer und spitzfindiger. Zu diesem Verfall der Wissenschaften im 13ten Jahrhunderte trugen außerdem noch die Entstehung und schnelle Verbreitung der Bettelmönche, die Erpressungen des römischen Hofes, durch welche die Stifter und Klöster verarmten, die Stiftung der päbstlichen Provisionen und auch das überhandnehmende Studium der magischen Künste bei.

Dieselben Ursachen wirkten im 14ten und 15ten Jahrhundert fort; die Grammatik und Rhetorik wurden nicht nur vernachlässigt, sondern geradezu verachtet, und noch bis gegen Ende des 15ten Jahrhunderts waren Vorlesungen über die Rhetorik des Cicero und Aristoteles, wie sie in Padua und Paris vorkommen, bare Ausnahmen.

Diese auffallende Erscheinung liegt ganz der parallel, wie einerseits gerade in diesen Jahrhunderten der höchsten Ausartung der Kirche und ihrer Diener die Predigt am wenigsten Inbegriff der geistlichen Verrichtungen und des Gottesdienstes wurde; andrerseits wie das in diesen Abirrungen der scholastischen Disputirkunst sich zeigende Erwachen des speculativen Geistes, das sich möglichst weit von aller Wirklichkeit entfernte, unmöglich noch einen Werth auf Rhetorik und Grammatik legen konnte, die es mehr oder weniger doch immer nur mit Betrachtung empirischer Einzelheiten zu thun haben, — wenigstens nach dem Standpuncte dieser Wissenschaften in jener Zeit.

Als aber endlich in der zweiten Hälfte des 15ten, noch mehr aber im 16ten Jahrhundert von Italien aus die Liebe zum classischen Alterthume mit neuer Glut erwachte und diese sich befruchtend in alle Wissenschaften ergoß, da zog auch die Rhetorik von einer doppelten Seite her Gewinn.

Die Männer nämlich, bei denen noch der philosophische Gedanke vorwog, die sich aber der Unfruchtbarkeit der Scholastik entgegensetzten, suchten nämlich eine Verbindung der Dialektik mit der Rhetorik herzustellen und hierdurch diese Wissenschaften wieder der Praxis zuzuführen. In diesem Versuche erblickt man deutlich die Wiederbelebung der Rhetorik in ihrem Zusammenhange mit der scholastischen Philosophie. So wie diese nämlich ganz in die Disputirkunst überging, so prägte sich die Disputirkunst wieder in der bekannten Lulli'schen Kunst aller Künste schematisch ab (vgl. I. §. 108 S. 389), und culminirte sich gewissermassen in ihr. Denn sie sollte nichts weniger sein als eine dialektische Topik oder eine logisch-mechanische Combinationsmethode zur Erlangung der Fertigkeit, über jedes aufgegebene Wort oder Thema einen philosophischen Vortrag halten zu können. So wie sich aber hierdurch der scholastische Formalismus seine letzte Vollendung und Gränze gab, eröffnete sich auch zugleich eine Aussicht in die Kunst der Darstellung (die ἑρμηνεία der Alten) überhaupt, und so war die Brücke zur Rhetorik

wieder geschlagen, die die Scholastik allmählig hinter sich abgebrochen hatte. Denn durch sie wurde überhaupt das künstliche Denken, d. h. ein von der Unmittelbarkeit der Anschauung und der Gefühlserregung abgezogenes vermittelt, und hierdurch also der erste Grund zu einer Kunstdarstellung durch die Sprache gelegt, und es war daher gar nicht zufällig, daß, als nun der neue Frühlingstrieb in die Geister stieg, die Wiederbelebung der Rhetorik nach Seiten ihres philosophischen Bestandtheils durch die Dialektik herbeigeführt wurde.

Der erste bedeutungsvolle Mann, der diese Verbindung herstellte, ist der Zeit nach Rudolf Agricola (1442—1485) aus Baflon bei Gröningen. Schon der Titel seines hieher gehörigen Werkes: de dialectica inventione, das sein Verehrer Desiderius Erasmus (1467—1536) aus Roterdam als Fortsetzer desselben de inventione rhetorica überschrieb, zeigt den Zusammenhang desselben mit der Lulli'schen Kunst, die er für ein Werk des Scharfsinnes erklärte, und von der er urtheilte, daß sie unstreitig eine Fülle von Ideen an die Hand gebe, aber eine Fülle, die nur für diejenigen Werth habe, welche Begriffe zählen, aber nicht durch Begriffe urtheilen wollen.

Er selbst theilte daher sein Werk in zwei Theile, von der Erfindung und von der Beurtheilung, so daß der erste eine Zahl von loci, der andre die Regeln der Beweisführung enthalten sollte; an der Ausarbeitung des zweiten wurde er indeß durch den Tod verhindert.

In ganz ähnlicher Weise verband Peter Ramus (Pierre de la Ramée von 1515—1572) die Dialektik mit der Rhetorik als einer Kunst zu denken und das Gedachte darzustellen, indem er seine Dialectik auch in zwei Theile theilte, von denen der erste von den Begriffen (de inventione argumentorum), der andre, der als die secunda pars Petri sprüchwörtlich geworden ist, von den Urtheilen (de dispositione et de judicio) handelt.

Noch näher aber trat Philipp Melanchthon (1497—1560) an die Aufgabe einer solchen Verbindung heran, indem er namentlich im vierten Buche seines hieher gehörigen Werkes (de dialectica libri IV. Viteb. 1581), nach Agricola's Vorbilde, bei jeder dialektischen Regel auch hinzusetzt, wie das nach derselben Gedachte auch rhetorisch ausgedrückt werden könne.

Warum diese gewiß sehr richtige Methode, besonders wenn sie mit der Lesung classischer Schriftsteller, bei denen man sie umgekehrt in Anwendung bringt, zum großen Nachtheil des Unterrichts und auch der Wissenschaft der Rhetorik nicht weiter verfolgt und ausgebildet wurde, erkennen wir sogleich im weiteren Verfolg der Geschichte dieser Wissenschaft.

Wenn es aber noch eines Beweises bedürfte, wie die Lulli'sche Kunst mit den neuen Ideen zusammenhängt, die über sprachliche Darstellung sich bildeten, so müßten wir auf jenen bekannten Giordano Bruno aus Nola verweisen, der im Jahre 1600 als

Käzer verbrannt wurde und der mit seinem plotinisch-neuplatonischen Pantheismus unter andern auch sein ganzes Leben hindurch den Plan nicht aufgab, die Lulli'schen Tafeln zur Vollkommenheit zu bringen, so daß seine sämmtlichen Schriften als Ausführungen der Lulli'schen Mnemonik und Topik betrachtet werden können. Die Ursache hiervon lag theils in seinem Hasse gegen die aristotelische Dialektik und Methodik, theils in seinen metaphysischen Ideen, auf die er die dialektischen Regeln zurückführen wollte. Das Princip der Einheit sollte auch das logische Denken und die Darstellung des Gedachten beherrschen und beides aus jenem hervorgehen. An sich gewiß ein großer und wahrer Gedanke! —

Auch dem etwas späteren Thomas Campanella aus Kalabrien (1568—1639), einem dialektischen Dogmatiker mit kabbalistisch-theosophischen Ansichten, der die Logik für eine Kunst der philosophischen Sprache erklärte, und der, Lehrer in Padua, seine Rhetorik in Verbindung mit der Dialektik und Poetik, Paris 1638 heraus gab, schwebten ähnliche Ideen vor.

Anmerkung. Ueber mehrere hier vorgelegte Angaben vergleiche Buhle, Geschichte der Philosophie, 2ter Bd.

Die andre Seite, von welcher her die Rhetorik Gewinn zog, knüpft sich unmittelbarer an die classischen Studien, und geht mit diesen in gleichen Schritten vorwärts, und zwar aus leicht begreiflichen Gründen. Denn wenn man schon in den früheren Jahrhunderten unter Grammatik häufig das Studium der alten Schriftsteller verstanden hatte und mit jener, gleichsam als ihrer Erweiterung, das Studium der Rhetorik verband; und wenn bei dem rhetorischen Charakter und Wesen der lateinischen Sprache und Litteratur, deren Studium vor dem der griechischen erneuert wurde und das erste Zeichen des erwachenden wissenschaftlichen Geistes war, die Einsicht auch in die Theorie der römischen Redekunst nicht entbehrt werden konnte und sich auch ohne besondere Absicht der Aufmerksamkeit darbieten mußte, so folgte eine fleißige Hinwendung und eine erneuernde Ausbildung dieser Wissenschaft mit einer gewissen Nothwendigkeit von selbst, und das eine kann ohne das andre nicht wol gedacht werden.

Während indeß die Erhebung der Rhetorik durch ihre Verbindung mit der Dialektik der logischen Seite der Rede vorzugsweise zugewendet ist, hat es die mit den classischen Studien zusammenhängende mit der sprachlichen Seite derselben vorzugsweise zu thun, — wie dies auch den beiderseitigen Beziehungen durchaus entspricht, und wie wir daher die erstere geradezu die philosophische, die letztere die sprachliche Erhebung der Rhetorik nennen müssen.

Beide entsprechen ferner, die erstere den freieren Bewegungen, die die Beredsamkeit in der aufkommenden Mystik, die letztere denen, die sie in den gesandtschaftlichen Kunstreden berühmter Philologen, besonders an italienischen Höfen, machte.

Die sprachliche Bearbeitung der Rhetorik bestand nun größtentheils in der Auffsuchung,

Zusammenstellung und verschiedenartigsten Bearbeitung des von den Alten herrührenden rhetorischen Stoffes. Die alten Rhetoren wurden edirt und commentirt, in Sammlungen gebracht u. s. w. und so endlich wieder eine systematische Rhetorik erzeugt, die, über die dürre Schematik der früheren Jahrhunderte hinwegspringend, eine wissenschaftlich-geordnete stoffliche Fülle darbot. Diese Wissenschaftlichkeit war freilich keine wahre philosophische und die Fülle mehr eine gelehrte. Man ging von den empirischen Bestimmungen der Alten aus, behielt überhaupt den antiken Standpunct bei, und accomodirte nur, wo es nöthig erschien. Solche Darstellungen der Rhetorik waren gleich weit entfernt von der philosophischen Energie des Aristoteles wie von der geistreichen Gelegentlichkeit des Cicero, am meisten etwa noch dem enkyklopädischen Quinctilian verwandt, daher dieser, vorzüglich auch wegen des historischen Charakters seines Hauptwerks, gewissermaßen zu Grunde gelegt wurde: im übrigen aber blieb der Vortrag scholastisch und doctrinell. Solcher meist ins 16te und 17te Jahrhundert fallende Arbeiten waren, um nur einige der vorzüglichsten anzuführen, erstens nach der Seite der geschichtlichen Stoffsammlung: *Lud. Cresollii*, eines Jesuiten in Frankreich, theatrum Rhetorum Oratorum, Declamatorum, quos in Graecia nominabant σοφιστάς expositum libris v. Paris. 1620, (auch in Gronovii thesaurus antiquitt. graec. tom. X.); *Leo Allatius* aus Chios (1586—1669), Excerpta varia gr. Sophistarum ac Rhetorum. Rom. 1641; Antiqui rhetores, ex biblioth. *Franc. Pithoei.* Par. 1599. Zweitens nach Seite der systematischen Darstellung: Antonius Lullus, de oratione libri VII. Basil. 1558 fol., eine Erklärung des Hermogenes und fast aller alten Rhetoriker enthaltend; hauptsächlich aber *Gerh. Joh. Vossius*, institutionum oratt. libri VI. Amstelod. 1679 fol. und de rhetoricae natura ac constit. in demselben Bande.

Fast jedes Land, in welchem das Studium der altclassischen Zeit erwachte, hat namhafte Verfasser von solchen Rhetoriken aufzuweisen, wie Italien außer Lullus den Franz Robortellus, Spanien den J. Ludw. Vives (1492—1540) und Petrus Johann Nunez (st. 1577); Frankreich, außer Cresollius den Nic. Caussinus, Deutschland den Johann Sturm (1507—1589) und dessen Schüler Melchior Junius u. s. w. u. s. w.

Alle diese Darstellungen gehen innerhalb des lateinischen Idioms vor, was hier als nicht unwesentlich angesehen werden darf. Es steht dieser Umstand gleichsam als ein äußeres Zeichen dafür da, daß sie eigentlich nur reproductiver Art sind, und daß von ihnen aus eine neue Rhetorik organisch sich nicht bilden konnte.

Zwischen jener logisch-dialektischen Rhetorik und zwischen dieser auf den antiken Ansichten über Sprache und Beredsamkeit ruhenden systematischen gleichsam in der Mitte liegend knüpfte sich nämlich ein dritter Erhebungspunct dieser Wissenschaft an, der der eigentliche Anfangspunct der neueren Rhetorik und der Stilistik überhaupt geworden ist, und den wir wol richtig als den sprachphilosophischen bezeichnen. Von jener

die Richtung auf die Bildung und Erfindung des Gedankens, von dieser die auf das Sprachliche entnehmend, kam man daher zu Reflexionen über die geheimnißvoll erscheinende innere Verbindung, die zwischen Gedanke und Sprache stattfindet, d. h. man kam zu sprachphilosophischen Ideen, wenn auch nur zunächst in Beziehung auf Beredsamkeit und effectvollen Ausdruck überhaupt. Diesen doppelten Ursprung weisen gewissermaßen ganz factisch nach die schon vorhin genannten Giordano Bruno und Campanella, zu denen wir nun noch den Franz Patritius (1529—1597) mit seinen decem dialogi della Rettorica, Venet. 1560 4. rechnen können, indem sie einerseits auf den Lulli'schen Ideen fortbauen, andrerseits sich auf den Neuplatonismus stützen. In dem Zusammentreffen dieser beiden Puncte finden wir den eigenthümlichen Ausgangspunct der neueren Philosophie der Sprache und des Stils, die sich dadurch ihrem Wesen nach von der alten unterscheidet, daß diese letztere von der Sprache selbst immer als etwas empirisch gegebenem ausgeht, und sich über das eigentliche Warum ihrer Entstehung durchaus nicht ausläßt; ingleichen daß sie die Zwecke der Sprache und Rede, wenn auch nicht gerade in der Ueberredung, doch aber immer nur in etwas blos innerhalb der Endlichkeit Liegenden findet. Die neuere hingegen muß es gemäß der geistigen Stellung der neueren Zeit gegen das Alterthum überhaupt zu ihrer nothwendigen Aufgabe haben, durch Nachdenken über die vernünftige Entstehung der Sprache und über den daraus hervorgehenden Zusammenhang der Entstehung der Vorstellungen und Gedanken und des sprachlichen Ausdrucks derselben zu einer absoluten Erkenntniß hierüber so wie über die absoluten Zwecke der Sprache und Rede zu gelangen, und so also auch einestheils auf eine wahre Stilistik, anderntheils auf eine andre Bestimmung der Redekunst zu absoluten Zwecken zu kommen, d. h. zu solchen, in denen die allgemein menschlichen oder geistigen in den endlichen Zwecken mit enthalten sind.

Weil aber hierzu einerseits eine klare Erkenntniß der absoluten Bestimmung des Menschen, andrerseits ungeheure Summen von einzelnen sprachlichen Erkenntnissen gehören, — wozu wir kaum in unsern neuesten Zeiten gelangt sind, so konnten natürlicher Weise die ersten ahnungsvollen Regungen hierzu nur voll Dunkelheit und Verwirrung sein, aber sie waren nichts destoweniger die wirklich organischen Ausgangspuncte alles Philosophirens über alles, was mit Sprachausdruck unmittelbar zusammenhängt. Von hier aus entstanden denn nun, indem man sich aus den allzu nebligen Regionen allmählig dem Empirischen und mit diesen auch den systematischen Rhetoriken wieder mehr zu nähern suchte, in allen Ländern, in denen die Wissenschaft und mit ihnen der freie Gedanke sich erhob, Untersuchungen und Darstellungen der Rhetorik, die deshalb nicht nur in dem eigenthümlichen Idiome geschrieben wurden (denn wie konnte sich der originale Gedanke in dem alten Idiome frei entwickeln und bewegen?), dem jeder angehörte, sondern die auch namentlich das Sprachliche und Stilistische berücksichtigten.

Nur hierdurch kann man sich erklären, wie in den verschiedenen Ländern eine

nationale Rhetorik und Redephiloſophie entſtanden iſt, die ſich dann dem ſpeciellen geiſtigen Entwickelungsgange des betreffenden Volkes gemäß geſtaltet hat, und in der alle die Schwankungen und Verirrungen deutlich abgedrückt ſind, die ihn ſelbſt charakteriſiren, — was alles nicht möglich wäre, wenn man blos auf der fertigen Baſis der antiken Rhetorik fortgebaut hätte.

Nur hierdurch erklärt ſich die auffallende Erſcheinung, daß von der Zeit an, wo eine ſolche ſprachphiloſophiſche Regung in den einzelnen Völkern rege wird, die eigentliche nationale Rhetorik auch mit der Poetik zuſammenfällt, und man beide ohne Gewaltſamkeit nicht zu trennen vermag. Denn in dem wenn auch dunkeln Streben, die allgemeingeiſtigen Zwecke in die wirkungsvolle Darſtellung durch Sprache einzuſchließen, kam man daher mit einer gewiſſen Nothwendigkeit darauf, alle ſinnliche Wirkſamkeit durch Sprache nur als Mittel zu jenem abſoluten Zwecke zu betrachten. Dies war nun zwar ganz richtig; allein da man das Geiſtige dem Endlichen abſtract gegenüberhielt, und noch nicht zu der Idee kommen konnte, wie das Sinnliche ein freies Mittel des Ausdrucks der Idee ſein könne und müſſe, ſo war es eine eben ſo nothwendige Folge, daß man die Poeſie ebenſogut als die Kunſt der Beredſamkeit nur für ein äußeres, oft ſogar allegoriſches Mittel für die Förderung des Moraliſchen und Religiöſen anſah und auf die alte Sentenz der Vermiſchung des Angenehmen mit dem Nützlichen zurückkam. Daher mußte denn das Weſen des Poetiſchen ganz mit dem der Beredſamkeit zuſammenzufallen ſcheinen, — wie denn in der That auch im ganzen 17ten und in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Poeſie weſentlich rhetoriſch iſt, und die Mitte zwiſchen Plattheit und Schwulſt mußte ſo ſelten erhalten werden können: die Poetik aber konnte von der Rhetorik bis auf die Aeußerlichkeiten nicht weſentlich verſchieden ſein.

Nur hierdurch erklärt ſich ferner die noch auffallendere Erſcheinung, wie die Rhetorik in dem Ringen des Geiſtes nach ſeiner abſoluten Beſtimmung, indem ſie nun in allen Ländern des gebildeten Europa's eine häufigere und ſelbſtändigere Bearbeitung erfuhr, von ſo gar geringem Einfluſſe auf die eigentliche Bildung der Beredſamkeit wurde, ſich aus ganz anderen Gründen hie und da zu neuem Glanze erhob. Denn da ſie v dem allgemeinſten, wenigſtens der Tendenz nach, begann, wurde es ihr ſo ſchwer, ſtetige Folge bis zum Einzelnen und Unmittelbaren zu finden, und wenn ſie daher a ſpäter ſich mit der ſyſtematiſchen Rhetorik verband, und ſich dogmatiſcher bildete, paßte ſie doch eben ſo wenig für das unmittelbare Bedürfniß und ſo iſt ſie noch bis unſre Tage ohne weſentlichen und nachweisbaren Einfluß gewiſſermaßen neben d Beredſamkeit hergelaufen, deren Praxis mehr durch Umſtände, Talente und unmittelba Aufnahme redneriſcher Muſter ſo wie durch Zergliederung dieſer gefördert worden iſt.

Es iſt uns hier nicht erlaubt, die Geſchichte der Rhetorik bei den einzelnen Cultu völkern Europa's im Einzelnen zu verfolgen, und nachzuweiſen, wie das eingedrunge ſubjective und ſpeculative Moment ſich allmählig zu objectiver Geſtaltung herauszuarbeit

und wie es sich der Praxis zu näheren sucht. Die verschiedenen darin wahrnehmbaren Schwankungen entsprechen übrigens ganz denen, welche die geistige Geschichte jedes betreffenden Volkes im allgemeinen in sich durchmacht und sie erklären sich deshalb aus dieser von selbst.

Wir müssen uns vielmehr begnügen, die hauptsächlichsten Rhetoriker nur den Namen nach aufzuführen, wobei man zum Theil schon an den Titeln ihrer Werke bemerken kann, wie diese theils mit sprachphilosophischen Reflexionen theils mit allgemein-ästhetischen durchwebt sind, und wie sie aus der engeren Sphäre der bloßen Rhetorik in die weitere der Stillehre überhaupt hinausstreben.

In Italien ist gar keine Rhetorik von wissenschaftlicher Natur und von Bedeutung geschrieben worden. Schon vor Dante beginnen zwar allerlei Anweisungen über die Kunst gut zu schreiben, wie von Guido Cavalcanti aus Florenz (1245—1304?) und Janozzo Manetti (1396—1459) ebendaher; meistens aber waren ihre blos auf das Sprachliche und Stilistische gerichteten rhetorischen Ansichten in ästhetische Untersuchungen verflochten, wie dies bei Trissino, Tolomei, Bembo, B. Varchi und Lod. Castelvestro der Fall war. Der Erzbischof Giusto Fontanini schrieb ein Werk über die italienische Beredsamkeit in zwei Bänden, von denen der erste aber fast blos grammatikalisch, der zweite bibliographisch ist; ein gewisser Jason de Noves (st. 1590) eine wirkliche aber leere Theorie der Beredsamkeit. Alle diese Arbeiten übertraf Speron Speroni (1500—1588), Professor in Padua, in seinen **dialogi della Rettorica**, meistens Commentare der Poetik und der Rhetorik des Aristoteles, in denen er die Ansicht von der allegorischen Einkleidung der wissenswürdigen Dinge durch Gedichte festhielt. —

In Spanien machen sich hauptsächlich drei Arbeiten bemerkbar, zuerst die des Jesuiten Baldasar (Lorenzo) Gracian u. d. T. **Agadeza y arte de ingenio. Mad. 1664 fol.**, die den gezierten und überkünstelten Gongorismus einführte, mit der Poetik verbunden ist, und die einzige des 17ten Jahrhunderts ist, die einigen Einfluß auf die Praxis der Beredsamkeit gehabt hat. Zweitens die ihm vorausgegangene **Retorica de Don Gregorio Mayans y Siscar. Valencia 1557. 8.**, — eine steife Compilation aristotel. und moderner Gedanken, die eben so gut auch Poetik heißen könnte. Und drittens die **Filosofia de eloquencia por Antonio de Capmany. 1777,** — die neueste spanische Rhetorik, die die alten Wahrheiten aber nur in guter Ordnung und Auswahl gibt.

Portugiesische Abhandlungen, die die Grundsätze der Rhetorik und Poetik in systematischem Zusammenhange vortrugen, scheinen im 17ten Jahrhundert gar nicht geschrieben oder wenigstens nicht bekannt geworden zu sein. Im 18ten schrieb **Antonio Texeira a Magalhaes** ein **Compendio de Retorica. Lisb. 1782. 8.**

In Frankreich war die älteste Rhetorik und Poetik die des ***Jean Jourdain***

aus Calais u. d. T. Jardin de plaisance et fleur de Rhetorique. Paris 1498. Hierauf kam die grant et vray art de pleine Rhetorique von Pierre Fabry in den ersten Jahrzehnten des 16ten Jahrhunderts, — eine Lesefrucht aus Cicero und Quinctilian.

Die Franzosen verwechselten durchaus Poesie mit rhetorischer Schönheit, aber wegen ihrer vorwiegenden Richtung auf das Verstandesmäßige kamen sie nicht nur zu einer besseren Prosa als ihre südlichen Nachbaren, sondern sie verbanden auch das Logische besser mit dem Rhetorischen, wie man meist schon aus den Titeln der folgenden Werke sieht:

Antoine de Fouquélin, rhetorique francoise, Paris 1555, 12; *Pierre de Courcelles*, rhetorique, Paris 1557; *Guill. du Vair (1556—1621)*, de l'eloquence francaise, Paris 1619; *Antoine Arnauld* (1612—1694), l'art de penser 1662, reflexions sur l'eloquence des prédicateurs. Paris 1695; *Dominique Bouhours* (1628—1702), la manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit. Amst. 1688. 12.; *de la Motte Fénélon (1651—1715)*, dialogues sur l'eloquence u. s. w.

In England sehen wir den ganz analogen Gang, vorzüglich mit der französischen Rhetorik. Schon früh zeigen sich Spuren des Nachdenkens über Sprache und Stil, wie bei Roger Ascham, einem Secretair der Königin Elisabeth, in seinem „Toxophilus"; hier wie dort eine anfängliche Verbindung der Rhetorik mit der Poetik wie in dem Werke von Thomas Wilson, 1553.

In dem Zeitalter von Spenser und Shakespeare bis auf Milton finden sich keine Theorien der Poesie und Beredsamkeit. Desto reicher und bedeutungsvoller ist die neuere Zeit an solchen, an deren Spitze steht: *John Lawsons*, lectures concerning Oratory delivered in Trinity-College etc. Dublin and London 1759. 8. Wichtiger *George Campbell*, philosophie of Rhetoric. London 1776. 2 Bde. 8.; *John Priestley*, lectures on Oratory and Criticism. London 1777. 4. In ihrem ganzen Umfange und in der Verbindung mit der Poetik bearbeitete die Rhetorik *Hugh Blair* in seinen lectures on Rhetoric and Belles-letters. London 1783. 2 Bde. 4. und *John Adams Quincey* schrieb ein gutes Werk über Redekunst und Declamation.

In Deutschland beginnt die Reflexion über Rede erst mit dem 17ten Jahrhundert, ist aber fast ganz in der über Poesie begriffen, so daß der Gang der Poesie und die in Folge desselben erschienenen Poetiken am besten auch die Geschichte der Rhetorik vertreten.

M. Opitzens (1597—1639) aus Bunzlau Abhandlung von der deutschen Poeterei, nachher Prosodia germanica betitelt und 1624 herausgegeben, die von Aug. Buchner (1591—1661), Professor in Wittenberg, weiter ausgeführt wurde, entsprach ganz der schon erwähnten Idee, daß während die Wissenschaft und Philosophie nur forsche, die Poesie bestimmt sei, das Erforschte in schmeichelndem Gewande vorzutragen und zu lehren, indem sie ergötze. Diese Ansicht, der auch And. Tscherning aus Bunzlau (1611—1659)

folgte, vertritt zugleich die ganze Theorie, die der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule vorzugsweise in der deutschen Litteratur eigen ist.

Etwas modificirt erscheint diese Ansicht in Georg Philipp Harsdörfers (1607—1658) aus Nürnberg deutscher Dicht- und Reimkunst, und in Sigismund Betulejus oder von Birkens (1626—1681) Rede-, Bind- und Dichtkunst, der das Wesen der Poesie doch wenigstens schon in die Erfindung setzt. Beide geben der Poesie die Bestimmung, Sinnbilder von allerlei Händeln zu geben, die in des Menschen Leben vorkommen, so daß ihre Theorie ganz dem Charakter der Nürnberger Dichterschule entspricht, der bekanntlich in dem Emblematischen bestand. Zwischen Opitz und den Nürnbergern in einer Art Mitte hält sich Phil. von Zesen (1619—89) mit seinen vielen hieher schlagenden Schriften.

Der gemein-natürlichen oder plattverständigen Richtung der sächsischen Schulen gegen Ende des 17ten und im ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts entsprechen Christ. Weise (1642—1708) aus Zittau in seinem politischen ꝛc. Redner und der etwas geistvolleren Johann Andreas Fabricius (1696—1769) in seiner philosophischen Oratorie, Leipzig 1724 und seinen Regeln der geistlichen Beredsamkeit, Jena 1739. Hierauf folgte Joh. Christoph Gottscheds (1700—1766) Redekunst, Lpzg. 1728, die, wie der Verfasser überhaupt, eine ziemliche Zeit lang ein unbedingtes Ansehen behauptete.

Die Bearbeitung der Rhetorik trat hierauf ganz gegen die Theorie und Kritik der Poesie zurück und erzeugte nur spärliche Werke von einiger Selbständigkeit, die dann der herrschenden Philosophie folgten. So ist der Grundriß der Rhetorik von Johann Georg Ernst Maaß, 3te Auflage 1821, noch auf die Wolfische Philosophie gebaut; die von Georg Christoph Fülleborn (1769—1803), 4te Ausgabe von Menzel 1823, auf die Kantische. Keinem bestimmten philosophischen Systeme folgten Kaiser, in seinem Entwurfe eines Systems der geistlichen Rhetorik, Erlangen 1816; H. A. Schott aus Leipzig, in seiner Theorie der Beredsamkeit 1815—1828, 3 Theile (vorzüglich in Bezug auf geistliche); Pölitz, Gesammtgebiet der deutschen Sprache, Leipzig 1825, 4 Bände, von denen der 2te und 4te hieher gehört.

Außerdem muß man noch zu diesen Arbeiten vieles rechnen, was namentlich im 17ten, aber auch im 18ten Jahrhundert in deutschen grammatischen Werken in Bezug auf Theorie der Rede zerstreutes und einzelnes vorkommt, namentlich aber alles, was unter dem Titel von Stillehre erschienen ist, und wovon wir das wichtigste Theil I. §. 54. S. 159—168 aufgeführt haben.

Summirt man aber auch alles, so wol was bei uns als im Auslande über Stil und Redetheorie eigenthümliches erschienen ist, so entspricht es keineswegs dem mehr oder weniger dunkler oder bewußter zu Grunde liegenden Streben, diese Theorie aus ersten Gründen wahrhaft wissenschaftlich abzuleiten, und aller schriftlichen Sprachgestaltung und der Beredsamkeit insbesondre eine absolute Bestimmung anzuweisen.

Einen Versuch dazu hat der Verfasser in der gegenwärtigen Stillehre und G. C. J. Hoffmann in seiner Philosophie der Rede oder in seinen Grundlinien der Rhetorik, Stuttgart und Tübingen 1841 gemacht.

Während auf diese Weise die eigentliche neuere Rhetorik und Stillehre sich aus einem zwischen der logisch-dialektischen und zwischen der zur neuerlichen Erkenntniß gekommenen classischen Rhetorik in der Mitte liegenden Puncte ableitet und daraus entwickelt, gibt es indeß noch einen andern Verfolg, den die Bearbeitung der Rhetorik als ein Nachschuß der antiken genommen hat, und der gleichfalls zwischen den beiden angegebenen Richtungen in der Mitte liegt, sich aber nach der entgegengesetzten Seite als der eigentliche Hauptzweig hin ausbreitet.

Indem er nämlich den scholastischen Charakter der dialektischen Rhetorik eines Erasmus, Agricola und Melanchthon beibehielt, der auf die eigentliche Lehre gerichtet war; von den neueren Rhetoriken aber die Berücksichtigung des Sprachlichen mit aufnahm, entstand eine mehr für den Unterricht und für die Praxis berechnete Bearbeitung der Rhetorik, die sich daher einerseits an jene Dialektiker, andrerseits an die fortgesetzte lateinische und unphilosophische gelehrte Behandlung der Rhetorik anschließt. —

Während also jener Hauptzweig der neuen rhetorisch-stilistischen Bearbeitung im Ganzen den Charakter der Reflexion und Kritik, überhaupt aber des Theoretischen behauptete, und deshalb auch wenig Einfluß auf die Gestaltung der Beredsamkeit ausübte, erhielt sich dieser Nebenzweig in dem der Doctrin und ging bald in blos praktische Anweisungen über; während jener sich aus der blos subjectiven Betrachtung zu philosophischer Gestaltung und aus nationaler Besonderheit zu objectiver Geltung emporarbeitete, blieb dieser ganz innerhalb der antiken Beredsamkeit stehen; und während endlich jener sich nach Inhalt und Form immer mehr vervollkommnete, wurde dieser seinem Inhalte nach immer leerer und seiner Form nach immer ungenießbarer.

Es gehören nämlich hierzu eine unermeßliche Anzahl von kleineren und größeren Werken, die, so wie man sich scheut, sie aus ihrem bibliothekarischen Staube hervorzulangen, auch in der geschichtlichen Betrachtung nur in der Masse eine Bedeutung haben, und die wir daher auch nur insoweit berühren wollen.

Als nämlich durch die Reformation die Predigt als ein Hauptstück des protestantischen Gottesdienstes eingesetzt wurde, und als Gegengewicht der Jesuitenorden sich vorzugsweise der Kanzeln und Katheder in den katholischen Kirchen und Schulen bemächtigte, und sich der Beredsamkeit beflis, da konnte es nicht fehlen, daß man zum Ersatze wahrer Begeisterung allerhand praktische Mittel dafür ausbildete, und ebenso bedurften die Jesuiten als Lehrer der Beredsamkeit rhetorische Handbücher und praktische Anweisungen. Die dahin gehörigen Bücher zertheilen sich daher nach der Confession in zwei große Lager, — ein katholisches und ein protestantisches; die des ersteren sind meist lateinisch

geschrieben, die des letzteren meist deutsch; die des ersteren zertheilen sich nach Schulbüchern, die also den Begriff der Beredsamkeit nach antikem Zuschnitt schematisch umfassen und nach stofflichen Hilfsmitteln für den Kanzelvortrag oder nach Abhandlungen über einzelne Theile der Beredsamkeit; wenige umfassen die ganze Lehre von der geistlichen Beredsamkeit systematisch; die des letzteren sind ausschließlich stoffliche Unterstützungsmittel für die Bildung und Ausarbeitung von Predigten.

Was ferner die des letzteren betrifft, so vergleiche man die oben (Theil I. §. 50 Seite 147) angeführte Stelle von Leonhart Meister, wornach sie sich blos durch Anführung ihrer verschiedenen symbolischen Titel hinlänglich charakterisiren werden.

Was aber die ersteren betrifft, so wird es genug sein, wenn wir sagen, daß wir unter ihnen theils Abhandlungen über Stilcharakter, über die Figuren, über den oratorischen Numerus, über die Uebergänge und über die Synonymen; theils Analysen von Reden und Auseinanderlegung der Ideen derselben; theils Anweisungen zur Extemporalberedsamkeit; theils Sammlungen von loci communes, Oratoriae sacrae, Homiliae, Meditationes etc. finden, und man wird uns jeder Anführung im Einzelnen gern entsagen lassen.

Durch beiderlei Arten von Schriften hat sich der Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Rhetorik vollends ausgebildet, welche letztere daher wieder eine besondere Geschichte abgibt, die wir aber, da sie keine weiteren allgemeinen Betrachtungspuncte an die Hand gibt, hier fallen lassen.

Nur von den lateinisch geschriebenen rhetorischen Schulbüchern wollen wir noch erwähnen, daß noch jetzt im katholischen südlichen Deutschland dergleichen im Gebrauch sind. —

Aber auch unter den Protestanten haben sich lateinisch geschriebene, ganz im antiken Zuschnitt gehaltene Schulbücher lange Zeit erhalten, wie die Primae lineae artis oratoriae von Johann Math. Gesner (1691—1761), Jena 1753 und die Initia rhetorica von J. A. Ernesti, Leipzig 1784. In ähnlicher Weise, jedoch deutsch abgefaßt, ist das Lehrbuch der Rhetorik von Heinrich Richter, Professor in Leipzig, das noch kürzlich (1842) eine neue Auflage erlebt hat.

§. 48.

Fortsetzung.

Nichts geringeres bedurfte es als eine vorausgeschickte Uebersicht über die Geschichte der Beredsamkeit und der Rhetorik und Stilistik, um die Geschichte der Figuren- und Tropenlehre gründlich und erklärlich darzustellen.

Wie von Figuren und Tropen im engeren Sinne erst seit der Entstehung der künstlichen Beredsamkeit die Rede sein kann, haben wir oben gesehen. Wie aber von einer

Lehre derselben erst die Rede sein kann, seitdem sich eine Theorie der Beredsamkeit zu bilden angefangen hatte, ist durch sich selbst klar.

Nun ist es wahrscheinlich, daß, da die aus Sicilien nach Athen einwandernde künstliche Beredsamkeit hauptsächlich in einer beabsichtigten Zuspitzung des Gedankens unter einer gewissen Form und in einem reicherem sinnlichem Schmucke des Ausdrucks bestand, und da die sogenannten Τέχναι anfangs gewiß nur eine Zusammenstellung gewisser praktischer Maximen waren, die Theorie der Beredsamkeit überhaupt aus einer Art Figurenlehre hervorgegangen ist, und daß erst von dieser aus sich Vorschriften über die gesammten Theile einer Rede in ihrem ganzen Umfange ausgebildet haben. Dieses Wort Figurenlehre darf man aber freilich nicht in dem späteren Sinne desselben nehmen, und unter ihm eine katalogische Aufzählung und Erklärung der vor dem Bewußtsein geschiedenen Figuren verstehen, sondern vielmehr eine Anweisung zu Auffindung und Gestaltung der Gedanken unter einer gewissen Form einem bestimmten Zwecke gegenüber. Es spielt also hier offenbar der weitere Begriff von Figur, unter dem wir eine bestimmte Gestaltung der Rede und aller ihrer Theile überhaupt verstanden haben, mit in den herein, den wir hier antreffen, oder vielmehr: der engere hat sich von dem weiteren gar noch nicht gesondert.

Von jenem berühmten Gorgias aus Leontium, der 427 in Athen auftrat und so großes Aufsehen machte, ist bekannt, wie er hauptsächlich dem Gedanken diejenige Form zu geben suchte, durch welche die Sätze in einem symmetrischen Verhältnisse zu einander erscheinen und einen prosaischen Rhythmus statt des poetischen bilden, — was wiederum ohne Wahrnehmung und Anwendung des Gegensätzlichen nicht geschehen konnte. Daher sein häufiger Gebrauch der Antithesis, Parisosis, Paromoiosis, der Isokola ꝛc. Gerade diese Figuren aber haben es mehr mit dem Bau des Gedankens als mit dem Ausdruck zu thun und wenn er daher weniger Fleiß auf den Inhalt des Ganzen und auf den Bau desselben als eines solchen verwandte und durch die künstliche Gestaltung der Einzelheiten gefangen zu nehmen suchte, so finden wir eben hierin eine gewisse Nothwendigkeit für die Annahme, daß die Anfänge der Theorie eine Art Figurenlehre gewesen sind, aber, in einem etwas andern Sinne als wir später darunter verstehen. Es war nämlich nicht eine solche, unter der man Vorschriften über den gesammten Bau der Rede begreifen kann, — denn dazu war die Theorie noch nicht weit genug fortgeschritten; es war aber noch weniger eine bloße Aufzählung und Erklärung der Figuren, und entbehrte daher auch dieses besonderen Namens. Schon die Alten unterscheiden daher von diesen seinen genannten Lieblingsfiguren, die mehr den Bau des Gedankens angehen, seinen häufigen Gebrauch kühner Metaphern und andrer Figuren, wie der Homoioteleuta, der Paronomasie, der Parachesis ꝛc., die der bloßen Diction angehören und klagten ihn in dieser Beziehung des Schwulstes an, so daß γοργιάζειν bald gleichbedeutend mit schwülstig reden wurde.

Als nun aber die Technik in ihrer weiteren Ausbildung immer mehr die einzelnen Theile der Rede und die verschiedenen Seiten und Momente der Darstellung unterschied, und so zu einer Redelehre in umfassenderem Sinne wurde, so ließ man den Begriff des Figürlichen (σχηματισμός) für alle auf den Bau des Ganzen und einzelner Theile sich beziehenden Vorschriften fallen, oder gebrauchte ihn wenigstens nicht stetig, hielt ihn dagegen für das fest, was sich auf die prägnante Darstellung der Einzelheiten bezog, und legte so den Grund eines Unterschieds zwischen Figur im engeren und weiteren Sinne, wenn gleich, wie gesagt, die Alten sich dieses Unterschieds schwerlich bewußt worden sind, — weshalb sie ihn auch nicht festhielten.

Wohl aber mußte man bald in dieser prägnanten Darstellung von Einzelheiten unterscheiden, ob diese blos in dem Körperlichen und Lautlichen der Worte oder in dem Verhältnisse der Vorstellung zu dem Ausdrucke eines Begriffs oder Gedankens lag, und somit zu dem Unterschiede der Wort- und Gedankenfiguren kommen, unter welchen letzteren man die Tropen auch mit begriff.

Denken wir uns nun den Umfang der Rhetorik vollständig, und die Figur in ihrem engeren Sinne gefaßt, so mußte eine Lehre darüber nothwendig ein integrirender Theil der Lehre vom sprachlichen Ausdrucke oder der λέξις (auch ἑρμηνεία genannt) werden und konnte nur auf eine sehr mäßige Berücksichtigung Anspruch machen, — wenigstens so lange das wissenschaftliche Bewußtsein der Rhetorik und die hohe sittliche Bedeutung der Beredsamkeit noch lebendig war.

Daher finden wir denn vor Aristoteles keine Spuren besonderer Abhandlungen über die Figuren im engeren Sinne, und wenn Einige eine solche namentliche περὶ τῶν τῆς διανοίας σχημάτων dem Theodor v. Byzanz zuschreiben wollen, so möchten wir schon von diesem allgemeinen Grunde aus dagegen streiten.

Wenn wir daher auch, wie wir oben (§. 43 ff.) sahen, noch die Spuren auffinden wie sich die vollständige Rhetorik allmählig ausbildete, indem der eine Redner diesem, der andre einem andern Theile der Rede oder einer Stil- und Redegattung besonderen Fleiß zuwandte und hiervon technische Regeln abstrahirte, so haben wir doch, da alle Artes bis auf die **Rhetorica ad Alexandrum** vor Aristoteles verloren gegangen sind, keine Spuren, wie sich die Figurenlehre gebildet habe, und wir müssen uns mit der Anschauung begnügen, die die beiden gedachten Rhetoriken uns geben.

Die dem Anaximenes aus Lampsakus (s. §. 47.) zuzuschreibende ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον enthält allerdings einiges über die Figuren, und z. B. besondere Kapitel über die Palillogie, die Ironie, über die Antithese, die Parisosis, Paromoiosis ꝛc. und ein kurzes Kapitel περὶ τρόπων ὀνομάτων, worunter ungefähr das begriffen wird, was wir grammatische- und Wortfiguren genannt haben: aber sie ist noch weit entfernt, den Begriff des Figürlichen und Tropischen als etwas für sich bestehendes und bedeutungsvolles aufzufassen.

19 *

Aehnlich ist es bei Aristoteles selbst, der, im 3ten Buche seiner Rhetorik vom 1ten bis 11ten Kapitel von der λέξις handelnd, namentlich über die Metapher und das Bild und den geziemenden Gebrauch von beiden spricht, aber weit von irgend einer systematisirenden Zusammenstellung des Tropischen und Figürlichen entfernt ist. Mehr könnte man dies allenfalls von dem 21sten Kapitel seiner Poetik sagen, in welchem er unter dem Titel περὶ ὀνόματος ganz kurz und summirend das Figürliche bestreift (ἅπαν δὲ ὄνομά ἐστιν ἢ κύριον ἢ γλῶττα (ungewöhnlicher Ausdruck) ἢ μεταφορὰ ἢ κόσμος ἢ πεποιημένον ἢ ἐπεκτεταμένον ἢ ὑφῃρημένον ἢ ἐξηλλαττομένον).

Eine einzige Stelle bei dem späteren Sophisten Phöbammon in seiner Abhandlung περὶ σχημάτων ῥητορικῶν, in der er die Definitionen einiger früheren Techniker über das σχῆμα recensirt, und in der er auch den Zoilus erwähnt, könnte, wenn dieser Zoilus wirklich der Lehrer des Anaximenes und nicht der spätere war, der den Homer kritisch behandelte (was allerdings nicht wahrscheinlich ist), beweisen, daß man die Figurenlehre auch vor Aristoteles und Anaximenes etwas objectiver und selbstständiger behandelte, — worauf zum mindesten das hinweist, daß er ihnen eine begriffsmäßige Bestimmung gegeben hat (σχῆμά ἐστιν ἕτερον μὲν προσποιεῖσθαι, ἕτερον δὲ λέγειν). Und allerdings ist diese Definition etwas auffallend und von den späteren sehr abweichend (weshalb ihn auch Phöbammon zurechtweist), und verräth wenigstens noch keine umsichtige Erfassung des Gegenstandes.

Gerade dieser Umstand aber, daß in den beiden geistreichsten und wissenschaftlichen Rhetoriken des Alterthums den Figuren im engeren Sinne keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, entspricht der Periode, in der auch die größten Redner des griechischen Alterthums in einem kurzen Zeitraum neben und nach einander lebten. Denn unmöglich kann eine wahrhaft wissenschaftliche Rhetorik und eine wahre Beredsamkeit auf diesen Gegenstand einen großen Nachdruck legen, der sich gewissermaßen, wenn die höheren Forderungen erfüllt werden, von selbst findet. Dagegen ist die ganze Einrichtung der beiden gedachten Rhetoriken von der Art, daß sie den Figurenbegriff im allgemeinen Sinne, wenn auch nicht im Einzelnen, geben, wie es später Hermogenes that, wohl aber daß sie die allgemeinsten Linien dazu ziehen.

So wie aber die Beredsamkeit in der Bildung der asiatischen und rhodischen Schule rc. schon wieder sank, und die Richtung zu dem Geschmückten, Ueberhobenen und Blumigen nahm, da mußte auch, wie bei Gorgias, das Figürliche und Tropische eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und so wie man nun in der Rhetorik einzelne Theile einer besonderen Bearbeitung unterwarf, theils indem man sie mehr für praktische Zwecke einrichtete, theils indem man eine speciellere Betrachtung an sie heranlegte, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Figurenlehre im engeren Sinne eine solche erfuhr, und daß sie immer häufiger Gegenstand besonderer Darstellungen wurde.

Bei dem Mangel an bestimmten Nachrichten über die Beschaffenheit der technischen

Werke und bei dem Verluste dieser selbst läßt sich indeß nicht nachweisen, wie sich die fragliche Lehre von Aristoteles ab allmählig weiter ausgebildet hat. Vielmehr werden wir gleich in die Zeit des Augustus versetzt, in der theils (vor und nach derselben) griechische Techniker in Rom lebten, theils der Connex zwischen der griechischen und römischen Beredsamkeit überhaupt schon in vollem Flusse war.

Hier treffen wir zuerst auf den Dionysius von Halikarnaß (s. o.), der in seiner durchaus ästhetisch-kritischen und reflectirenden Ars auch in zwei darin befindlichen Abhandlungen nicht sowol über die Figuren selbst als vielmehr über das Figürliche in der rednerischen und dichterischen Darstellung überhaupt in der Weise handelt, die alle seine Schriften charakterisirt. Er läßt sich daher (wie dies überhaupt keiner der alten Schriftsteller thut) weder auf theoretische Erklärung dieser Erscheinung ein, noch gibt er das Stoffliche dieser Lehre, sondern er geht vielmehr ästhetisch-kritisirend eine Anzahl von rednerischen und dichterischen Stellen in dieser Beziehung durch, — wobei er aber Figur auch im weiteren Sinne des Worts gebraucht, und überhaupt jedes Gedankenschema darunter versteht, — was, unsres Erachtens nach, vorzüglich merkwürdig ist. Er legt nämlich die Idee irgend einer Stelle auseinander, und gibt die bestimmten Verhältnisse an, unter denen sie zur Darstellung gekommen ist.

Von andrer Art sind die verloren gegangenen Abhandlungen des Cäcilius Siculus aus Kalacte, eines Vertrauten des Dionysius; des Appolonius Molon, Rhetors aus Rhodus, und als Lehrer Cicero's bekannt; des sogenannten jüngeren Gorgias und des Hermagoras aus Temenos, eines Schülers des Theodor v. Gadaris über die Figuren gewesen, — wie wir wenigstens aus den Titeln, Nachrichten und den Bruchstücken schließen können, die uns davon zugekommen sind. Hiernach ist es fast mehr als wahrscheinlich, daß sie dieselbe Einrichtung gehabt haben, wie andere vollständig auf uns gekommene Abhandlungen dieser Art und wie die des **Rutilius Lupus** (s. u.), von dem wir ausdrücklich wissen, daß er die Schrift des Gorgias benutzt hat. Es werden nämlich die Figuren und Tropen als etwas empirisch gegebenes ohne weiteres definirt, die verschiedenen Arten aufgezählt, und gleichfalls mit Definitionen umschrieben und mit Beispielen aus den Rednern und Dichtern erläutert. Weiter kommt kein alter Schriftsteller mit diesem Stoffe. Nur Hermagoras möchte vielleicht von der besagten Einrichtung etwas abgewichen sein, wenigstens heißt es von ihm, daß er in dieser seiner Abhandlung den praktischen Gesichtspunct aus den Augen verloren habe.

Auch von Dio aus Prusium, der wegen seiner Beredsamkeit den Ehrennamen Chrysostomus erhielt, schrieb eine Rede *περὶ τοῦ σχήματος* (**Fabr. bibl. gr. tom. V.**), deren Verlust wir bedauern müssen. Er lebte unter Domitian, Nerva und Trajan.

Noch müssen wir einer Abhandlung eines gewissen Tryphon, der unter Augustus gelebt haben soll, erwähnen, die *περὶ τρόπων* überschrieben ist (bei Walz, **rhet. graeci, vol. VIII.** S. 728—760). Sie ist uns deshalb bemerkenswerth, weil sie unter dem

Namen Tropen auch alle Figuren begreift. Diese Tropen theilt er aber in poetische oder grammatische (worunter die wirklichen Tropen) und in Tropen der Rede (τῆς φράσεως), welches unsre gewöhnlichen Figuren sind. Grammatisch aber nennt er jene Tropen, weil die Grammatiker in der Untersuchung über den eigentlichen und uneigentlichen Ausdruck der Dichter solche Redeweisen als ihnen vorzüglich eigen erklären (τούτους δὲ ποιητικοὺς καλοῦσιν, ἐπεὶ κατά γε τὸ πλεῖστον ἡ τούτων χρῆσις παρὰ ποιηταῖς, καὶ ὅτι τούτοις οἱ γραμματικοὶ χρῶνται, ἐξηγούμενοι τὰ κυρίως ἢ τροπικῶς τοῖς ποιηταῖς εἰρημένα).

Bei diesen Abhandlungen über die eigentlichen Figuren, welche, wie wir gesehen haben, das Gewicht bekunden, das man auf diesen für die wahre Beredsamkeit doch sehr zweifelhaften und täuschenden Gegenstand legte, darf man indeß nicht aus dem Auge lassen, was man für das Figürliche im eigentlichen Sinne that. Hierhin rechnen wir vor allen die meisten der oben angegebenen Schriften des Hermogenes aus Tarsus, der unter M. Aurelius lebte. Denn gerade seine Hauptwerke über die Ideen und über die Erfindungen sind doch eigentlich weiter nichts als concretere und empirische Bestimmungen und allgemeine Vorbilder stilistischer und rednerischer Besonderheiten, d. h. unter eine Einheit gefaßte bestimmte oder figürliche Begränzungen. Ebenso schrieb Rufus aus Perinth, vielleicht derselbe Sophist, von dem wir auch eine kurze schematisirende Τέχνη (bei Walz, vol. III. S. 447—460) besitzen, eine verloren gegangene Abhandlung περὶ τὰς ἐσχηματισμένας τῶν ὑποθέσεων, und Apsines aus Gadaris eine ähnliche, freilich wenig besagende περὶ τῶν ἐσχηματισμένων προβλημάτων (bei Walz, vol. IX. S. 534—542), nachdem er auch in seiner Rhetorik ein Kapitel περὶ ἐσχηματισμένων προοιμίων (cap. 3) aufgestellt hat.

In diesen Arbeiten zeigte sich, wie wir oben im Zusammenhange sahen, gewissermaßen die letzte eigenthümliche Productionskraft der Griechen in Hinsicht auf die Rhetorik, neben welchen und noch mehr nach welchen die Abhandlungen über die eigentlichen Figuren, wie von Alexander Numenius, nach welchem Aquila Romanus (s. u.) seine gleichnamige Schrift ausarbeitete und Phöbammon, der zu Synesius Zeiten (410, p. Ch.) gelebt haben soll, so wie von Tiberius (Walz, vol. VIII. S. 527—577.) fortdauerten und immer häufiger wurden.

Solche Schriften, von denen sehr viele keinen Namen ihrer Verfasser führen, begleiten uns bis an den letzten Ausgang der griechischen Litteratur im 14ten und 15ten Jahrhundert. Es ist von ihnen allen aber weiter nichts zu sagen, als daß sie das frühere nur compendiöser zusammenfassen, und darauf aufmerksam zu machen, wie, nachdem das figürliche Element überhaupt durch die vordringende Subjectivität und das Christenthum zurückgedrängt war, die dadurch herbeigeführte Herrschaft des Tropischen sich auch darin zeigt, wie theils das wirkliche Tropische nun mehr bearbeitet wird, theils das Figürliche auch in diese Benennung mit hineingezogen wird, so daß die betreffenden Abhandlungen

nicht mehr περὶ σχημάτων sondern περὶ τρόπων überschrieben sind, und von denen wir beispielsweise nur die des Georgius Chöroboskus, des Cocondrius und Gregorius Corinthius nennen, die alle den spätesten Jahrhunderten angehören.

§. 49.

Fortsetzung.

Ganz so wie sich die Geschichte der römischen Rhetorik zu der griechischen verhält, verhält sich auch die technische Behandlung der Figuren.

Cicero, der erste erwähnenswerthe Techniker, ist dem ganzen Charakter seiner rhetorischen Schriften nach, figürlich im allgemeineren Sinne: aber auch den Figuren im besonderen Sinne widmet er eine seiner Ansicht von der Rhetorik und Beredsamkeit entsprechende Aufmerksamkeit (de Oratore III. 38—43, namentlich aber 53—54; Orator, 27, 39 und 40), indem er bei der Lehre von der sprachlichen Darstellung ihnen ihre Stelle als Mittel des rednerischen Schmuckes (lumina) anweis't. Das, was er darüber sagt, ist weit entfernt von irgend einem schulmäßigen oder systematischen Vortrage wie seine besseren technischen Schriften überhaupt. Dennoch muß er, der die Vorzüge der rhodischen und athenischen Beredsamkeit mit denen der römischen vereinigen will, offenbar einen größeren Werth auf die Figuren legen als Aristoteles, den wir ihm oben gegenüberstellten.

Wenn Cicero in Hinsicht auf die Figurenlehre nichts Originales zeigt, sondern auch hier in seinem vermittelnden Charakter erscheint, aber zugleich auch die praktische Richtung des Römers nicht verläugnet, indem er nicht sowol von den Figuren an sich als vielmehr von der Art ihres Gebrauchs spricht, so können wir noch weniger von andern römischen Technikern etwas Originales darüber erwarten. Als diese daher in dem ganz analogen Gange mit den griechischen auf besondere Abhandlungen über diesen Gegenstand geführt wurden, konnte es nicht fehlen, daß sie zu den entsprechenden griechischen griffen.

Die erste Schrift dieser Art, von der wir Nachricht haben, und die einen gewissen unter Tiberius lebenden Rutilius Lupus zum Verfasser hat (de figuris sententiarum et elocutionis libri III.), ist daher nichts als eine verkürzte Uebertragung der vier Bücher des vorhin genannten jüngeren Gorgias über diesen Gegenstand, und hat daher auch die dort näher beschriebene Einrichtung. Sie ist uns übrigens nicht einmal in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, hat aber wegen der in gutes Latein übertragenen Stellen meist verloren gegangener griechischer Schriften für uns einen relativen Werth. Auch Cornelius Celsus und ein gewisser Visellius, den Quinctilian (instit. orat. IX., 2, 101) einen non negligens auctor nennt, hatten über die Figuren geschrieben, jedoch nur der letztere wahrscheinlich in einer besonderen Schrift; der erstere nur insofern diese Lehre seiner Rhetorik integrirte, die selbst nur ein Theil seines großen encyclopädischen Werkes war, von dem wir nur noch die acht Bücher de medicina besitzen.

Quinctilian behandelte die fragliche Lehre (lib. VIII. und IX.) dem Zwecke sein[es]
Werkes gemäß praktisch, aber, den sonstigen Charakter desselben entsprechend, auch zugle[ich]
historisch-kritisch. Daher ist er für die modernen Rhetoriker vorzüglich belehrend [und]
brauchbar und sie haben sich meist auch an ihn angelehnt.

Von späteren Arbeiten über diesen Gegenstand haben wir nur die des Aquila R[o-]
manus und des Julius Rufinianus de fig. sent. et. elocut. libri II. Die Schrift [des]
Aquila ist ein Auszug aus des vorhin genannten Alexander Numenius Schrift περὶ
τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως σχημάτων mit Unterlegung lateinischer Beispiele und Ju[lius]
Rufinianus bezeichnet sein Buch selbst nur als Supplement des vorigen.

Nach der Natur der späteren römischen Beredsamkeit und Rhetorik konnte aber [auch]
für das Figürliche im weiteren Sinne nichts weiter geleistet werden. Wir werden [so]
gleich in die Zeiten hingewiesen, in denen man die rhetorische Wissenschaft in schemati[sche]
Auszüge brachte, die nachher dem Mittelalter als einzige Hilfsmittel dienten, [und in]
welchen denn auch die Figurenlehre ihre kleine Stelle einnahm, die sie da haben kon[nte].
Dieses Schematische kam aber keineswegs etwa dem Figürlichen im weiteren Sin[ne zu]
gute, weil es eben nur die äußersten Abstractionen der rhetorischen Empirie enth[ielt].
Ein Fortschritt darin hätte aber vielmehr in individuelleren Bestimmungen der Erfin[dung]
und der Composition des Stoffes liegen müssen.

In den scholis rhetoricis des Curius Fortunatus (bei Pithoëus) heißt es, um [ein]
Beispiel zu geben, wie die ganze Lehre zusammengedrängt war, ganz kurz so: „Gen[era]
figurarum tria sunt: λέξεως, λόγου, διανοίας. Figurae λέξεως in singulis verbis fi[unt],
figurae λόγου vero in elocutionis compositione, quae pluribus modis fiunt; figu[rae]
διανοίας autem in sensibus, quibus etiam sive elocutionem mutaveris aut verbor[um]
ordinem inverteris, eaedem tamen figurae permanent, verum utraque λέξεως [et]
λόγου non ita. Opera figurarum sunt, ut augeas, abjicias, probes, ornes oratio[-]
nem.“ — Das ist die ganze Lehre.

Der Presbyter Beda im 8ten Jahrhundert schrieb indeß ein Schriftchen de sche[-]
matibus et tropis, das freilich nichts als wiederum ein Auszug aus den mehrerwähn[-]
ten Schulbüchern des Mittelalters (Isidorus, Marcianus Capella) war, und die[se]
Lehre auf die Bibel anwandte. Er beschwert sich in der Vorrede darüber, daß sich di[e]
Griechen zu Erfindern der Tropen und Figuren machen wollten, und fährt fort: Placu[it]
mihi collectis de ipsa sacra scriptura exemplis ostendere, quia nihil hujus mod[i]
schematum sive troporum valent praetendere aliis saeculis eloquentiae magistr[i],
quae non illa praecesserit.

Uebrigens ist allerdings wol bemerkenswerth, daß, wo die Lehre in der Rhetori[k]
über das bloße Auswendiglernen der Definitionen hinausging, sie hauptsächlich in Auf[-]
suchung der Tropen und Figuren in der Bibel und in den sonst gelesenen Schrift[-]
stellern bestand.

So gelangte diese Lehre, ohne daß etwas für sie gethan werden konnte, bis in die scholastischen Zeiten, in denen die Rhetorik fast ganz zu verschwinden drohte, — aus welchem Verfalle sie sich erst durch die Opposition gegen die Scholastik und durch das erneuerte Studium der alten Classiker wieder erholen konnte.

Warum indeß die Figurenlehre in Verhältniß zu der der andern Bestandtheile der Rede ein solches Uebergewicht behauptete, und warum die ganze Praxis des rhetorischen Unterrichts sich auf ein Aufsuchen der Tropen und Figuren in den gelesenen Schriftstellern beschränkte: — dies begreift sich daran, daß die Erklärungskunst hier zunächst ihre Aufgabe finden mußte, durch den uneigentlichen Ausdruck zum eigentlichen vorzudringen und daß es für den damaligen einfachen Verstand ein gewisser Reiz sein mußte, sich in solchen leichten Aufgaben zu üben; auch war es ja der einzige Gegenstand, in welchem Lehre und Anwendung bei einander lagen. Zweitens aber ist der moderne Geist im Gegensatze gegen den antiken, wie wir gesehen haben, dem tropischen Ausdrucke vorzugsweise zugeneigt; unter den Figuren sind aber hier immer fast nur die wichtigsten Tropen zu verstehen, und so heftete sich auch das Bewußtsein vorzugsweise auf das, was schon dem unbewußten Thun vorwiegend eigen war. Auch Hegel erkennt dies an einer Stelle seiner Aesthetik an, in welcher er sagt, daß das Uebergewicht des metaphorischen Ausdrucks weniger den poetischen von dem prosaischen Stile als vielmehr den modernen von dem antiken scheide. Drittens aber herrscht eine vorzüglichere Aufmerksamkeit auf Figur und Trope und man hat ein größeres praktisches Bedürfniß nach ihr in allen denen Zeiten, wo sich wahre Beredsamkeit, den Umständen nach, nicht erzeugen kann, gleichwol aber, von irgend einer Seite her getrieben, dennoch Beredsamkeit erscheint. Daher schreibt man im Alterthume dann am ausführlichsten über die Figuren und Tropen, als die gute Zeit der Beredsamkeit schon dahin ist und einseitige und subjective Zwecke sich geltend machen; und eben so gibt man in der modernen Beredsamkeit so viel darauf, um damit die Abstraction zwischen der Idee und der Unmittelbarkeit des gegebenen concreten Falles, die, wie wir wissen, zur wahren Eloquenz nothwendig ist, oder auch eine mögliche Unaufrichtigkeit der rednerischen Bewegung zu verdecken. Wir sagen nicht, daß ein solcher Gebrauch der Figuren und Tropen für den Redner, vorzüglich den geistlichen, ein zu jenem Zwecke bewußter sei, sondern nur, daß er durch jene Abstraction auf der einen und durch seine Tendenz, sich rednerisch zu äußern, auf der andern Seite mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit darauf hingewiesen werde.

Diese Bemerkungen, hinzugenommen zu denen, welche sich uns aus der vorhin aufgestellten Geschichte der Rhetorik überhaupt ergaben, werden sich uns auch als der leitende Erklärer für die sich in viele Kanäle zertheilende, und in ihrem Hauptgange dadurch schwieriger zu verfolgende Geschichte der Lehre der Figuren und Tropen in der neueren und neuesten Zeit mit einer gewissen Sicherheit darbieten und uns dieselbe in einem ununterbrochenen Zusammenhange verfolgen lassen.

Sahen wir nun, daß eine Wiederbelebung der Rhetorik theils von der ausgehenden Scholastik, theils von dem erneuten Studium der alten Classiker ausging und aus dem Zusammentreffen dieser beiden Puncte sich drei Wege für die Bearbeitung der Rhetorik mit Einschluß der Stilistik und Poetik so wie der philosophischen Betrachtung des Sprachlichen überhaupt eröffneten, so vermögen wir auch drei verschiedene Arten der Behandlung der Figuren- und Tropenlehre zu unterscheiden, von denen die eine und die andere in ihrem weiteren Verfolge sich wiederum weiter zertheilten.

Die erste können wir die philologische oder litterarhistorische nennen, die sich hauptsächlich mit der Aufsuchung und Zusammenstellung alles dessen beschäftigt, was die alten Rhetoriker über diesen Gegenstand geschrieben haben.

Da aber dieser Figuren und Tropen sehr viele sind, und die alten Benennungen und Bestimmungen auf das vielfachste und oft sehr wesentlich von einander abweichen, und endlich der dahin gehörige Stoff häufig auch zerstreut auseinanderliegt, so ist eine solche Arbeit eine äußerst beschwerliche, ja, wenn man eine äußerste historische und philologisch-rhetorische Genauigkeit dabei anwenden will, eine unermeßliche. Zu der Mühseligkeit einer solchen vollständig erschöpfenden Arbeit tritt andrerseits der Gedanke, daß eine solche am Ende doch der Mühe nicht lohnt, und wenn daher die derartigen Leistungen nicht allen möglichen dahin gehörigen Stoff zusammengetragen und gesichtet haben, und wenn sie keine selbstständigen Untersuchungen über den Gegenstand an sich, sondern nur das in einer gewissen Ordnung geben, was die Alten darüber gesagt haben, so dürfen wir diese Männer deshalb nicht anklagen, sondern müssen ihre mühseligen Leistungen, zu denen sich unsre Zeit wol schwerlich verstehen würde, dankbar anerkennen. Denn zum mindesten sind sie mehr als hinlänglich, um nun weiteren und selbstständigen Untersuchungen zur sicheren Grundlage zu dienen. Wir nennen in diesen Beziehungen nur Franz Robortello (1516—67), der in seinen rhetorischen Werken de rhetorica facultate und de artificio orationis hauptsächlich von den Figuren und dem Unterschiede der rednerischen und poetischen Diction handelte. Er verfaßte auch einen Katalog aller Figuren aus allen griechischen und römischen Schriftstellern und führte sie nach den Gemüthsbewegungen auf gewisse Eintheilungen zurück. Ferner Gerh. Joh. Voß, der in seinem beinahe tausend Quartseiten haltenden Werke (s. o.), nach der Ausgabe v. Leiden 1643, gerade ein Drittel zur Abhandlung über die Figuren und Tropen verwendete. Aus demselben haben fast alle nachfolgenden Schriftsteller über diesen Gegenstand geschöpft.

Warum aber diese beiden Philologen so wie alle andre in diese Kategorie gehörenden Rhetoriker der Figurenlehre ein so großes Uebergewicht über den andern betreffenden Stoff geben, — dies erklärt sich ebenfalls wie früher aus der Stellung, welche die Beredsamkeit der Zeit ihrer Idee gegenüber einnahm und aus den unrichtigen Vorstellungen, die man sich von ihr machte; ja noch immer sind dieselben, wie wir oben bereits bemerkten, aus den Köpfen vieler Philologen und Schulmänner nicht ganz verschwunden. Dem-

das Specifische der Beredsamkeit liegt durchaus darin, daß die Rede um einen besonderen Fall sich bewege, der die Zuhörer auch im besonderen und nicht blos in allgemein menschlicher Weise bewege, widrigenfalls die Rede in das Specifische der Lehre übergeht. Indem aber durch die Verwechselung dieser beiden Tendenzen eine Abstraction entsteht, so will sie der Redner in einem Gefühle davon durch die Macht der Darstellung ausgleichen und geräth so in den Fehler, auf diese äußeren Mittel des Figürlichen und Tropischen einen größeren Werth zu legen als demselben dem Inhalte gegenüber eingeräumt werden darf. Und dies spiegelt sich denn nun auch in der Theorie ab.

Der andre Weg zur Ausbildung der Figuren- und Tropenlehre, den wir den sprachphilosophischen nennen müssen, indem die dahin schlagenden Arbeiten in der That entweder mehr sprachlicher oder mehr philosophischer Natur waren, knüpft sich einestheils an die mit der Dialektik, andrerseits an die mit der lateinischen Grammatik in Verbindung gesetzte und das eigne Nachdenken über die Spracherscheinungen erweckende Rhetorik, und entspricht daher den vorhin näherbezeichneten nationalen Arbeiten über diese Wissenschaft.

Da aber, wie wir wissen, diese selbständigeren Arbeiten sich vorzugsweise auf das Sprachliche und Stilistische werfen, und von hier aus auch die Betrachtung des Poetischen mit in sich hineinziehen, aus dem sich später die Aesthetik absondert und entwickelt, so ist es ganz begreiflich, wie erstens die Figurenlehre außer in der eigentlichen Rhetorik selbst in der Grammatik erscheint (wie dies auch schon früher oft der Fall gewesen war), und wie man häufig unter den Figuren nur die grammatischen verstand und berücksichtigte; zweitens wie sie eben sowol in der Stilistik als in der Poetik und der späteren Aesthetik mit bearbeitet wird, und dies alles noch bis auf unsre Tage.

In allen diesen Arbeiten suchte man nun das Wesen der Figur und Trope mehr oder weniger unabhängig von den Alten zu erforschen. Aber entweder brachte man die Sache wenigstens nicht weiter, oder man verlor sich in bloße Reflexionen und subjective Willkürlichkeiten, und einzelne geistreiche Gedanken und Wahrheiten darüber konnten eine philosophisch-zusammenhängende Erkenntniß nicht herbeiführen. Ja, nicht selten wurde die Sache nach verwirrender und dunkler, und man sah sich genöthigt, seinen Halt wieder bei den Alten zu suchen.

Ueberhaupt aber legt diese Kategorie der Figurenlehre nicht den Werth auf die Figur als die beiden andern, und zwar wiederum ganz analog ihrem Streben, auf ein tieferes Princip der Beredsamkeit und Rhetorik zu kommen. Daß hierbei aber der praktische Einfluß solcher Arbeiten nur sehr gering sein konnte, ergibt sich von selbst.

In allen den vorhin unter der Rubrik der sprach-philosophischen aufgeführten Rhetoriken, inclusive der ihnen zur Seite laufenden Poetiken und Stilistiken ꝛc. ist also von den Figuren gehandelt, und wir führen nur einige Werke noch besonders an, in denen dies vorzugsweise der Fall ist.

So in Gracians angeführter Agudeza y arte de ingenio im 17ten Jahrhundert; in der Rhetorique françoise des Renatus Bary, des königl. Historiographen, Amsterd. 1669; in Rollin's manière d'enseigner et d'etudier les belles-lettres; ferner bei *Batteux*, *Condillac*, *Dumarsais*, der eine besondere Abhandlung über die Tropen und über die Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre schrieb; in England bei Heinr. *Home*, *Hugh Blair*; in Italien bei Vida, Bonesana Beccaria; in Deutschland bei August Buchner, der vorzüglich die grammatischen Figuren im Sinne hatte und bei allen andern bis auf Adelung, der im ersten Theile seiner Stillehre von S. 273–50[illegible] von diesem Gegenstand handelt.

Manche, wie Batteux, waren der Sache ganz nahe; denn er versteht unter Fig[uren] „eine gewisse symmetrische Anordnung der Theile einer oratorischen Redensart oder a[uch] vieler Redensarten untereinander oder eine Art von regelmäßiger Configuration, wel[che] den Figuren gleicht, die aus der Stellung einiger Linien entstehen, woraus ein Triang[el,] Quadrat und dergleichen werden." Der gute Adelung schlägt freilich die Hände üb[er] dem Kopfe über diese Definition zusammen, und nennt sie den unrichtigsten und wide[r]sinnigsten Begriff, den man davon haben könne. Aber man konnte, wie gesagt, mit solch[en] einzelnen Entdeckungen und Begriffen nichts weiter anfangen, weil sie nicht zusamme[n]hingen mit einer absoluten Erkenntniß des Sprachzweckes und der Sprachentstehun[g.] Auch daß in den Aesthetiken, vorzüglich einigen neueren, wie in Hegels, die wichtigst[en] Tropen sehr schön erklärt und die am nächsten verwandten in feinen Unterschieden au[s]einandergehalten werden, konnte die Theorie im ganzen nicht weiter fördern. Denn [es] kam nicht sowol darauf an, die Begriffe der einzelnen Tropen und Figuren für sich [zu] bestimmen, als vielmehr eine zusammenhängende Erklärung dieser sprachlichen Erscheinu[ngen] in ihrer Gesammtheit zu geben; es kam nicht sowol darauf an, das Daß und d[as] Wie als vielmehr das Warum zu bestimmen und zu erklären: denn was die beid[en] ersten Fragen betrifft, so könnte man sich recht gut mit dem begnügen, was die Al[ten] darüber gegeben haben. Es half daher auch nicht, wenn höchst treffende Bemerkung[en] namentlich über Tropisches, von unsern geistreichsten Schriftstellern als Herder, Je[an] Paul, Göthe ꝛc. hingeworfen wurden: das dunkle Streben ist seit der erwachend[en] Speculation in Deutschland immer auf eine absolute Erkenntniß auch dieses anscheine[nd] geringfügigen Gegenstandes gerichtet gewesen, und man hat das darüber Gewonne[ne] gleichsam nur nicht auf sein Centrum gerichtet, um zu wirklichen Resultaten fo[rt]zuschreiten.

Noch weniger konnte auf dem dritten Wege etwas geleistet werden, den wir d[en] scholastischen nennen können, und welcher darauf gerichtet ist, das hauptsächlich du[rch] die Wiedererneuerung der alten Rhetorik Gewonnene praktisch zu machen. Er trifft d[ie]jenige Kategorie der neueren Rhetorik, die, katholischer Seits hauptsächlich von den Jesuiten, protestantischer Seits von den protestantischen Geistlichen vertreten wird.

Ganz und gar entspricht es aber der Ansicht und Stellung der Jesuiten zur Beredsamkeit, daß sie die Figurenlehre aus den mehrbesagten Gründen hervorheben, und daher haben sie namhaftes hierin als gethan nachzuweisen. Diese Art der Behandlung knüpft sich übrigens nothwendig an die Grammatik, und daher haben wir schon aus dem 15ten Jahrhundert ein Werk aufzuweisen: **Graecismus, seu de figuris deque octo partibus orationis. Lyon 1490**, in welchem die Figurenlehre mit der Grammatik, hier einer versificirten, geradezu verbunden ist. Daher behandeln die Schriften der Jesuiten ***Edmund Richerius***, **de figurarum arte et causis eloquentiae. Paris 1605**; und des ***Joh. Brenzius*** **libri de figuris, Argent. 1606** fast nur die grammatischen. Weniger ist dies der Fall in ***Martin de Cygne's*** **explanatio rhetorica. Colon. 1670**, die eine Analysis der Ciceronianischen Reden nach Theilen, Enthymemen, Perioden und Figuren enthält, und in ***Franz Pomey's*** **novus Rhetoricae Candidatus altero se candidior. Monachii 1672. 12.** Weniger wurde in Beziehung auf die fragliche Lehre von den protestantischen Geistlichen geleistet, die mit ihren oratorischen Anweisungen ganz im Stofflichen untergingen, während von katholischen Priestern Süddeutschlands noch bis auf die jüngsten Tage Abhandlungen, namentlich über die Tropen und deren rhetorischen Gebrauch nicht ganz ausgegangen sind.

Wenn aber auch später diese ganz versunkene protestantische scholastische Rhetorik oder Oratorie später in die Hände philologisch gründlicher gebildeter Schulmänner kam und eine vernünftigere Gestalt annahm, indem man die früheren antiquarischen Forschungen besser benutzte, und somit eine Verbindung mit der vorhin genannten philologischen Rhetorik zu stande brachte, und nicht minder auch das aus der eigentlichen neueren Rhetorik und Stilistik gewonnene nicht unberücksichtigt ließ, während sich andrerseits eine gleichfalls vernünftigere und wissenschaftlichere geistliche Rhetorik bildete, so beschränken sich doch die Verdienste aller solcher Werke auf eine zweckmäßigere Zusammenstellung und Richtung des gewonnenen Stoffs mit dem Zwecke der Stilbildung: aber von einer wissenschaftlichen Weiterführung der Figuren- und Tropenlehre kann nicht die Rede sein.

Und so ist denn also trotz aller dieser vielen Arbeiten, trotz mancher richtigen, glänzenden und praktischen Gedanken über das Ganze der Erscheinung und trotz so mancher fleißigen Bearbeitung aus dem Einzelnen und Stofflichen dieser Lehre diese selbst, als wissenschaftlicher Gegenstand betrachtet, nicht weiter als wie sie vor zwei tausend Jahren auch stand, und jemand, der zuerst an sie herantritt, und sich in den geschätztesten Lehrbüchern darüber Raths erholt, wird nicht viel mehr empfangen, als was er schon aus Quinctilian lernen kann.

Es kann aber auch etwas Entschiedenes, in welchem sich die moderne Betrachtung dieses Gegenstandes in ihrem Vorzuge vor der antiken kund gibt, nicht anders geleistet werden, als wenn man denselben in seinem Zusammenhange mit der Sprache als einer

organischen Thätigkeit des Geistes und mit den absoluten Zwecken derselben auffaßt und so ebensowol das Warum als das letzte Ziel ihrer Aeußerung erkennt. Denn das Tropische und Figürliche ist eine sprachliche Erscheinung, und ehe man daher die Sprache in diesem Sinne zu betrachten gelernt hatte, ehe konnte auch über jene Erscheinung keine befriedigende Erklärung gegeben werden.

Nun erst, wenn man sie in dem Unterschiede ihres engeren und weiteren Sinnes faßt, kann sie einer wissenschaftlichen Begründung und eben sowol einer geistreichen als praktischen Behandlung fähig werden, und das Bewußtsein, einiges hiezu gethan zu haben, kann uns allein für die Ausführung dieses mit so vielen Schwierigkeiten durchflochtenen Versuches belohnen.

Zweites Kapitel.

Von dem Satze, der Satzverbindung und der Periode.

§. 50.

Alles, was im ersten oder allgemeinen Theile der Stillehre in dem zweiten, dritten und vierten Kapitel des ersten Abschnittes über das Verhältniß des Wortes zum Satze, des Satzes zur Satzverbindung und Periode so wie das der einzelnen Perioden zueinander und zum Stilganzen von §. 66—99 auf Seite 222—363 gelehrt worden ist, bleibt auch für die Idealstillehre giltig, und überhebt uns hier alles weiteren Eingehens ins einzelne. Wir haben vielmehr nur das Wesen des Satzes, der Satzverbindung und der Periode selbst sprachphilosophisch zu entwickeln und etwas schärfer zu bestimmen und das eigenthümliche nachzuweisen, was sich, dem Princip des Idealstils gemäß, in dem Gebrauch dieser erweiterten Elemente des schriftlichen Ausdrucks hier vorfindet, und daher nur zu handeln

1) Von der Entstehung und dem Wesen des Satzes.
2) Von der Entstehung und dem Wesen der Satzverbindung überhaupt.
3) Von der Entstehung und dem Wesen der Satzunterordnung insbesondere.
4) Von der Art, wie sich der Idealstil zu diesen drei Spracherscheinungen zu verhalten habe.

§. 51.

Von der Entstehung und dem Wesen des Satzes.

Indem wir an das anknüpfen, was theils I. §. 66, namentlich aber II. §. 20—24 bereits auseinandergesetzt ist, halten wir zunächst fest, daß der Satz nichts als eine immanente und sich im Einzelnen heraussetzende Entwickelung des Ausdrucks einer

Anschauung oder eines Eindruckes ist, und daß hierin die primitive Einheit jedes einzelnen Satzes sowol als der ganzen Sprache besteht. Jede Wahrnehmung in der Außenwelt, jede in dem Subjecte als ihrem Grunde liegende Empfindung, entweder rein sinnlicher oder auch geistiger Art, insofern die eine oder die andere als Einheit gefaßt wird, ist mithin ihrem Stoffe und ihrem qualitativen Werthe nach so viel als ein Satz seinem Inhalte nach ist. Eine Gegend also, die sich mit einem Male meinem Auge darstellt, ein Klang, der mein Ohr berührt, ein körperlicher Schmerz, z. B. Zahnschmerz, ein sittlicher Schmerz, z. B. Wehmuth, Ehrenkränkung rc.: — alles dies, insofern es sich vor meinem Bewußtsein als eine Einheit des Eindrucks oder, wie wir dann sagen, als eine Anschauung darstellt, entspricht in dieser Einheit dem Wesen des Satzes als dem Ausdrucke derselben, hinsichtlich seines Inhaltes. Ob demnach ein solcher Ausdruck, als ein lebendiger Punct gedacht, aus einem ganzen, in sich selbst ununterschiedlichen oder aus mehreren besteht, die unterschiedliche, aber auf einander zu einer Einheit bezogene sind, und die in ihrer Summe eben nicht mehr ausmachen als jener eine, ist in Hinsicht auf den Inhalt ganz einerlei. Nicht so in Hinsicht auf die Form. Denn erstens muß der Ausdruck vermittelst der durch die einwirkenden Sprachwerkzeuge modificirten Stimme geschehen, und zweitens muß er aus mindesten zwei aufeinander zur Einheit bezogenen Vorstellungen oder — mit Hinsicht auf den sprachlichen Ausdruck derselben — aus zwei Worten bestehen: dann erst ist er ein Satz im eigentlichen Sinne. Wenn wir daher in der Sprachentstehung einen Punct gefunden haben, wo der Ausdruck einer ganzen Anschauung noch vermöge eines einzigen Wortes (im uneigentlichen Sinne) vor sich geht, so ist ein solcher Sprachkörper weder ein Wort noch ein Satz im specifischen Sinne; wohl aber enthält er den Inhalt eines solchen und das eigentliche Wort unentwickelt in sich.

Daß aber eine solche Entwickelung und mithin auch eine Unterscheidung der in dem Inhalte des Satzes liegenden Vorstellungen vor dem Bewußtsein erst vor sich gegangen sein muß, und daß diese unterschiedenen Vorstellungen wieder durch einen freien Act des Geistes auf einander bezogen und als Einheit gefaßt werden müssen: das ist dem Wesen des Satzes eigenthümlich und macht ihn erst zu einem solchen im eigentlichen Sinne.

Denn da wir (a. a. O.) gesehen haben, daß das Wort erst entsteht, wenn ich nicht nur überhaupt einen gewissen Eindruck als einen besonderen gefaßt, d. h. meinem Totalgefühle subsumirt, sondern wenn ich jenen Eindruck selbst als Vorgang an sich und als Selbständigkeit an sich unterschieden habe, an welcher die Beweglichkeit des Vorgangs haftet; und da eine solche Unterscheidung des einen von dem andern nicht abgesondert für sich, sondern nothwendiger Weise nur in einem inneren Bezuge auf einander vor sich gehen, und also nicht das Verbum, sobald es in seinen kategorischen Begriff eingegangen ist, für sich existirt haben oder ohne Bezug auf ein Subject geblieben sein kann, so folgt auch mit Nothwendigkeit, daß das Wesen des Satzes in der mit einander in inneren

Bezug gesetzten auseinander gegangenen Vorstellungen eines Vorgangs oder einer Thätigkeit mit einem ihr zu Grunde liegenden Gegenstande bestehe; es folgt, daß die Entstehung des Satzes im eigentlichen Sinne ganz zusammenfalle mit der Entstehung des Wortes im eigentlichen Sinne.

Man wird hierbei nicht einwerfen wollen, daß ein Satz ja auch aus einem einzigen Worte bestehen könne, wie z. B. die Imperativsätze, denn es findet dabei nur eine Auslassung des Subjectswortes statt; immer aber ist es von dem logischen Bewußtsein gesetzt und der Inhalt des Prädikates wird nur mit Beziehung auf ein solches ausgesagt; z. B. wachet! (nämlich die Menschen).

Zergliedern wir uns aber die Thatsache dessen noch weiter, was nun durch den entstandenen Satz geschehen ist, so geht daraus hervor, daß der Inhalt des Eindrucks, den wir mit einer Unmittelbarkeit und Unfreiwilligkeit empfangen, und dem wir die Energie unsres Totalgefühls entgegengesetzt haben, damit er nicht in demselben aufgehe und verschwinde, nun ein solcher geworden ist, den ich nicht nur nach Substanz und Vorgang unterscheide, sondern bei dem ich durch eine freie, und nicht mehr in meiner blos empfindenden Natur liegende Thätigkeit dem Gegenstande den Vorgang zutheile und den ersteren als in der Sphäre des letzteren liegend diesem unterordne. Denn die freie oder geistige Thätigkeit bestand ja in nichts anderem als daß ein besonderes unter ein allgemeineres untergeordnet und beides in seiner gegenwärtigen Beziehung als Einheit gefaßt wurde.

In dem Ertheilen oder Urtheilen dessen, daß ein Gegenstand der bestimmten Sphäre eines allgemeineren Begriffs zugehöre, liegt also die freie Setzung, oder das Setzen eines Inhalts von mir aus. Der Eindruck war der mir sinnlich gegebene und mithin für mich unfreie Stoff; indem ich denselben aber nach der Seite seines Einwirkens und nach der seiner Substanz unterschieden, und durch einen lediglich von mir ausgehenden Act diese letztere dem ersteren als einer höher stehenden Allgemeinheit zugeordnet habe, habe ich dem Stoffe eine Form gegeben, — was ein rein geistiger und nur mir allein angehöriger Vorgang ist, wenn gleich jener die Veranlassung und das Mittel geworden ist, daß er sich ereignen und bilden konnte.

Daher hat man eben, wie schon Andre bemerkt haben, dem Satze diesen Namen gegeben, weil durch ihn ein stofflicher Inhalt erst (geistig) gesetzt wird, und daher bestimmt man auch den Satz als den sprachlichen Ausdruck eines Urtheils.

Die Philosophen wollen zwar häufig noch einen Unterschied einsetzen, indem sie sagen, daß zwar jedes Urtheil, sprachlich ausgedrückt, einen Satz abgebe, nicht aber jeder Satz ein Urtheil enthalte, und daß das Urtheil ein Gedanke, (d. h. eine Beziehung von Prädikat auf Subject) mit Hinsicht auf die Realität oder Nichtrealität desselben; der Satz hingegen ein solcher ohne diese Hinsicht sei: allein dies hat eine Wahrheit nur insofern, als allerdings in gewissen Zeiten und bei gewissen Menschen der Gedanke und

der Gebrauch der Sprache alle, selbst blos mittelbare, Beziehung auf die Idee und die wahrhafte (nicht blos endliche) Realität verloren hat oder wenigstens verloren haben kann. Aber weder ist dies anfänglich so, noch ist ein solcher Zustand von Sprache und Gedanke etwas beharrliches: vielmehr sind in den früheren Zeiten des sprachlichen Gebrauchs alle Sätze oder Gedanken in der That auch Urtheile und eben so liegt es in ihrer Bestimmung, daß das durch sie Ausgedrückte eben seine wenn auch nur mittelbare Beziehung auf die ideale Wirklichkeit oder die wahrhafte Realität an sich trage.

Wenn ich sage: „Nehmen Sie Platz!" oder: „hole mir Tabak!" so ist darin freilich wenig oder gar nichts mehr von dem Wesen des Urtheils zu erkennen, weil der Inhalt dieser Sätze etwas besagt, was ganz in den äußersten Linien der blos conventionellen und körperlichen Existenz liegt, und an welchem ein Bezug auf Idee gar nicht mehr zu erkennen ist. Und wol schwerlich möchten wir zu irgend einer Zeit uns aller solcher, sich auf augenblickliche Aeußerlichkeiten der blos leiblichen Existenz beziehender Gedanken ganz entheben können. Demungeachtet aber kann die Sprache sich der hoffnungsvollen Aussicht auf die Zukunft nicht begeben, daß, wenn unser endliches Leben mehr und mehr vom Geiste durchdrungen wird; wenn die Idee des Geistes sich der Wirklichkeit des Lebens mehr und mehr vermählt und das Reich Gottes Raum nimmt auf der Erde, alles Fühlen, Denken und Thun der Menschen, auch selbst in gleichgiltig scheinenden Handlungen, seinen Bezug auf die allgemeineren Zwecke nicht verläugnen wird, indem man dann eben alle menschlichen Regungen als Mittel der Darstellung des Göttlichen erkennt und ausübt. Dies muß aber umgekehrt zur Folge haben, daß in der Sprache auch alles Leere, Unwahre und von der Idee gänzlich Entblößte hinwegfällt, und daß die Gedanken, welche scheinbar keinen Bezug auf die wahre Realität haben und also auch kein Urtheil in sich zu enthalten scheinen, ein solches wenigstens mittelbar in sich tragen, und der Unterschied zwischen Satzinhalt und Urtheil somit wegfällt.

Sehr schön drückt die Bibel diese Pflicht der Sprache, sich immer mehr mit wahrem idealen Inhalte zu erfüllen, in den Worten aus, daß wir einst Rechenschaft zu geben haben von jedem unnützen (d. h. eben ganz ideelosen) Worte, das wir gesprochen. Ferner aber kann die Wahrheit des Behaupteten täglich in der Erfahrung erprobt werden. Denn der wahrhaft geistreiche und gediegne Mensch spricht wenig: was er aber spricht, hat mehr oder weniger einen unmittelbaren oder wenigstens mittelbaren Bezug auf das Ideale, und das höhere sittliche Bewußtsein unterscheidet sich eben dadurch von dem gemeineren, daß es auch den gleichgiltig und blos endlich erscheinenden Bewegungen und sprachlichen Aeußerungen immer noch einen letzten Streif von Weihe läßt: — in welchem Sinne Göthe von Schiller sagt:

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ein absoluter Unterschied zwischen Urtheil und Satz hinsichts seines Inhalts läßt sich sonach nicht festhalten. Noch weniger findet ein solcher statt hinsichtlich der beiden zu Grunde liegenden Form. Denn wenn das Urtheil nichts anders ist als derjenige geistige Act, durch welchen ich eine Vorstellung als einer anderen allgemeineren angehörig und also eine Besonderheit auf eine Allgemeinheit unter der Einheit meines Bewußtseins bezogen ausspreche, dies aber dieselbe Operation ist, durch welche der Satz entsteht und in welchem das Wesen desselben befaßt ist, so erkennt man augenblicklich die Identität von beiden, und ein Unterschied kann nur insoweit noch gemacht werden, als man ein Urtheil diesen geistigen Vorgang ohne Hinsicht darauf nennt, ob er sich in Sprache veräußert hat oder nicht; einen Satz dagegen ein Urtheil, bei welchem dies auch wirklich stattgefunden hat. Wenn wir daher befehlende, fragende, bittende, wünschende ꝛc Sätze vor uns haben, die ein Urtheil nicht auszudrücken scheinen, so dürfen wir nicht übersehen, daß ihnen ein solches gleichwol zu Grunde liegt, daß es aber nur durch anderweite an demselben ausgedrückte Beziehungen seines Inhalts auf die Form des sprächlichen Ausdrucks zurückgetreten und verdeckt ist. Denn ich kann nicht eher etwas befehlen, wünschen, fragen ꝛc., als wenn ich den allgemeineren Inhalt des Befehls, der Frage ꝛc. in Beziehung auf einen besonderen gebracht habe, an welchem sich derselbe realisiren soll, und so habe ich also einem Subjecte, wenn auch nur im Geiste etwas ertheilt oder von demselben etwas geurtheilt.

Es sind mithin nur die freieren und manigfaltige Beziehungen an sich ausdrückenden Formen der Sprache, durch welche die einfache Form des Urtheils verdeckt wird; kein Zweifel aber kann darüber obwalten, daß solchen Sätzen ein wirkliches Urtheil inwohnte. —

Wenn ich also z. B. den Fragesatz: „begleitest Du mich?" ausspreche, so muß ich erst den allgemeineren Inhalt begleiten auf die gefragte Person bezogen, und diesen Inhalt, wenn auch nur in Gedanken, dieser zuertheilt, oder das Begleiten von ihr geurtheilt, es gesetzt haben, und so muß auch die einfachere Satz- und Urtheilsform: „Du begleitest mich," im Geiste der Frageform des Satzes voraufgegangen und jene in dieser dem Wesen nach enthalten sein.

Auf ähnliche Weise sind endlich die Sätze zu beurtheilen, die keinen selbständigen Inhalt haben, oder wenigstens durch ihre Verbindung mit einem andern Satze nur zur allgemeineren Aufnahme und Fassung eines solchen anderen „von concreterem Inhalte dienen," wie: „ich glaube, daß er kommt;" „ich weiß, daß er mich liebt" ꝛc. und überhaupt alle die Verbindungen, bei denen im Lateinischen der Accusat. c. Infinit. u. s. w. erfordert wird. Solche Sätze: ich glaube, ich weiß ꝛc. sind freilich ihrem Werthe nach nicht mehr ein Urtheil zu nennen, aber doch nur in Beziehung auf den mit ihnen verbundenen Satz, den sie regieren, nicht in Hinsicht auf ihre ursprüngliche vollere Bedeutung. Aber eben so wie einzelne Wörter im fortgesetzten Gebrauche ihren Inhalt nach

hervorgeht, daß etwas anderes in der wahren Beschaffenheit des Inneren, etwas anderes im Verstande oder innerhalb der endlichen Zwecke des Schreibenden gelegen hat.

Drittens endlich kann ein solches ungerades oder sich widersprechendes Verhältniß zwischen Gemüths- und Gedankeneinheit ein bewußtes und absichtlich erzieltes sein: — was sich beides durch eine genaue Untersuchung der Beziehungen, in welchen die Gedanken zu einander und zu ihrer Einheit stehen, entziffern läßt.

Diese ganze merkwürdige Erscheinung, die wir schon früher (I. §. 111 S. 405 und II. §. 17 S. 71—73) berührten, hat vorzüglichen Einfluß auf die Composition und auf die Beurtheilung von Schriftwerken, und wir müssen deshalb im zweiten Abschnitt der Idealstillehre wieder darauf zurückkommen.

Wenn wir nun von dem Resultate aus, daß der Satz und mit ihm die erste wahrhafte sprachliche Mittheilung aus einem besonderten Subjects- und Prädicatsworte bestand (abgesehen davon, daß ganz anfänglich vielleicht nur das Prädicatswort ausgesprochen, das von demselben aber doch schon unterschiedene Subject gleichsam mitgetragen wurde), weiter fortschreiten, so erscheint uns das Auftreten der Copula als eines besonderen Wortes als die nächste Bewegung des Sprachgeistes. Denn sobald Subject und Prädicat in besonderten Wörtern ausgedrückt erschienen, mußte auch die Beziehung von beiden zur Einheit einen Ausdruck gewinnen, der aber wegen der noch tiefen Versenkung der Beziehung in den Inhalt des Prädicatsworts auch nur durch eine Lautmodification in diesem dargestellt wurde. Gewiß wenigstens setzt es einen späteren Zustand voraus, wenn diese Beziehung selbst Gegenstand des unterscheidenden Verstandes geworden sein soll, was aber anzunehmen nothwendig ist, wenn ein besonderes Wort dafür in der Sprache geschaffen wird! Und so tritt also die Copula als das Beziehungswort zwischen Subject und Prädicat analytisch aus dem Prädicatsworte selbst hervor, — welche Erscheinung indeß in Verbindung mit der Entstehung des Adjectivums steht. Erst nämlich wenn dieses als Prädicat verwandt wird, liegt es auch dem Verstande näher, die Beziehung zu unterscheiden und wird er genöthigt, sie analytisch auszudrücken. Es liegt nämlich gar kein unbedeutender Fortschritt des von der Unmittelbarkeit der Anschauung allmählig immer mehr abstrahirenden Geistes darin, die bloße Eigenschaft einer Thätigkeit oder eines Vorganges zu prädiciren. Denn in dem letzteren Falle unterscheide ich das Subject nur aus der Sphäre des Prädicates heraus und theile den Vorgang dem Subjecte zu, an welchem er sich gezeigt hat; in dem ersteren hingegen unterscheide ich aus der Sphäre des Subjectes heraus, und ertheile erst das demselben wieder zu, was ich vorher gleichsam aus ihm abgelös't habe. Wenn ich daher sage: „die Sonne brennt, das Gras grünt,“ so sind die Thätigkeitsbegriffe für die Unterscheidung oder das Bewußtsein das erste, zu denen ich dann das Subject erst hinzubeziehe. Wenn ich dagegen sage: „die Sonne ist hell, das Gras ist grün,“ so sind die Subjectsbegriffe das erste für die Unterscheidung, aus denen die Eigenschaften abgelös't und jenen dann

wieder zuertheilt oder von ihnen prädicirt werden: daher es denn auch gar nicht einerlei ist, ob ich sage: die Sonne ist brennend oder die Sonne brennt, und ich darf die letztere Aussage nicht als gleichbedeutend in die erstere auflösen wollen.

Indem wir die Entstehung der Copula als eines abgesonderten Wortes an die des Adjectivums geknüpft haben, erscheint zugleich der nächste Schritt, den der Sprachgeist vorwärts thut, die bereits geschaffenen Sprachmittel zur Erweiterung des Satzes zu benutzen, ingleichen neue Wörter zu demselben Zwecke zu bilden, nicht unvermittelt. Subject, Prädicat und Copula bilden nämlich nur die nothwendig integrirenden Theile eines Satzes, und es bezeichnet daher schon eine höhere Sphäre des Sprachgeistes, wenn er über die Stufe der Nothwendigkeit hinausschreitet, oder wenn er den in jener Gestalt noch nackten Satz zu begleiten beginnt: die Entstehung des Adjectivums hat hierzu wol unstreitig die Vermittelung gebildet.

Denn indem es der Geist unternimmt, das immanent an den Gegenständen haftende der Eigenschaften von jenen gleichsam abzulösen und für sich zu fassen und es durch freie Acte ihnen wieder zuzutheilen, wird er zugleich angeleitet, das geschaffene nothwendige Material des Satzes nun überhaupt mit mehr Freiheit zu verwenden, und die einfache Einheit desselben mehr zu verdichten und zu verkörpern.

Es setzt dies natürlicher Weise einen Zustand voraus, in welchem der Verstand schon geübter ist, einen Gegenstand nicht nur in Beziehung auf das zu betrachten, was an ihm vorgeht und durch ihn erzeugt wird, sondern auch in Beziehung auf die ihm inwohnenden Eigenschaften, durch die er sich von andern unterscheidet. Und so kommt die Sprache dahin, theils Gegenstände als wirkende und als Wirkung empfangende d. h. Subjecte in Gegensatz der Objecte gesondert darzustellen, theils die Adjective als Attribute zu den Subjecten und Objecten oder auch zu den Prädicaten hinzuzufügen, und so den Satz zu erweitern. „Der Vogel frißt den Käfer;" „der Vogel frißt den bunten Käfer;" „der bunte Vogel frißt den Käfer;" „der bunte Vogel frißt den schwarzen Käfer;" „der Vogel frißt den Käfer hastig:" — dies alles sind Erweiterungen oder Umkleidungen des einfachen Satzinhaltes, die der Geist mit immer größerer Leichtigkeit vollbringt, sobald er einmal über die Stufe der bloßen Nothwendigkeit hinaus ist.

Es bedarf nun hier keiner weiteren Ausführung dessen, wie die Sprache in der Auffindung und Anwendung aller fernerer Mittel der Satzerweiterung, als der entfernteren Objecte (Genitiv und Dativ), der Apposition, der Angabe des Ortes, der Zeit, der Ursache, des Mittels *rc.* so wie in der verschiedengradig abgestuften Bestimmung dieser neuhinzugekommenen Satzglieder fortfährt. Denn es ist nicht nur dasselbe Princip der immer individuelleren Besonderung dessen, was synthetisch und noch unentwickelt in dem bereits Geschaffenen verhüllt liegt, (was sich als das organische Grundgesetz aller Sprache findet), sondern es ist auch noch dieselbe Stufe des Geistes, wenn gleich sie sich immer mehr erfüllt und hierdurch über sich hinausdrängt. Alle dahin gehörigen

nach der er sich kund gab, den einen und die andere als etwas von meiner Totalempfindung ausgesondertes und ihr gegenüberstehendes Ganzes hinstellt, so erhellet auch, daß Wort und Satz nur einen leisen Widerschein und einen beschränkten Theil von dem ausdrücken kann, was das Totalgefühl, nachdem es von dem Eindrucke erregt war, diesen aber noch nicht in sich unterschieden hatte, in voller und starker Innigkeit und Unbegränztheit in sich trug. Vielmehr ist dem Empfindungsausdrucke durch das wirkliche Wort erstens seine Totalität, zweitens seine Unmittelbarkeit ganz genommen: seine Totalität, weil es eben die Empfindung nicht ganz, sondern nur in Beziehung auf das von ihr Unterschiedene und nur in soweit widerspiegelt, als die Seite reicht, durch die sie erregt ist; seine Unmittelbarkeit, weil es durch die Subsumtions- oder Denkkraft der Sphäre der Leiblichkeit entzogen und hierdurch in die des Geistes und der Freiheit gerückt ist.

In seiner Totalität und Unmittelbarkeit äußert sich das Gefühl z. B. im Blicke; noch sinnlicher in verschiedenen leiblichen Bewegungen, wie im Händedrucke, im Zuschlagen 2c. 2c. Wenn ich Jemanden eine Ohrfeige gebe (was doch gewöhnlich in leidenschaftlicher Bewegung geschieht), so hat sich hierin meine gereizte Empfindung in ihrer Totalität einen Ausdruck gegeben, d. h. mein sonstiges Bewußtsein von mir ist mit der Empfindung der Beleidigung ganz zusammengeflossen und das erstere unterscheidet die letztere nicht als eine besondere Empfindung. Zugleich aber hat sie sich in ihrer Unmittelbarkeit einen Ausdruck gegeben, d. h. es steht zwischen ihr und dem Schlage nichts als Mittel des Ausdruckes dazwischen. Daher liegt der Ausdruck noch ganz in der Sphäre des blos Natürlichen oder Leiblichen. Eben so verhält es sich mit dem Schrei und mit einem geringen Unterschiede auch eben so mit der Interjection: aber so wie die Unterscheidung der Höhe und Tiefe des Vocals und die Gliederung der Stimme durch die Consonanten hinzutritt: alsobald gibt sich darin die Besonderheit auf der einen und die geistige Mittelbarkeit auf der andern im Ausdrucke kund.

So oft wir also sprechen (und gleich in dem ersten ausgesprochenen Worte und Satze), hat das Gesprochene nicht nur das Wesen der Allgemeinheit oder Geistigkeit an sich, sondern es gibt sich auch unsre Totalempfindung nur in dem Reflexe kund, den sie auf den von ihr ausgesonderten Theil hin selbst wirft.

Diese Absonderung und Zersplitterung unsres Gefühls in seiner Ganzheit und Unbegränztheit der Sprache gegenüber, so wie die Unmöglichkeit, dasselbe in dieser Ganzheit und Unbegränztheit unmittelbar in der Sprache zu geben, — was freilich ein Widerspruch in sich selbst ist — hat niemand schärfer gefühlt und deutlicher ausgesprochen als Schiller in der schon oben (I. S. 48) angeführten Sentenz:

„Spricht die Seele, so spricht ach schon die Seele nicht mehr," so wie in einem Apokryphon, das er in der ersten Bekanntschaft mit seiner nachherigen Frau dieser einmal in den Worten nachsandte:

„Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt: dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären."

Auch ist Hegel in den ersten Abschnitten seiner Phänomenologie darüber zu vergleichen.

Dieser Mangelhaftigkeit der Sprache wird aber durch das Tropische so wie durch die wirkliche Kunst der Rede und Poesie abgeholfen, denn sowol der Tropus als die Poesie überhaupt haben es ja zu ihrem Wesen, an einer sinnlichen Besonderheit eine Totalität abzuspiegeln, — wie wir dies vorhin (II. §. 36—42) weiter verfolgt haben.

Allein es findet sich ein andrer merkwürdiger Umstand dabei ein, den wir noch einen Augenblick betrachten müssen.

Wenn nämlich auch das Wort und die Rede unser Gemüth nur nach irgend einer Besonderheit hin offenbart, so ist das eine und die andere dennoch immer ein Product desselben, und die Sprache erzeugt sich nur durch eine auf Gegenseitigkeit beruhende Fortsetzung solcher Productionen. Je fertiger und reicher nun eine Sprache einem Einzelnen gegenübersteht, je mehr ist es möglich, daß er sich derselben ohne bemerkliche Bewegungen seines Gemüthes bedient und daß also nur noch ein äußerst schwacher Zusammenhang zwischen diesen und seinem Ausdrucke übrig bleibt. Letzterer wird nun freilich conventionell erscheinen, und nicht das eigenthümliche und individuelle Wesen des Sprechenden erkennen lassen, — wie denn überhaupt nur der Geistreiche einer fertigen Sprache Eigenthümlichkeit und Neuheit geben kann.

Noch mehr aber kann die absichtsvolle Wahl und Zusammenstellung von Worten und Gedanken eine Einheit geben, die nicht nur verschieden von der eigentlichen Beschaffenheit des Gemüthes ist, sondern ihr sogar widerspricht, — worauf der bedeutungsvolle und mehrbesprochene Unterschied zwischen Gedanken- und Gemüthseinheit eines sprachlichen Ganzen beruht. Die dabei möglichen Verhältnisse der Stellung zwischen Ausdruck und Gemüthsbeschaffenheit sind aber folgende:

Erstens kann der Ausdruck ein vollkommenes und reines Gegenbild des wahrhaften Gemüthszustandes und des gesammten Inneren des Schreibenden oder wenigstens ein aufrichtiges Ringen nach einer solchen Vollkommenheit sein, und dann ist das Verhältniß ein durchaus gerades.

Zweitens kann die Summe der in einem Schriftganzen enthaltenen Gedanken auf eine Bewegung des Gemüthes führen, welche dem Sinne jener nicht entspricht: woraus

und nach ganz verlieren und zu bloßen Formwörtern werden und in dieser Gestalt nur noch zum Ausdruck der Beziehung von Inhaltswörtern dienen: eben so lassen sich auch Sätze denken, die durch die Art ihrer Verbindung mit andern einen Theil ihres Gewichtes verlieren, und die, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil zu einer allgemeineren Form für jene werden, in die sich der concretere Inhalt derselben bequemer ergießt, — was wir bei der Betrachtung der Satzverbindung und Satzunterordnung noch näher im Zusammenhange erkennen werden.

Hier nur so viel, daß solche Satzverbindungen doch nichts weiter als die nothwendigen Theile eines einfachen Satzes — Subject und Prädicat — darstellen, so daß dann umgekehrt der allgemeinere Satz: ich weiß rc., so viel als mein Wissen, die Substanz ausdrückt und also enger ist als der concretere Satz „daß Du kommst," so viel als Dein Kommen, der das Prädikat ausdrückt und also weiter ist. Denn das Kommen seiner wird als ein unendlich vielen Subjecten möglicher Vorgang meinem Wissen als einem einzelnen bestimmten zuertheilt.

Betrachte ich also solche Sätze in Hinsicht auf ihren Sinn innerhalb ihrer Verbindung, so muß ich freilich sagen, sie haben keinen eigentlichen satzmäßigen Inhalt mehr und enthalten mithin auch kein Urtheil. Denn der Sinn ist nicht mehr dieser, daß das Glauben, Wissen rc. einem Subjecte zugetheilt und von diesem ausgesagt werde: wohl aber haben sie noch die ihrem Inhalte größtentheils entleerte Form des Satzes.

Betrachte ich sie dagegen für sich, so sind sie in der That auch wirkliche Sätze und Urtheile, denn das Wissen, Glauben rc. wird dann von mir als ein geistiger Vorgang und Zustand von mir als dem Subjecte unterschieden und demselben als seiner Substanz von dem Bewußtsein zuertheilt und von ihm ausgesagt.

Sind aber die allenfalls berechtigten Zweifel über die Gleichheit des Satzes und des Urtheils, wie wir glauben, hierdurch bei Seite geschoben, so können wir nun abschließend und summirend sagen:

1) Daß die Entstehung des Satzes gebunden sei an die Stufe des sich entwickelnden Bewußtseins, auf welcher dasselbe an den empfangenen Eindrücken die Vorgänge an sich unterscheide von den Substanzen, an welchen sich diese zeigen, und daß sie mithin zusammenfalle mit der Entstehung des Wortes im eigentlichen Sinne;

2) daß das Wesen des Satzes in der einheitlich gefaßten und sprachlich demgemäß ausgedrückten Beziehung eines von dem Bewußtsein unterschiedenen Vorganges von einer ihm zu Grunde liegenden Substanz, d. h. also in der Beziehung von Prädicat auf Subject liege;

3) daß das Wesen des Satzes mithin nichts anders als ein vom Bewußtsein gesetztes Zukommen eines Vorganges an einem Subjecte oder ein Urtheilen sei, daß ein solcher an einem solchen stattfinde, d. h. daß das Wesen des Satzes in einem freien geistigen Acte bestehe und mit dem Wesen des Urtheils zusammenfalle.

4) Daß der Satz **wesentlich** aus den zwei im Bewußtsein und in der Sprache **exponirten** Theilen des Subjectes und Prädicates bestehe, und das Wort im engeren Sinne sich nur innerhalb des Satzes entwickelt haben könne, und sich von dem Satze nur dadurch unterscheide, daß er ein für sich genommener, ihm aber nothwendig integrirender Theil desselben sei.

Nach diesem allem aber muß der Satz bestimmt werden als der sprachliche Ausdruck eines Urtheils oder des Setzens eines Vorganges an einer Substanz. Und dieser Erklärung widersprechen Sätze, in denen das Prädikat selbst durch ein Substantivum oder Adjectivum rc. ausgedrückt ist, keineswegs. Denn wenn ich sage: „sein Vater war Leineweber" oder „die Tanne ist grün," „dies ist Friedrich II.," so **wird** das Leineweber-sein, Grün-sein, Friedrich II.-sein den betreffenden Subjecten als die allgemeinere Thätigkeits- oder Erscheinungssphäre zugetheilt, in der sie sich erkennbar gemacht haben, und das verschiedenartige Sein wird als der Inbegriff von allen Veränderungen und Thätigkeiten genommen, die an dem Subjecte vorgehen.

Bei diesem wie bei dem vorigen Falle, wo ein Satz in seiner Verbindung mit einem andern kein Urtheil mehr in sich zu enthalten und seinen Satzwerth verloren zu haben scheint, muß man, so wie überhaupt bei Untersuchung allgemeiner sprachlicher Verhältnisse, sich nicht von der späteren Sprache irre machen lassen, sondern immer nur festhalten, wie sie sich in den früheren Erscheinungen als typisch kund geben. Denn die spätere Geschmeidigkeit und Geläufigkeit des Gedankens verfährt allerdings, indem sie den einfacheren Gedankenverhältnissen eine größere Manigfaltigkeit in der Wendung des Ausdruckes und der Beziehung gibt, oft ziemlich frei, wenn gleich die Einfachheit derselben ihnen als Gesetz zu Grunde liegen bleibt, und sich nur verdeckt oder verschiebt.

§. 52.

Fortsetzung.

Bei dieser Entstehung des Wortes und Satzes im eigentlichen Sinne ist nun genau darauf zu achten, in welchem Verhältnisse der Mensch als Totalität zu dem steht, was durch beides als ein Aeußerliches und Fertiges ihm gegenüber und doch zugleich als sein Product, an welchem Empfinden und Denken oder Natur und Geist Antheil gehabt haben, erscheint. Denn dieses Verhältniß muß seinem Grund und Wesen nach dasselbe in allen künftigen Gestaltungen der Sprache und Rede bleiben, wenn gleich es erst später auffällig und seine Betrachtung wichtig wird.

Denn indem das durch die angeregte Empfindung entstandene Lautproduct immer nur der einen bestimmten Seite entsprach, durch welche ein Gegenstand Eindruck gemacht hat, und indem es als nachherige Bezeichnung für den Gegenstand oder näher für die Seite,

nur das **Mittel** und die **Folie** werden, in welcher sich die Idee in ihrer inhaltsvollen Ganzheit abspiegelt; sie selbst aber kann in dieser Ganzheit nicht wieder als ein besonderes erscheinen.

Je umfangreicher, manigfaltiger und inhaltsvoller nun die zu einem Ganzen verbundenen Satzverbindungen sind, je deutlicher tritt natürlicher Weise diese Idee oder die Art und Weise heraus, in der der Weltinhalt in einem Geiste reflectirt hat, und von ihm als Einheit gefaßt worden ist, und je möglicher wird es einem zweiten Geiste, sie zu fassen. Die innere Erregung oder Anschauung ist durch den sprachlichen Ausdruck in der That zu etwas Aeußerlichem geworden, das nun auch von andern angeschaut werden kann und soll. Weil nun aber, wie wir im vorigen Paragraphen sahen, das Totalgefühl durch seine Vereinzelung in die Sprache seine Unmittelbarkeit und Totalität verliert, so kann es auch nur wieder von einem ähnlich anschauenden Geiste erfaßt und gleichsam erahnet werden, wenn man von der Wirkung der Summe der sprachlich ausgedrückten Besonderheiten ausgeht; und je größer diese Summe verhältnißmäßig ist, je deutlicher und bestimmter wird dann auch der Inhalt selbst in seiner Ganzheit dem aufnehmenden Geiste erscheinen und sich ihm vergegenwärtigen.

Die Stufe, auf welcher der Geist in der Periode steht, in der er die vielen einzelnen Anschauungen nur äußerlich mit einander zu einem Ganzen verbindet, indem er sie als gleich berechtigte nur aneinanderrückt, entspricht der des blos stofflichen Aufnehmens der Gegenständlichkeit. Der Geist ist hinlänglich beschäftigt in dem Aufnehmen und Sammeln so wie in dem Unterscheiden und Verbinden der vielfachen Besonderheiten zu einem solchen Ganzen, in welchem ihr inneres Verhältniß zu einander noch ununtersucht und unberücksichtigt bleibt. Da indeß, wie wir gesehen haben, nur **das** verbunden werden kann, was eine verwandtschaftliche Natur mit einander hat und in irgend einer Weise unter einer allgemeineren Beziehung gefaßt werden kann, so versteht es sich von selbst, daß ein solches Aneinanderrücken nicht ein blos ganz **mechanisches**, sondern mehr ein **Aneinanderreihen** von Gleichartigem an einem Faden, — mit einem Worte jene mehrbeschriebene εἰρομένη λέξις ist, wie sie die Alten benennen. Solcher Art ist z. B. der Pentateuch, namentlich das erste Buch Mosis. Alle Gedanken liegen sprachlich als gleichbedeutende nebeneinander, und sind daher nur mit der einfachsten Verbindungspartikel verbunden; solcher Art die Geschichte des Herodot und der Homer, vorzüglich die Ilias, wenn gleich hier eine spätere Einwirkung hinsichtlich der Verbindung zum Ganzen unverkennbar bleibt.

Dasselbe stilistische Grundprincip, das beim einfachen Satze statt fand (II. §. 52), gilt übrigens auch von der Satzverbindung, nämlich dies, nur solche Sätze mit einander zu verbinden, die nicht nur überhaupt in der nächsten Verwandtschaft zu einander stehen, sondern die auch ihre Nothwendigkeit und Dienstlichkeit **dadurch** erweisen, daß sie in der That einen neuen Gedankeninhalt vorführen und hierdurch einen wirklichen Fortgang

hinsichtlich der Darstellung des Ganzen ausmachen. Alle solche Verbindungen also, die entweder gar keinen neuen Inhalt hinzubringen, oder die wenigstens eine nicht nothwendig zum Ganzen gehörige Auseinandersetzung eines bereits ausgesprochenen Gedankens enthalten, sind daher zu vermeiden; vielmehr muß das Gesagte in seiner möglichsten Intensität erscheinen, — so weit dies nämlich irgend mit der sonstigen klaren Auseinandersetzung des Gesammtinhalts verträglich ist. Auch hier also wie bei allen Theilen des sprachlichen Ausdrucks macht sich Schillers treffender Ausspruch geltend, daß der Meister des Stils sich ebensowol in dem zeige, was er verschweige, als was er sage.

Durch Beobachtung dieses einen Grundgesetzes werden sich dann aber auch die andern zu fordernden Eigenschaften des guten Stils von selbst einfinden, da sie alle, wie wir oben (II. §. 6—18) gesehen haben, auf dieses als ihren letzten Grund zurückgehen.

Hinsichtlich des Wohllauts aber und des prosaischen Rhythmus wird indeß ein Schriftganzes, dessen Theile und Elemente in solchen einander coordinirten Satzverbindungen fortschreiten, das Eigenthümliche haben, daß es mehr einen ebenmäßigen Parallelismus seiner Glieder darstellt und also noch eine nahe Verwandtschaft mit dem poetischen Rhythmus des Epos zeigt; den eigenthümlichen prosaischen Rhythmus, den wir in der Symmetrie oder der Verhältnißmäßigkeit von ungleichen Theilen gefunden haben, wird es dagegen noch nicht an sich darstellen können, — wie dies aus der Natur der ganzen Sache von selbst hervorgeht.

§. 54.

Von der Entstehung und dem Wesen der Satzunterordnung insbesondere.

Je geläufiger dem Geiste die Thätigkeit wird, viele und zugleich vielerlei Gedanken aneinanderzureihen, und je mehr der Mensch überhaupt die in der Sphäre seiner Existenz liegenden Anschauungen beherrschen lernt, indem er vertrauter mit ihnen wird, je mehr wird er auch mit einer gewissen, in dem Wesen seiner geistigen Natur liegenden Nothwendigkeit zu der Wahrnehmung getrieben, daß die verschiedenen in einem Urtheil liegenden und sprachlich durch einen Satz ausgedrückten Anschauungen, die er nun als besondere unterscheiden, auch nach ihrer inneren Verwandtschaft verbinden gelernt hat, durchaus in ihrer Beziehung auf einander nicht gleichen Werth vor ihm behaupten können. Denn es liegt in dem Wesen des Geistes als derjenigen Kraft im Menschen, die durch die Sinnlichkeit in ihn kommenden Eindrücke von seinem Totalgefühle unterscheiden und sie demselben unterordnen zu können, zugleich auch der Drang, zu solchen Thätigkeiten fortzuschreiten, eben so gut wie jede andre, in der sinnlichen Anlage gegebene Fähigkeit in dem sie besitzenden Subjecte einen Drang nach Anwendung und

nebeneinander liegend auch in der Darstellung aneinander geschoben und so zu einer umfassenderen Einheit verdichtet. Allein man darf nicht außer Acht lassen, und es ist darauf wol noch nicht genugsam aufmerksam gemacht worden, daß die verbundenen Sätze dennoch auch eine innere Beziehung zu einander haben müssen und daß sie in dieser als Einheit gefaßt und dargestellt seien. Zwei Gedanken, welche nicht eine solche erkennbare Beziehung an die Hand geben, bleiben deshalb auch gegenseitig isolirt, wenn ich auch die sprachlichen Verbindungsmittel anwende, und bilden nun und nimmermehr einen zusammengesetzten Satz. Wenn ich sage: „der Schnee schmilzt und es entstehen immer neue Buchhandlungen," so wird kein Mensch dies für einen zusammengesetzten Satz erkennen, und die beiden Gedanken, deren jeder für sich einen ganz ordentlichen Sinn ausdrückt, werden, als Verbindung gedacht, oder auf einander bezogen, zum Unsinn. —

Die zu einem Ganzen zu verbindenden Theile dürfen einander nicht heterogen sein, sondern müssen in der Gleichartigkeit ihrer Natur ihre geistige Zusammenfassung ermöglichen, und so also auch in der Verbindung der Sätze. Die Beziehung, in der sie zu einander stehen, muß in ihrer Natur oder ihrem Inhalte begründet sein, und wenn daher auch die Verbindung nur eine äußerliche ist, so muß doch die innere für den Geist erkennbar sein und er sich diese ohne Schwierigkeit herstellen können.

Was daher dem zusammengesetzten Satze wesentlich ist, ist dies, daß erstens alle Theile desselben zu einander gleichberechtigt sind oder auf gleicher Stufe stehen; zweitens aber, daß sie auch alle vermöge ihres Inhalts dieselbe Beziehung auf den Einheitspunct zulassen, unter dem sie gefaßt sind. Diese innerliche Beziehung der Gedanken zu einander sowol als zur Einheit tritt aber nicht durch eine ihnen innerliche Form heraus, sondern ist eben nur durch den Inhalt erkennbar und durch äußerliche Verbindungsmittel angezeigt. Dies belegt sich sogleich daran, daß in der sogenannten asyndetischen Verbindung alle Partikeln weggelassen werden können, ohne daß dadurch die Erfassung des Ganzen als einer Einheit gestört oder wesentlich erschwert wird. Und die gleiche Berechtigung belegt sich daran, daß, wenn auch der eine Satz vor dem andern mehr oder weniger erweitert und also von größerem Umfange ist, dennoch alle sowol in Beziehung auf einander als auf den Einheitspunct dieselbe logische Bedeutung und Würde haben.

Einem jeden zusammengesetzten Satze liegt demnach eine ideelle Einheit zu Grunde, die über allen Theilen desselben schwebt und sie zusammenhält; die Theile selbst machen aber nicht nur die Besonderheiten, sondern auch die Mittel aus, durch welche jene Idee zur Erscheinung kommt; während diese selbst oder an sich nur im Geiste gefaßt werden kann, und eben nur die Art und Weise ausdrückt, wie ich die besonderen Erscheinungen und Anschauungen einer Einheit subsumirt habe. Wenn ich sage: „der Schnee schmilzt und die Veilchen blühen," so sind hier zwei verschiedene Anschauungen

mit einander verbunden, die ihre innere Beziehung oder die Verwandtschaftlichkeit ihres Inhalts sogleich zu erkennen geben. Die Einheit von beiden selbst kann ich aber nicht an sich ausdrücken, sondern diese kann eben nur geistig erfaßt werden, indem ich die beiden Anschauungen zusammen meinem Totalgefühle subsumire.

Ein Schriftganzes nun, das aus vielen solchen ebenso an einander gerückten Satzverbindungen besteht, als diese aus solchen Sätzen bestehen, drückt mithin auch eine solche an sich unaussprechliche Einheit eines Totalgefühls aus, von welcher sie die vielfachen, aber einander gleichstehenden integrirenden Besonderheiten ausmachen, die einer bestimmten Realität entsprechen. Ein Strauß z. B. besteht aus vielen und an sich auch wol verschiedenen Blumen. Sie alle aber gelten hier nur ein gleiches; keine von allen macht den Strauß selbst aus, sondern nur ihre Verbindung als gleichartiger Theile zu einer Einheit; sie sind die bestimmten Besonderheiten, deren gleichartige Beziehung auf einander das ideale Ganze des Straußes bildet. Ein Strauß an und für sich aber, d. h. ohne diese bestimmten Besonderheiten der Blumen wäre etwas sich selbst aufhebendes. Wie aber dieser ideale Begriff des Straußes als concrete Einheit beschaffen sei: — dies wird eben durch die bestimmte Besonderheit der ihn ausmachenden Blumen selbst bestimmt. Diese alle sind endlich dem Einheitsbegriffe Strauß subsumirt, und nur insofern sie es sind, vermögen sie denselben zu bilden.

Eben so mit einem Schriftganzen, insofern es aus lauter aneinandergereiheten Satzverbindungen besteht. Diese sind unter einander gleichberechtigt, haben gleichartige Beziehungen zu sich selbst sowol als zur Einheit oder Idee des Ganzen, welche nicht anders ist als die Seele oder das Totalgefühl des Schreibenden. In den Satzverbindungen sowol als den einzelnen Besonderheiten drückt sich die Beschaffenheit des Totalgefühls aus und mit ihm also die Art und Weise, wie die Gegenständlichkeit der Welt dasselbe erregt hat; es drückt sich aus der Weltinhalt inwieweit und wie er den Geist des Schreibenden erfüllt und erregt hat. Dies ist die vorhin besprochene Gemüthseinheit des Ganzen, oder, insofern alle Besonderheiten derselben subsumirt und seine nach außen erscheinenden Theile sind, die Idee des Schriftganzen und zwar zunächst in ihrer Unaussprechlichkeit an sich, in ihrer Aeußerlichkeit durch die Besonderheiten.

Nun vermag freilich der Gesammtinhalt oder die Idee auch wieder an sich ausgesprochen zu werden, und ich habe die Idee des Straußes in dem Worte oder Begriff zusammengefaßt; Homer drückt in den Worten: „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus;" Herodot in seinem: „dies ist die Darlegung der Geschichte" den ganzen Inhalt der Iliade und dieser seines Geschichtsbuchs begreiflich aus: allein hier durch habe ich eben nur die verständige Seite oder das Allgemeine des Ganzen, nicht aber ein Bild desselben, das mir nur entstehen kann, wenn ich den ganzen Inhalt der Iliade und des Herodot'schen Geschichtswerks in mich aufgenommen habe.

Immer können also die Besonderheiten, welche zusammen ein Schriftganzes ausmachen

Einzelheiten erklären sich daher von selbst. Uebrigens ist das bereits oben (I. §. 68, S. 222—231) Erläuterte damit zu vergleichen.

Zu dem freieren Gebrauche der bereits vorhandenen Sprachmittel gehört es übrigens auch, wenn sich die Darstellung des Satzinhalts diesem selbst gegenüber hervorhebt, d. h. wenn der Sprechende zum Subjecte erhoben und das eigentliche Subject zum bloßen Objecte gemacht wird. In einem solchen Falle muß man dann das eigentliche oder logische Subject von dem blos darstellenden oder grammatischen unterscheiden.

Wenn ich z. B. sage: „man streitet sich um den Vorrang," so ist der Vorgang des Streitens dasjenige, was dem gegenständlichen Begriffe Vorrang zuertheilt wird, und dieser ist also wahrhaftes oder logisches Subject, während man das grammatische ist, das sich zum Ausgangspuncte der Darstellung des ganzen Satzinhaltes gemacht hat. Wenn ich sage: „der Jäger schießt den Hasen," so wird das Schießen als vom Jäger ausgehend und ihm prädicirend zugetheilt, und er ist ebensowol logisches als grammatisches Subject, und er bleibt logisches Subject, wenn ich auch den Hasen zum Ausgangspunct der Darstellung mache und sage: „der Hase wird vom Jäger geschossen."

Ein absolutes Maß für die Erweiterung des einfachen Satzes gibt es begreiflicher Weise nicht. Wenn man aber bedenkt, daß sie nur aus dem Bedürfniß und dem Zwecke hervorgegangen sein kann, daß die ihm zu Grunde liegende Anschauung in der möglichsten Vollständigkeit ihrer Ganzheit wiedergegeben werde, so geht schon von selbst hervor, daß ihr ein relatives Maß gar wohl gegeben sei, und daß sie sich hüten muß, keine solchen Nebenvorstellungen in sich aufzunehmen, die sich zu diesem Zwecke nicht nothwendig und dienstlich erweisen und daher die Gesammtauffassung derselben in der Einheit nur erschweren. Vielmehr müssen alle erweiternden Nebenvorstellungen die möglichst intensivste Kraft der Versinnlichung des Grundgedankens in sich haben und sich daher gegenseitig möglichst beschränken: zugleich müssen sie aber auch an der Stelle erscheinen, an welcher die eine durch die andre erhoben und so die Einheit des Ganzen in das hellste Licht gesetzt wird. Hierdurch tritt dann nicht nur die Individualität des Grundgedankens körperlich heraus, sondern er gewinnt auch die Eigenschaften der Sinnlichkeit, Deutlichkeit und Durchsichtigkeit, so wie des Wohllautes (II. §. 7. §. 10—15. §. 16—18).

Endlich ist auch schon hier auf das Motiv des Sprechens aufmerksam zu machen, obgleich die Betrachtung desselben erst in der Folge bedeutsam wird. Anfänglich nämlich geschieht das Sprechen mit einer gewissen Unwillkürlichkeit und ohne besondere Zwecke, und lediglich durch einen physischen und sympathetischen Drang. Je mehr sich aber die Gegenständlichkeit der Welt dem Auge des Menschen eröffnet, und je deutlicher ihm das Bewußtsein sowol seines Zusammenhanges als seines Unterschiedes mit und von den andern Mitlebenden rc. wird: je mehr sucht er durch den Gebrauch der Sprache entweder blos auf ihn bezügliche oder auch allgemeinere, das heißt reale oder

ideale Zwecke zu erreichen oder die einen mit den andern zu verbinden, und diese werden dann die inneren Ursachen zur Weiterbildung und Vervollkommnung der Sprache und Rede. An diesen ganz einfachen Grundsatz knüpfen sich weiterhin die wichtigsten Folgerungen, daher wir ihn weiterhin wieder aufnehmen müssen.

§. 53.

Von der Entstehung und dem Wesen der Satzverbindung überhaupt.

Das Wesen der Satzerweiterung drängt von selbst über sich hinaus zur Satzverbindung. Denn indem der Geist gewöhnt wird, immer mehr Vorstellungen mit Leichtigkeit zur Einheit auf einander zu beziehen, erlangt er auch die Kraft und Elasticität, zwei an sich deutlich unterschiedene Vorgänge in einem freien Acte auf einander zu beziehen und als Einheit zu fassen und auszudrücken.

Die nächste Vermittelung war wol unstreitig die, daß man dieselben Vorgänge oder Thätigkeiten an zwei verschiedenen Subjecten wahrnahm und unterschied, worauf man weiter darauf kam, auch verschiedene Thätigkeiten an einem und demselben Subjecte zu unterscheiden und zusammengefaßt auszudrücken. In beiden Fällen ergibt sich der zusammengezogene Satz, der zugleich die Entstehung der Conjunctionen voraussetzte und veranlaßte, z. B. „Menschen und Thiere lagern sich im Schatten;“ „die Maus fürchtet und rettet sich.“

In diesem so wie in allen vorhergehenden und nachfolgenden psychologischen und sprachlichen Erscheinungen ist aber immer dies als das bewirkende Princip festzuhalten, daß der Mensch fortfährt, aus den ihm gegenüberstehenden sinnlichen Anschauungen die darin liegenden Thätigkeiten und Gegenstände nebst allen um diese Wahrnehmungen gebreiteten Umständen &c. zu unterscheiden oder als besondere zu betrachten, zugleich aber alle solche Besonderungen auch durch freie Acte seiner geistigen Thätigkeit wieder auf einander so zu beziehen, wie sie ihm als Einheit erschienen sind, und wie er sie als solche gefaßt hat.

So also wurde er bald auch darauf hingeführt, zwei verschiedene Vorgänge an zwei verschiedenen Subjecten auf einander zu beziehen und als Einheit zu fassen und dadurch den zusammengesetzten Satz im engeren Sinne darzustellen. Es versteht sich von selbst, daß die früheren Stufen der Satzerweiterung und Zusammenziehung eben so gut dabei wieder mit aufgenommen wurden, so wie, daß man nicht nur zwei verschiedene Prädicate mit verschiedenen Subjecten, sondern auch mehrere mit einander zur Einheit faßte und durch Verbindungspartikeln vereinigt darstellte.

Diese Verbindung ist nun zunächst allerdings blos eine äußerliche, das heißt, die an sich unterschiedenen Inhalte der Sätze werden als in der Wirklichkeit zunächst

sprachlich auseinander und gebe dem letzteren seine grammatische Vollständigkeit wieder, um sein Verhältniß zu dem ersteren als das einer bloßen Folge hervorzuheben, bringe ihn aber logisch dadurch in Abhängigkeit, welche sich zugleich in den sprachlichen Formen abdrückt, und so sage ich: „der Regen befeuchtet das Land, damit er es erweiche."

Indem dies geschieht, ist der an sich selbständige Inhalt: „der Regen erweicht das Land" zum Ausdrucke einer bloßen Zweckbestimmung des Prädikats im ersten Satze und mithin auch zu einer bloßen Erweiterung dieses herabgesetzt, die ich ausdrücke: „der Regen befeuchtet das Land zu dessen Erweichung."

Es liegt also auf der Hand, daß ich zur Satzunterordnung nur durch eine voraufgegangene Satzverbindung eben so gut aber auch nur durch eine Satzerweiterung gelangt sein kann, in welcher eine Vorstellung als Zweckbestimmung des Prädicats ausgedrückt ist. Und so fragt es sich denn, welche von den beiden Vorgängen die Priorität vor der andern hat und in welchem Verhältnisse der Gegenseitigkeit zu einander sie stehen? Es fragt sich, ob man das Satzgefüge als ein Auswachsen der Satzerweiterung oder als ein Zusammenziehen der Satzverbindungen ansehen soll?

So wie aber beide Erscheinungen der Satzerweiterung und Satzverbindung die des Satzgefüges voraussetzen, so haben, unsrer Ansicht nach, auch beide zusammen zur Bildung des Satzgefüges gleicher Weise mitgewirkt, so daß, da der Inhalt eines untergeordneten in Hinsicht auf den des übergeordneten nur eine Bestimmung des letzteren ausmacht, ich auch nun gleicher Weise jeden untergeordneten Satz in eine bloße Satzbestimmung des übergeordneten verwandeln kann, und es daher sehr schwierig, ja unmöglich scheint, zu bestimmen, ob die Satzunterordnung als ein bloßes Auswachsen der Satzerweiterung oder als ein Zusammenziehen der Satzverbindung anzusehen ist.

Wenn sich aber, wie dies unbestreitbar ist, jeder untergeordnete Satz in eine bloße Satzbestimmung des übergeordneten auflösen läßt, so müssen beide einen gemeinschaftlichen Grund haben: die Satzerweiterung, warum sie die ihr angehörige Bestimmung zu der Form eines Satzes erhebt; die Satzverbindung, warum sie den zu einer bloßen Bestimmung des übergeordneten Satzes herabgesetzten Inhalt des untergeordneten doch noch in der Satzform erhält und ihn nicht auch der Form nach zu einem bloßen Bestimmungsworte des Hauptsatzes herabsinken läßt? Dieser gemeinschaftliche und Hauptgrund ist aber ohne Zweifel der, daß der Geist eine sogedachte Bestimmung in einer gewissen zeitlichen und räumlichen Ausdehnung und Succession in Hinsicht auf den zu bestimmenden Begriff dargestellt und aufgefaßt wissen will. Denn wenn ich eine Bestimmung in Satzform ausdrücke, so nöthige ich den Geist zu der schon zusammengesetzteren und schwierigeren Thätigkeit eines Urtheils oder eines freien Setzens und Zutheilens eines Vorganges zu und an einem Subjecte. Und wenn daher auch ein solches Urtheil nicht selbständig, sondern nur in Beziehung auf ein andres auftritt, so wird die Subsumtion doch erschwert und gleichsam bedeutungsvoller gemacht. Drücke ich die Bestimmung dagegen auch

sprachlich nur durch eine Vorstellung aus, die mithin ohne Bezug auf das zu bestimmende Wort ganz in der Luft schwebt, so eilt auch der Geist leichter über sie hinweg und subsumirt sie mit ungleich größerer Leichtigkeit unter ihre Hauptvorstellung.

Es ist daher auch weder logisch noch stilistisch *ganz* gleichgiltig, ob ich eine solche Bestimmung in der Form eines Satzes oder einer bloßen Vorstellung ausdrücke, wenn gleich die Unterschiede sehr fein liegen und nur aus dem Verhältniß zum Ganzen beurtheilt werden können. Ich kann z. B. von vorn herein, wenn ich sage: „bei seinem Erwachen erhub sich eine sanfte Musik vor seinen Fenstern" oder: „als er erwachte" ꝛc.: nicht bestimmen, ob die eine oder die andre Form vorzuziehen sei. Denn es kömmt ganz auf das Verhältniß dieses Gedankens zu dem Sinn und der Bedeutung des Ganzen, näher auf das der zunächst vorhergehenden und nachfolgenden Gedanken an, welche Bedeutung dem Begriffe des Erwachens zukommt. Hiervon allein würde es abhängen, ob ich sogar dem Satze: „als er erwachte," noch andre Bestimmungen hinzufügen dürfte oder nicht, und hierdurch würde sich allein der Vorstellungs- und Gedankenrhythmus bestimmen lassen, den der einzige logische Begriff: „bei seinem Erwachen" annehmen könnte oder sollte.

Man ist überhaupt geneigt zu glauben, daß eine bloße Satzbestimmung eines einfachen Satzes hauptsächlich dann in Satzform gebracht werde, wenn der sonstigen Bestimmungen schon viele sind, und die Auffassung also nur mit Mühe ihre Beziehungen zur Einheit fassen könne; und daß ein untergeordneter Satz sich dann in eine bloße Bestimmung des übergeordneten verwandele, wenn bereits mehrere untergeordnete Sätze auf einen Hauptsatz bezogen sind und die Auffassung gleichfalls mit der richtigen Zusammenbeziehung Mühe habe und die Darstellung dadurch eine zerschnittene werde.

Dies ist nun zwar richtig, allein der Grund liegt auch noch tiefer in dem ganzen Verhältniß der Gedanken und Gedankenbestimmungen zu einander, wie wir so eben angedeutet. Genug aber, daß beide in Rede stehende Erscheinungen in *einem* Grunde zusammenkommen, und daß man hieraus weder eine Priorität noch einen Unterschied zu erkennen vermag.

Wenn man indeß die verschiedenen Arten der untergeordneten Sätze sich vergegenwärtigt, so läßt sich nicht undeutlich auch ein durch alle hindurchgehender allgemeiner Unterschied wahrnehmen, der darin liegt, daß einige mit ihrem übergeordneten ein auf- und absteigendes Verhältniß oder das eines Vordersatzes zu einem Nachsatze bilden, andre nicht. Wenn ich sage: „meinst du das Dorf, das uns zur rechten liegt?" oder: „ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat ꝛc.;" oder: „ich freue mich, wenn die Reise zu stande kommt;" oder: „ich weiß nicht, ob ich ihn wiedersehen werde," u. s. f., so drücken diese sämmtlichen Satzgefüge durchaus nicht ein auf- und absteigendes Verhältniß zu einander aus und bilden also keinen Vorder- und Nachsatz in sich, — wie man dies aus der Beobachtung der Tonverhältnisse sogleich erkennen kann. Grammatisch genommen

sind nämlich alle die Sätze: „meinst du das Dorf, ich glaube, ich freue mich, ich weiß nicht" Hauptsätze, und mithin müßte der Hauptton des ganzen Satzgefüges auf ihren Prädicaten ruhen. Dagegen eilt derselbe über alle Wörter hinweg zu den Prädicaten der Nebensätze, — als einem sichern Zeichen, daß in ihnen der logische Hauptbestandtheil des Satzgefüges liegt.

Ganz anders mit Sätzen wie: „da ich das Bett hüten mußte, (so) konnte ich keinen Theil an den Festen nehmen;" „weil es zu regnen drohte, versahen wir uns mit Schirmen;" „obgleich er das früher Geliehene noch nicht wiedererstattet hatte, wagte er doch die Bitte um ein abermaliges Darlehen;" „wenn ich mich nicht gebückt hätte, so wäre mir der Schuß gerade ins Gesicht gekommen" u. s. f.

An allen diesen und ähnlichen Sätzen nehmen wir das Gemeinschaftliche wahr, daß sie sich wie Vorder- und Nachsatz zu einander verhalten, d. h. ein solches Ganze ausmachen, das in zwei nicht ganz gleiche, aber in einem bestimmten linienartigen Verhältnisse zueinandergerichtete Theile zerfällt. Auch dies unterscheidet man augenblicklich an dem Tone, der bis zu dem Prädicate des Vordersatzes hinauf immer allmählig steigt, bis er von da ab eben so allmählig sinkt und auf dem Prädicate des Haupt- oder Nachsatzes ruhen bleibt. Hierdurch hebt sich dieser nicht nur als der bedeutendere gegen den Vordersatz überhaupt, sondern der Hauptton kommt auch gebührend auf das Prädicat des Nachsatzes als dem logischen Hauptbegriffe des ganzen Satzgefüges.

Diese in den beiden Arten von untergeordneten Sätzen offen genug sich kund gebenden Unterschiede scheinen nun zunächst darauf hinzudeuten, daß die in dem Verhältniß des Vordersatzes zum Nachsatze stehenden untergeordneten Sätze von Seiten der Satzverbindung; die andern dagegen nur aus der zur Satzform auswachsenden Satzbestimmung hervorgegangen sind. Ferner aber scheinen sie darauf hinzudeuten, daß die Erweiterung der bloßen Satzbestimmung zur Satzform zwar nicht eher eingetreten sein kann, als der Geist schon die Stufe der Satzverbindung erstiegen hatte, aber daß sie doch früher stattgefunden hat als die von der Satzverbindung ausgehende Unterordnung eines Satzes unter den andern in dem Verhältniß eines Vorder- zu dem eines Nachsatzes.

Die Gründe hiervon sind theils theoretisch theils sprachgeschichtlich. Denn erstens ist es ein allgemeines Sprachgesetz, daß das Zusammengesetzte aus dem Einfachen, das Analysirte aus dem Complicirten hervorgeht und also auch die Satzbestimmung als ein noch unentwickelter Satz angesehen werden muß. Zweitens aber sind alle die untergeordneten Sätze, welche wir als nicht in dem Verhältniß von Vorder- und Nachsatz stehend bezeichnet haben, gerade diejenigen, welche in dem früheren, noch mit größerer synthetischer Kraft ausgerüsteten Sprachen auch in der That noch nicht analytisch als besondere Sätze auftreten, sondern durch Participia, Gerundia, Supina, Infinitive rc. mit ihrem grammatischen Hauptsatze verbunden sind, und mehr oder weniger deutlich eine Zwischenstufe zwischen der bloßen Satzbestimmung und dem untergeordneten Satze

ausmachen und so also auch äußerlich die Vermittelung zeigen, welche von jener zu diesem statt gefunden hat. Die spätere Sprache lös't solche Constructionen auf und stellt sie mit Conjunctionen ꝛc. analytisch in vollständiger Satzform her.

Anders dagegen die untergeordneten Sätze, welche in das Verhältniß des Vorder- und Nachsatzes getreten sind; denn sobald sie einmal auftreten, erscheinen sie auch gleich in diesem Gegensatze und mithin in logischer und grammatischer Trennung von einander und mit Partikeln verbunden, und somit geben sie hinlängliches Zeugniß davon, daß sie geradezu aus der Satzverbindung hervorgegangen sind, während jene diese nur überhaupt voraussetzen und als Wirkung an sich kund geben.

Auch haben wir ja vorhin gesehen, daß eine Gedankenfortschreitung in lauter geraden oder coordinirten Sätzen die Unterordnung des einen Gedankens unter den andern wohl im Sinne hat (was sie durch die Wahl der Gedanken zu erkennen gibt, die sie aneinanderreiht), daß sie diese Unterordnung aber nur grammatisch durchaus nicht ausdrückt, wenn gleich nur ein kleiner Schritt, zu diesem Ausdruck zu gelangen, nöthig ist. Wenn es z. B. in der Genesis heißt: „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer" ff., so faßt unser in der Gedankenunterordnung geübter Geist diese coordinirte Satzverbindung gar nicht anders als in der Unterordnung auf und stellt sich vor, als hieße es: „Als Gott Himmel und Erde geschaffen hatte, war die Erde wüste und leer."

§. 55.

Fortsetzung.

Auf erschöpfende Beweise der im vorigen Paragraphen aufgestellten Behauptung, daß alle die namentlich in den antiken Sprachen vorkommenden Participial-, Gerundial- und Supinalconstructionen so wie die mit dem Gebrauche des Infinitivs und dem Relativum verflochtenen Eigenthümlichkeiten nicht aus der Satzverbindung hervorgegangen sind, obgleich sie das Vorkommen derselben voraussetzen, sondern daß man sie vielmehr als in die Satzverbindung übergreifende Erweiterungen von bloßen Satzbestimmungen anzusehen hat, können wir uns hier, weil sie in die Besonderheit einzelner Idiome eingehen, freilich nicht tiefer einlassen. Dennoch dürfen wir uns einzelner Beispiele nicht entschlagen und müssen das Princip genauer auseinanderlegen, aus dem ihr Wesen und ihre Entstehung zu begreifen und zu erklären ist.

Im allgemeinen ist dabei folgendes festzuhalten:

Man muß nicht glauben, daß solche Constructionen aus der Verkürzung einer Satzverbindung, etwa der Kürze, Kraft oder Prägnanz des Ausdrucks halber, hervorgegangen sind, sondern vielmehr umgekehrt, daß aus der späteren Entlösung ihres Complexes erst die analytische Satzverbindung durch Conjunctionalien entstanden ist. Dies läßt

sich an der Geschichte der Sprachen überhaupt so wie an der gewisser einzelner insbesondere ganz bestimmt und factisch nachweisen. Die früheren Sprachen der Erde, so weit wir ihnen geschichtlich nachkommen können, zeigen im allgemeinen nur eine gerade oder coordinirte Satzverbindung, aber eine ziemliche Ausdehnung des einfachen Satzes und eine gewisse elastische Kraft desselben, viele Satzbestimmungen in sich zu tragen, — wobei wir nur an die indische und hebräische Sprache zu erinnern brauchen. Diejenigen dagegen, die wir die mittleren nennen möchten, wie namentlich die griechische und lateinische, aber auch die dem Alterthume gegenüber liegenden neueren morgenländischen Sprachen, wie das Türkische, Mongolische, Tübetanische, Tartarische ꝛc. zeichnen sich gerade durch eine solche synthetische und elastische Kraft aus, verbale oder satzartige Bestimmungen an den Hauptsatz heranziehen zu können und überhaupt einen untergeordneten durch eine Art Satzflexion mit dem Hauptsatz innerlich zu verbinden. Die eigentlich modernen Sprachen dagegen, d. h. die, welche den Gedankeninhalt der neuen Welt und Zeit zu tragen und in sich auszudrücken haben, zeichnen sich wiederum durch den Mangel an Ausdehnung dieser synthetischen Sprachkraft aus, und in den verschiedenen europäischen Sprachen sind deshalb nur zerstreute Ueberbleibsel davon übrig geblieben.

Eben so wenn wir die Geschichte einer einzelnen Sprache ansehen, die, wie die griechische, einen langen Weg von Bildungsformen durchläuft. Die Homerische Poesie z. B. oder die Herodoteische Prosa zeigt noch wenig Spuren von den kraftvollen Participial- und Relativconstructionen und den Attractionen eines Thukydides, Xenophon, Plato, — wogegen die spätere griechische Prosa so viel, ja das meiste von diesen Satzverflechtungen wieder fallen läßt und dagegen einen großen Reichthum von Conjunctionalien entwickelt, wie ein solcher den vorhin genannten morgenländischen Sprachen, die auf dem hinterasiatischen Hochlande herrschen, gerade vorzugsweise abgeht. Und betrachten wir nur unsre gothische, ja selbst noch die althochdeutsche Sprache, — welche syntaktischen Tugenden hatten diese Dialecte gegen unsere gegenwärtige und namentlich gegen unsre hochdeutsche Schriftsprache noch aufzuweisen!

Worin diese Erscheinungen ihren natürlichen und nothwendigen Grund haben, ergibt sich aus unsrer Darlegung der Wortentstehung von selbst, und kann sich jedes von selbst entnehmen. Schwieriger ist dagegen die Beantwortung der Frage, wie man sich die Entstehung solcher Participial- ꝛc. Constructionen zu denken und zu erklären hat?

Das Wesentliche ist aber dabei offenbar dies, daß die Sprache einen bereits vor dem Geiste unterschiedenen und ihm daher schon geläufigen Vorgang oder eine derartige Thätigkeit als Bestimmung des Prädicats in einem auszusprechenden Gedanken auffaßte und hiernach sprachlich ausdrückte. Dies war nichts auffallendes, insofern sie ja schon andere Vorstellungen auf das Prädicat oder Subject hatte beziehen lernen: es war aber doch etwas Neues, insofern die bezogene Vorstellung hier ein Verbum ist,

das eine viel selbständigere Vorstellung ausdrückt, und das man ohne eine gewisse Kraft der Abstraction sich nicht ohne Subject denken kann. Indem hierdurch eine Thätigkeit in die Sphäre der andern gezogen ist, zwei von gleicher Würde ihres Inhalts aber in einer und derselben Aussage innerhalb eines einfachen Satzes nicht liegen können, so gibt sich daran kund, daß der Geist das Prädicat seiner Aussage zu allgemein findet, um den vollen Inhalt seiner Anschauung auszudrücken, und daß er deshalb eine concretere Thätigkeitsvorstellung an jene allgemeinere heran- und gleichsam in sie hineinzieht. Beide machen daher logisch nur eine einzige aus, indem das besondere immer in einem allgemeineren enthalten ist: allein die Sprache hat ihre Absicht, daß sie auch die allgemeinere Thätigkeitsvorstellung vor der Auffassung des ganzen Inhalts vorübergehen lassen, und eine in der andern und lediglich in gegenseitigem Bezuge genommen wissen will. Daher kommt es, daß mit Ausnahme der etwas später sich bildenden absoluten Participialconstructionen, der Attraction und des Accusativi c. Inf., von denen wir nachher sprechen, bei den andern in Rede stehenden Constructionen kein neues Subject eintritt, und daß die hinzugezogenen verbalen Bestimmungen concreteren Inhalts sind als das eigentliche Prädicatsverbum, — was sich gleichfalls an dem Tone ergibt, der auf der concreteren Verbalbestimmung liegt. Man vergleiche: „seufzend trat er aus dem Zimmer;" „gestärkt kehrte er aus dem Bade zurück;" „laß mich dies lesen;" „gib mir zu trinken" u. s. f. Oder im Lateinischen: „regem forte *inambulantem* homo adiit;" „Alexander ad Jovem Hammonem pergit *consulturus* de origine sua;" „Ovidius Naso scripsit libros de arte *amandi*;" „aqua nitrosa utilis est *bibendo*;" „Lacedaemonii Agesilaum *bellatum* miserunt in Asiam." Eben so im Griechischen und so weiter.

Indem aber hierdurch ein Verbum ganz in die Sphäre des andern und also auch in die Beziehung auf dasselbe Subject gebannt wird, hat dies die doppelte Folge: einmal, daß die durch das Verbum ausgedrückte Bestimmung zum Ausdruck dieser abhängigen Beziehung auch der Form nach gebogen oder declinirt wird, so lange nämlich noch hinlängliche synthetische Elasticität in der Sprache ist; und zweitens, daß, wo jene Bestimmung sich auch nothwendig mit auf das Subject zurückbezieht, sie auch den Einfluß desselben nach Genus, Numerus und Casus gleich einem attributiv gesetzten Adjectivum an sich ausdrücken muß, so weit die unterscheidlichen Formen nur immer reichen.

Die Sprachen dagegen, welche eine solche Kraft nicht besitzen, müssen sich, wie wir Deutschen, um Gerundium und Supinum auszudrücken, mit dem Infinitiv in Verbindung mit Präpositionen helfen. Weil aber der Ausdruck der Beziehung dann gar keine Energie mehr hat, so werden diese Arten der Bestimmungen des Hauptverbums auch leicht schleppend.

Ein auf diese Weise in die Sphäre eines andern Verbums oder eines Substantivums

gezogenes Verbum bleibt nothwendiger Weise in einer gewissen neutralen Stellung in Hinsicht auf bereits entwickelte und feste Wortkategorien, — was aber, wie wir gesehen haben, mit Hinsicht auf die Allmähligkeit, mit der die Sprachelemente sich aus einander entwickeln, nichts auffallendes hat. Denn es gibt seine Natur als Verbum nicht auf, wenn es sich auch anderweit in Dienste begibt, behält vielmehr die auf andre Gegenstände übergreifenden Wirkungen oder wenigstens die Fähigkeit dazu noch durchaus in sich, und übt sie nöthigen Falls überall aus. Dies geschieht am meisten bei den Participien, und diese doppelte Verrichtung, deren sie fähig sind, hat ihnen daher auch ihren Namen gegeben. Zwar finden wir, wie gesagt, besonders wenn wir die Geschichte von einzelnen Sprachen berücksichtigen, gar manches Wort, das mehreren Wortkategorien angehört: bei den Participien hat sich indeß diese Wechselnatur als ihnen wesentlich geradezu befestiget. —

Sollten wir, der Kürze halber zu den vorigen Beispielen zurückgreifend, das Gesagte durch diese noch näher bestätigen, so muß man also die Prädicate als zusammengesetzte, als lesen-lassen, zu trinken-geben, befragen-reisen, lieben-können, zu trinken-nützlich-sein, kriegführen-schicken 2c. auffassen, in welchen allen der concretere zu dem abstracteren Verbalbegriffe deutlich hervortritt. Bei den Participien ist zwar das attributivische Verhältniß zu dem Substantivum des Subjects überwiegend: nichts destoweniger aber werden sie durch das nähere Verhältniß des einen oder andern auch mehr oder weniger an das Prädicat des Hauptverbums herangezogen. Das Eintreten ins Zimmer ist freilich nicht seufzend, und das Zurückkehren aus dem Bade nicht gestärkt, noch weniger das Anreden herumspazierend: allein nichts destoweniger geben doch die Participien seufzend und gestärkt auch besonders modificirte Arten des Eintretens und des Rückkehrens ab, obgleich die Beziehung auf das Subject der Natur des Begriffs nach überwiegt. Noch ferner liegt die Beziehung von dem Angehen oder Anreden auf das Spazierengehen des Königs: das Anreden ist aber ein Königs-Anreden, und nicht blos dieses, sondern ein spazieren-gehenden Königs-Anreden: — womit nur gesagt sein soll, daß, wie fern auch, dennoch immer eine Beziehung des bestimmenden Verbalbegriffs auf das Hauptwort vorhanden ist.

In allen solchen tausend und tausend mal vorkommenden Fällen ist also anzunehmen, daß die Erweiterung des Satzes durch einen hinzutretenden Verbalbegriff nicht von Seite der Satzverbindung ausgegangen ist, und daß sie noch überwiegend in der Sphäre der bloßen Satzbestimmung ruhe, und keinen Anspruch auf Anerkenntniß eines, wenn auch untergeordneten Satzes machen dürfe.

Schwieriger zu erklären sind dagegen diejenigen Fälle, in denen das zur Bestimmung eines Satztheils angezogene zweite Verbum ein andres Subject an sich entwickelt als das zum Hauptprädicat gehörige, und schwieriger zu bestimmen, ob eine solche Sprachgestaltung auch nur aus der Sphäre der bloßen Satzerweiterung aufgestiegen oder aus der

Satzverbindung herabgestiegen ist; ingleichen ob und in wie weit ihr die Würde eines Satzes zuzugestehen ist.

Dies ist zunächst bei der im Griechischen so gebräuchlichen Attraction der Fall, welche namentlich dann stattfindet, wenn das zum Infinitiv eines Nebensatzes gehörige Subject (sei es nun wirkliches Substantiv oder Pronomen) zwar gedacht aber nicht gesetzt ist und die zu jenem Infinitiv gehörigen Bestimmungen als Attribut oder als Prädicat (in Form von Substantiven) oder Adjective nicht in den Casus kommen, der ihrem Verbo, sondern der dem des Hauptsatzes entspricht. Z. B. „ἐδέοντο αὐτοῦ εἶναι προθύμου“ statt des vollständigen: „ἐδέοντο αὐτοῦ, σέ εἶναι πρόθυμον,“ sie baten ihn, gutes Muths zu sein; oder mit einem Relativum: „τῷ ἡγεμόνι πιστεύσομεν, ᾧ ἂν Κῦρος δῷ“ statt „ὃν ἂν Κῦρος δῷ,“ wir werden dem Führer vertrauen, den uns Cyrus geben soll. Xen. Anab. 1, 3. 16.

Der Fortschritt, der hierbei von den vorhin gedachten Fällen aus stattfindet, ist der, daß das neue Verbum nicht nur sein eigenes Subject, sondern auch noch anderweite Bestimmungen hat, wodurch also die Selbständigkeit eines Satzes sich zu constatiren scheint. Noch aber wird eine solche formell nicht hergestellt. Denn nicht nur daß das Subject des Nebensatzes so wenig in der Vorstellung festgehalten wird, daß es ganz unterdrückt bleibt, sondern die anderweiten Bestandtheile, insoweit sie Substantive und Adjective sind, werden auch noch von dem Verbum des Hauptsatzes regiert, so daß eigentlich der ganze Nebensatz logisch noch immer als ein blos abhängiger und zur Bestimmung hinzugezogener Begriff genommen wird und daher als von ihm flectirt erscheint. Dadurch aber daß die Casus des Nebensatzes lediglich dieselben sind, die der Hauptsatz bestimmt, zeigt jener nicht nur seine engste Verbindung mit diesem an, sondern auch, daß er durchaus noch nicht aus dessen beherrschendem Dunstkreise entlassen ist.

Man erkennt daran, wie sehr man in der Annahme irren würde, daß diese durch die Attraction bewirkte innige Verkettung zweier Sätze von dem Streben nach kraftvoller und energischer Kürze ausgegangen sei, und wie sie vielmehr nur noch Ueberbleibsel des in der Sphäre des einfachen Satzes verweilenden, doch aber schon mächtig über dieselbe hinausstrebenden Sprachgeistes ist, der einen an sich betrachtet schon ganz fertigen Satz doch formell noch in der Sphäre des einfachen Satzes zurückhält, und ihn nicht in die Selbständigkeit der freien Bewegung entläßt.

Dasselbe ist auch von der Construction des Accusativs mit dem Infinitiv so wie von den absoluten Participialconstructionen zu sagen, welche indeß noch höhere Stufen zu der endlichen formellen Selbständigkeit des logisch untergeordneten Nebensatzes darstellen, — und zwar zunächst der Accusativ mit dem Infinitiv.

Indem es bei dieser Construction wesentlich ist, daß das Subject des abhängigen Satzes ausgedrückt werde, stellt sich die formelle Selbständigkeit desselben auch mehr heraus; dennoch aber ist sein ganzer Inhalt doch nichts weiter als der concretere des im

regierenden liegenden allgemeineren, und so bildet er auch nur einen isolirten Satztheil desselben, wenngleich dieser Satztheil selbst in der Form eines Satzes explicirt ist. Denn der gesammte in der Construction des Acc. c. Inf. eingeschlossene Inhalt bildet nichts weiter als das Object zu dem Verbo des Hauptsatzes, das aber selbst eine Aussage mit ihrem dazu gehörigen Subjecte sein muß. Weil nun dieses der Gegenstand wird, an welchem das Prädicat des Nebensatzes haftet, der ganze letztere aber Object des Hauptverbums ist, so muß er nothwendig im Accusativ, das Prädikat aber, weil das Sein des ganzen Inhalts das Absolute der Aussage bildet, im Infinitiv stehen. „Ich hoffe, daß Du nicht ausbleiben wirst," oder „spero hoc me assecuturum (esse)," muß also aufgelös't werden in: „ich hoffe Dein Nicht-Ausbleiben," „ich hoffe meine Erreichung dieses" u. s. f.

Immer also läßt diese Construction den Ausdruck ihres Inhalts formell noch nicht ganz los und der Subjectscasus ist von einer Macht bestimmt, die eben nicht in seinem eigenen Inhalte liegt.

Wir Deutschen, die wir keine solche Construction besitzen, stellen nun zwar den abhängigen Satz in seiner ganzen Selbständigkeit analytisch dar: nichts destoweniger aber bleibt er, logisch genommen, nichts anders als ein bestimmender Satztheil des Prädicats im Hauptsatze, nämlich das Object.

Eine noch höhere Stufe der Selbständigkeit bieten aber die absoluten Participialconstructionen dar, von denen wir uns nur die griechischen *Genitivi* oder die lateinischen *Ablativi absoluti* vergegenwärtigen wollen. Sie verhalten sich im Ganzen auch wie die Sätze der vorher erklärten Infinitivconstruction, d. h. sie haben ihr eigenes Subject und Prädicat, dienen zum Ausdruck einer Bestimmung des Prädicats im Hauptsatze und können noch andre von ihrem Verbo abhängige Bestimmungen bei sich haben. Aber sie unterscheiden sich dadurch, daß ihr Verbum aus den vorhin entwickelten Gründen im Participium stehen muß und daß der Casus des Subjects, den natürlich auch jenes mit annimmt, nicht durch einen außerhalb ihres Inhalts liegenden Grund bestimmt ist. Weil sie aber ursprünglich zum Ausdruck der Zeitbestimmung dienen, und diese aus anderweiten Gründen im Griechischen durch den Genitiv, im Lateinischen durch den Ablativ, gegeben werden, so ist der ihnen zugehörige Casus auch der eine bestimmte, der ihnen auch bleibt, wenn sie jede andre, namentlich causale Bestimmung ausdrücken. Denn ich kann, je nachdem der Sinn mehr für das eine oder das andre überwiegt, einen Satz wie: „πάντων οὖν σιωπώντων εἶπε τοιάδε" eben sowol übersetzen: „während (oder da) alle schwiegen," oder auch causal: „weil alle schwiegen" rc., — wie denn unsre Partikel weil die doppelte Bedeutung der Zeit und der Ursach auch noch an sich trägt, und deutlich das Hervorgehen der letzteren aus der ersteren ihrer Abstammung nach anzeigt. —

Hiermit ist aber der Kreis derjenigen Sätze beschlossen, die, wie auch noch die

absoluten Participialconstructionen, ihrem Inhalte nach, nichts anders als bloße Bestimmungen des Hauptsatzes oder Satztheile desselben sind, welche jedoch nach und nach formell immer selbständiger als grammatische Sätze auftreten, und welche zuletzt darin gewissermaßen endigen, Grund und Ursache des Hauptsatzes anzugeben.

Von ihnen allen behaupten wir nun, daß sie nicht aus einer voraufgegangenen Satzverbindung formell und ideell verkürzt, sondern daß sie vielmehr formelle Erweiterungen bloßer Satzbestimmungen sind.

Ihnen gegenüber stellen wir dagegen andre, zwar auch untergeordnete Sätze, die aber doch ein andres Verhältniß zum Hauptsatze einnehmen, und behaupten von ihnen, daß sie aus einer vorausgegangenen Satzverbindung entstanden sind und daß auf ihnen die Grundlage der Periode beruht.

§. 56.

Fortsetzung.

Es ist für die Sprach- und Redeentwickelung ein großer Unterschied, ob ich Grund und Ursache irgend eines Vorgangs nur als eine Bestimmung desselben ausspreche, oder ob ich einen Gedanken geradezu als die Ursache eines andern setze. Im ersteren Falle spreche ich den Vorgang nur seiner Erscheinung nach, und also auch mit seinen Umständen aus und die Ursache wird mir nur eine besondere Art derselben: ich halte mich mithin noch ganz in der Sphäre der Empirie. „Er hat sich aus gekränktem Ehrgeiz erschossen,“ sagt ganz einfach das Factum mit dem Umstande seiner Ursache aus und nichts weiter. Wenn ich dagegen das Factum als eine Wirkung oder Folge von meiner Aussage hinstelle, die den Grund davon enthält, so muß der Geist die Stufe der Reflexion erstiegen haben, auf welcher er die Ursachen der Dinge nicht nur überhaupt wahrnimmt, sondern seinem eignen Urtheile nach als die Veranlassung zu einem Geschehen setzt und ausdrückt.

Dies setzt aber voraus, daß ich zwei verschiedene Vorgänge in meinem Geiste auch als zwei gesonderte Anschauungen gehabt und durch freie, nicht mehr von der Empirie allein abhängige Thätigkeit nicht nur überhaupt bezogen, sondern in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung erkannt und gesetzt habe: sprachlich genommen: daß ich zwei vor dem Geiste besonderte Gedanken mit einander in diese freie Verbindung gebracht und durch Sätze ausgedrückt habe.

Wenn ich daher Genitivi oder Ablativi absoluti vor mir habe, die in ihrem erweiterten Sinne auch Grund und Ursache des Inhalts im Hauptsatze ausdrücken, so liegt noch der bedeutungsvolle Unterschied vor, daß ich erstlich diesen Sinn nur aus dem Sinne der Satzverbindung überhaupt herausnehmen kann, ohne daß ich durch die Form selbst genöthigt werde, eine solche anzunehmen, die eigentlich nur einen zeitlichen

Umstand der Hauptaussage ausdrückt, und daß ich zweitens den Grund derselben eben nur als eine ihr angehörende Bestimmung ausdrücke.

Wohl also geben mir solche Constructionen die Vermittelungen an, durch welche der Geist allmählig dahin gekommen ist, Grund und Folge als sich einander gegenüberstehend, aber doch auch in lebendigem Bezuge und in einer solchen Verbindung zu- und mit einander aufzufassen und auszudrücken, aber sie selbst bezeichnen diese Stufe noch nicht und geben noch nicht die Gewähr ihrer wirklichen Ersteigung.

Daher bezeichnet es in der That eine neue Erwerbniß, wenn der Sprachgeist nun wirklich zu einer solchen Gegenüberstellung und dadurch zugleich zu einer solchen Art der Verbindung zweier Gedanken oder Sätze gekommen ist, die das sind, was wir Satz und Gegensatz oder Vorder- und Nachsatz nennen. Der Vordersatz enthält sonach jederzeit den Grund, der Nachsatz die Folge, — welches besondere Gedankenverhältniß (wie zum Beispiel bei den concessiven Sätzen) diesem allgemeinen auch beigemischt sei. Denn wenn ich sage: „obgleich ich unwohl bin, so werde ich doch auf meinem Platze sein," so ist damit im Vordersatze der Grund des Nicht-auf-dem-Platze-Erscheinens ausgesprochen, und das besondere Verhältniß ist nur dies, daß die negative Folge als positive auftritt.

Der wesentliche Unterschied dieser dem Nachsatze zwar auch logisch untergeordneten Vordersätze von den andern untergeordneten Sätzen, von denen wir im vorhergehenden Paragraphen sprachen, besteht also darin, daß sie eben nicht als Bestimmung des Hauptsatzes, sondern als dessen Gegensatz auftreten, durch welchen ein dem Inhalte jenes gegenüberliegender andrer Inhalt ausgesprochen wird, und dieser Unterschied gibt sich auch äußerlich daran kund, daß ich alle solche Nachsätze in grammatische Hauptsätze verwandeln kann, ohne dadurch das logische Verhältniß zu verändern. Statt zu sagen: „da (weil) die Kälte zusammenzieht, so wird aus Wasser Eis;" oder: „wenn Du nicht kommen kannst, so schreibe wenigstens;" oder: „obgleich Dich nichts abhielt, so hast Du doch nicht geschrieben" u. s. f. kann ich mit demselben Sinne sagen: „die Kälte zieht zusammen: daher wird aus Wasser Eis;" „Du kannst nicht kommen: so schreibe wenigstens;" „nichts hat Dich abgehalten: dennoch hast Du nicht geschrieben" u. s. f. Mit keinem der andern untergeordneten Sätze kann ich dagegen auf gleiche Weise verfahren und mit gleichem Sinne etwa sagen: „ich wünsche, daß Du zu Ostern kommst" und: „komme zu Ostern: ich wünsche es." Denn in diesem Falle stehen die beiden Sätze nicht mehr in grammatischer Beziehung aufeinander, sondern sind grammatisch unabhängig. Nur mit solchen Gedanken also, die in die Form des Vorder- und Nachsatzes eingegangen sind, kann ich eine solche Umkehrung vornehmen, und wir wollen sie die abhängigen nennen zum Unterschiede jener andern untergeordneten, die wir mit dem Namen der Bestimmungssätze belegen.

Stelle ich mir Vorder- und Nachsatz als zwei auf gleicher Ebene aufgerichtete

gerade Linien vor, so muß das Verhältniß, in welches sie als Vorder- zu Nachsatz treten, dem gleich sein, daß sie sich mit ihrer Spitze zu einander neigen und eine Pyramide bilden. Denn diese Neigung zu einander und ihre Berührung in einer Spitze entstehen nothwendig durch das reale Verhältniß, in das sie als Ursache und Wirkung zu einander treten, und in dem sie zusammenhängen. Die Ursache hat eine nach dem Anfang der Wirkung hin immer enger zu- und auslaufende Sphäre von Bewegungen, die genau da endigen, wo die Sphäre der Wirkungen beginnt, welche ihrerseits nach ihrer Basis zu immer weiter und breiter wird, bis sie sich auf diese aufsetzt, die dieselbe sein muß als von der die Ursachen aufstiegen, weil sich beide Erscheinungen nothwendig entsprechen.

Auf diesem eigenthümlichen sich entsprechenden Verhältniß der Hebung und Senkung zweier Gedanken und ihrer Umdrehung (περίοδος) in einem gewissen Puncte beruht nun, wie wir dies bereits früher (I. §. 79, S. 270 ff.) gesehen haben, das Wesen der Periode, und wir können uns mit Zurückweisung auf das dort Beigebrachte hier ganz kurz fassen.

Denn es versteht sich von selbst, daß, wenn auch die Vorder- oder Nachsätze vervielfältigt werden; wenn mehrere Vordersätze auf einen Nachsatz gebaut oder als dessen Ursachen ausgesprochen werden, und wenn mehrere Nachsätze als mehrfache Folgerungen aus einem Vordersatze hervorfließen; ingleichen, wenn solche Periodenglieder, wie man sie dann nennt (Glieder des Vordersatzes — προτάσεις, Glieder des Nachsatzes — ἀποδόσεις), Bestimmungssätze selbst von verschiedener Abstufung wieder bei sich haben; das Grundverhältniß der Periode dadurch nicht im geringsten alterirt wird, und also kein neues Bildungsprincip hereintritt. Wir haben vielmehr dasselbe Verhältniß wie bei dem einfachen Satze, nur auf der höheren Stufe der Satzunterordnung, insbesondere der Periodisirung. Denn die Vervielfältigung der Periodenglieder entspricht ganz der Vervielfältigung des Subjects oder Prädikats in dem zusammengezogenen (aber einfachen) Satze, und die Bestimmungssätze den Satzbestimmungen.

Nur in solche Verhältnisse und Formen gebrachte und zu einer Einheit verbundene Gedanken können daher Perioden heißen. Wenn man dagegen jede andre Art von Satzverbindung auch Periode nennt, und wenn sich der äußeren Form nach periodenähnliche Satzverbindungen allerdings bilden lassen, so hebt dies den engeren Sinn von Periode im geringsten nicht auf, wie wir sogleich in dem folgenden näher sehen werden. Hier aber müssen wir sie einstweilen in dieser ihrer strengsten Form noch einen Augenblick näher betrachten.

Die Periode bildet nämlich in dem ihr zu Grunde liegenden Verhältniß des Gegensatzes von Grund und Folge und der einheitlichen Verbindung von beiden zu einem Gedanken nicht nur überhaupt eine Figur, sondern die schärfste und manigfaltigste, die die Sprache in sich ausprägen kann. Und indem es die höchste Aufgabe der Sprache ist, den gesammten Weltinhalt in seiner Besonderheit in den der Idee des Geistes

entsprechenden Verhältnissen des Besonderen und Einzelnen zu den höheren und höchsten Ganzen auszusprechen, so folgt, wie wir bereits oben im Zusammenhange näher gesehen haben, die Nothwendigkeit und Pflicht für die Sprache, die Darstellung der Gedanken in immer schärferer Periodisirung auszuführen, von selbst; denn nur hierdurch stellen sich in der treffendsten Form die Dinge in ihrer Besonderheit aber auch zugleich in Hinsicht auf ihre weiteren und letzten Gründe und so auch auf ihren letzten Grund in Gott dar. So sollen wir aber die Welt nicht nur anschauen, sondern uns auch demgemäß zu ihr verhalten und sie umbilden lernen, und hierzu soll wiederum die Sprache als ideales Bildungsmittel dienen.

Ohne alle Frage also gehört es zur Bestimmung und Vollkommenheit der Sprache und Rede, daß alle Gedanken in Periodenform gefaßt und darnach gerichtet werden, und hierin liegt ja, wie wir schon in der allgemeinen Stillehre sahen (vgl. z. B. I. §. 10, §. 18 und öfter), allein der eigentliche Begriff des guten Stils, der so oft mit dem der Schreibart oder Diction verwechselt wird. Denn der Stil ist eben nichts weiter als die Art und Weise der sprachlichen Beziehung und der gute Stil die Art der sprachlichen Beziehung, in welcher alle Besonderheiten in ihrem richtigen Verhältniß zu ihrem höheren und höchsten Grunde als ihrer Einheit aufgezeigt werden, und somit culminirt sich also die Erforderniß des guten Stils formell in der der Periodisirung.

In diesem strengen Formalismus hat aber der Geist noch nicht seine vollkommene Freiheit für die Darstellung. Er hebt daher denselben, indem er sein Wesen bewahrt, auf und erzeugt so eine Form der Darstellung, die wir die freie Periodenform nennen möchten, und deren Gebrauch die Forderung des Idealstils vorzugsweise ist, — daher wir denn im folgenden Paragraphen näher darauf eingehen.

§. 57.

Von der Art und Weise, wie sich der Idealstil zur Satzverbindung und Satzunterordnung zu verhalten hat?

Wenn es nämlich uns nun auch gelungen ist, alle zu einem Redeganzen gehörigen Gedanken in ein solches verlangtes periodologisches oder figürliches Verhältniß zu bringen, so ist damit der Idee der Sprache und dem Wesen des Idealstils noch keineswegs vollkommen genügt. Denn wir wissen (II. §. 3, S. 8. und öfter), daß jener höchste Zweck der Sprache darin besteht, möglichst sinnlicher oder plastisch vollständiger Ausdruck der Wirklichkeit im Lichte der Idee durch ihre Elemente als Mittel dazu zu sein, und daß der Zweck des Idealstils dasselbe nur in Hinsicht auf die Erzeugung und Verbindung dieser Elemente und auf ihr gegenseitiges Verhältniß ist. Denn gleich vom Anfang an (I. §. 1, S. 1 vgl. mit I. §. 16 S. 36) erkannten wir in dem Begriffe des Stils

nichts anders als die Sprache selbst nach einer gewissen Seite ihrer Erscheinung, nämlich nach der Beziehung und Verbindung der sprachlichen Besonderheiten zur Einheit. Durch ein periodologisches Verhältniß der Gedanken eines Schriftganzen ist nun zwar der Hauptbestimmung der Sprache und des Stils genügt, daß die Wirklichkeit in dem Geiste reflectiren und von ihm in einer der Idee desselben entsprechenden Gestalt wieder zurückgegeben werden soll; es ist darin ihr genügt, daß sich ein Stil im wahren Sinne des Worts wirklich und überhaupt erzeugt hat: aber es ist der andern Bestimmung von beiden noch keine Genüge geleistet, daß sie möglichst vollkommene Mittel des Ausdrucks der Wirklichkeit im Lichte der Idee seien. In der strengen Periodenform entspricht nämlich der Ausdruck noch dem Standpuncte der Reflexion, d. h. demjenigen, auf welchem der subjective Geist durch eigene Thätigkeit zwar das richtige Verhältniß der Dinge zu ihrem absoluten Wesen in Gott aufgefunden hat und es aussprechen kann: allein der übrige Mensch mit seinem Schauen, Fühlen und mit seiner ganzen unmittelbaren Existenz ist deshalb nicht gleich in die Harmonie hineinversetzt und die Einheit seiner Subjectivität mit der allgemeinen Objectivität ist für ihn nur in seiner Vernunft, noch genauer nur in seinem Verstande vorhanden. Es fehlt daher noch, daß er mit allen Seiten seiner Existenz in diese Harmonie selbst hineintrete, und daß diese ihm aus der Wirklichkeit entgegenkomme. Dann erst ist er aus der Reflexion und durch dieselbe in die objective Einheit seiner selbst mit der Welt eingegangen und dann erst werden auch seine Gedanken der Wirklichkeit entsprechen und ihr anliegen wie ein Kleid.

Auf unsern Gegenstand angewendet heißt dies so viel: die durch die Sprache wieder gegebenen, im Verhältniß der Periode und Figur stehenden Gedanken haben zu ihrem Wesen das Gegensätzliche oder Symmetrische (II. §. 15, S. 64), das aber nur einseitig und zwar nur dem Verstande genügt. In diesem Verhältnisse ist aber der Mensch weder ganz noch frei enthalten: er muß vielmehr dahin kommen, es nur als ein Mittel zu gebrauchen, durch welches er sich allmählig in jene harmonische Wirklichkeit zu versetzen vermag, und eben so muß er jenes periodologische Verhältniß als ein Mittel gebrauchen, um seinen Stil und seine ganze sprachliche Darstellung der Wirklichkeit wieder anzuschmiegen, die nun aber nicht als pure oder gemeine Wirklichkeit sondern als vom Geiste durchdrungen, d. h. im Lichte der Idee erscheint. Hierdurch ist der Mensch aus der Reflexion herausgetreten und hat sich der Welt gegenüber durch jene theoretisch und praktisch frei gemacht, und eben so ist die strenge Periodenform in der Darstellung überwunden, wenn gleich sie ein Mittel geworden ist, daß nun alle Gedanken in richtigem Verhältniß zur Idee erscheinen und diese also auch ihrem Wesen nach in sich haben. Und dies geschieht nun näher so:

Wenn der Geist einmal geübt und gewöhnt ist, die Dinge in der gedachten Weise anzuschauen und die ihnen entsprechenden Gedanken in der periodologischen Form zu ordnen und es ihm also keine Schwierigkeit macht, die Verhältnisse der Dinge bis zu ihrem

letzten Grunde zu erfassen; wenn er bei seinen Bewegungen nicht mehr fürchten muß, jene Verhältnisse aus dem Auge zu verlieren und wenn sie ihm beim Schreiben gegenwärtig sind, ohne daß er seine Spannung insbesondere darauf richten muß: dann geht dies vor, daß er, das Wesen der Form in sich habend, dennoch ihre starre Regelmäßigkeit durchbricht, und daß er jedem Gedanken eine der ihm entsprechenden Wirklichkeit anpassendere Form zu geben vermag, ohne daß er dabei die durch die periodologischen Verhältnisse gewonnenen Vortheile verliert. So macht sich die Darstellung frei von der strengen Form der Periode, indem sie diese nur als Mittel zu einem höchsten Zwecke benutzt, nämlich die Wirklichkeit in möglichst vollkommner Weise durch Gedanken in ihrem idealen Zusammenhange darzustellen. Zu dieser Vollkommenheit gehört aber, wie wir früher (II. §. 10—15 und §. 16—18) schon gesehen haben, dies, daß die Darstellung nicht blos einseitig für den Verstand, sondern auch für die Sinnlichkeit erscheine; zu der Sinnlichkeit gehört aber auch dies, daß die Formen der Sätze und Satzverbindungen ꝛc. wieder mehr der äußerlichen Erscheinungsform der Dinge sich näheren, während sie die ihr eigentlich zu Grunde liegende geistige Verbindung nur hindurchscheinen lassen. Denn auch in der Wirklichkeit liegt Ursache und Wirkung nicht offen und blos da, sondern ist in dem Innern der Dinge versteckt.

So erlaubt denn also der Idealstil nicht nur, sondern er f o r d e r t sogar die Auflösung der strengen Periodenform in alle möglichen Satzformen und Satzverbindungen der verschiedensten, selbst gemischten Art. Und erinnern wir uns, wie die modalen Kategorien der Darstellung nach Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit die verschiedenen Formen der Wunsch-, Bitt-, Frag- und andrer Sätze; wie die den verschiedenen Satztheilen und Satzbestimmungen entsprechenden Sätze die Adverbial- Attributiv-, Substantiv- ꝛc. Sätze; und wie endlich die verschiedenen logischen Verhältnisse, der untergeordneten Sätze eben so viel Satzarten, als bedingende, hypothetische, zugestehende, Folgesätze u. s. w. u. s. w. erzeugen: so hat man eine ungefähre Aussicht in die große Manigfaltigkeit, über die die freie Darstellung ungehindert gebieten kann, wenn sie einmal des strengen Periodenverhältnisses vollkommen mächtig geworden ist. Scheinbar willkürlich herrscht der Gedanke über alle grammatischen Satzformen; aber es liegt dieser Herrschaft ein schöpferischer Geist zu Grunde, der das Gesetz zur Freiheit entbunden hat.

Hierdurch n ä h e r t sich nun der Stil nicht nur dem Wesen der Poesie, sondern geht ganz in dieselbe über, — wie wir denn schon oft diese beiden Formen der Darstellung als durchaus nicht stetig, und sich für immer ausschließend, sondern nach einem höchsten Entfernungspuncte in einer beständigen Annäherung aneinander gefunden haben.

Zwar könnte man sagen, es komme ja nur auf die besonderen Zwecke der Darstellung an, daß man die strengere oder freiere Periodenform wähle, wie denn z. B. die philosophische Darstellung und die Gattung des didaktischen Stils gewiß immer die

strengere Periodenform sich entsprechend finden wird: allein wir haben gleichfalls schon öfter gesehen, daß dies nur eine relative und für gewisse Zeiten giltige Wahrheit ist, und daß dadurch der ausgesprochene absolute Zweck nicht im geringsten dadurch verändert wird. Vielmehr ist es immer ein Zeichen, daß entweder die Zeit und das Volk oder auch der Schriftsteller mit seinen Ideen der Wirklichkeit noch viel zu abstract gegenüber steht, wenn seine Darstellung der Schönheit oder ästhetischen Sinnlichkeit ermangelt.

Diese Freiheit im Gebrauche der grammatischen Formen der Sätze hat auch begreiflicher Weise großen Einfluß auf die Interpunction. Denn wenn diese in der Periodenform eine durchaus feste und man möchte sagen gemüthlose ist, so tritt im Gebrauche der freien Periodenform nicht nur ein freierer Gebrauch der Satzzeichen, sondern auch die Anwendung aller der Zeichen überhaupt ein, durch welche die affectvollere Form der Gedanken auch schon äußerlich angedeutet zu werden pflegt.

Von allem diesem kann man sich auf das deutlichste überzeugen, wenn man namentl ein poetisches Stück, etwa ein wohlgeschriebenes Drama, in welchem sich die Gedan am meisten plastisch der Wirklichkeit eines bewegten Gemüthes anschmiegen müssen, u in welchem also die periodologische Fassung des Ganzen am meisten aufgelöst ersche sich in die strenge Periodenform überträgt, gleichsam rückübersetzt. Man versuche zunächst an Göthes Romanen, namentlich Werther, Wilhelm Meister, vor allen a an den Wahlverwandtschaften: dann wird uns die Meisterhaftigkeit der Darstellung recht klar werden. Etwas schwieriger zeigen sich in dieser Beziehung schon die Schille schen Dramen, — namentlich die früheren. Für die gegenwärtige Stillehre verspar wir uns eine solche Darlegung auf den praktischen Theil.

Ueberschauen wir aber die Entwickelungsformen der Sprache von der Entstehung verschiedenen Wörter bis zur Entstehung der Satzverbindung und Periode und de Auflösung, so stellt sich augenblicklich dar, daß dieselben Principe und Mittel der E stehung und Ausbildung des Wortreichthums einer Sprache sich in der höheren Sph der Satzbildung lediglich wiederholen.

Denn gerade wie wir dort einen Stufengang von Mitteln vom Inneren Aeußeren gefunden haben, durch die sich der Wortreichthum allmählig bildet, so fi wir hier ebenfalls und zwar die entsprechenden Mittel, durch die sich der nackte erweiterten und zusammengezogenen, dann zum untergeordneten und zusammengese Satze ausbildet. Wir überlassen aber den näheren Nachweis dieser Correspondenz Leser und begnügen uns, auf die Erscheinung selbst hingedeutet zu haben.

Fragen wir aber noch letzlich, wie es denn nun der Idealstilist zu machen h daß er erst zu dem strengen, dann aber auch zu dem freien Periodenstil gelange, so b erstlich im allgemeinen zur Antwort, daß ein jeder das, was er schreiben will, genau

allen seinen Besonderheiten zu erkennen und diese dann unter seinen nächsten und weiter aufsteigend immer höheren Bezügen zu erfassen suchen muß. Denn der freie Periodenstil setzt, wie wir nun gesehen haben, den strengen nothwendig voraus, — worüber im ersten Theile die nöthigen Vorschriften im einzelnen gegeben sind. Wie man es aber, wenn diese Bedingung erfüllt ist, und wenn die oftgenannten natürlichen Erfordernisse dabei nicht fehlen, insbesondere anfangen müsse, um im Idealstile zu schreiben, — dazu ist der nächste Abschnitt bestimmt, Auskunft im besonderen zu geben.

Zweiter Abschnitt.

Von der Herbeischaffung und Verwendung des Elementarischen des Ideal-Stils oder von der Composition der Aufsätze.

§. 58.

Einleitung.

Haben wir in dem vorigen ersten Abschnitte gesehen, unter welchen Bedingungen und in welchen Momenten sich das Wort in seinen verschiedenen Kategorien erzeugte, indem es sich zum integrirenden Theile des Satzes entfaltete; haben wir gesehen, wie sich der Satz erweiterte und endlich eine Verbindung derselben zur Periode zu stande kam, so müssen wir in diesem zweiten Hauptabschnitte erkennen lernen, nach welchen inneren Vorgängen nun ein schriftliches Gedankenganzes von jeder größeren Art sich bildet, und wie dasselbe beschaffen und gestaltet sein müsse, wenn es ebensowol den allgemeinen idealen Zwecken jeder Redeäußerung als den besonderen Zwecken und der besonderen Bewegung des Schreibenden möglichst entsprechen soll, die ihn zum schriftlichen Ausdrucke geleitet haben; nicht minder aber müssen sich uns die Gründe enthüllen, aus denen eine solche Bildung und Gestaltung mit Nothwendigkeit eintritt; mit andern Worten: wir müssen erkennen, wie sich der Gedankenstoff als das Elementarische erzeugen und herbeiführen läßt, und wie und warum er zur Composition von kleineren oder größeren Aufsätzen auf eine bestimmte, näher zu beschreibende Weise zu verwenden ist.

Alle hierüber zu gebenden Erläuterungen und Vorschriften werden aber auf dasselbe Princip zurückführen, das wir schon als die bewegende Ursache der Entstehung des Wortes, des Satzes und der Periode gefunden haben, nämlich als das immer weiter auseinander tretende Verhältniß eines Besonderen zu einem Allgemeinen und als die freie Zusammenfassung des ersteren unter das letztere zu einer vermittelten Einheit. Durch ein solches Zusammenstimmen der Erklärung der früheren primitiven Spracherscheinungen mit der der späteren belegt sich nun nicht allein die Richtigkeit der gesammten Auffassung, sondern es ermöglicht sich auch eine vollständige Einsicht in den ganzen Organismus alles dessen, was durch Sprache erzeugt wird und läßt es in ununterbrochenem Zusammenhange mit seinem Urgrunde erscheinen.

Und wenn wir endlich im dritten Hauptabschnitte die Erscheinung des Gattungsmäßigen aus denselben Principien hervorgegangen und erklärt sehen, dann wird jeder Zweifel einer blos subjectiven Auffassungsweise verschwinden, und wir werden in den stand gesetzt sein, alles, was sich durch diese theoretische Betrachtung und Behandelung des Gegenstandes ergeben hat, in immer näheren Bezug auf die Anwendung in der Wirklichkeit zu bringen. Denn je leichter und stricter wir die Manigfaltigkeit von Besonderheiten auf ihre Einheit zurückzuführen und in Verhältniß zu ihr zu fassen vermögen, je leichter muß es uns auch werden, sie demgemäß in der Anwendung zu behandeln. —

Haben wir es aber auch lediglich mit demselben Principe zu thun, das uns das Elementarische des Stils beurtheilen und erläutern half, so tritt es gleichwol hier in einer höheren Stufe seiner Entfaltung vor uns, auf welcher der sprachliche Stoff nicht nur ein schon unendlich manigfaltiger geworden ist, sondern auf der der Geist auch schon eine große Beweglichkeit und Freiheit errungen hat, denselben zu gebrauchen und zu verbinden, und die verschiedenartigsten Bezüge unter ihm herzustellen. Denn es wird ja auf dieser Stufe angenommen, daß der Einzelne schon eine Menge von Vorstellungen von seinem Totalgefühle hat unterscheiden und als besondere fassen lernen, die nun in seiner Seele zum beliebigen Gebrauch gleichsam niedergelegt sind, und die er von da im betreffenden Falle nur zu erwecken und aufzurufen hat.

Es findet also der bedeutungsvolle Unterschied statt, daß es sich nicht mehr um ein Unterscheiden von einzelnen Gegenständen und Wirklichkeiten und von einer Belegung derselben mit Worten handelt, — wobei, wie wir sahen, eine gewisse Gegenseitigkeit der Thätigkeit unter denen nöthig ist, welche sich sprachlich mittheilen: vielmehr ist das Gesetzte dies, daß eine bis auf einen gewissen Grad ausgeprägte Sprache objectiv zwischen dem Einzelnen und seinen Volksgenossen gleichsam in der Mitte liegt, und daß es nun auf ihn ankommt, in wie weit er durch dieses geistigste aller Mittheilungsmittel die Art seiner inneren Bewegungen und Anschauungen jenen äußerlich und ergreiflich zu machen und hierdurch zugleich auf ihr Inneres einzuwirken und es zu bewegen vermag.

Dies kann inzwischen in einer doppelten Weise geschehen: Entweder nämlich gebrauche ich die gegebene Sprache nur insofern, als damit gewisse Wirklichkeiten an und für sich d. h. in ihrer rein endlichen Existenz bezeichnet sind, und insofern ich auch nur innerhalb der Endlichkeit liegende Beziehungen unter ihnen ausdrücke. Oder ich gebrauche sie so, daß ich das Gegenständliche ausdrücke, wie es *mir* erschienen ist und *mich* bewegt hat und wie *ich* die Besonderheiten auf einander und auf eine Einheit beziehe, die in der Endlichkeit an sich eben *nicht* so vorhanden ist.

Wenn nun zwar beide Gebrauchsarten der Sprache innerhalb eines Volkes wol nicht in reiner und scharfer Trennung vorkommen, so lassen sie sich doch in der Theorie sehr zweckmäßig auseinanderhalten und sie begründen die mehrbesagten Unterschiede des

Real- und Idealstils, von denen nur der letztere die eigenthümliche Fähigkeit hat, Eindrücke und Veränderungen auf die als gegeben gedachte Sprache hervorzubringen, während der erstere sie in dem Zustande belassen muß, wie er sie findet.

Wenn aber auch hier nur vom Idealstil, d. h. von einem solchen Falle die Re[illegible] ist, in welchem der Einzelne eigenthümliche ideale Anschauungen gewonnen hat, die [illegible] nun nach einem gewissen Drange seines Inneren oder nach bestimmten einzelnen Zwecken seinen Volksgenossen vermöge der Sprache ergreiflich machen oder mittheilen, und [illegible] mehr, wenn er durch diese Mittheilung eine seinem Inneren entsprechende Bewegung bei ihnen hervorbringen will, so sehen wir wohl, daß dieselben Vorgänge wiederkehren, die wir schon bei der Entstehung des wirklichen Wortes und des Satzes antrafen; nur daß sie jetzt weit auseinanderliegen, während sie dort gleichsam noch in einem Punkte zusammenwirkten, und daß der Stoff, an welchem der Vorgang zur Erscheinung kömmt, dort noch ein einfacher war, während er sich hier schon unendlich vervielfacht hat.

Dort fanden wir erstens den Eindruck oder die in der Empfindungssphäre [illegible] Menschen vorgehende Bewegung, zweitens die Unterordnung dieses Eindrucks oder die Bewegung unter das Totalbewußtsein, die nur durch eine ihm eigenthümliche Ener[illegible] oder durch geistige Kraft vollbracht wird, und drittens den Ausdruck jenes Eindru[illegible] durch das Wort, in welchem aber der Eindruck nicht wiedergegeben ist, wie er an [illegible] oder als blos natürlicher ist, sondern insofern er einen geistigen oder idealen An[illegible] und Schein erhalten hat, und in welchem Ausdrucke sich mehr oder weniger willkür[illegible] eine sympathetische Bewegung kund gibt.

Was aber erstens den Eindruck betrifft, so ist er nicht nur deshalb ein unermeßl[illegible] reicherer und verschiedener, weil sich dem Menschen allmählig der Reichthum der geg[illegible] ständlichen Welt immer mehr enthüllt hat, und er hierdurch unendlich vermehrt ist, sond[illegible] weil durch die verschiedenen Vorstellungen und Ideen, die das Subject bereits in [illegible] aufgenommen hat, es überhaupt weit leichter Eindrücke empfängt, und diese imm[illegible] weniger wie anfänglich blos materieller Art und von körperlichen Gegenständen der äuße[illegible] Wirklichkeit herrührend zu sein brauchen. Denn je mehr der Mensch Eindrücke empfan[illegible] und diese zu besonderten Vorstellungen von seinem Totalgefühle geschieden und hierdu[illegible] in seiner Seele gleichsam niedergelegt hat, je mehr klingen die näher und entfernt[illegible] verwandten auch bei einem gewissen Eindrucke an und je leichter ist es also auch, daß [illegible] überhaupt erregt wird. Und je geistiger sein Wesen dadurch geworden ist, je wenig[illegible] materiell brauchen auch die Eindrücke zu sein, um seine Empfindung in Bewegung [illegible] bringen. Je unempfindlicher, roher und mithin leerer der Mensch ist, je weniger rei[illegible] und rührt ihn dieses oder jenes, und je schwerer und einzelner wird also auch der Eindruck sein, der seine Energie gleichsam herausfordert, ihn von seinem Totalbewußtsein [illegible] unterscheiden und ihn dadurch zu überwinden oder in Einheit mit sich zu setzen. Je reic[illegible] barer dagegen und je inhaltsvoller er an Gedanken ist, desto leiser und geistiger brauchen

auch die Eindrücke zu sein, um seine Empfindung rege zu machen und seine Energie zur Ueberwindung derselben anzuspannen.

Der Unterschied zwischen jenen früheren Zuständen und den jetzt gedachten späteren ist also zwar nur ein quantitativer, aber er steht schon auf dem Puncte, auch in einen qualitativen überzugehen, indem die meisten Beweggründe zu einer schriftlichen Entäußerung unsres Inneren mehr im Gebiete des Geistes liegen. Den inneren Momenten des Vorganges nach aber bleibt sich die Sache gleich. Denn dort wie hier habe ich einen außer mir liegenden, mich aber berührenden Eindruck, der, wenn auch noch so fein, und noch so mittelbar durch den Geist, meine Empfindung und durch dieses meine Nerven durchbebt, und mein Totalgefühl auffordert, ihn als einen besonderen zu fassen und mit diesem in Einklang zu bringen. Eben so mag auch der Eindruck ein sehr zusammengesetzter sein, und der Boden, auf den er fällt, schon sehr verschiedene Seiten der Receptionsfähigkeit darbieten, je nachdem sich nämlich die verschiedenen Seiten der geistigen Natur des Menschen bereits entwickelt haben: immer wird sich derselbe vorbeschriebene Act nur in größeren Extensionen wiederholen. Während ich aber dort den Eindruck nur durch ein Wort oder einen Satz ꝛc. wiedergebe, gebe ich denselben jetzt vermöge des größeren Reichthums meines Inneren auch in größerer Manigfaltigkeit und Vollständigkeit und mit Bestreifung vieler näher oder entfernter verwandter Nebenumstände in der Art wieder, daß sich dadurch die besondere Beschaffenheit meiner Empfindung und Anschauung immer deutlicher offenbart.

Was zweitens die Unterordnung des Eindrucks unter unser Totalgefühl oder Totalbewußtsein betrifft, so verhält sie sich ebenso wie der Eindruck selbst, — wie aus dem eben Gesagten gleicherweise hervorgeht. Dort wie hier handelt es sich darum, daß das durch den Eindruck aus seiner Ruhe gleichsam aufgestörte Totalgefühl über denselben Herr werde, und sich ihn dadurch unterwerfe, daß er ihn von sich deutlich unterscheidet und ihn mit seinem eventuellen Zustande in Einklang bringe. Dies weiß jeder, der im Gebiete der Erkenntniß forscht oder ein bereits Erforschtes in sich aufzunehmen sich bemüht. Denn so lange ein zu ergreifender Gegenstand uns nicht klar genug ist, so wirkt er eben so wie ein Eindruck, über den wir nicht Herr werden können, und verursacht uns so lange eine innere Unruhe und Anspannung, bis wir ihn erfaßt, d. h. bis wir ihn mit unserm sonstigen Denken und Fühlen in Einklang gebracht haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir es dort mit einem in sich selbst noch ganz einfachen, hier mit einem mehr oder weniger schon erfüllten Totalgefühle zu thun haben, d. h. mit einem solchem, in welchem bereits eine Menge Vorstellungen und Ideen ruhen, und die nach Maßgabe der Stärke und Verwandtschaft durch den Eindruck nur wach werden und mit ihren Anforderungen an eine Harmonie mit denselben hervortreten. Setzen wir z. B., daß das Ehrgefühl eines Menschen durch die Aeußerung eines andern über ihn beleidigt werde. Diese Aeußerung ist der gesetzte Eindruck, der das Totalgefühl des Beleidigten in eine

spannende Bewegung bringt, und das Gleichgewicht zwischen diesem und der gegenüberstehenden Welt aufhebt, die ihm mit ihrer Gegenwirkung hier lediglich in der Beleidigung erscheint. Setzen wir nun ferner, daß die Vergeltung oder Aufhebung derselben nur durch eine sprachliche Darlegung des Gegentheils ermöglicht werden, und daß sich also die Anspannung auf keine andre Weise als durch die Sprache erledigen könnte, so würde dies die Folge haben, daß alle in der Seele des Beleidigten liegenden Vorstellungen und Ideen, insofern sie auf die Widerlegung der Anschuldigung Bezug haben, erwachen und nicht ehr ruhen würden, bis sie sich nach dem höheren oder niederen Grade ihrer Wirksamkeit so geordnet aufgestellt hätten, daß diese Widerlegung dann als Wahrheit erscheint und somit die Beleidigung gleichsam überwunden und das Gleichgewicht zwischen dem Totalgefühle des Beleidigten und jenem Eindrucke wiederhergestellt wäre. Wenn also dort der Eindruck durch das Erzeugniß oder die Aufnahme einer neuen Vorstellung oder einer neuen Idee überwunden und so dem Totalgefühle unterworfen wird, so geschieht hier dasselbe nur auf eine complicirtere Weise und gleichsam nur durch einen größeren extensiven Aufwand.

Was endlich drittens den wörtlichen Ausdruck der Eindrücke so wie den größeren oder geringeren Antheil betrifft, den das Bewußtsein an der wörtlichen Darstellung hat, so haben wir es auch hier nur mit graduellen Unterschieden zu thun. Dort ist das Wort oder der Satz das Product des Eindrucks und entspricht diesem unmittelbar: hier ist das Erwachen der mit den Vorstellungen zugleich niedergelegten Worte und die etwas modificirte Form und Bedeutung, die ich ihnen gebe, das, was an die Stelle der Wortproduction im eigentlichen Sinne tritt, obgleich diese sich im einzelnen auch noch fort wiederholt. Und eben so wie das Wort lautlich nur dann wirklich producirt wird, wenn die Bewegung durch den Eindruck lebendig genug war, um die Energie des Menschen zu solchen Acten zu spannen, und wie hierbei die sympathetischen Triebe mit ins Spiel kommen: ebenso wird auch hier das Ins-Wort-setzen der erregten Empfindung nur dann gelingen, wenn erstlich überhaupt schon ein reicher Vorrath von Vorstellungen und Worten in unsrer Seele liegt und wenn zweitens nicht nur der Eindruck ein recht lebendiger für uns ist, sondern wenn die sympathetische, später ethische Bewegung dabei zugleich eine recht starke ist. Denn je lebendiger, sinnlicher und in der unmittelbaren Wirklichkeit versenkt der Eindruck mir gegenwärtig ist und in dieser Gestalt gleichsam auf meine Empfindung und Anschauung drückt, je gewisser werden diejenigen Vorstellungen und Worte in mir wach werden, die jenem Eindrucke am meisten entsprechen. Und eben so, je stärker der Drang in mir ist, mich durch solche Productionen Wesen meiner Art mitzutheilen, je mehr wird sich dadurch das Bestreben vermehren, den Eindruck in seiner sinnlichen Wahrheit festzuhalten und so wiederzugeben, daß er auch für Andere anschaulich wird.

Aus dem aber was anfangs blos sympathetischer Trieb war, entwickelt sich und lös't

ch die reinere ethische Bewegung los, und aus der anfänglichen Unwillkürlichkeit der Production wird immer mehr eine zweckvolle. Und dies geht so zu:

Der sympathetische Trieb entsteht aus dem Gefühle der Unvollständigkeit unsrer Existenz sowol nach der Seite unsrers Körpers als unsres Geistes. Die Hilflosigkeit und Beschränktheit unsrer körperlichen Macht weis't uns schon von Kindheit auf an die nächst Mitlebenden, namentlich an die Familienglieder an, und aus dem Gefühle dieses unmittelbaren Zusammenhanges mit ihnen reißen wir uns oft erst sehr spät, viele gar nicht, los. Aber wenn wir uns auch dem Bewußtsein nach vollkommen frei von andern gemacht haben, so kehren wir von dem Bedürfniß und der Reflexion darüber getrieben, von freien Stücken wieder zu einer solchen Verbindung zurück und erhalten sie, selbst unter mancherlei Aufopferung von unsrer Seite.

Noch weit mehr aber werden wir bei der weiteren Entwickelung unsrer geistigen Natur von dieser aus zur Verbindung mit andern hingeführt. Denn je mehr wir theoretisch sowol als praktisch lernen, alles Besondere von einem Allgemeineren und höchsten Allgemeinen zu unterscheiden und demselben unterzuordnen, je mehr Interesse müssen wir daran finden, daß dasselbe in gleicher Weise auch von andern geschehe, die wir uns an Gestalt und Fähigkeiten gleichstehend erkennen, damit dieses unser geistiges Wesen auch in diesen andern seine Anerkennung finde und wir unser eignes Wesen in ihnen gleichsam vervielfältigt und verdichtet sowol als wiedergespiegelt sehen. Daher ist es uns niemals gleichgiltig, auf welcher Stufe der geistigen Bildung die mit uns zunächst Lebenden stehen, vielmehr drängt es uns unabläßig, sie auf eine gleiche Stufe und zu einem dergemäßen praktischen Verhalten zu erheben, eben weil unser sinnliches und geistiges Wohlsein hievon bedingt ist. Indem also unser Bestreben dahin geht, den andern zu einer Anerkennung eines höchsten Allgemeinen zu führen, das wir selber als ein solches erkannt haben, hat sich der anfangs in dem sympathetischen Triebe verhüllt liegende ethische Trieb für sich herausgesetzt, und dieser erscheint dann weiterhin nicht mehr in der Form des Triebes, sondern in dem des bewußten Zweckes.

So wie aber schon die Production des Wortes und Satzes u. s. w. dadurch erleichtert, ja eigentlich erst zu stande gebracht wird, daß der Trieb recht lebendig vorhanden ist, einem andern mein inneres Fühlen und Wahrnehmen erfaßlich und offenbar zu machen, so wird der ethische Drang sich noch weit wirksamer zur Aufrufung der in der Seele niedergelegten Worte und Wortverbindungen als Bezeichnung unsrer Vorstellungen und Gedanken erweisen und in der That das einzige wahrhafte Mittel dazu sein. Und je aufrichtiger und stärker dieser Drang ist, je mehr wird eine solche Wirkung erfolgen, — wogegen diese durch jede einseitige, ungeistigere und nur auf uns bezügliche Richtung nothwendig geschwächt werden muß.

Zugleich aber wird, je höher unsre geistige Ausbildung fortschreitet, der Drang das ihm anfänglich anhaftende Unwillkürliche ablegen, und wir werden mit Bewußtsein zu

dem Zwecke zurückkehren, durch die Darlegung unsres Inneren in Worten die anderen, mit Beziehung auf den besonderen Eindruck, der uns eben insbesondere erregt hat, zu einer gleichen Anerkennung dessen zu führen, was wir selbst als das wahrhafte, nach den verschiedenen Seiten unsrer geistigen Natur also, als das Schöne, Gute, Rechte, Wahre &c. anerkennen, und nur hierin unsre höchste Bestimmung und Befriedigung finden.

Wenn daher z. B. der Geschichtschreiber sagt, er habe es mit nichts weiter als mit der wahrhaften Darlegung der erforschten Begebenheiten; und wenn der Dichter sagt, er habe es mit nichts weiter als mit der Versinnlichung seiner idealen Anschauungen zu thun, und wenn sie beide in dem edelsten Bestreben, nur sich und ihrer Aufgabe zu genügen und von allem andern abzusehen, alle andere Zwecke ableugnen, so liegt dabei doch eine Selbsttäuschung zu Grunde. Denn der eine will so gut als der andre zum wenigsten die Anerkennung bei den andern erwerben, daß er die geistige oder ideale Wahrheit ausgesprochen und dadurch zu deren Verwirklichung beigetragen habe, und ohne Frage besteht darin auch eben ihr Werth und ihre Bedeutung. Man nehme ihnen eine solche Anerkennung ein für allemal weg, und sie werden nicht im stande sein, nur eine einzige Zeile zu schreiben.

Nur die ethische Anspannung unsres geistigen Wesens zur Anerkennung desselben bei andern ist es also, welche die Möglichkeit einer Darstellung unsres innerlich Angeschauten abgibt, und daraus fließt die merkwürdige Folge, daß der höher Begeisterte zugleich eine höhere Wirkung auf die Sprache und sprachliche Darstellung hervorbringen kann als ein andrer, bei dem diese Bewegungen im geringeren Grade vorhanden sind.

Aus allem diesem geht aber mit nothwendiger Folgerichtigkeit hervor, daß die ganze Compositionslehre nichts anders als die auf eine höhere Stufe der Freiheit und Manigfaltigkeit gehobene Lehre der Bildung des Wortes und Satzes sein kann, und daß, weil wir in dieser letzteren hauptsächlich nur die drei Momente des stoffgebenden Eindrucks, der Subsumtion des Besonderen unter ein Allgemeineres so wie eine diesen beiden Vorgängen entsprechende Production in Worten unterscheiden können, auch die Compositionslehre nur nach diesen drei Hauptrücksichten zunächst zu betrachten ist.

Wir werden daher mit Voraussetzung dessen, was wir bereits in der allgemeinen Stillehre §. 100—132 von Seite 364—468 über die Composition mehr summarisch beigebracht haben, denselben Stoff in schärferer und tieferer Begründung und mit alleiniger Hinsicht auf den Idealstil in drei Kapitel bringen müssen und somit handeln

- im ersten Kapitel: von der Auffindung und Herbeiführung des Stoffes oder von der Heuristik;
- im zweiten: von der logischen Anordnung und Verwendung des Stoffes oder von der Disposition, und
- im dritten: von der Erweiterung und Ausführung der Disposition in Worten oder von der Amplification und Phrastik.

Die im ersten Theile in ihrer äußerlichen Besonderheit auch besonders abgehandelten Gegenstände von der Thematik und Epigraphik und von den Definitionen, den Beweisen und der Methode des Vortrags werden wir bei der Heuristik und Dispositionslehre und den von der Epanorthotik oder Verbesserung der Aufsätze bei der Lehre von der Phrastik mit abhandeln, insofern nämlich dort noch nicht gegebene Erläuterungen und Bestimmungen hier hinzuzufügen sind.

Erstes Kapitel.

Von der Auffindung und Herbeiführung des Stoffs oder von der Heuristik.

§. 59.

Einleitung.

Daß man unter Heuristik die Kunst verstehe, den erweiterten Inhalt eines Begriffs oder eines in seiner Einfachheit ausgesprochenen Gedankens zu finden, beziehungsweise daraus zu entwickeln: — darüber hegt niemand einen Zweifel. Wohl aber kann darüber eine Frage erhoben werden, ob das von den alten und neueren Philosophen und Rhetoren dazu vorgeschlagene Verfahren der Natur der sprachlichen Production entspricht und in wie fern es ihr entspricht; oder aber, wenn dies nicht der Fall ist, wie denn ein ihr entsprechenderes anderes eingerichtet werden könne; auf welchen Gründen eine solche Veränderung beruhen, und worauf sich ihre Naturgemäßheit und höhere Angemessenheit stützen müsse.

Bevor wir indeß an die Beantwortung dieser Fragen herangehen können, müssen wir uns erst vergegenwärtigen, daß ein solcher Begriff oder Gedanke, dessen weiterer Inhalt durch die schriftliche Darstellung eben entwickelt und ausgesprochen werden soll, und den die alte Rhetorik einen locus (τόπος) oder Ort nannte, unsrer vorhin gegebenen Auseinandersetzung zufolge, gleichzusetzen ist dem Momente des Eindrucks bei den einfacheren Arten der Sprachschöpfung.

Bei diesen nämlich lag der Eindruck und das Produciren eines demselben entsprechenden Wortes noch unmittelbar bei einander; hier aber sind die zusammengehörigen Glieder der Anregung und der Production derselben durch Sprache so weit auseinandergerückt, daß der innige Zusammenhang von beiden von vornherein nicht mehr erhellt und nur durch eine Nachweisung wieder gleichsam entdeckt werden kann.

Ich muß mir nämlich denken, wie die anfänglich rein sinnliche und empirische Vorstellungen und Begriffe befassende und bezeichnende Sprache allmählig auch immer allgemeinere und sonach abstractere hat fassen und bezeichnen lernen, und wie dasselbe auch hinsichtlich ganzer Gedanken stattgefunden hat; ich muß mir ferner denken, wie der

Einzelne, indem er seine bereits ausgebildete Muttersprache allmählig empfängt oder erlernt, hierbei großentheils nur passiv verfährt, und wie vielmehr seine ihm obliegende Thätigkeit, der Sprache gegenüber, immer mehr darin besteht, das ihm überlieferte Sprachmaterial theils etwas zu modificiren theils durch neue Verbindungen der vorhandenen Begriffe neue Ideen zu erzeugen; durch eine solche Thätigkeit aber auch zugleich auf die Anerkennung seiner angenommenen individuelleren und geistigeren Anschauung bei Anderen zu wirken, als sie in den bereits vorhandenen sprachlichen Darstellungen niedergelegt ist.

In diese sonach immer geistigere Form, welche der Ausdruck der Eindrücke der bereits voraufgegangenen Volksgenossen angenommen hat, muß nun der spätere mit Nothwendigkeit erst eingehen, ehe er die Besonderheit seiner empfangenen Eindrücke oder Anschauungen ausdrücken kann, widrigenfalls er in die sinnliche Einzelheit und also in die bloße elementarische Wortschaffung wieder zurückfallen würde, über die er doch eben durch die Aufnahme des vorhandenen Sprachmaterials schon hinausgehoben ist. Seine empfangenen Eindrücke, mögen sie nun vom Geiste oder von der unmittelbaren Sinnlichkeit ausgehen, müssen deshalb erst selbst eine dem Zustande seiner Muttersprache entsprechende geistige Form angenommen haben, ehe er etwas Neues sprachlich hervorbringen kann, — das abgerechnet, daß die früheren Formen sich auch im einzelnen wiederholen und also die Schaffung neuer Wörter keineswegs ausgeschlossen ist. Es handelt sich also nicht sowol um die Schöpfung neuer Begriffe als vielmehr um die durch gewisse Eindrücke angeregte Auseinanderlegung eines Begriffs oder eines Gedankens in einer höheren und vollkommneren Weise als dies bisher geschehen ist und um eine dabei sich von selbst ergebende neue Verbindung der vorhandenen Begriffe und daraus entstehende Productionen neuer Gedanken. Auf diese Weise erscheint daher ein allgemeiner Begriff oder Gedanke, in Hinsicht auf die Einheit eines Aufsatzes auch das Thema genannt, in der That an der Stelle dessen, was in den einfacheren Zustände als Eindruck selbst erscheint, und der Unterschied ist nur der, daß der Eindruck eben nicht von seiner sinnlichen Unmittelbarkeit aus die Production vollbringt, sondern erst, nachdem er eine allgemeinere oder geistigere Form angenommen hat, — was aber eben nichts anders sagen will, weil das allgemeinere nur eine Consummation des Einzelnen und Sinnlichen an sich ist. Und ein solcher allgemeiner Begriff oder Gedanke ist nicht weniger als ein sinnlicher einzelner Eindruck als die Veranlassung und bewegende Ursach der Production anzusehen, — daher denn auch das Thema jederzeit einen mehr oder weniger allgemeinen Begriff oder Gedanken enthalten muß. Und dies ist selbst bei historischen Abhandlungen, die doch nur einzelne Wirklichkeiten oder Facta darstellen, der Fall, und wenn ich z. B. das einzelne Factum der Erstürmung der Bastille darstellen will, so ist dieses ganz concrete Thema doch immer nur der allgemeinere Begriff aller der Einzelheiten, die zusammengenommen das empirische Factum ausmachen.

Schon hieraus läßt sich erkennen, von welcher Bedeutung ein näheres Ins-Auge-fassen dieser Erscheinung, daß ein solcher allgemeiner Begriff rc. eigentlich nur die Summe empfangener einzelner Eindrücke ist und in geistiger Form an deren Stelle als das Bewegende für die Production tritt, für die Heuristik und für die in das ganze Wesen derselben verflochtene Thematik sein wird.

Wir müssen aber uns zweitens, ehe wir an die Beantwortung der Hauptfragen näher herantreten können, vergegenwärtigen, von welchen Arten der Aufsätze und von welcher Art der Heuristik es sich also hier handelt.

In den früheren Zeiten nämlich, in denen Sinnliches und Geistiges oder Reales und Ideales durchaus noch nicht in der Trennung vorkommt als bei uns und bei allen Völkern, bei denen das subjective Princip das Leben durchzogen hat, konnte man nämlich wenig oder gar nicht auf den Unterschied aufmerksam werden, daß es Aufsätze gibt, welche ganz aus bereits fertigen Wörtern und Gedanken bestehen, und bei denen also der Schreibende sich nur insofern productiv verhält, als er bereits fertiges wieder beliebig und nach realen Zwecken zusammenstellt, und welche also jeder idealen Tendenz ganz und gar entbehren. Vielmehr soll mit ihnen etwas bezweckt werden, was lediglich innerhalb der Wirklichkeit liegt und also auch nur für einzelne Betreffende Interesse hat. Eine Schuldverschreibung z. B. hat nur auszusagen, daß einer dem andern eine gewisse Summe vorgestreckt hat rc., und was sie allenfalls mehr ausdrückte, geht über ihren Begriff hinaus. In dieser ihrer reinen Form aber hat sie nur für die Betheiligten Interesse und jede ideale oder allgemeine Beziehung ist an dem Ausdrucke selbst verbannt, und selbst der ideale Antheil, den die Wörter an sich haben, wird nur insoweit anerkannt, als er zur Festhaltung des rein realen Factums rc. nothwendig ist.

Ihnen gegenüber stehen dagegen die Aufsätze anderer Art, die rein ideale Zwecke haben oder genauer, welche mit der Erreichung eines näheren endlichen Zweckes einen allgemeineren mehr oder weniger verbinden.

Dieser Unterschied, der der Betrachtung der verschiedenartigen Aufsätze des heutigen Lebens unmöglich entgehen kann, und auf den wir die Abtrennung der Idealstillehre von einer Realstillehre begründet haben, ohne ihn jedoch als einen absoluten anerkannt wissen, und behaupten zu wollen, daß er sich, in einer weiten Zukunft gedacht, nicht auch wieder auflösen könne und solle, konnte der früheren Zeit, wie gesagt, nicht aufstoßen. Und deswegen sowol als weil man eine zu empirische, oft sogar nur eine höchst äußerliche, zum mindesten aber nicht die Ansicht von der organischen Natur und Entstehung der Sprache und den sprachlichen Productionen hatte, ist die bisherige Lehre von der Topik und Heuristik für die Idealstillehre nicht mehr angemessen und ausreichend, — wie sich aus einer näheren Betrachtung derselben unter Gegenüberhaltung der Natur und Entstehung der besseren Productionen des Idealstils hinlänglich ergeben wird.

Gleichwol dürfen wir die in dieser Beziehung gemachten sehr fleißigen und

scharfsinnigen Eroberungen des menschlichen Geistes nicht als gänzlich verbraucht und nutzlos bei Seite werfen, und es wird also unter Festhaltung der Idee von Sprache und aller sprachlichen Production so wie unter der der Natur und Entstehung derselben darauf ankommen, zu zeigen, wie nun eine zweckmässigere Heuristik beschaffen und eingerichtet und aus welchem Grunde sie für den Idealstil so eingerichtet werden müsse, wobei sich von selbst ergibt, was dabei von der früheren Topik und Heuristik gebraucht werden könne. Nicht minder wird sich daraus ergeben, welche Bedingungen zur Handhabung einer solchen Heuristik für den Idealstilisten zu erfüllen sind, und wie und warum dies geschehen könne und müsse.

Nach diesem allem aber werden wir den reichen Inhalt dieses Kapitels unter folgenden vier Hauptpuncten zusammenfassen und abhandeln können:

1) Von dem Verhälnisse der allgemeinen Begriffe und Gedanken als Themata zur Auffindung des Stoffes.
2) Von der früheren Topik und Heuristik, und warum sie für die Aufsätze des Idealstils nicht mehr zweckmäßig sei.
3) Von der Einrichtung und Beschaffenheit einer besseren Heuristik für den Idealstil und von den Gründen dafür; ingleichen von der Art der Benutzung der früheren.
4) Von den Bedingungen zur Handhabung einer besseren Heuristik für den Idealstilisten und von den Gründen dazu.

§. 60.

Von dem Verhältnisse der allgemeinen Begriffe und Gedanken als Themata zur Auffindung des Stoffes.

Es ist schon vorhin angedeutet worden, wie eine genauere und tiefere Betrachtung dessen, daß der allgemeine Begriff oder Satz, insofern er zum Thema eines Aufsatzes wird, die Summe der Bewegungen mit Hinsicht auf einen besonderen Zweck ausdrückt, die zum Schreiben führen, und daß er in der Betrachtung der zum sprachlichen Ausdrucke überhaupt führenden Momente das in den früheren Stadien den Eindruck vertretende, ausmacht, von außerordentlich wichtigem Einfluß auf die Auffindung des Stoffs ist; ja wir können hinzufügen, daß es hieraus allein möglich ist, eine zweckmäßigere und natürliche Heuristik abzuleiten und die Lehre von der Composition überhaupt auf absolute Gründe zurückzuführen, — was man bisher für unmöglich gehalten hat.

Wir müssen uns deshalb das Verhältniß, in welchem der im Idealstil Schreibende zu seinem Thema steht, und nach welchen Vorgängen er dazu auf eine innerliche Weise gelangen kann, möglichst vergegenwärtigen und es zergliedern, und wir wollen versuchen, diesem unserem Zwecke von concreten Beispielen aus näher zu kommen.

Vorausgesetzt wird dabei freilich, daß, wer im Idealstil schreiben will, auch die ihm von der sinnlichen oder geistigen Welt zuströmenden Eindrücke in irgend einer individuellen Weise aufzunehmen und hierdurch im stande sei, auch etwas auszudrücken, was in der Weise seiner Anschauung noch nicht gerade so bereits vorhanden ist. Denn eben die Individualität, mit der er aufnimmt, modificirt sein Totalgefühl auf eine besondere Weise, und bildet einen besonderen Heerd oder Brennpunct in dem Subjecte, und je mehr dies der Fall ist, je mehr sagen wir von ihm, er habe eine eigenthümliche Anschauungsweise. Je größer also die Reizbarkeit desselben ist, je größer ist auch seine Befähigung zu einer solchen, daher sie denn auch bei Dichtern und Künstlern überhaupt, die vorzugsweise einer besonderen Empfindungs- und Anschauungsweise theilhaftig sein müssen, fast durchgängig gefunden wird: — wo hingegen je derber und schwerer erregbar die Empfindung eines Subjects ist, je weniger auch seine Anschauungsweise eigenthümlich ist und je leerer es an geistigem Inhalt befunden werden wird.

Schon hieraus läßt sich eine, vielleicht noch nicht hinlänglich beobachtete, Erscheinung erklären, wie jeder Schriftsteller, dem wir Originalität, und hiermit die Fähigkeit eines besonderen Stils zuschreiben, die Dinge eigentlich nur nach einer bestimmten, seiner Anschauungsweise entsprechenden Seite auffassen und wieder darstellen kann; ja daß er auch nur Dinge gewisser Art vorzugsweise zum Gegenstande seiner Darstellung wählen wird, oder besser, daß ihm, trotz seiner sonstigen universellen Umfassung der Dinge, doch nur gewisse recht entsprechend sein werden, deren Darstellung ihm daher auch am besten gelingt. Dies wird man am auffallendsten bei den besseren Malern bestätigt finden, und nicht etwa blos bei den Niederländern, die sich mit ihrer ganzen Kunst auf einen höchst einzelnen und von der Möglichkeit einer idealen Auffassung oft sehr weit entfernten Gegenstand werfen, sondern auch von den größten der italienschen und spanischen Schulen. Darüber wird z. B. kein Streit sein, daß dem Raphael die Darstellung der Frauen, dem Murillo die der Männer und zwar in der Weise der christlichen Begeisterung am besten gelungen sind, und daß sie solche Stücke daher auch am meisten gemalt haben. Von Göthe ist es bekannt, daß seine weiblichen Charaktere mit mehr Festigkeit und Individualität gezeichnet sind als seine männlichen, wogegen bei Schillern die Zeichnung der weiblichen Charaktere ins unbestimmtere verschwimmt.

Alles dies beweis't umgekehrt, daß jedem Darstellenden eine mehr oder weniger eigenthümliche Anschauungsweise zu Grunde liegt, die sich ihm unbewußt aus der Art und Weise gebildet hat, wie die sinnlichen und geistigen Eindrücke auf seine Empfindung oder besser gesagt, auf sein Gefühl eingewirkt und diesem nach und nach eine immer bestimmtere Individualisation und eine gewisse Stetigkeit gegeben haben.

Zur Fähigkeit, im Idealstil zu produciren, so wie noch mehr zu einer Eigenthümlichkeit der Anschauungsweise gehört indeß nicht blos eine leise Empfindlichkeit und

Receptivität, sondern auch eine gewisse Innigkeit oder Intensität der Eindrücke. Denn wenn auch jemand sehr reizbar gegen Eindrücke wäre, aber diese streiften nur gleichsam an ihm vorüber, so würde er sie zwar geistig fassen, oder als besondere unterscheiden, allein sie würden nicht im stande sein, sein Totalgefühl in einer merklichen Weise zu modificiren, und in diesem mit ihrer Ganzheit zu haften. Denn in der Leichtigkeit ihrer Berührung bedarf es begreiflicher Weise auch weniger Energie von seiner Seite, um über sie Herr zu werden, und mithin bekommen sie, insofern er sie wieder ausdrücken soll, auch weniger Antheil von ihm selber, d. h. er faßt die Dinge weniger eigenthümlich auf und vermag sie daher auch ebensowenig eigenthümlich oder original wieder auszudrücken. Wenn ein Eindruck also intensiv wirken soll, so muß er das eventuelle Totalgefühl entweder durch seine Plötzlichkeit und Heftigkeit oder durch seine öftere Wiederholung stärker herausfordern und stärker an der Harmonie meines subjectiven Befindens mit der objectiven Welt rütteln. Denn nur hierdurch spannt er mein Wesen hinlänglich an und versenkt sich dadurch gleichsam tief genug in dasselbe, um eine bleibende Wirkung auf mein Totalgefühl zu haben, zugleich aber auch, meinen Geist zur Ueberwindung hinlänglich zu wecken.

Die Innigkeit der Eindrücke tritt daher der Manigfaltigkeit derselben in den Weg und allerdings müssen sie, wenn eine glückliche Mischung herauskommen soll, in einer beständigen Gegenwirkung gegen einander begriffen sein.

Wiegt, nach Verhältniß des Subjects, die Manigfaltigkeit zu sehr über, so wird die Darstellung zwar einen großen Reichthum von Gedanken entwickeln können, aber diese werden nicht auf tiefe und starke Eindrücke in ihrer Ganzheit zurückführen und überhaupt einen Mangel an Antheil des subjectiven Gefühls des Schreibenden haben, d. h. es wird ihnen an Urhaftigkeit, sinnlicher Wahrheit und Seelenhaftigkeit fehlen, die das Wohlthätige jeder geistigen Darstellung ausmachen und die man als das geheimnißvolle Eigenthum des Genius anzusehen pflegt, das keiner Zergliederung in sich fähig sei.

Wiegt dagegen die Innigkeit zu sehr über, so wird die Darstellung einen Mangel an geistigem Inhalt und an objectiver Bedeutung an sich tragen und also nur sehr relativ von Interesse sein können.

Daraus erklärt es sich z. B., daß die originalen Naturen zwar eine große gefühlsmäßige Empfänglichkeit aber auch eine gewisse Einfachheit der Umgebung in ihrer Kindheit gehabt haben; es erklärt sich, warum ein abgeschlossenes Leben in Thälern oder auf Inseln eine so große Gemüthstiefe in den Menschen zu erzeugen pflegt; warum in Hauptstädten dagegen durch diese Eigenschaft ausgezeichnete Originalitäten nur höchst selten und unter anderweitig ausgleichenden Umständen vorkommen; warum dagegen gar manche originale und namentlich gemüthstiefe Menschen entweder nicht zu einer Entäusserung ihrer selbst kommen, oder gerade an diesen Fähigkeiten bei härteren Anstößen mit der objectiven Welt in ihrer späteren Zeit zu Grunde gehen, — eben weil

nämlich eine verhältnißmäßige Manigfaltigkeit der Eindrücke ihren Geist nicht befruchtet und weckt und sie dadurch fähig macht, sich einestheils hinlänglich zu äußern, anderntheils mit dem Widerstande der Welt fertig zu werden und höhere Grade der sittlichen Kraft an sich kund zu thun.

Nur aus einer entsprechenden Wechselwirkung von Innigkeit und Manigfaltigkeit also wird die Fähigkeit zu eigenthümlicher Darstellung resultiren; nur aus einer solchen aber auch ein drittes Erforderniß zu Productionen im Idealstile befriedigt werden, — nämlich die Allgemeingiltigkeit der Anschauungsweise.

Wenn nämlich die Empfindbarkeit des Subjects als äußerst regbar gedacht wird, so kann der Fall eintreten, daß diese eben in ihrer allzugroßen Erregbarkeit den Gegenständen der Erregung gar nicht mehr entspricht. Wir haben es aber als eine nothwendige Bedingung der Wortentstehung gefunden, daß das producirte Wort der Art des Eindrucks entspreche, und daß der subjective Antheil daran dem objectiven ziemlich gleich komme; zum mindesten aber in keinem großem Mißverhältniß mit ihm stehen dürfe. So wie aber alle Momente der Wortentstehung auch in der Redebildung oder Production enthalten sind und sich geltend machen, so muß sich auch hier ein Mißverhältniß des subjectiven Antheils in der schriftlichen Darstellung mit dem objectiven als störend erweisen. —

Ist nämlich der erstere zu überwiegend, so kann der Eindruck und der ihm zu Grunde liegende Gegenstand nicht hinlänglich mit in dem Ausdrucke enthalten sein, und mithin kann jener für andre nicht erfaßlich genug heraustreten und keinen Anspruch auf allgemeine Erkennung und Giltigkeit haben. Dies ist der Fall bei allen überreizten, überspannten oder krankhaften Fantasien und Empfindungen, überhaupt aber bei allen zu subjectiven Ergüssen, denn bei allen diesen sind die der Empfindung oder Erregung zu Grunde liegenden Gegenstände der objectiven Wirklichkeit in ihrer Ganzheit zu weit entfernt und daher mehr oder weniger ganz unerkennbar.

Ist dagegen der objective Antheil zu überwiegend, d. h. drückt sich in der Darstellung die Art und Weise zu wenig oder gar nicht aus, wie der Gegenstand auf die Empfindung des darstellenden Subjects gewirkt hat, sondern wird durch die Worte und deren Verbindung nur eine sächliche Bezeichnung oder Notion gegeben, so kann sich der Gegenstand ebensowenig in seiner sinnlichen Wahrheit vergegenwärtigen und daher nur von solchen erfaßt werden, die in solchen Abstractionen geübt sind: Allgemeingiltigkeit in dem Sinne einer Allgemeinfaßlichkeit dagegen kann die Darstellung nicht haben.

Als Zweck kann eine solche Darstellungsweise sowol im Realstil als in philosophischen Aufsätzen und Büchern vorkommen: denn in beiden ist es Absicht, allen subjectiven und sinnlichen Antheil möglichst von der Darstellung auszuscheiden. Allein wir haben auch schon öfters bemerkt, daß solche Zwecke nur eine transitorische Berechtigung haben, niemals eine absolute, und vielmehr der allgemeine Zweck aller sprachlichen

Aeußerung, möglichst sinnlicher Ausdruck der Wirklichkeit im Lichte oder Dienste der Idee des Geistes zu sein, auch über diese scheinbar davon abweichenden Gattungen in einer Zukunft sein Recht geltend machen muß, in welcher das Besondere mit dem Allgemeinen durch die sittliche Arbeit des Geistes in immer nähere Verbindung und Einheit gebracht wird.

Der Grund eines solchen Mangels an subjectivem Antheile liegt nach allem diesem freilich in dem Mangel der durch die besondere Empfindung des Subjects herzustellenden Vermittelung des Eindrucks in seiner sinnlichen oder wirklichen Ganzheit, welchem aber wieder verschiedene besondere Gründe eigen sein können: entweder nämlich eine gewisse Gleichgiltigkeit oder Empfindungslosigkeit nach außen überhaupt, oder ein Mangel der idealen und sittlichen Anschauung der Dinge. Von dem ersteren Falle ist vorhin schon die Rede gewesen; der letztere tritt dann ein, wenn in einem Subjecte die Mannigfaltigkeit und Innigkeit zwar in einem maßvollen Verhältniß steht, aber die letztere dennoch nicht kräftig genug ist, auf den Willen zu einer andern sittlicheren Gestaltung der Dinge einzuwirken, so daß also der Ausdruck zwar eine geistige Fassung der Wirklichkeit abgibt, aber die durch unsre Freiheit herzustellende Bewegung unsres Gemüthes zu einer idealeren Umgestaltung des Gegebenen nicht hinlänglich erkennen läßt. Wir haben aber vorhin wohl gefunden, daß in dem anfänglich rein sympathetischen Triebe der Mittheilung der sittliche verhüllt liegt, durch unsre Darstellung auf eine Bewegung zu geistigerer Anschauung und Umbildung des Wirklichen auch bei Andern hinzuwirken, und wenn eine solche Bewegung nicht hinlänglich aus der Darstellung herausempfunden wird, so ist dies also ein Zeichen, daß die Gegenstände in ihrer Wirklichkeit noch eine zu große Macht auf den Schreibenden ausüben. Denn die ideale Anschauung bestand ja eben darin, die Dinge nach einer andern als in der Wirklichkeit gegebenen, und also nur aus unserm Geiste entnommenen Subsumtion aufzufassen.

Umgekehrt kann freilich auch aus einem gewissen Uebermaße der idealen Anschauung das Gegentheil hervorgehen: dann werden die Eindrücke oder die Gegenstände als zu weit entfernt von der Idee erscheinen und die Darstellung wird an Fantaseilichkeit leiden. Dies letztere ist offenbar bei Schiller, das erstere bei Göthe der Fall; in Schiller ist, den Gegenständen gegenüber, zu viel sittliche Bewegung, — daher er mit Recht als der Dichter der sittlichen Freiheit vorzugsweise gilt; in Göthe zu wenig, — daher er vorzugsweise der Dichter der plastischen Schönheit geworden ist. Denn die Schönheit hat allerdings die Harmonie und Einheit des Wirklichen mit dem Idealen zur Bedingung: allein diese darf nach christlichen Begriffen nicht eine unmittelbare sein wie bei den Griechen und wie eben auch bei Göthe, sondern eine durch die sittliche Freiheit vermittelte. —

Hieraus geht nun nicht nur hervor, was wir unter Allgemeingiltigkeit der Darstellung verstanden wissen wollen, und wie sie zu den Voraussetzungen des Idealstils gehört.

sondern auch, wie ein ideales oder sittliches Streben in einem gewissen maßvollen Verhältnisse zu den Dingen mit zu den Voraussetzungen zur Allgemeingiltigkeit gehört.

§. 61.

Fortsetzung.

Gehen wir mit diesen Vorbemerkungen nun an concrete Beispiele, durch welche sich uns das richtige Verhältniß des Idealstilisten zu seinem Thema in Hinsicht auf die Auffindung des Stoffs eröffnen soll, so setzen wir also in jenem wenn auch gerade keine hervorragende und bedeutungsvolle originelle Anschauung, immer aber doch eine in einem gewissen Grade eigenthümliche, so wie ein gewisses maßvolles Verhältniß von Manigfaltigkeit und Innigkeit gehabter Eindrücke und ein sittliches Streben nach idealem Ausdrucke. Vermöge dieses letzteren hat er also auch einen, wenn gleich ihm unbewußten Zweck und Drang der Mittheilung oder Darstellung seiner Empfindungs- oder Anschauungsweise: er will andere erkennen lassen, wie die Dinge der Welt sich in ihm gespiegelt und wie sie auf ihn gewirkt haben, und auf je originalere Weise dies der Fall ist, je stärker ist jener Drang. Eben so wenig aber wie bei den ersten anfänglichen Eindrücken das erregte Totalgefühl in seiner Ganzheit durch das Wort wiedergegeben werden konnte, sondern nur eine einzige Besonderheit an dem Gegenstande aus dem Inneren gleichsam zurücktönte, unter dieser aber nichts destoweniger der Gegenstand in seiner Ganzheit gefaßt und bezeichnet wurde und an der Besonderheit des Eindrucks sich die Totalempfindung zurückspiegelte: eben so wenig kann sich auch jetzt das vielfach modificirte oder reicher gebildete Innere an sich, sondern immer nur als Reflex an einem besonderten Gegenstande geben, der mithin als Mittel für den Ausdruck des Ganzen erscheint, insoweit dies besagtermaßen eben möglich ist. Als ein solches Mittel oder als eine solche Besonderung ist nun aber der besondere Zweck und der diesem entsprechende besondere Gegenstand der Rede anzusehen. Nehmen wir nun also z. B. an, es solle ein in der vorbeschriebenen Weise befähigter Mensch eine Rede zum Geburtstag des Landesfürsten vor einem sogenannten gemischten Publikum halten. Hierdurch ist zu jenem allgemeinen Zwecke seines Sprechens oder Componirens ein besonderer gegeben, der zunächst die Wirkung hat, daß sein gesammter geistiger Inhalt oder sein ganzes Fühlen und Denken, mit dem er sich der Welt gegenüber weiß, eine ganz allgemeine Richtung und Spannung auf jenen besonderen Zweck erhält, der von dem allgemeineren Zwecke wie in einem weitem Ringe umfaßt ist. Zwischen den unendlichen Möglichkeiten der Richtung des terminus ad quem und zwischen dem terminus a quo als dem einfachen organischen Lebenspuncte des bildungsmöglichen Ganzen ist nun eine Bestimmung gegeben, aber auch nichts als diese. Allein der besondere Zweck, der aber immer mehr oder weniger von dem Allgemeinen genährt gedacht werden muß, hat auch die Rückwirkung auf jenen

Lebenspunct, daß er ihn zur ersten allgemeinen Entwickelung treibt. Denn er spannt ebenso wie ein Eindruck das Totalgefühl oder — wie wir nun mit Hinsicht auf die in demselben aufgenommenen unterschiedenen Besonderheiten sagen können — die Seele und hebt ihr eventuelles Gleichgewicht auf, indem er sie nöthigt, seiner wie etwas feindselig oder herausforderndes ihr Gegenüberstehendes Herr zu werden, ihn sich auf diese Weise zu unterwerfen und somit die Harmonie mit ihr selber herzustellen. Eine solche Anspannung, je nachhaltiger sie ist, hat nun die nächste nothwendige Folge, daß von den jemals aufgenommenen Anschauungen, wie sie in der Seele niedergelegt sind, diejenigen ins Bewußtsein emportauchen, welche in irgend einer Beziehung zu der Besonderheit des Zweckes stehen, — wobei als sehr wesentlich zu bemerken, daß sie nicht als gedachte Worte oder Begriffe, sondern eben als Anschauungen in ihrer Ganzheit, also auch noch mit ihrer Sinnlichkeit bekleidet, zunächst vor die Seele treten. Die Reihenfolge, in welcher dies geschieht, ist freilich keine geordnete, aber keineswegs eine gesetzlose: nur daß ihr Gesetz concreterer Natur ist, und also z. B. in der eventuellen Beschaffenheit meines Gemüthes, in der Umgebung und anderen zufälligen Umständen, hauptsächlich aber in der Verwandtschaft und Nähe liegt, in welcher die früher aufgenommenen Anschauungen für das Subject nach Zeit und Raum und überhaupt nach sinnlicher Erscheinung aneinandergränzen. Die *Vergesellschaftung der Ideen*, wie man diesen Vorgang immer nennen mag, wenn man darunter nicht formal fertige Gedanken verstehen will, geht also hier ganz ähnlich vor wie bei dem Traume, der auch nach einer sinnlichen Verwandtschaft der Anschauungen, die indeß nur für das Subject seine Wahrheit zu haben braucht, die nebeneinanderliegenden ergreift und zu einem freilich unförmlichen Ganzen zusammenballt. Hier aber ist der Unterschied, daß der Zweck, wenn auch nur ganz allgemein, doch immer ein verständig leitender Einheitspunct für die Anschauungen wird, so daß eben auch nur diejenigen von dem Princip der Gesellschaftung ergriffen werden, die eine nähere oder fernere Beziehung darauf haben. Je mehr ich nun durch diese vorläufigen Thätigkeiten meine Aufmerksamkeit von der unmittelbaren Umgebung abziehe und je mehr ich sie auf Anschauungen richte, die mir in Beziehung auf den besonderen Zweck bereits entgegengekommen sind, je sinnlicher und bildhafter werden diese nicht nur, sondern es treten auch immer mehrere herauf, ähnlich wie am Himmel zerstreute Wölkchen sich allmählich in einem Puncte versammeln, indem dessen Anziehungskraft immer stärker wird, je mehr solche an ihn heranziehen. Und diesen Zustand, in welchem der Mensch sich mit einer gewissen absichtsvollen Spannung von den unmittelbaren Anschauungen zu den für ihn nur noch mittelbaren, nicht mehr durch die Sinne zu ergreifenden wendet, und sich in diese versenkt, — nennen wir *Meditation*, welche Benennung durch unser *Nachdenken* nicht vollkommen ersetzt wird. Denn meditatio heißt, wie auch seine etymologische Verwandtschaft mit μελετᾶν ausweist, jener gespannte Zustand der Seele auf einen gewissen Punct überhaupt, ohne Rücksicht darauf, daß diese Spannung innerhalb

licher Gedanken vor sich gehe; bei dem Worte Nachdenken dagegen dürfen wir nur ie voraussetzen. Es ist aber, wie gesagt, als ganz wesentlich, festzuhalten, daß wir in dem gedachten Zustande **nur** noch mit Erweckung von Anschauungen zu thun haben, h. mit der Erinnerung von Eindrücken in ihrer Ganzheit oder in der Einheit ihres ectiv-sinnlichen und subjectiv-idealen Antheils. Daher will man den Begriff von ditation auch oft besser durch **Nachsinnen** übersetzt wissen, und wenigstens entspricht -Hauptbestandtheil der Composition einer Thätigkeit, die es mit dem Ergreifen und schreiten von einer Anschauung auf die andre zu thun hat, besser als der Begriff denken.

Sonach könnten wir die Meditation als eine beabsichtigte Bewegung des Totalgefühls Absicht auf einen bestimmten, d. h. in seiner Besonderheit von dem Subjecte unter- denen Zweck beschreiben.

Wenn nun aus einer solchen Bewegung des Gefühls nicht nur die uns umgebenden lichkeiten allmählig verschwinden, weil unsre Aufmerksamkeit immer weniger auf sie besondere gerichtet ist, sondern auch alle anderen Vorstellungen und Bilder, die mit Richtung nichts gemein haben oder ihr incongruent sind, — dagegen alle diejenigen hauungen in immer lebendigerer Sinnlichkeit hervortreten und sich gegenseitig anziehen, ihr entsprechen und zu ihr hinführen, so entsteht eine **Neigung** unsrer Thätigkeit, Anschauungen in uns walten und das Spiel unsrer anderweiten geistigen Kräften beginnen zu lassen, und diese Neigung dahin nennen wir **Stimmung**. Es liegt r nothwendig auch eine gewisse Leichtigkeit der Bewegung und ein Mangel an jeder Arbeitsvolle und Banausische streifenden Anstrengung. Denn diese findet nur statt, wir von einem gewissen, der unmittelbaren Wirklichkeit abstracten Zwecke aus Gefühl und unsre Gedanken in Bewegung setzen; sobald wir aber dieses dem Zwecke sprechende für den Augenblick wenigstens aus unserm Bewußtsein entfernt haben, so die Bewegung innerhalb des Entsprechenden immer ungehemmter und immer mehr Widerstand von Seiten unsers Willens werden, der denn auch unserm eventuellen nde immer weniger abstract bleibt, wenigstens der Idee nach. Je leichter uns aber solche Bewegung wird, desto geneigter muß sie uns auch machen, uns derselben zu lassen, weil wir aus der unmittelbaren sinnlichen Nothwendigkeit in die Sphäre der heit erhoben sind.

Je heterogener unsre eventuellen Zustände mit dem Gegenstande sind und je mehr von irgend einem Affecte beherrscht werden, je schwerer wird daher auch die Stim- ng erlangt; jedoch ist es begreiflich, daß die niederschlagenden Affecte noch hinderlicher en als die erhebenden. Denn alle Affecte hindern uns an der Erlangung der eiheit; die letzteren aber nothwendig insbesondere, weil sie uns auf das Beschränkte und sharmonische unsres Wesen mit dem Allgemeinen hinführen.

Dagegen ist es der Stimmung wieder förderlich, wenn wir in eine leichte ideale

Bewegung versetzt sind, weil wir dadurch schon über die sinnliche Unmittelbarkeit u
Nothwendigkeit hinweggehoben werden, also von da aus auch leichter zu unserem be
dern Gegenstande kommen können u. s. w. u. s. w., — wie denn über diesen P
eine besondere Psychologie geschrieben werden könnte, in Beziehung auf welche es für
genügt, nur auf einige Hauptpuncte aufmerksam gemacht zu haben.

Indem wir uns nun in solchen Stimmungen verhältnißmäßig lange genug
Beziehung auf den besondern Zweck bewegt haben; auf unser Beispiel angewandt: in
derjenige, der eine Geburtstagsrede des Landesfürsten vor einem gemischten Publi
halten will, eine hinlängliche Anzahl von Anschauungen, Bildern und Vorstellungen
sich aufgerufen hat, wie sie ihm dazu anwendbar zu sein scheinen, und sich also
Meditation in Hinsicht auf Umfang und Ausdehnung genügt hat, richtet sich die fortge
Thätigkeit derselben mehr auf das Bilden der Anschauungen &c. zu einer Hauptansch
von dem Ganzen, d. h. die einzelnen, nächst verwandten Bilder decken und verdichten
die dem Zwecke wichtigeren drängen sich vor den unwichtigeren hervor (weil der anord
Verstand, wenn gleich dem Subjecte im besonderen unbewußt, auch seinen Antheil ge
macht, und überhaupt in dieser Art der Meditation alle geistigen Kräfte in ungehind
Einheit wirken) u. s. w., die Gruppirung vollendet sich, und es erscheint mit einer
Plötzlichkeit ein Hauptbild vom Ganzen vor der inneren Anschauung, das die meisten
einzelnen Bilder nach einer gewissen Subsumtion dem Werthe nach in sich enthält,
das wir früher (I. §. 106, S. 384) wohl nicht unglücklich das Augapfelbild nan
weil es die sinnliche Anschauung des Ganzen, wenn auch im kleinsten Maßstabe, co
in sich enthält.

Hierdurch hat nun die anfangs ganz leere und abstracte Richtung des Totalge
auf den besonderen Zweck einen Inhalt aus sich heraus erzeugt, wie er diesem ents
und durch die thätige Beziehung, in welche der terminus a quo zu dem termin
quem getreten ist, hat sich ein Product erzeugt, an welchem beide termini in ver
dener Weise betheiligt sind. Der erstere ist das bloße Agens und entspricht der äu
Einwirkung in der bloßen Worterzeugung; der letztere ist das **Reagens** und ents
der passiven Aufnahme und der energischen und idealen Umbildung des Aufgenomm
nach Maßgabe der inneren Beschaffenheit des Gefühls. Ohne den ersteren keine Erweck
ohne den letzteren keine Erzeugung. In der That ist also durch die Beziehung
welche die Besonderheit des Zwecks zu der Allgemeinheit des Totalbewußtseins ge
ist, eine Schöpfung oder Schaffung, ein Heurismus vor sich gegangen, und etwas,
vorher nur seinen materiellen Bestandtheilen nach vorhanden war, ist als etwas Ne
in der Wirklichkeit noch nicht Vorhandenes erzeugt worden, wenn gleich es
noch ein blos Vorgestelltes und blos Innerliches ist.

Aber auch hierzu kann es nicht ohne einen mehr oder weniger bedeutenden An
von idealer Energie und Kraft geworden sein, und je mehr dies der Fall ist, u

...er sich also in die Richtung auf den besonderen Zweck die ethische Bewegung, durch ...en zugleich etwas auszudrücken, was in der Wirklichkeit noch nicht so vorhanden ist, und ... Wesen des Allgemeinen mehr entspricht, mit hineingelegt hat, desto energischer, reiner ... erhabener nicht nur sondern auch, weil sie von allen besonderen Interessen entfernter ..., von desto allgemeineren Interesse ist die Bewegung eben so gut als das Product ...selben selbst.

Der Zustand nun und der Moment, in welchem die durch die Meditation aufgeregten ... immer mehr zu einem Hauptbilde sich ordnenden und zusammenschießenden einzelnen ...er und Anschauungen sich wirklich vor der Seele zu einem Ganzen verbinden, und ... welchem wir unsre ideale Thätigkeit als die Hauptschöpferin desselben wissen, nennt ... die Weihe, und es findet Weihe deshalb nur nach Maßgabe dessen statt, als die ...deren Zwecke über die allgemeinen nicht vorherrschen, sondern vielmehr umgekehrt. ...te z. B. unser gedachter Geburtstagsredner mit seiner Rede überwiegend nur seine ...andtheit im Reden zeigen, oder die Aufmerksamkeit des Fürsten zu seinen einseitigen ...ressen auf sich ziehen, so würde er auch nach Maßgabe weniger von Weihe der ...fängniß des Ganzen in sich spüren.

Ferner aber schließt der Begriff der Weihe schon nach dem gewöhnlichen Verständniß ... das nothwendig in sich ein, daß dem Producirenden sein Product in einer sinn...en Ganzheit oder in einem Bilde erscheinen muß, und wiederum können wir nach ...gabe dessen, als das Ganze dem Producirenden nur als ein blos allgemeiner ...anke erscheint, auch weniger von Weihe sprechen, daher man diesen Ausdruck vor...weise von dem Dichter gebraucht, wenn er ein Gedicht, das doch Einheit des Sinn... mit dem Geistigen voraussetzt, als ein inneres Ganzes empfängt, ehe es sich in ... Einzelheiten zerlegt und dargestellt hat.

Der Grund aber, warum wir einen so beschaffenen Moment Weihe nennen, liegt ... in seiner idealen Bedeutung, denn nur das Besondere, das zum Ausdrucke eines ...meinen benutzt wird, empfängt Weihe, und nur also, wenn der besondere Zweck ...der entsprechende Gegenstand zu einem solchen Mittel verwandt wird, findet auch ... solche statt, und daher kann ich von Weihe nicht reden, weder wenn das ideale ...ent noch wenn das sinnliche fehlt. Ist dagegen das erstere ohne Rücksicht auf ... letztere vorhanden, dann lege ich ihm den Begriff der Begeisterung bei, und ...e diesen Zustand überhaupt denjenigen, in welchem bei dem Menschen das Bewußt... seiner allgemeinen Existenz vor dem seiner besonderen thätig ist und überwiegt.

Und hierin liegt auch der Grund, warum wir vorhin dem Zusammentreten und ...einen des Augapfelbildes oder dem inneren Schauen des Ganzen als eines sinnlichen ... Plötzliche als etwas ihm Eigenthümliches beilegten. Denn wenn zwar das Hin... ...herschieben der Bilder zu einem Ganzen gewiß auch etwas allmähliges ist, so muß ... doch einen Moment geben, in welchem dem idealen Schauen das Ganze eben als

etwas fertiges erscheint, und vor welchem die Seele immer noch in einer unbefriedig
Thätigkeit begriffen ist, bis die endliche Erscheinung desselben sie wie etwas Ueberſin
liches und doch mit sinnlicher Wahrheit Umkleidetes so freudig durchzuckt, daß die vor
gegangenen Thätigkeiten in ihrer Unvollständigkeit für sie verschwinden und das Fer
nun auch als etwas Plötzliches von ihr empfangen wird, und die Plötzlichkeit allerd
nur eine psychologische Wahrheit hat.

Schon hier müssen wir einem Einwurfe begegnen, der unsrer Auffassungs- u
Erklärungsweise der Heuristik gemacht werden könnte. Es dürften nämlich gar v
geneigt sein, zu behaupten, daß, wenn, wie sie wol nicht leugnen können, unsre Erk
rungsweise eine Wahrheit habe, diese doch nur für einen unvollkommneren geistig
Zustand gelten könne, und daß vielmehr der im Denken, namentlich im abstracten Den
hinlänglich geübte Mensch auch gleich mit Gedanken meditire und seine Heuristik inner
solcher zu stande bringe; sie werden geneigt sein, zu behaupten, daß eine solche An
von der Heuristik ins Unklare verschwinde und der begriffsmäßigen Einfachheit
Sicherheit ermangele. Nun ist allerdings zuzugeben, daß bei Menschen, bei denen
Uebergewicht des Gedankens über das Gefühl durch Natur und Bildung sehr gro
diese gefühlsmäßige und in sinnlichen inneren Anschauungen fortschreitende Meditation
nahe mit der sogleich näher zu verfolgenden Umsetzung der Bilder und Anschauungen
Begriffe und Gedanken zusammenfallen kann, und daher für das Bewußtsein so
Menschen so gut wie nicht vorhanden ist. Es ist zuzugeben, daß sehr viele andre
keine so eigenthümliche und tiefer individuelle Empfindungsweise haben, um nach
besonderen Herausarbeitung aus der Sphäre des Gefühls in die des Verstandes ri
zu müssen, sondern daß sie sich vielmehr mit den überlieferten und nach und nach a
nommenen Vorstellungen, Begriffen und Gedanken begnügen, indem sie oft kaum
Ahnung haben, daß diese auch anders gestaltet sein und werden müßten, und das
dann natürlich mit viel größerer Leichtigkeit neue Beziehungen innerhalb eines sol
Materials fassen und ausdrücken können. Es ist zuzugeben, daß bei einer Menge
kleineren, in den bloßen Aeußerlichkeiten des Lebensbetriebes und in den von der I
entblößten Realitäten verweilenden Aufsätzen auch nicht von einer voraufgehenden gefü
mäßigen heuristischen Meditation die Rede sein kann. Dem allen ungeachtet aber behau
unsre Ansicht ihre absolute Wahrheit, deren Regel aber nur nach dem Maße deutlic
erkannt wird, als der Mensch tiefer und eigenthümlicher empfindet und denkt und als
Production überhaupt idealen Gehalt hat, und die unkenntlicher wird und endlich
nicht vorhanden zu sein scheint, je weniger dies der Fall ist. Ihre Wahrheit bezeugt
daher nicht nur dadurch, daß eine Menge bei der Production stattfindenden Erscheinung
sich nur aus ihr heraus vollständig und zustimmend erklären lassen, sondern auch an d
durchgehend analogen und in der Erklärung zustimmenden anderweiten Erscheinungen a
dem sprachlichen Gebiete überhaupt, — wie wir, was dies Letztere betrifft, schon mehrmal

achgewiesen haben. Was aber die ersteren anbelangt, so greifen wir nur einige
eispielsweise heraus, indem wir es uns versagen müssen, über diesen interessanten
egenstand erschöpfend zu sein.

Alle großen Männer, vorzüglich die es mit der idealen Auffassung und Gestaltung
r Welt oder irgend einer Seite der Wirklichkeit zu thun haben, und die als solche
ber ihre Zeit hinausgreifen, sind mit ihren Ideen nicht fertig herausgesprungen wie
inerva aus dem Haupte des Zeus, sondern sie haben sie aus dem Dunkel eines oft
ch ganz unbestimmten Hanges und Dranges allmählig zu einem ergreiflichen Gedanken
st heraufbilden müssen; ja wir wissen, daß gewisse allgemeinere Erkenntnisse und Ideen,
f viele eines Volkes und einer Zeit vertheilt, erst ganz allmählig zu etwas Aus-
rücklichem heranreifen, vorher aber in der Form von bloßen Gefühlen, Erahnungen
d dunkeln oder subjectiven Vermuthungen vorhanden sind und auf nichts weniger als
f einer bewußten und geordneten Reihe von Vordergliedern beruhen.

Es ist ja aber auch an sich begreiflich, wie der Gedanke vorher in der Form des
ßen Gefühls vorhanden gewesen sein muß. Denn wir wissen aus dem Obigen
. §. 20 ff.) wohl, daß jeder Eindruck eben erst dadurch in das Subject kömmt, daß er
s Totalgefühl irritirt und den Unterschied desselben von ihm wahrnehmen läßt; daß
aber ferner diese Irritation aufhört, und die vorherige Harmonie in dem fühlenden
Subjecte hergestellt wird, wenn der Eindruck nicht nur überhaupt als ein andrer empfun-
den, sondern wenn er auch als von welcher Art seiend unterschieden wird, und als ein
o beschaffener besonderer und einzelner dem Totalgefühle subsumirt und hierdurch die
Herrschaft dieses letzteren über ihn bethätigt ist. Erst durch diesen letzteren Vorgang, der
aber den ersteren als nothwendig voraufgegangen fordert, ist der Eindruck gedacht und aus
der Form des bloßen Gefühls in die des Gedankens übergegangen.

Und daher ist es denn schon von vornherein widersinnig, zu glauben, es könne einen
Gedanken geben, ohne daß eine ihm entsprechende Bewegung des Totalgefühles voraus-
gegangen sei, und wenn beide Acte zusammenzufallen scheinen und der erstere wegen
seiner größeren Dunkelheit gar nicht mehr unterschieden wird, so ist dies nur ein Zeichen,
daß entweder die Eindrücke, in welcher Form der Anregung sie auch erscheinen mögen,
wie z. B. auch als besondere Zwecke, sehr schwach sind und die Empfindung auf eine
gar zu wenig eigenthümliche Weise anregen, oder daß die Energie des Subjects zu wenig
gespannt und zu schwach ist, um jene Eindrücke als besondere zu unterscheiden und sie sich
zu subsumiren: in beiden Fällen aber, daß überhaupt zu wenig Selbstvermittelung
vorhanden ist, und daher nur ein äußerlicher Gebrauch der bereits geschaffenen Wörter
und Gedanken stattfinden kann. Wo aber irgend nur von Production, selbst im schwächsten
Sinne, gesprochen werden soll, da muß auch eine gefühlsmäßige Selbstvermittelung durch
das Subject mit gesetzt werden. Je tiefer und inniger einerseits und je umfassender
andrerseits die Vermittelung des Subjects mit der Welt als dem Objecte schlechthin ist

je länger dauert dagegen das Verweilen des Gedankeninhalts in der Form des Gefühls und je sichtbarer ist das Ringen des Geistes aus der einen in die andere Form überzugehen.

Wenn daher auch die Gedankenform die vollkommenste und zugleich letzte ist, von welcher aus die sprachliche Production unmittelbar ins Wort übergeht, so ist es doch für jede theoretische Betrachtung alles Sprachlichen unumgänglich nöthig, jenen primitiven psychischen Zustand im Sinne zu behalten und zu berücksichtigen und weil dies bisher so wenig geschehen ist, so sind auch die darüber gegebenen Bestimmungen, selbst von den ausgezeichnetsten Denkern, wie von Aristoteles im Alterthume, und dem ihm in so manchen Stücken vergleichbaren Hegel in der neueren Zeit, so wenig befriedigend. Und wer da bedenkt, welchen großen Einfluß der Mangel einer solchen Berücksichtigung auf alle ästhetische Beurtheilung so wie auf unsre gesammte Welt- und Lebensanschauung hat, der wird auch begreifen, von welcher Wichtigkeit eine tiefere und gründliche Ansicht dieses Gegenstandes sein muß.

Grimms bekannter und schöner Ausspruch, daß, wer nichts auf Wahrnehmungen halte, die mit ihrer factischen Gewißheit anfangs aller Theorie spotten, auch dem unergründlichen Sprachgeiste nicht näher treten werde, bestätigt sich auch in dieser Betrachtung in seiner vollen Wahrheit. Denn wenn wir es nicht wagen, den nun durch Jahrtausende hindurchgegangenen und nach allen Seiten ins Klare und Einzelne auseinandergetriebenen Ansichten von sprachlicher Production entgegenzutreten und etwas an ihre Stelle zu setzen, was für den Augenblick fremd und gewagt und nicht in der einfachen Klarheit erscheint als die gewohnte, so wird es eben nicht möglich sein, tiefergreifende und befriedigendere einzuführen.

Den nächsten bedeutungsvollen Einfluß wird nun begreiflicher Weise unsre Ansicht von der Entstehung aller sprachlichen Erzeugniß auf die Heuristik und Compositionslehre überhaupt haben und eine sichre, auf zusammenhängenden Gründen ruhende Methode, wie Stilübungen statt haben müssen, an die Hand geben.

§. 62.

Fortsetzung.

In dem vorhergehenden Paragraphen haben wir gesehen, wie die erste Stadie der stofflichen Auffindung aus einer von dem besonderen Zwecke der Production (in welchem aber ein allgemeinerer eingeschlossen ist) erregten Bewegung des Totalgefühls besteht, durch welche Anschauungen und Bilder vor die Seele treten, die sich endlich in einem Ganzen vereinigen, das als die nächste Erfüllung des Zweckes diesem auch als Ganzes entsprechen muß. Dieses Product, das wir das Augapfelbild des Ganzen nannten, besteht aber selbst noch aus einer, von alle den erregten Vorstellungen und Bildern

consummirten einfachen sinnlichen, wenn gleich nur inneren Anschauung, und es fragt sich daher, worin denn nun der weitere Vorgang gegeben ist, daß sich dieses in einzelne Gedanken umgestalten und auseinanderlegen kann, und daß diese Gedanken sich dann wieder zusammensetzen und in dieser Zusammensetzung ein Gedankenganzes ausmachen, das nicht nur jenem Bilde, sondern auch dem ursprünglichen besonderen und allgemeinen Zwecke entspricht. Dies erstere, — nämlich die bloße Umgestaltung und Auseinanderlegung des in dem Augapfelbilde liegenden Inhalts als der zweiten Stadie der Heuristik — sehen wir nun mit zeitweiligem Heranziehen des untergelegten Beispiels etwas näher.

So wie nämlich der Mensch von der Erfassung blos einzelner concreter Gegenstände allmählig aufsteigt zu der von complicirteren und also allgemeineren, denen aber gleichwol, in Beziehung auf das Subject, das Wesen des besonderen Unterschieden-werdens zukommt und wie für diese allgemeineren Begriffe, wo es nöthig erscheint, besondere Wörter gebildet werden, die also jenen allgemeineren Gegenständen oder Wahrnehmungen entsprechen: eben so bilden sich nun auch, wie wir vorhin sahen, aus der idealen Beziehung, in welche die einzelnen sinnlichen Anschauungen und deren Bilder in freier Thätigkeit zueinandergebracht werden, immer allgemeinere ideale Ganze, denen in ihrer Sphäre auch eine concrete Besonderheit und ein concreter Inhalt zukommt, und denen also ebensowol auch ein umfassenderer Begriff oder Gedanke entsprechen muß. Dem Begriffe und Worte R a b e oder K r a n i c h entsprach z. B. zunächst lediglich der einzelne sinnliche Gegenstand, aber beides wurde auch bald für die ganze G a t t u n g Rabe 2c. genommen und für den noch allgemeineren Begriff V o g e l ein besonderes Wort erzeugt. Dasselbe findet aber auch statt bei Gegenständen, denen keine Wirklichkeit u n m i t t e l b a r entspricht, und die also n u r idealen Ursprungs sind, wenn gleich eine gewisse sinnliche Unterlage auch bei ihnen nicht ganz weg gedacht werden darf, wie z. B. bei dem Worte und Begriffe S p h i n x als einem bestimmten einzelnen Dinge und bei demselben als einer Gattung von Wesen, oder bei dem Begriffe von Z a u b e r g a r t e n A r m i d e n s als zwar einem einfachen, dennoch aber sehr viele Einzelheiten in sich fassenden oder collectivischen. Folgt also, daß wenn ich ein durch die gefühlsmäßige und blos fantaseiliche Meditation erzeugtes Augapfelbild oder ein ideales Ganzes in mir aufgefunden habe, das aus einer Menge von einzelnen Anschauungen besteht und das Resultat und die Summe desselben ist, ihm auch zunächst ein Begriff oder Gedanke entsprechen muß, der dem Inhalte nach alles das in sich enthält, was das Augapfelbild in sich faßt, insofern man die ihm integrirenden Einzelheiten in Begriffs- und Gedankenform überträgt. Und ein solcher einfacher Begriff oder Gedanke, insofern er dem ideal geschauten Ganzen vollkommen entspricht, ist das T h e m a, das mithin von jenem mit Nothwendigkeit bestimmt wird, so wie es umgekehrt die in ihm befaßten Einzelheiten von sich aus bestimmt.

Alle nähere Betrachtung wird sich demnach auf die zwei Puncte richten müssen, wie erstlich eine solche Uebertragung des idealen Ganzen in eine einfachste Begriffs- und

Gedankenform ihrer Natur nach vor sich geht und wie sie am besten herzustellen ist, und zweitens, wie der in ihr befaßte einzelne Inhalt sich auch ihr heraussetzen läßt, oder — was dasselbe ist, — wie man den einzelnen, noch in bloßer Vorstellungs- und Anschauungsform ruhenden Inhalt gleichfalls in Gedankenform zu bringen hat.

Was nun den ersten Punct betrifft, so muß sich das Gesuchte auf dieselbe Weise finden lassen, nach der wir das Wort und den Satz ꝛc. entstehen sahen, wenn anders die darüber gegebene Erklärung richtig und vollständig sein soll.

Indem aber das Wort dadurch entstand, daß der sinnliche Eindruck in dem Subjecte eine hinlängliche Energie fand, um nicht in dem Totalgefühle zu verschwimmen, sondern daß er in seiner Besonderheit von diesem letzteren deutlich unterschieden wurde; imgleichen, daß sich die durch ihn angeregte Empfindung in einer analogen figurenmäßigen Lautgestaltung entließ; in unserem Falle dagegen an die Stelle des Eindrucks erst der Zweck und jetzt das ideale Bild des Ganzen; an die Stelle der elementarischen Wort- und Begriffsbildung nur die Auffindung der in der Seele bereits aufgenommenen Worte und Begriffe getreten ist, so folgt, daß, je deutlicher das ideale Bild der inneren Anschauung vorschwebt, je stärker es die unterscheidende oder Verstandesthätigkeit anregt, und je energischer sie sich zu demselben verhält, auch die Umsetzung aus der Sphäre der sinnlichen Ganzheit in eine blos verstandesmäßige Ganzheit leichter und gewisser vor sich gehen wird. Der Gegenstand, hier also das Idealbild des Ganzen, spannt nämlich, so gut wie vorher der blos allgemein gedachte Zweck, oder früher der einzelne sinnliche Eindruck, das Totalgefühl von neuem an und setzt dadurch das Subject so lange in unruhige Bewegung, bis der ihm entsprechende Begriff oder Gedanke erweckt, respective auch erst selbst gebildet worden ist.

Da nun aber nach dem vorigen ein solcher Begriff oder Gedanke ein sehr umfassender oder allgemeiner sein muß, so kann er nicht eher entstehen, als bis die energische Verstandesthätigkeit allmählig so viel wie möglich alles Sinnliche oder Bildliche, das dem Augapfelbild inwohnt, abgestreift hat, so daß zuletzt nur noch gleichsam die allgemeinsten figurenmäßigen Umrisse übrig bleiben, die dann fähig sind, einen Begriff ꝛc. zu bilden und in einem Worte ꝛc. ausgesprochen zu werden. Denn Begriff und Wort, Gedanke und Satz bilden, wie wir wissen, nur die allgemeinsten Umrisse der Anschauungen in ihrer sinnlichen Ganz- oder Vollheit.

Die fortgesetzte Anregung des der inneren Anschauung vorschwebenden Bildes von dem, was man äußeren möchte, ist es also auch hier, welche die Energie des Verstandes nöthigt, es von allen anderen ähnlichen Bildern deutlich als ein bestimmtes einzelnes (wenn auch allgemeines, insofern es viele Einzelheiten in sich faßt) zu unterscheiden und hierdurch zu dem entsprechenden Begriffe oder Gedanken zu gelangen, der in Hinsicht auf den Aufsatz das Thema ist, und der, wenn er gefunden ist, die Anspannung wieder

aufhebt, indem nun das Bewußtsein Herr über den Gegenstand geworden ist und sich ihn als einen besonderen unterworfen, zugleich aber auch assimilirt hat.

Ob nun aber der aufgefundene allgemeine Begriff dem Gesammtbilde der inneren Anschauung vollkommen entspricht, — darüber kann freilich von vornherein keine weitere Zusicherung gegeben werden, und nur nach Ausführung des Themas könnte eine analytische Kritik ein hierüber stattfindendes Mißverhältniß allenfalls auffinden: aber ein solches Zutreffen gibt sich dem Producirenden selbst doch sehr bald in einer gewissen Befriedigung kund, wie sie allemal stattfindet, wenn wir eines Gegenstandes vollkommen Herr geworden sind, und außerdem kann eine nachträgliche Vergleichung, ob die inneren Anschauungen, die wir ausdrücken möchten, wirklich auch organisch und naturgemäß in dem aufgefundenen Allgemeinbegriffe oder Allgemeingedanken liegen, noch vollkommen darüber beruhigen.

Sehr schön nennen die Griechen einen solchen Allgemeingedanken ein Enthymem (ἐνθύμημα), d. h. dem etymologischen Begriffe (ἐνθυμοῦμαι) noch eine Bewegung unsres Inneren mit Beziehung auf ein daraus hervorgegangenes Gedanken-Resultat. Die abstracteren und realeren Römer fassen dagegen nur den Begriff der realen Allgemeinheit auf und nennen ihn einen **locus communis**.

Setzen wir unserem Beispiele zufolge, daß das Resultat der ersten Meditation dessen, der eine Rede am Geburtstage des Landesfürsten halten will, dieses gewesen sei, nämlich eine innere Anschauung von der Glückseligkeit eines Volkes, das seinen König wahrhaft liebt, so würde das Enthymem ungefähr heißen: „worin besteht die wahre Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten?" und dieser allgemeine Begriff oder vielmehr Gedanke würde, in Beziehung auf die Rede selbst, das Thema derselben bilden. Ihm könnten, nach Beschaffenheit noch besondere Bestimmungen nöthig sein, z. B. worin besteht die wahrhafte Liebe eines Volkes zu seinem eingebornen Fürsten u. dgl.: kurz aber, daß es in der That der allgemeinste Gedanke ist, der allen auszudrückenden Inhalt organisch in sich aufzunehmen vermag, daß es aber auch nicht um den kleinsten Punct allgemeiner ist als jener und also mehr in sich aufnehmen könnte, als in dem Inhalte möglicher Weise liegt.

Und so erhellet also, wie das Thema nicht nur der allgemeinste Ausdruck des durch die erste Stadie der Meditation resultirten Inhalts des Aufsatzes ist, sondern auch wie die Umbildung desselben aus dem Gesammtbilde der inneren Anschauung in die Begriffs- und Gedankenform vor sich geht und zu bewerkstelligen ist.

Wie es aber innerhalb der sprachlichen Sphäre, in der es nun erscheint, in seiner allgemeinsten und daher zugleich abstractesten Form auch wieder eine dieser Sphäre verstattete sinnliche Gestalt anzunehmen im Stande ist: — davon wird im dritten Kapitel dieses Abschnitts die Rede sein.

Was aber den zweiten Punct betrifft, wie nämlich der in dem Thema befaßte Gedankeninhalt aus ihm herauszusetzen oder wie der einzelne, noch in der bloßen Vorstellungs- und Anschauungsform ruhende Inhalt des Gesammtbildes der ganzen inneren Anschauung

gleichfalls in Gedankenform zu bringen ist, so lös't sich die darin liegende Frage folgendermaßen.

Da nämlich das Gesammtbild nichts ist als die Summe von vielen einzelnen inneren Anschauungen, die, indem sie eine Einheit gewonnen haben, durchgängig von Beziehung auf diese durchwebt sind, oder vielmehr nur das an sich behalten haben, was in Beziehung auf das Ganze steht, alles andre ihnen beiwohnende dagegen fallen gelassen ist; und da das Thema die Abstraction und allgemeinste Form jener Summe ist, und also zwar dem Wesen, aber nicht der Anschauung und Vorstellung nach alle jene Einzelheiten, insofern sie Bezug aufs Ganze haben, in sich enthält: so kann ich zu jenen einzelnen Anschauungen, da sie als sinnliche nur durch Zufälliges fortleiten, mit Sicherheit und Nothwendigkeit nicht von dem Gesammtbilde aus kommen; vielmehr vermag dies nur von dem Thema aus, wenn es anders jenem vollkommen entspricht, zu geschehen, weil dieses auf eine der Wirklichkeit sowol als dem Geiste entsprechende Weise von dem allgemeinsten auf das in ihm liegende besondere stufenweise zurückführt, und also immer concreter wird, so daß ich, auf dieser Stufenleiter fortschreitend, nicht nur den einzelnen Stoff gleichsam hinter mir in die Höhe werfe und zu Tage bringe, bis ich auf das darin liegende Besonderste komme, sondern ihn auch zugleich in Begriffs- und Gedankenform verwandle.

Dieser Stoff unterscheidet sich aber von dem durch die erste Stadie der Meditation gewonnenen nicht nur dadurch, daß er in Begriffs- und Gedankenform verwandelt ist, sondern auch namentlich dadurch, daß jede Einzelheit desselben nun ihren besonderen Antheil der Beziehung auf das Ganze in sich trägt, oder vielmehr, daß jede solche nur insoweit Existenz hat und erzeugt und aufgefunden ist, als sie dies hat, — welcher Unterschied sich gleich heraussetzen würde, wenn ich denselben von der Begriffs- 2c. Form aus wieder in die der Sprache verstattete sinnliche Form gleichsam zurückübersetzte, — wie ich dies wirklich bei der eigentlichen Ausarbeitung später thue, wovon wir im dritten Kapitel handeln.

Indem ich auf diese Weise von dem Thema stufenmäßig zurückgeleitet werde zu immer concreteren oder der unmittelbaren Wirklichkeit immer näher liegenden Einzelheiten, erhalte ich also eine Stufenleiter von in Begriffsform gefaßten Stoff, der von einem Allgemeinen bis zum Besonderen herabführt, und in dieser Ordnung aneinander gereiht ist, der aber zugleich auch von derselben Hauptbeziehung zu dem allgemeinsten Begriffe mit Hinsicht auf den Zweck der ganzen heuristischen Thätigkeit durchdrungen ist. Es mögen daher in dem Hauptbegriffe an sich noch diese oder jene Seiten der Betrachtung offen liegen und sich daher auch nach diesen hin eine ähnliche Reihe von stofflichen Einzelbegriffen bis zur unmittelbaren Besonderheit herab auffinden lassen: — immer habe ich es hier doch nur mit dieser oder jener in dem besonderen Zwecke meiner Production liegenden Seite, oder überhaupt nur mit dem in dem allgemeinen Begriffe liegenden Stoffe zu thun, der Beziehung auf meinen besonderen Zweck hat, — wobei es freilich nicht ausge-

schlossen ist, daß es auch mein Zweck sein kann, alle mögliche solche Seiten ihrem Inhalte nach zu entwickeln.

Troß der einen Beziehung aber, die nun alle Einzelheiten des Stoffs untereinander sowol als auf ihre Einheit oder Allgemeinheit haben, und troß dem, daß diese Beziehung eine verschieden abgestufte nach der mehr oder minder umfassenden Bedeutung oder nach der höheren oder niederen Stufe ist, die der einzelne Stoff hat, so ist damit doch noch nicht die Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit dessen dargethan, die ich eben nach einem gewissen idealen, in dem besonderen Zwecke zur näheren Erscheinung und Besonderung kommenden Dranges geltend machen will. Hierzu würde es vielmehr einer solchen Anordnung und Zusammenstellung bedürfen, daß ich entweder von dem durch meine gesammte heuristische Thätigkeit aufgefundenen besondertsten, d. h. in der Wirklichkeit unmittelbar gegebenen und somit auch factisch belegten Stoff ausgehe und durch Gegenüberhaltung des ihm entsprechenden Allgemeinen oder seiner Idee aufzeige, wie er beschaffen sein, respective umgebildet werden müsse rc., wenn er jener und mithin auch meiner idealen Anschauungsweise gemäß entsprechen solle. Oder aber ich würde von dem allgemeinsten Begriffe des Thema's in seinen nothwendigsten Bestimmungen, die wiederum aus dem höchsten und allgemeinsten Begriffe überhaupt zu entnehmen, und hiermit gleichfalls unwiderleglich wären, ausgehen, ihm die besondersten gegenüberstellen und hierdurch dasselbe bewirken wie durch die vorige Methode: d. h. ich müßte entweder durch Syllogismen oder durch Induction darzuthun suchen, was ich als das Wahre und Rechte rc. erkannt und verwirklicht wissen will, — bei welchem allem ich außerdem noch Rücksicht zu nehmen hätte auf die besonderen Umstände, unter denen ich meinen besonderen Zweck realisire.

Es würde ferner bedürfen, daß ich die einzelnen Gedanken in ihrer derartigen Anordnung, mögen sie nun concreteren oder abstracteren Inhalts sein, in dem Grade der Sinnlichkeit darstelle, den die sprachliche Darstellung nur immer zuläßt (wobei übrigens Zweck und Umstände ebensowol wie vorhin zu berücksichtigen sind), damit das Ganze dem innerlich angeschauten Gesammtbilde möglichst entspreche und also selbst in dieser gedankenmäßigen Form ein sinnliches Bild gebe, so weit dies eben innerhalb des sprachlichen Materials möglichst ist.

Allein diese beiderseitigen, unter dem Namen der Disposition und der Phrastik oder der Darstellung insbesondere begriffenen, Operationen sind eben besondere, über das Gebiet der Heuristik hinausgehende, von denen wir im zweiten und dritten Kapitel dieses Abschnitts handeln. Die Heuristik dagegen ist mit jener Thätigkeit geschlossen, nach der ich aus dem allgemeinen Begriffe oder Gedanken, der das Thema ausmacht, bis zu den besondersten herabgestiegen und hierdurch den in jenem liegenden Inhalt aufgefunden (εὑρίσκειν) habe.

Wenig Unterschied macht es dabei, wenn das Thema von vornherein gegeben ist.

Denn in diesem Falle ist nicht der Zweck, sondern eben das Thema der nächste erregende Gegenstand; es fallen mithin jene Thätigkeiten weg, die wir unter der ersten Stadie der Heuristik gefaßt haben und das Gesammtbild des Ganzen erscheint gleich nur insofern sein Material Gedanken sind, — wobei indeß immer ein blos in innerlicher Anschauung gefaßtes als bereits vorhanden vorausgesetzt wird.

Eben so wenig findet in dem ganzen beschriebenen Vorgange ein wesentlicher Unterschied statt, wenn, wie bei der Heuristik mit gemischtem Beweggrunde (vgl. I. §. 106—109), der Stoff theilweise gegeben ist, — wie wir dies bei der Lehre von den verschiedenen Gattungen des Idealstils im dritten Abschnitte näher sehen.

Ausführlichere Beispiele von der Heuristik, wie sie unsrer Ansicht nach natürlich vor sich gehn und kunstmäßig betrieben werden muß, können wir freilich nur in dem praktischen Theile unsres Werkes geben. Um es aber auch hier nicht ganz der Exemplification ermangeln zu lassen, geben wir wenigstens eine verkürzte oder in kleine Maße gezogene Heuristik unsres vorhin aufgestellten Beispiels einer Rede zum Geburtstag des Landesfürsten, deren Thema der allgemeine Begriff von der wahren Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten war.

Da die ganze gefühlsmäßige und fantaseiliche Meditation so wie die daraus erfolgte Bildung einer sinnlichen Totalanschauung des Ganzen rein innerliche Vorgänge und Thatsachen sind und als solche also nicht wiedergegeben werden können, so müssen wir sie nur voraussetzen und das fragliche Thema als jener Anschauung vom Ganzen in der Begriffsform gefaßt, entsprechend annehmen; aus diesem allgemeinsten Begriffe soll nun aller anderweite Begriffs- und Gedankeninhalt entwickelt werden, der zur Verkörperung jenes innerlich geschauten Gesammt- oder Augapfelbildes nöthig ist, und zwar indem ich von dem allgemeineren oder abstracteren zu dem besonderen oder concreteren fortschreite.

Damit ich nun aber keinen in der Mitte liegenden Begriff überspringe, und zugleich, damit ich nicht in eine andere Seite des Gegenstandes hineingerathe, als die dem Zwecke des Aufsatzes und dem Augapfelbilde desselben entspricht, so schreite ich dadurch am sichersten vor, wenn ich mir dieses letztere beständig gegenwärtig erhalte, und vermöge der bloßen Intuition von dem Ganzen auf die Haupttheile, von diesen auf die Nebentheile in ihren verschiedenen Abstufungen übergehe, bis ich auf die letzten Besonderheiten angekommen bin; bei jedem Fortschritte aber die Ueberbildung in die Begriffsform auf dieselbe Weise vornehme, als ich sie bei der von dem Gesammtbilde auf die allgemeinste Gedankenform 2c. vorgenommen habe. Indem ich dabei das concrete Gedankenbild des Ganzen nie aus dem Auge verliere, bin ich sicher, nicht wieder in's Allgemeine oder nach solchen Seiten des Gegenstandes zu gerathen, die mit dem Zwecke und Thema nicht in nothwendiger und förderlicher Beziehung stehen, und hierdurch namentlich macht sich der große Vorzug geltend, den eine vorausgegangene gefühlsmäßige und fantaseiliche Meditation auf die Heuristik im besonderen hat.

§. 63.

Fortsetzung.

Jenes ideale Gesammtbild von einem Zustande, in welchem die einzelnen Volks- und Staatsglieder ihren Fürsten wahrhaft lieben, das ich mir nun zuerst in seiner Ganzheit vergegenwärtige und diese selbst mit Worten beschreibe, ist aber ganz offenbar aus dreierlei Arten oder Reihen von Anschauungen und Vorstellungen entstanden, erstens aus der, wie man ihn jetzt gewöhnlich zu lieben pflegt, zweitens aus der, wie man ihn wahrhaft lieben könne und solle und drittens aus der, warum man dies solle. Jede von ihnen faßt nun eine Anzahl von Unter- und Nebenvorstellungen in sich, aus denen sie selbst besteht und die immer besonderer und einzelner werden, und die also, untereinander gestellt, jene absteigende Stufenfolge vom allgemeinen zum besonderen bilden. Alle diese Vorstellungen rc. sind in der Meditation, wenn auch durcheinander, aufgestiegen und vor die Seele getreten: aber sie haben sich durch die energische Fortwirkung des Zweckes der Rede so geordnet und verdichtet und durch ihre Beziehung auf die Einheit jenes so gestaltet, daß sie endlich jenes Gesammtbild erzeugt haben, in welchem sie in einem concreten Vorstellungsganzen alle ineinander liegen wie die materiellen Theile eines Körpers. Gehe ich nun aber in dieser zweiten Stadie der Heuristik umgekehrt an dieses Ganze heran, und zersetze es in seine Theile, so muß ich notbwendig auf jene drei Arten kommen die mithin die Haupttheile bilden und die ich nun nach der bekannten Weise in die angegebene Begriffs- und Gedankenform umsetze. Ich werde also sagen, daß das Thema aus drei Haupttheilen besteht, von denen jeder alle die ihm entsprechenden Untertheile oder stufenweise concreteren Vorstellungen in sich enthält, und werde alle drei nach einander auf diese Weise weiter zergliedern.

Was nun den ersten betrifft, wie man gewöhnlich den Landesfürsten zu lieben pflege, so verfahre ich damit ebenso wie vorhin mit dem Ganzen, d. h. ich vergegenwärtige mir alle die in ihm liegenden Anschauungen und suche die Hauptbestandtheile in ihm heraus. Hierbei werde ich denn finden, daß man ihn meistens nur auf natürliche Weise d. h. so liebt, wie man unbewußt die Seinigen oder auch alle andren liebt, von denen man Gutes erhält und die unser Interesse fördern. Ich bekomme also zwei Hauptunterabtheilungen, von denen die erste alle die Anschauungen enthält, in welchen sich eine natürliche aber unbewußte Liebe wie bei Familienliebe zeigt; die andre alle diejenigen, in welchen die Liebe aus der Berechnung der einseitig persönlichen Vortheile entspringt, die uns von dem geliebten Gegenstande aus zukommen.

Vergegenwärtige ich mir nun wieder die erste näher, so tritt sie mir in der Gesammtanschauung einer Neigung und Bestrebung aller dem Volke und Staate angehörigen Mitglieder entgegen, ihrem Fürsten auch ohne Berechnung persönlichen Vortheils etwas

Liebes und Gutes zu erweisen. Und vergegenwärtige ich mir diese wieder nach ihren Bestandtheilen und wirklichen Erscheinungen, so komme ich auf alle je gehabten Anschauungen und Vorstellungen von Aufopferung, Ehrerbietung, Dienstbeflissenheit, die man ihm widmet; auf den freudigen Zuruf, wenn er in die Städte kommt, auf das Schmücken der Thore und Häuser, auf die Ehrenpforten, auf alles Schöne und Beste, das man ihm entgegenbringt: mit einem Worte: ich komme, um nicht alle Mittelglieder auszuführen, sondern nur das Verfahren selbst anzudeuten, auf alle die besondersten und einzelnen Fälle zurück, in denen sich die natürliche aber uneigennützige Liebe zum Landesfürsten in ihrem unmittelbarsten Zusammenhange mit der Wirklichkeit und Erfahrung zeigt.

Vergegenwärtige ich mir die zweite Hauptunterabtheilung, die alle die Anschauungen enthält, durch die sich die natürliche Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten aus der Berechnung ihrer einseitig-persönlichen Vortheile entspringt, so stellt sich mir dieselbe dar nach den verschiedenen Arten dieser Vortheile, die entweder mehr geistiger oder mehr materieller und sinnlicher Natur sein werden; unter den ersteren finde ich dann weiter die besonderen Arten der Ehrsucht und Herrschsucht, geistigen Genußsucht u. s. w. unter den letzteren die Habsucht, sinnliche Genußsucht u. s. w., — wie wir dies alles nicht weiter ausführen oder gar erschöpfen wollen. Genug aber, daß ich durch diese verschiedensten Mittelstufen immer weiter herab zu den einzelnen Anschauungen und empirisch gegebenen Fällen herabkomme und eine Masse von Stoff aufwerfe oder auffinde, den ich dann zu gleicher Zeit in die entsprechende Begriffsform umsetze und auf diese Weise in deutlicher Unterschiedenheit festhalte, — was gewöhnlich durch ein schriftliches Hinwerfen desselben geschieht.

Was den **zweiten** Haupttheil betrifft, nämlich worin die wahre Liebe des Bürgers zu seinem Fürsten besteht, so darf ich mir nur aus meiner Gesammtanschauung vergegenwärtigen, wie darin ein jeder nach seinen verschiedenen Verhältnissen zum Allgemeinen des Staats oder nach seinem besonderen Standpuncte zu den verschiedenen Gliederungen desselben seinen besonderen Willen und seine besonderen Interessen den höheren in der Weise unterordnet, daß er in die ersteren die letzteren mit einschließt, und daß seine auf dieser Basis fortgesetzte Thätigkeit ebensowol auch das Ganze fördert, und zwar weil er einsieht, daß sein Wohl ebensogut als das des Ganzen von einem solchen thätigen Verhalten abhänge oder weil ein solches Verhalten ihm zur Sittlichkeit geworden ist. Mit einem Worte, ich werde auf die Gesammtanschauung der **geistigen** und **freien** Liebe kommen, die das Moment der christlichen Religiosität in sich hat.

Bei dem näheren Verweilen vor einer solchen Gesammtanschauung kann mir aber nicht entgehen, daß in ihr die **Gegenseitigkeit** von einem rechten Befehlen und einem rechten **Gehorchen** nothwendig mitgegeben ist. Jeder Befehlende befiehlt nur das, was nicht nur dem höchsten allgemeinen oder göttlichen Gesetze selbst entspricht, sondern auch was das gegenwärtige und künftige Wohl der Gehorchenden in sich schließt, und jener

Gehorchende gehorcht nur deshalb, weil er sein Wohl darin bedingt erblickt. Ich komme also auf diese beiden Seiten der Anschauung als zu zweien Hauptunterabtheilungen und verfolge eine jede derselben wie vorhin nach den weiter in ihnen liegenden Besonderheiten. Mit Uebergehung aller der darin enthaltenen Mittelglieder, die sich jedes leicht selbst entwickeln kann, sagen wir daher nur so viel, daß wir auf diese Weise bald zu den einzelnen Ständen der Gehorchenden und Befehlenden und zu den gegenseitigen Verhältnissen der einen zu den andern so wie zu den individuellsten Besonderheiten von Anlage, Geschicklichkeit, Kenntniß &c., wie sie sich bei den Einzelnen vorfinden, — mit einem Worte zu dem Besondersten zurückkommen, und wie sich hierdurch eine unerschöpfliche Menge von Stoff aufthut, von dem man den dem Zwecke förderlichsten und den sinnlich ergreiflichsten heraushebt.

Da aber das ideale Gesammtbild sich nicht um seiner selbst willen, sondern immer unter dem einwirkenden Zwecke gebildet hatte, daß durch dasselbe auf die endliche Realisirung desselben gewirkt und daß andre dafür erwärmt und von seiner Wahrheit und Schönheit überzeugt werden sollen, so liegen auch die Gründe dafür implicite nothwendig mit darin, und indem sich diese daher als der dritte Haupttheil des Ganzen ergaben, kann es der näheren Betrachtung dieses Theils nicht entgehen, daß diese theils negativer, theils positiver Art sind. Denn die auf diesen Punct gerichtete Anschauung ergibt mir sogleich eine Vergegenwärtigung der Zustände und Wirklichkeiten, wie sie nach der einen und wie sie nach der andern Art beschaffen sein werden, und so erhalte ich also wieder zwei Unterabtheilungen dieses dritten Haupttheils. Und sehe ich nun näher zuerst nach den negativen Gründen, so erblicke ich ganz deutlich, wie ohne jene wahre Liebe einerseits alles Wohlsein und Glück andrerseits aller Werth und Zweck des Lebens aufgehoben werden würde, so wie umgekehrt, wenn ich die positiven Gründe betrachte, alles Glück der Menschen und aller Werth des Lebens nur durch eine solche Liebe herbeigeführt werden kann. Für jede der beiden Arten der Gründe bekäme ich also wieder zwei Quellen der Stoffauffindung, indem ich mir näher vergegenwärtige, warum das Glück und warum der Werth des Lebens darin beruht, und auf diese Weise würde ich wiederum durch eine noch weiter herabgeführte Reihe von Vermittelungen zu den concretesten Anschauungen der Gründe kommen, wo sie mit der unmittelbarsten Wirklichkeit gleichsam noch verwachsen erscheinen.

Doch wird diese nur beispielsweise hingeworfene heuristische Skizze hinlänglich sein, unsre oben aufgestellte Erklärung von dem natürlichen Gange, den die Heuristik zu nehmen hat, und von der Art, wie sie demnach vorgenommen werden muß, zu verdeutlichen und zu beweisen.

Auch ergibt sich, was wir hier nur vorläufig bemerken, daß die vorangegangene Beschreibung des Gesammtbildes in seiner Gesammtheit dem entspricht, was begriffsmäßig die Definition genannt wird, und daß die zergliedernde Ausführung der drei Haupttheile

das enthält, was zum Beweise sowol als zur Bewegung der Gemüther für oder wider eine Sache (suasio und dissuasio) gehört.

Nehmen wir nun hinzu, daß bei jener Methode der Heuristik auch die besonderen Umstände, unter denen geredet werden soll, mit berücksichtigt werden, so ist offenbar, daß nicht nur eine hinlängliche und überreiche, sondern auch eine dem Zwecke und Umständen des Redens entsprechende und genau auf die Einheit des Ganzen hinzielende Masse des Stoffs erzeugt worden ist, und die Methode also ihren Werth hinlänglich erprobt hat.

Auch braucht wol kaum noch einmal besonders bemerkt zu werden, daß dieselbe Methode mit wenig Modificationen auch auf alle anderen, dem Idealstil angehörenden Gattungen von Aufsätzen ihre Anwendung findet.

Blicken wir aber noch einmal auf die Ausgänge zurück, von denen die Heuristik sich hervorbewegte, und fragen wir uns noch einmal, worin denn alle in ihr gegebenen Bestimmungen ihren letzten Grund und ihre Nöthigung haben, so sehen wir sie nach demselben Principe und in denselben Momenten hervorgehen, als wir das erste Wort und den ersten Satz entstehen sahen, nur daß wir es hier mit einem Manigfaltigeren und Freieren zu thun haben. Dort wie hier ist es der Gegensatz eines Besonderen zu einem Allgemeinen, der sich durch Thätigkeit immer weiter hervorthut und sich in der Aeußerlichkeit explicirt; dort wie hier sind es die Momente des Eindrucks auf der einen und des energischen Widerstandes oder der Unterwerfung jenes unter ein auffassendes Subject auf der andern Seite so wie ein hieraus hervorgehendes neues und ideales Product, das aus der Sinnlichkeit des Eindrucks und aus der geistfähigen Natur des Menschen zugleich besteht. —

Aus dieser bis ins einfachste hinabgehenden, und in allen weiteren Stufen wiederkehrenden Zustimmung des als den Grund aller sprachlichen Erscheinungen gesetzten und sie zugleich erklärenden Princips und der darin eingeschlossenen thätigen Momente ergiebt sich aber nicht nur die Richtigkeit und Gemäßheit der Heuristik, wie wir sie aufgestellt haben, in formeller, sondern auch in materieller Hinsicht und hierdurch also, daß die gegebenen Gesetze eine absolute Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Und dies wiederum nicht nur für die Heuristik, sondern auch für die Gesetze, die wir für die anderen Operationen der Composition weiter aus dieser und somit auch aus dem Grundprincip herleiten werden. Denn das Unterordnen das Besonderen unter sein Allgemeines und unter das Allgemeine überhaupt, so wie das Zusammenfassen von beiden im Subjecte hat sich nicht nur als das formbestimmende, sondern auch als das stofferzeugende ergeben, und aus der Wirkung dieses Princips entstand das Wort nicht nur nach seiner Form sondern auch nach seiner ganzen Existenz überhaupt, und eben so ist es auch nicht nur für die Form der Heuristik gesetzgebend geworden, sondern der Stoff selbst erzeugt sich nur durch die Anwendung desselben, — wie wir denn in den beiden Stadien unsrer Heuristik dasselbe nur umgekehrte Verfahren vorgefunden haben, indem in der ersteren vom Besonderen

zum Allgemeinen fortgeschritten, das erstere aber mit dem letzteren auf jedem Schritte immer wieder zur Einheit zusammengefaßt; in der letzteren eben so umgekehrt verfahren wird.

§. 64.

Von der früheren Topik und Heuristik, und warum sie für die Aufsätze des Idealstils nicht mehr zweckmäßig sei.

Werfen wir von unsrer Auffassung und Darstellung der Heuristik und der darin eingeschlossenen Topik einen Blick auf die Geschichte dieser Lehre und namentlich auf die Art, wie die Griechen sie faßten und darstellten, so können wir von der ganzen griechischen Rhetorik sagen, daß sie einen topischen oder, was dasselbe sagen will, einen schematischen (figürlichen im weiteren Sinne des Wortes) Charakter hatte und von diesem Elemente durch und durch durchdrungen ist. Der Begriff der Griechen von der Rhetorik war im Ganzen genommen immer ein beschränkter, weil er ganz von der Erfahrung ausging, und sich auch nur innerhalb dieses Gebietes bewegte, bis er erst später in dem genus ἐπιδεικτικὸν sich etwas mehr erweiterte: im Ganzen genommen aber blieb er sich in dieser blos empirischen Auffassung und Darstellung gleich. Da das Alterthum überhaupt seiner Anschauungsweise und seiner Stellung zu der gesammten Geschichte des Geistes nach, namentlich aber die Griechen, den Geist von der Natur, die Idee von dem Stoffe noch nicht zu trennen vermochten, — wogegen das Mittelalter, im Ganzen genommen, dem Standpuncte der Reflexion entspricht, so konnte dieses Volk eine solche Trennung in einer Wissenschaft am allerwenigsten haben, die sich erst in ihren späteren Zeiten unter ihnen bildete, und ihre kindlichen Zustände in ihnen erst durchmachen mußte. Indem sich daher die Rhetorik an der Hand der Erfahrung allmählig erhob, konnte sie auch begreiflicher Weise nichts anders enthalten als unmittelbar auf die Praxis abzielende Bestimmungen und Rathschläge, d. h. sie mußte einen durchgängig topischen oder schematischen Charakter annehmen. Denn wenn man von dem in der Rede und für dieselbe Gegebenen und am meisten in ihrer Praxis stofflich Vorkommenden Rathschläge gab, wie man zu dem weiter darin Liegenden gelangen könne: — was heißt dies anders, als daß die Lehre topisch und heuristisch war; und wenn man für alle diese Puncte bestimmte Begränzungen angab: — was heißt dies anders, als daß man figürliche Bestimmungen gab? Wenn wir daher die Rhetorik des Aristoteles durchaus auch von dieser Natur finden, der doch noch am meisten unter allen Griechen die Gegenstände begriffsmäßig auffaßte und darstellte, so können wir schon im voraus schließen, daß die Τέχναι seiner sämmtlichen Vorgänger noch weit mehr sich an das unmittelbar Gegebene gehalten haben werden, und daß wir in seinen Nachfolgern nicht viel mehr als stoffliche Erweiterungen und Ausführungen dessen erwarten dürfen, was er in gedrängter Schärfe des Begriffs aufgestellt hatte.

Hieraus erklärt sich nun, daß, obgleich also die ganze griechische und antike Rhetorik überhaupt heuristischer und schematischer Natur ist, wir doch über die Heuristik selbst, so wenig wie über irgend einen Theil dieser Wissenschaft, eine eigentliche Untersuchung von dem Wie und Warum derselben finden: vielmehr begnügt man sich, von ganz einfachen Bestimmungen zur praktischen Erläuterung des Gegenstands unmittelbar fortzuschreiten, und so haben wir denn auch eine eigentliche wissenschaftliche Erörterung dieser Lehre, troß jenes Umstandes, durchaus nicht zu erwarten.

Wir finden also wohl eine treffende Definition von der Topik, wie von Theophrast: *ἀρχή τις ἢ στοιχεῖον, ἀφ᾽ οὗ λαμβάνομεν τὰς περὶ ἕκαστον ἀρχάς*; oder von der Erfindung, wie von einem späteren Scholiasten des Hermogenes, — Georg Diäreta (bei Walz VI. 507—543): *εὕρεσις δὲ ἐστι λόγος νοημάτων καὶ ἐπιχειρημάτων εὐπορίαν ἔχων* u. s. w.; wir finden (wie dies auch ganz richtig ist) den Begriff des *σχῆμα* (im weiteren Sinne) auf die Form, den das *νόημα* auf den Inhalt eines Gedankens bezogen, und hierdurch den Begriff des topischen **locus** eben besonders hervorgehoben; wir finden endlich einzelne topische Abhandlungen, wie die gleichnamigen Bücher des Aristoteles, obgleich mehr rein dialektischer als rhetorischer Art sind, und die Auszüge oder Erinnerungen ihnen von Cicero unter diesem Titel, und finden besondere Abhandlungen über die Erfindungen (*περὶ εὑρέσεων*), wie sich denn diese Lehre so gut wie die über andre Theile der Rede später besonders heraussetzte: nirgends aber finden wir Untersuchungen über die Natur und den Zusammenhang dieser Lehre selbst mit andern rhetorischen und sprachlichen Erscheinungen, und sie ist immer verwebt oder vielmehr noch ganz zusammengewachsen mit dem Empirischen des rhetorischen Stoffes überhaupt.

Wenn daher Aristoteles, der die Gegenstände noch am reinsten schied, die topische Thätigkeit ohne besondere Rücksicht auf die Rhetorik auch noch besonders abhandelte, finden wir dagegen bei Hermogenes, der, obgleich so viel später, doch für uns, dem Umfange seiner Schriften nach, der bedeutendste Rhetoriker ist, die Heuristik in seinen Büchern von den Erfindungen ganz in die Lehre von der rhetorischen Einleitung (*προοίμ*...) verwachsen, und in ähnlicher Weise findet dasselbe bei Apsines in seiner Schrift *περὶ προοιμίου* (*Walz*, **IX.**, 467—534) und bei Longinus in seiner Abhandlung *περὶ εὑρ*... (*Walz*, **IX.** 543—596) statt. Auch Quinctilian will das, was er vom 3ten bis 7ten Buche seines Werkes über die verschiedenen Redegattungen, namentlich aber was im 4ten, 5ten und 6ten von den Eingängen, der Erzählung (*διήγησις*), den Digressionen, den Beweisen, den Beispielen, den Redeschlüssen und von der Kunst der Affecten-Erregung &c. lehrt, als Lehre von der Erfindung angesehen wissen (vgl. **inst. orat. lib. VII**: **de inventione (ut arbitror) satis dictum est**).

Daß die Scholiasten des Hermogenes in ihrer Weise eben so verfahren wie ihr Autor selbst, braucht kaum besonders erwähnt zu werden; indeß scheinen einige in diesen späten Zeiten den Mangel des Theoretischen doch empfunden zu haben, und ein Ungenannter

unter denselben (*Walz*, VII A, 52—77) tadelt ihn fortwährend deshalb (*διατὶ οὐ διδάσκει ὁ Ἑρμογένης, τί ἐστι προοίμιον καὶ τὶ ἔργον αὐτοῦ καὶ τίνες ἀρεταὶ, ἀλλ' εὐθέως ἐπὶ τὴν εὕρεσιν αὐτοῦ μόνον ἧκεν; ἢ ὅ,τι τοῖς ἀρχειοτέροις περὶ τούτων ἱκανῶς εἴρηται, κ. τ. λ.*

Indem nun aber die andern Hauptgegenstände, über die sich die griechische Rhetorik, namentlich die des Hermogenes in der Lehre von den status (*στάσεις*) und den sogenannten Ideen, ergießt, in ähnlicher Weise wie die der Eingänge behandelt sind, so muß man die Behandlungsart auch dieser Redestücke heuristisch oder schematisch nennen.

In den späteren Zeiten, in denen sich, wie wir aus der oben aufgestellten geschichtlichen Uebersicht der Rhetorik gesehen haben, diese Wissenschaft immer mehr von ihrem stofflichen Inhalte entleerte und in einen bloßen Begriffsschematismus überging, blieb auch von der Erfindungslehre nur ein solcher übrig, der dann in die neuere Rhetorik über- oder vielmehr in ihr unterging.

In dem scholastischen Zeitalter, in welchem, wie wir gleichfalls dort näher nachwiesen, die Rhetorik ganz vernachlässigt wurde, bekam sie indeß Nahrung von Seite der eifrig studierten logischen Schriften des Aristoteles, und so sind es namentlich die topischen Bücher dieses Philosophen gewesen, welche den Raymund Lullus zu seiner berühmten Erfindungskunst führten.

Diese Topik hat nun zwar mit der aristotelischen das gemeinschaftlich, daß sie von den besonderen rhetorischen Zwecken absieht und daher zwar allgemeinerer aber auch abstracterer Natur ist, aber sie unterscheidet sich auch von ihr, daß sie absolut sein und die ganze mögliche Welt der Gedanken umfassen will, und gerade in dieser dunkeln Ahnung davon, daß es ein absolutes Gesetz der Gedankenerzeugung geben könne und müsse, finden wir das bewundernswürdige und bedeutungsvolle seiner Idee.

Freilich bleibt er ganz auf der formalen Seite derselben stehen, und wird dadurch abstrus und pedantisch im hohen Grade; dagegen stürzte sich Giordano Bruno mit seinen mehr intuitiven Gedanken in die sinnliche Leere des Lullus, und daher ist es zu erklären, daß er als ein so glühender Gegner der ganzen aristotelischen Philosophie dennoch diesen aus ihr stammenden Lullianischen Gedankenschematismus ergriff und weiter auszubilden suchte. Weit tiefer noch, wenn auch weit dunkler, schwebte ihm die Idee vor, daß es ein Gesetz geben müsse, nach welchem der Gedanke sich erzeugen und welche Form er annehmen müsse, um dem Gesetze des Göttlichen und Menschlichen zugleich zu entsprechen. Die Großartigkeit dieser Idee war aber in der That für die damalige Zeit zu überschwenglich, als daß sie mit Bestimmtheit und Klarheit hätte festgehalten und ins Einzelne geführt werden können, und sie erscheint nur wie ein vorausdeutendes Meteor für das, was in späteren Zeiten wieder aufgenommen und der Verwirklichung näher geführt werden wird: Giordano aber ging in ihr unter.

Von solchen topischen und heuristischen Ueberschwenglichkeiten, wie sie für die damalige Zeit erscheinen mußten, zurückkommend, bildete sich nun eine durchaus auf der Basis der

griechischen und römischen ruhende einfachere und systematische Rhetorik und so auch Heuristik, die man unter dem Titel de inventione behandelt findet, und in der man die allgemeinsten topischen Schemata aufzuführen pflegt. Je mehr sich nun in den letzten Jahrhunderten eine selbständige neuere Philosophie und namentlich auch eine solche in Deutschland entwickelte, konnte natürlich auch aus dem Formalismus derselben eine Topik herausgezogen und auf die Rhetorik und die stilistische Composition überhaupt angewandt werden, wie wir eine solche auf der Kantischen Formal-Anschauung gegründete im ersten Theile der Stillehre §. 109 S. 391—98 beispielsweise gegeben haben.

Fragt man sich aber, was von dieser Erfindungslehre und von solchen topischen Schematen für ein wirklicher Gebrauch gemacht wird und auch gemacht werden kann, so wird er, abgerechnet, was jene allgemeineren Begriffe allenfalls für eine abstract-formale Geistesbildung wirken können, so gut wie Null sein. Indem aber für eine solche auch von andren Seiten her hinlänglich gethan wird, sie also der eigentlichen Composition im besonderen nicht förderlich wird; ja die producirende Thätigkeit sogar hemmen und auf Abwege führen kann, so ist es freilich kein Wunder, daß sie fast gar nicht, oder nur von den dürftigsten Geistern benutzt wird. Denn die echt griechische Erfindungslehre bewegt sich, wie gesagt, in einem beschränkten und für uns wenig brauchbaren empirischen Kreise der speciellen Rede und die spätere umfassendere Topik ist abstract-formal, am gedrängtesten und einfachsten in dem kleinen Lehrbuche der Rhetorik für die oberen Classen der Gelehrtenschulen von Heinr. Richter (2 Aufl. 1842) S. 3—18 so dargestellt:

Es gibt nur zwei Arten von Gegenständen, welche dargestellt werden können:

Begriffe und aus Begriffen fließende Behauptungen oder Sätze, — **genus rationale**

Thatsachen und einzelne Facta, — **genus historicum.**

Bei der Darstellung des ersteren kommen in Berücksichtigung 1) Erklärung 2) Beweis, 3) Berathung.

1) Bei der Erklärung eines Begriffes oder Satzes sind folgende Gesichtspuncte zu nehmen: a) Erläuterung der Merkmale, wodurch der Inhalt des Begriffes 2c. 2c. bestimmt gedacht wird. b) Angabe und Erläuterung der Gegenstände, worin der Begriff als allgemeiner Gedanke ihres Wesens gedacht werden muß: — Umfang des Begriffs. c) Erklärung des Zusammenhanges, in welchem der Begriff mit andern Begriffen oder der Satz mit seinen Gründen und Folgerungen steht. Die Erklärung eines Begriffes geht aus von der Definition, zu der die Erörterung einzelner Bestimmungen und das Beispiel als Nachweisung des Inhaltes des Begriffs an einzelnen Dingen treten, die entweder in der Erfahrung gegeben oder erdichtet sein können.

Die Erklärung eines Satzes geht aus von Erklärung des Inhalts der in ihm verbundenen Gedanken, — Partition.

Der Umfang eines Begriffs wird durch Division oder Angabe seiner Unterarten erläutert.

Die Verhältnisse des Begriffs zu Begriffen sind Aehnlichkeit — Unähnlichkeit, Einstimmung — Widerstreit, Grund — Folge, und zwar entweder nothwendiger oder möglicher Grund und solche Folge.

Die Verhältnisse des Begriffs zur Erfahrung sind Ursache — Wirkung, Einfluß, Bedeutung.

Die Verhältnisse des Satzes zu andern Sätzen sind Grund und Folge und zwar entweder analytische Folgerung aus dem Inhalte oder synthetische aus dem Umfange der Gedanken.

2) Bei dem Beweis sind die topischen Hauptfragen aufzuwerfen, ob die Behauptung wahr ist oder nicht und warum dies der Fall ist? Die erste Frage enthält die Kategorien der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wahrscheinlichkeit und deren Gegentheil.

Die Beweisgründe für oder gegen einen Satz können liegen

a) in seinem Inhalte: Definition, einzelne wesentliche Bestimmung, zufällige, mögliche Bestimmungen.

b) in seinem Umfange: Gattungsbegriffe, Artenbegriffe.

c) in seinem Verhältnisse zu andern Begriffen: Aehnlichkeit, Verschiedenheit und Gegensatz, abgeleitete Folgerungen.

d) in seinem Verhältnisse zur Erfahrung: die Wirkungen.

3) In der Berathschlagung sind folgende Topen gegeben:

a) allgemeine (objective): das Wahre — das Falsche, das Gute — das Böse, das Nützliche — das Schädliche, das Angenehme — das Unangenehme, das Größere — das Kleinere.

b) besondere (subjective): Person, Zeit und Ort, Umstände.

Mehrere dieser loci lassen wieder speciellere logische Begriffe zu, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen.

Bei der Darstellung des genus historicum kommen in Betracht: 1) Erzählung und Beschreibung, 2) historischer Beweis, 3) Beurtheilung, 4) Verhältniß.

1) Bei der Erzählung und Beschreibung können nur folgende Gesichtspuncte stattfinden:

Erzählung von a) Begebenheiten oder b) Thaten, deren Einheit in der Zeit, in dem Orte, in dem Gegenstande, in dem Zwecke liegt.

Beschreibung einer oder mehrerer Personen ihrem Aeußeren und ihren Verhältnissen, oder ihrem Charakter nach.

Beschreibung eines Dinges oder mehrerer mit einander verbundenen Dinge nach ihren Theilen, ihren Eigenschaften, ihren Verhältnissen.

Die meisten dieser loci lassen wieder speciellere topische Begriffe bis zum Individuellen herab zu.

2) Bei dem historischen Beweise kommt es an: a) auf die Möglichkeit, die wieder eine innere oder eine äußere, in der Uebereinstimmung mit den Umständen der Zeit, des Ortes, der Personen und Dinge liegende sein kann, b) auf die Wirklichkeit, die auf Zeugnissen, und zwar auf eigner oder fremder Erfahrung, oder auf dem Dasein der Dinge und Begebenheiten ruhen kann, welche als Wirkungen nur durch die zu erweisende Thatsache oder Sache möglich sind.

Aus diesen Topen sind nun die historischen Beweisgründe zu entwickeln.

3) Bei der Beurtheilung sind folgende topische Fragen zu thun:

a) die Frage nach dem Wesen, die aus den wahrgenommenen Eigenschaften entschieden wird.

b) Die Frage nach der nothwendigen Beschaffenheit und zwar entweder einer Sache, die aus ihren in der Erfahrung gegebenen Kennzeichen und aus ihren Wirkungen, oder einer Person, die aus ihren Handlungen entschieden wird.

4) Die Verhältnisse eines einzelnen Gegenstandes oder einer Thatsache können nur die Ursachen und Wirkungen derselben betreffen:

Die Ursachen liegen a) in gleichzeitigen oder b) in vorhergehenden Dingen und Erzeugnissen und wirken entweder allein oder in Verbindung mit mehreren oder sind c) in dem Gemüthe der handelnden Personen zu suchen.

Die Wirkungen erstrecken sich entweder auf gleichzeitige Veränderungen in Personen und Dingen oder auf spätere Eräugnisse.

Beide Topen müssen aus dem Wesen und aus den Verhältnissen der darzustellenden Dinge gefunden werden.

Diese ganze nur aufs allgemeinere beschränkte Topik zeigt die einem Gegenstande eigenthümlichen Grundbegriffe auf, welche der Zweck jeder möglichen Darstellung desselben sein müssen. Sie können aber theils gesondert, theils mit einander verbunden nach der Beschaffenheit der beabsichtigten Zwecke vorkommen.

Da wir nun in dem ganzen Vorhergehenden gesehen haben, daß die Production, namentlich der Aufsätze im Idealstil, eben so wie die Production des Wortes ihrer Natur nach dadurch vor sich geht, daß der Mensch durch einen sinnlichen Eindruck (und was später an dessen Stelle tritt) innerlich bewegt, und getrieben wird, denselben in der Weise auszudrücken, wie er ihn geistig angeschaut hat: hierin aber eine Erregung und Thätigkeit sämmtlicher Geisteskräfte in ungetrennter Ganzheit eingeschlossen ist; umgekehrt dagegen die bisherige Topik nur die abstrahirenden Kräfte des Verstandes zur Thätigkeit aufruft, und die Composition nur nach dieser einen Seite unterstützt wird, so ist es klar, das sie in dieser Weise nicht zweckmäßig oder wenigstens nur sehr einseitig für die Stoffauffindung wirken kann. Denn, wie schon erwähnt, sichert sie den, der sich zu ihr wendet, nicht vor der Verirrung nach verschiedenen Seiten, die auch in dem Gegenstande liegen, die aber nicht zu seinem Zwecke passen, und sie erschwert ihm, eben weil er blos

Die Verhältnisse des Begriffs zu Begriffen sind Aehnlichkeit — Unähnlichkeit, Einstimmung — Widerstreit, Grund — Folge, und zwar entweder nothwendiger oder möglicher Grund und solche Folge.

Die Verhältnisse des Begriffs zur Erfahrung sind Ursache — Wirkung, Einfluß, Bedeutung.

Die Verhältnisse des Satzes zu andern Sätzen sind Grund und Folge und zwar entweder analytische Folgerung aus dem Inhalte oder synthetische aus dem Umfange der Gedanken.

2) Bei dem Beweis sind die topischen Hauptfragen aufzuwerfen, ob die Behauptung wahr ist oder nicht und warum dies der Fall ist? Die erste Frage enthält die Kategorien der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wahrscheinlichkeit und deren Gegentheil.

Die Beweisgründe für oder gegen einen Satz können liegen

a) in seinem Inhalte: Definition, einzelne wesentliche Bestimmung, zufällige, mögliche Bestimmungen.

b) in seinem Umfange: Gattungsbegriffe, Artenbegriffe.

c) in seinem Verhältnisse zu andern Begriffen: Aehnlichkeit, Verschiedenheit und Gegensatz, abgeleitete Folgerungen.

d) in seinem Verhältnisse zur Erfahrung: die Wirkungen.

3) In der Berathschlagung sind folgende Topen gegeben:

a) allgemeine (objective): das Wahre — das Falsche, das Gute — das Böse, das Nützliche — das Schädliche, das Angenehme — das Unangenehme, das Größere — das Kleinere.

b) besondere (subjective): Person, Zeit und Ort, Umstände.

Mehrere dieser loci lassen wieder speciellere logische Begriffe zu, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen.

Bei der Darstellung des genus historicum kommen in Betracht: 1) Erzählung und Beschreibung, 2) historischer Beweis, 3) Beurtheilung, 4) Verhältniß.

1) Bei der Erzählung und Beschreibung können nur folgende Gesichtspuncte stattfinden:

Erzählung von a) Begebenheiten oder b) Thaten, deren Einheit in der Zeit, in dem Orte, in dem Gegenstande, in dem Zwecke liegt.

Beschreibung einer oder mehrerer Personen ihrem Aeußeren und ihren Verhältnissen, oder ihrem Charakter nach.

Beschreibung eines Dinges oder mehrerer mit einander verbundenen Dinge nach ihren Theilen, ihren Eigenschaften, ihren Verhältnissen.

Die meisten dieser loci lassen wieder speciellere topische Begriffe bis zum Individuellen herab zu.

§. 65.

Von der Einrichtung und Beschaffenheit einer besseren Heuristik für den Idealstil und von den Gründen dafür; imgleichen von der Art der Benutzung der früheren.

Da sich aus unsrer Darstellung der Sprachentstehung (II., §. 20—25) hinlänglich beweisend ergeben hat, daß die Erzeugung der Wörter und sprachlichen Elemente überhaupt lediglich dadurch bewirkt wird und nach dem Maße leichter von statten geht, daß und als der Eindruck einen verhältnißmäßigen Reiz auf das empfindende Subject ausübt, d. h. sich sinnlich wirksam erzeigt, und als das Subject Energie der Empfindung genug hat, um den Eindruck als besonderen zu unterscheiden, d. h. sich ihn unterzuordnen und in dieser Subsumtion mit sich zusammenzufassen, — was wir als die geistige und ideale Thätigkeit erkannten; und da sich ferner (II. §. 59—63) ergeben hat, daß auch bei umfassenderen sprachlichen Productionen dennoch immer dieselben Momente thätig sind und nur die Maße &c. anders werden, so ergibt sich gleich von vornherein mit Nothwendigkeit, daß in je größerer sinnlichen Lebendigkeit der sprachlich auszudrückende Gegenstand vor unsrer Anschauung steht, und je stärker, wahrer und aufrichtiger der sittliche Drang ist, denselben in dem idealen Lichte darzustellen, als in welchem wir ihn innerlich anschauen, auch die Production leichter von statten gehen oder der in ihm liegende besondere Inhalt leichter gefunden werden kann, und daß also eine bessere Heuristik lediglich aus diesen beiden Quellen entnommen werden und jede besondere Vorschrift auf sie zurückführen muß. Ist weder eine sinnliche noch ideale Anschauung noch ein sittlicher Trieb vorhanden, so ist gar keine Production, wenigstens nicht im Sinne des Idealstils, möglich, und die Summe aller heuristischen Vorschriften kann daher nur die der Verstärkung der sinnlichen und idealen Anschauung so wie der sittlichen Erhebung sein, und die Einzelheiten dieser Vorschriften müssen hieraus hervorfließen.

Denn wenn die sinnliche Anschauung nicht lebendig und stark genug ist, so kann sie das Totalgefühl nicht genug reizen und zur Subsumirung aufforderen; und eben so, wenn die ideale Anschauung nicht stark genug ist. Denn dann fällt die Anstrengung des Subjects weg, die Eindrücke als besondere zu unterscheiden und die eigenthümliche Wirkung derselben wieder auszudrücken, und sie fallen gleichsam leer durch das empfangende Subject hindurch oder gehen in seiner natürlichen Trägheit unter. Und dasselbe findet statt, wenn der sittliche (anfangs sympathetische) Trieb nicht stark genug ist, um den Widerstand der körperlichen Schwere zu besiegen und so zum Ausdruck fortzuschreiten.

Indem aber die ideale Anschauung nie ganz ohne sinnliche, und selten auch umgekehrt vorkommt, so können wir dies in der Heuristik auch als eins setzen und brauchen also nur von der sinnlichen Verstärkung der inneren Anschauung und von der der sittlichen Erhebung zu sprechen. Indem aber ferner diese letztere durch alle Mittel bewirkt wird

durch welche überhaupt das moralische und religiöse Gefühl und die moralische Kraft im Menschen geweckt und verstärkt zu werden vermag, und diese der Stilistik nicht näher im Einzelnen angehen, so hat sie es also nur mit jener letzteren zu thun, — obgleich die Wichtigkeit dessen nicht zu übersehen ist, daß die Idealstilistik und ihre Heuristik insbesondere jene moralische und religiöse (näher christlich-religiöse) Kraft als unabweisliche Bedingung fordert. —

Was nun aber die sinnliche Verstärkung der inneren Anschauung betrifft, so zerfällt sie zunächst in eine allgemeine und eine besondere.

Die allgemeine besteht darin, daß ich mir das Ganze des Gegenstandes, liege es nun in einem Begriffe oder Gedanken oder auch in einem Factum, möglichst lebendig in seinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Wirklichkeit vergegenwärtige, so daß es mir als etwas Körperliches in seiner Individualität entgegentritt. Denn da der Begriff und der Gedanke eben sowol als ein Factum eine Zusammenfassung von vielen Besonderheiten und körperlichen oder materiellen Einzelheiten und einer Allgemeinheit und Einfachheit des Wesentlichen ist, so wird mir das Ganze eben dann gegenwärtig, wenn ich es mir in seinem Zusammenhange mit der ganzen endlichen oder stofflichen und nach unten herab immer mehr zufälligen Breite seiner Existenz vorstelle und also gerade von dem Gegensatze dessen ausgehe, was der schematische Begriff und Gedanke ꝛc. enthält.

Eine solche Vorstellung oder Reproducirung gehabter Eindrücke und Anschauungen geht aber, wie wir wissen, davon aus und wird dadurch ermöglichet, daß durch den Begriff und das entsprechende Wort, das gar bald nur zu einer Note und einem Zeichen des Gegenstandes wurde, dieser selbst in seiner Ganzheit wieder vor das Bewußtsein tritt und zwar vermöge der Fantasie als derjenigen unsrer Fähigkeiten, durch welche ein von unserm Totalgefühle unterschiedener Eindruck mit dem Bilde des wirkenden Gegenstandes abermals von unserm Bewußtsein wahrgenommen wird.

Von dieser Art der Fantasie, die man insbesondere die reproductive nennt, und die allerdings weniger geistiger Natur ist, unterscheidet man indeß die productive, welche darin besteht, daß der Mensch die Dinge nicht nur überhaupt in anderer Beziehung und Verbindung fassen kann als sie in der Wirklichkeit haben, sondern daß er sie sich in dieser anderen Verbindung auch zugleich wieder in sinnlicher Unmittelbarkeit vorzustellen vermag. Insofern diese Art der Fantasie, wenn auch nicht ganz ohne Einfluß des endlich Gegebenen, doch aber ohne Abhängigkeit von demselben ist, hat sie demnach auch einen geistigeren Boden und ist die wesentliche Eigenschaft des Dichters.

Wenn nun zwar eine größere Fähigkeit der reproductiven sowol als der productiven Fantasie freilich nicht gegeben und angeeignet werden kann, so gibt es doch mancherlei Mittel zur Stärkung und Beflügelung derselben überhaupt, namentlich aber zur momentanen Erhebung derselben, und es liegt auf der Hand, daß hierin allein auch die Mittel zur sinnlichen Verstärkung der inneren Anschauung gegeben sind.

Was die Mittel zur Stärkung und Ausbildung des fantaseilichen Vermögens überhaupt betrifft, so bestehen sie hauptsächlich aus zweien, sich gegenseitig ergänzenden und daher nie einseitig vorzunehmenden, nämlich

erstens aus sinnlichen Anschauungen und aus Erkenntniß der verschiedenen Reihen der Besonderheiten. Denn was ich sinnlich mit einer gewissen Aufmerksamkeit anzuschauen angehalten werde: das prägt sich in festerer Weise in die Seele ein und wird in dem ganzen Umfange und Zusammenhange seiner Existenz leichter wieder aufgerufen. Auch vermehrt sich hierdurch nicht nur der absolute Reichthum meiner Vorstellungen und stärkt meine Sprachkraft, sondern macht es mir auch möglich, mit größerer Manigfaltigkeit und Leichtigkeit neue Beziehungen zwischen den Dingen aufzufinden, d. h. meine productive Fantasie zu nähren;

zweitens aus Nachweisung alles Besonderen in seinen höheren und höchsten Beziehungen. Denn hierdurch wird der Verstand genöthigt, das Besondere eben nicht als solches, sondern nur als Mittel der Erscheinung für das höhere und höchste in Gott aufzufassen, und zugleich veranlaßt, die Dinge in einer andern Verbindung zu fassen, als die Wirklichkeit unmittelbar gibt, — was aber eben nichts anders heißt, als daß seine productive Fantasie gestärkt wird.

Das eine Mittel sollte aber, wie gesagt, nie ohne das andre gebraucht werden. Denn wiegt die sinnliche Anschauung über, so bleibt der Mensch in einem einseitigen Realismus befangen, der ihn immer weniger zu sprachlicher Production leiten und der also auch nicht für die Heuristik dienstbar sein wird. Wiegt dagegen die ideale Anschauung und Auffassung unverhältnißmäßig vor, so bleibt der Idealismus abstract gegen die Wirklichkeit und benimmt der Production ihre Anschaulichkeit und ihre Einwirkung; den Producirenden aber schlägt dies Mißverhältniß seiner Anschauung und der Wirklichkeit nieder oder reibt ihn gar auf, denn er hat das Band zwischen beiden aus der Hand fallen lassen.

Entsprechen dagegen seine Anschauungen, Einsichten, Erfahrungen 2c. seinen idealen Auffassungen, so wird es ihm auch nicht schwer fallen, die letzteren in der Sinnlichkeit der ersteren zur sprachlichen Erscheinung zu bringen. Hierdurch wird aber zugleich das sittliche Streben gestärkt und erwärmt, durch eine solche Darstellung für die Realisirung einer besseren Wirklichkeit hinzuwirken, und es fällt dieser Punct daher mit der vorhin erwähnten Stärkung des sittlichen und religiösen Gefühls und einer sittlichen Begeisterung überhaupt zusammen.

Denn eine Nachweisung des Besonderen in seinen höheren und höchsten Beziehungen ist nicht eine abstracte Abfachung eines Gegenstandes nach seinen Kategorien, sondern eine Nachweisung seines lebendigen, in abgestufter Unterordnung auftretenden Zusammenhanges mit höheren und niederen Ordnungen von Wesen und Gestaltungen, und wirkt daher nicht nur auf den Verstand sondern auf das gesammte Gemüth. Dadurch erscheint

das Besondere erst in seinem wahren Lichte und ich kann nur hierdurch vollkommen deutlich erkennen, während ich bei der bloßen sinnlichen Anschauung in dem Zufälligen befangen bleibe; und indem von einer solchen Betrachtung der Dinge die Reflexion auf mich selbst unzertrennlich ist, erkenne ich mich auch selbst nicht nur in meinem lebendigen Zusammenhange zu der wirklichen Welt, sondern auch zu dem höchsten Allgemeinen in Gott, und werde dadurch gedrungen, mich dieser Erkenntniß gemäß auch zu verhalten. Mit andern Worten: mein religiöses Gefühl so wie meine sittliche Kraft und mein sittliches Verhalten wird dadurch genährt und gestärkt und zwar mit gesunder Nahrung. Erwärmung und Begeisterung erfüllt mich, und so wirkt, wie schon öfter hier ausgesprochen ist, die wahrhafte christlich-religiöse Gesinnung auf die Stärkung der productiven Fantasie und des sprachlichen Ausdrucks. Auf eine Vergleichung dieser Betrachtung mit der Gabe der Sprachen im Pfingstevangelium (Act. 2) deuten wir nur von fern hin.

Was aber nun die Mittel zur momentanen Erhebung und Beflügelung der Fantasie insbesondere betrifft, so werden sie theils negativer, theils positiver Art sein. Denn da die Erhebung in nichts anderem als in der innerlichen Thätigkeit besteht, bereits gehabte Eindrücke und deren Bilder ꝛc. wieder aufzurufen und neue Beziehungen zwischen ihnen anzuknüpfen, namentlich aber insofern dies in Hinsicht auf einen gewissen Zweck oder auf die Einheit eines gewissen Grundbegriffs oder Grundgedankens geschieht, so können jene Mittel auch nur darauf abzielen, alles zu entfernen, was diese Thätigkeit hemmen; und alles herbeizuführen, was sie unterstützen kann.

Zu den negativen Mitteln rechnen wir vor allen die Entfernung von niederschlagenden Affecten, d. h. solcher für den Augenblick herrschenden Empfindungen, durch welche das Bewußtsein des Zusammenhanges unsrer besonderen Existenz mit dem Allgemeinen zum Nachtheil des letzteren aufgehoben wird, oder mit andern Worten, durch welche wir von dem Allgemeinen nicht hinlänglich mehr getragen scheinen. Denn da das Wort und mit ihm jede andre vollkommnere Art von sprachlicher Erzeugung selbst nur ein Product der Zusammenfassung des Besonderen unter ein Allgemeines oder ein Sieg des letzteren über das erstere ist, so kann, je mehr dem Subjecte ein solches sieghaftes Bewußtsein erschwert wird, je weniger auch die Fähigkeit von sprachlicher Production übrig bleiben. Es wird aber erschwert, wenn die Empfindungen uns überwiegend auf jenes aufgehobene Gleichgewicht hinweisen, oder wenn wir dieses vorzugsweise im Bewußtsein haben, — was wir Schmerz nennen. Habe ich einen körperlichen Schmerz, so ist meinem Gesammtgefühle das aufgehobene Gleichgewicht des leidenden Körpertheils mit dem Normalzustande des ganzen Körpers und der dadurch entstehende Reiz so überwiegend gegenwärtig, daß ich nichts als diesen Schmerz im Bewußtsein habe, und alle andern gehabten Eindrücke sich dagegen verdunkeln und mir die Freiheit genommen wird, Beziehungen zwischen denselben aufzufinden, und wenigstens gehört schon eine ungewöhnliche geistige Stärke dazu, ihn in soweit zu überwinden, daß er die Seele in diesem

Thätigkeiten nicht stört, — was indeß doch nur bis auf einen gewissen Grad möglich ist. Habe ich einen geistigen Schmerz, z. B. Gefühl erlittenen Unrechtes, Ehrenkränkung und dgl., so ist ebenfalls das normale Gleichgewicht meines Bewußtseins als Person mit der Allgemeinheit der Persönlichkeit und mit den daraus fließenden Berechtigungen und Anforderungen für mich aufgehoben und die Folge dann wie bei körperlichem Schmerze. Am allerdeutlichsten aber sieht man, daß das aufgehobene Gleichgewicht zwischen meinem besonderen und allgemeinen Bewußtsein zum Nachtheil des letzteren Ursache der Hemmung der sprachlichen Production wird bei allen Arten von Sorge, Angst, Kummer, Neid, Eifersucht und dgl. Denn bei allen diesen Affecten, namentlich bei Nahrungssorgen und was dahin gehört, werde ich überwiegend auf die Beschränktheit meines besonderen Wesens hingewiesen und behalte nur dieses im Sinne. Schon die Gemeinerfahrung sagt daher, wenn man schreiben wolle, dürfe einem nichts im Sinne liegen, und Göthe drückt dasselbe in jener bekannten Aufschrift „auf ein Reisbrett“ aus:

— D'rum quäle Dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit;
Hast in der bösen Stunde geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Ermattung und körperliche wie geistige Schmerzen also sind absolute Hindernisse für die schaffende Fantasie und müssen vorerst hinweggeräumt sein, ehe an eine erfolgreiche Heuristik zu denken ist.

Einen solchen Widerstreit der momentanen Empfindung mit der anderweiten Absicht der Production von dem, was wir doch im allgemeinen als möglichen Inhalt in uns liegend wissen, den wir Mangel an Stimmung nennen, darf man freilich nicht gar zu delicat behandeln. Denn nach dem Maße der geistigen Kraft können alle jene Hindernisse bis auf einen gewissen Grad überwunden werden, und wenn sie also verhältnißmäßig nicht wirklich allzu bedeutend sind, und wenn man andrerseits bedenkt, daß zu jeder Production auch in der besten Stimmung immer eine energische Haltung unsres Geistes gehört, so muß man sich den andern, oben (I. §. 107, S. 386) bereits angeführten Gedanken aus Faust von Göthe vergegenwärtigen:

„Was hilft es viel von Stimmung reden,
Dem Zaudernden erscheint sie nie ꝛc.“

Ein Einwurf, den man gegen das Vorgetragene erheben könnte, daß nämlich gewisse körperliche sowol als geistige Schmerzen gegentheils dazu dienen können, die Fantasie in Bewegung zu bringen und so zur Production zu führen, obgleich wir durch sie doch in einen passiven Zustand versetzt werden, wird vielmehr dazu dienen, die Wahrheit des Behaupteten zu bestätigen.

Was nämlich die körperlichen Schmerzen betrifft, so kann man nur von der Migraine sagen, daß sie diese gedachte Wirkung habe, wie z. B. Jean Paul nicht selten in

dieser Krankheit arbeitete, und wie er einen solchen Zustand in einem seiner Werke mit dem ganzen Schmelz der humoristischen Diction selbst darstellt. Erstlich aber darf dieser Schmerz doch nicht sehr stark sein; zweitens ist er vorzüglich von der Art, daß er uns von allen anderen Eindrücken hinweg, und daher mehr in uns selbst führt, denn bei keinem andern Schmerze möchten wir weniger von der Außenwelt berührt werden, indem nur eine vollkommene Apathie nach außen uns Linderung zu gewähren scheint. Drittens aber bringt er als Nervenkopfschmerz die Nerven in eine dem Normalzustande ungewöhnliche Bewegung und befördert daher die productive Fantasie. In ähnlicher Weise findet man denn auch bei andern krankhaften Nervenanspannungen eine erhöhte Thätigkeit der productiven Fantasie, die zu wirklichen poetischen Ergüssen fortgeht.

Dies alles aber erklärt sich daraus, wie durch solche krankhafte Reizungen des Nervensystems das Bewußtsein eines allgemeineren oder höheren Zustandes als das der gemeinen Wirklichkeit oder der Besonderheit unsrer Existenz gleichsam erlogen, immer aber doch momentan herbeigeführt wird.

Alle solche Zustände sind jedoch nur als Abnormitäten anzusehen, und es läßt sich von allen durch sie hervorgebrachten Productionen gleich vornherein sagen, daß sie keinen wahrhaften poetischen Kern noch weniger einen Kunstwerth haben können.

Aehnlich verhält es sich mit den geistigen Schmerzen oder mit den Leiden, insofern sie die Production befördern sollen. Denn es können dies doch nur vorzugsweise die der Mitleidenschaft sein, welche, indem sie uns auf das Unvollkommene, Hinfällige und Vergängliche unsrer endlichen Natur in dem Andern hinweisen, gerade deshalb unsre geistige Natur in die Waffen rufen, so daß also unser ideales Bewußtsein für den Augenblick vorherrscht, und uns dadurch zur Production veranlassen kann. Indessen dürfen wir auch hier nicht zu unmittelbar in den sinnlichen Eindruck hineingerissen sein und überhaupt könnte hierüber eine speciale Psychologie entwickelt werden. Young schrieb seine berühmten Nachtgedanken nur auf Veranlassung tiefer Seelenschmerzen und Göthe den herrlichen Epilog zu Schillers Glocke in tiefem Schmerz über dessen Tod: beide aber doch nur, nachdem sie denselben schon geistig bewältigt hatten.

Dahin gehört denn auch, wie alle außergewöhnlichen schreckhaften, schauer- und grausenvollen Begebenheiten in der Natur und im Menschenleben eine zur Production anregende Kraft in sich haben, wenn sie auch an sich genommen niederschlagend wirken, — insofern nämlich der Producirende auf keine bedeutende Weise dabei betheiligt ist, wenigstens nicht unmittelbar und in den nächsten Zeitpuncten.

Zu den negativen Mitteln zur momentanen Erhebung der Fantasie gehört aber zweitens die Entfernung der Manigfaltigkeit der dem Zwecke der Meditation nicht entsprechenden, wenn auch nicht starken, Eindrücke. Denn es versteht sich aus dem vorigen von selbst, daß, wenn wir von einer großen Verschiedenheit von Gegenständen umgeben sind, uns immer mehr die Macht genommen wird, eine bestimmte,

außerhalb der unmittelbaren Gegenwart liegende Besonderheit, wie die eines einzelnen Zweckes und Themas für einen Aufsatz, unserm Totalgefühle in der Weise unterzuordnen und in Einheit mit demselben zu fassen, daß der in Beziehung hierauf sonstig in uns liegende Inhalt erwachen und zum besonderen Bewußtsein gebracht werden könnte. Die hierzu nöthige Energie unsres Totalbewußtseins wird zerstreut auf so viele Eindrücke, die aber eben mit ihrer Kategorie, zu der sie gehören, und mit der sinnlichen Unmittelbarkeit, mit der sie behaftet sind, nichts mit dem vorliegenden Gegenstande zu thun haben und eine Versetzung in eine blos geistige Thätigkeit erschweren, — welchen Zustand wir einen *Mangel an Sammelung* zu nennen pflegen. Nur bedeutende geistige Uebermacht oder Gewohnheit vermag den Eintrag, den zerstreuende und namentlich interessante Umgebungen der Sammlung thun, zu überwinden. So ist es bekannt, daß Göthes Arbeitszimmer höchst einfach eingerichtet und mit Absicht alles Kunstvolle und Schöne davon abgehalten war. Auch schon große Räume oder gar die freie Natur werden von vielen für solche Stunden gemieden, in denen sie etwas bestimmtes produciren. Dagegen schildert Uhland in dem Gedichte, „des Dichters Abendgang" überschrieben, sehr schön die Momente der Production oder der bloßen Meditation, wie sie noch ganz in der Form des Gefühls und der einzelnen Bildererscheinung sich bewegt, und der dann umgekehrt die weiteste Natur in ihrer Abendbeleuchtung 2c. günstig ist.

Was aber zweitens die *positiven* Mittel zur Sammlung und Erhebung der schaffenden Fantasie anbelangt, so gehört hierzu vor allen jede Art des erhöhenden Lebensgefühls, wenn es verhältnißmäßig nicht so *stark* ist, um uns die Freiheit des Gedankens ganz zu benehmen oder die willkürliche Bewegung derselben wenigstens zu erschweren. Denn indem das Erhöhen des Lebensgefühls in nichts anderem besteht, als daß wir durch eine rasche Combination der Gedanken unsre besondere Existenz in einem lebendigen Zusammenhange mit dem höheren und höchsten Allgemeinen erkennen und fühlen, werden wir zu geistiger Thätigkeit überhaupt fähig und geneigt, und finden daher mit größerer Leichtigkeit den dem Zwecke entsprechenden in uns liegenden Stoff auf, weil wir eben von den Banden des Besonderen bis auf einen gewissen Grad befreit sind. Diese *Erweiterung des Gemüths*, wie man einen solchen Zustand nennt, läßt uns mit einem freieren Spiele die verschiedenartigsten Beziehungen unter dem Gegebenen auffinden und erhöht unsre Energie in der Thätigkeit der Aufnahme der Gegenstände sowol als ihrer Subsumtion. Die Liebe als die umfassendste und intensivste dieser Affecte ist daher auch der, welcher am meisten zur Production führt und der alles dieser Entgegenstehende am besten überwindet. Denn in der Liebe fühlen wir uns am vollkommensten in Harmonie mit uns und der Welt und zwar vermöge des geliebten Gegenstandes, und es ist daher auch von dieser Seite begreiflich, warum die Zeitpuncte, wo der Mensch von Liebe erfüllt wird, die productivsten (oft die einzigen in seinem Leben) sind.

Alles, was uns demnach in eine ideale Stimmung zu setzen vermag, ohne uns

jedoch ganz an sich zu fesseln, — als der Anblick der schönen Natur, Kunstwerke, Musik rc. muß von uns aufgesucht werden, um unsre Fantasie in erhöhete Thätigkeit zu bringen, der wir dann am besten in Abgeschlossenheit und Einsamkeit ihren Lauf lassen. Auch die Vergegenwärtigung des Ernstes und der Bedeutung unsres Zweckes, Spazierengehen auf bekannten Wegen, am besten auf Chausséen, auch ein bloßes Auf- und Niederlaufen in der Stube, eine passende Lectüre (eines Mittels dessen sich Schiller bei seinen Productionen oft bediente) reichen meistens aus. Jeder hat sich solche Mittel nach seiner Individualität und nach sonstiger Maßgabe selbst anzupassen, und wir verweilen nicht länger bei diesem Gegenstande, wenn er auch noch gar vieles einzelnes zu sagen zuläßt.

Alle diese Mittel haben es nur mit der sinnlichen Verstärkung der inneren Anschauung im allgemeinen zu thun; was aber die ihnen gegenüber stehenden der Verstärkung solcher Anschauungen im besonderen betrifft, so enthalten sie nun näher das Topische unsrer Heuristik.

Dort kam es darauf an, die Bedingungen zu kennen und die Mittel zu ergreifen, damit das in der Meditation aufgefundene Gesammtbild in dieser seiner Ganzheit sich möglichst sinnlich vergegenwärtige: hier, daß dies eben so mit den in jenem liegenden Einzelheiten geschehe, — wodurch dann der Zweck der Heuristik erreicht wird. Wenn wir aber an die Stelle der bisher gebräuchlichen heuristischen, näher topischen Vorschriften andre setzen, so besteht der Unterschied darin, daß die ersteren immer nur abstracter und also einseitig verstandesmäßiger Natur sind, — während wir dagegen behaupten, daß die einzelnen Topen ebensogut concreter Natur sein müssen als das Gesammtbild ist, und daß wir also unter Topen nichts als die nach Umfang und Inhalt verschiedenen materiellen Puncte verstanden wissen wollen, aus denen das Ganze besteht. Eben so nämlich wie ein Baum oder eine Statue aus einer Menge von einzelnen Theilen besteht, die, obgleich nur in Beziehung auf das Ganze vorhanden und also auch durch und durch von diesem durchdrungen, dennoch, für sich genommen, solid und vollständig sind, — wogegen die topischen Schemata, selbst die umfassendsten, doch immer unselbstständig bleiben, weil ihnen das Sinnliche oder Materielle abgeht: eben so sind auch die einzelnen Theile eines Aufsatzes im Idealstil solche in sich erfüllte, und ich kann mithin zu dem einzelnen Stoffe eines Ganzen naturgemäß auch nur gelangen, wenn ich mir es auf diese Weise zerlege, und diese einzelnen Theile als solche kleine Ganze ansehe.

Thue ich dies aber, so sind mir die Theile in der That immanente und organische vom Ganzen, und indem ich in dieser Weise an die Zerlegung desselben gehe, und zu dem immer Concreteren und Materiellen vorrücke, kann es mir nie begegnen, aus demselben herauszufallen, wie dies bei der abstracten Topik möglich ist; kann mir die Auffindung dieses Concreteren des Stoffes nie versagen, vielmehr muß es mir immer

reichlicher entgegenkommen, und habe ich am Schlusse der heuristischen Thätigkeit nic
nur eine reiche und solide Masse, sondern eine solche, die ihre stricte Beziehung zu
Ganzen durch und durch in sich trägt und die in ihrer richtigen Verbindung wiede
ein lebensvolles Ganzes mit geistigem Gepräge abgibt.

Wie ich dies aber im einzelnen anzufangen habe, und wie ich von einem solch
Vordringen ins Einzelne aus den betreffenden Stoff ohne besonderen Ansatz mit Leic
tigkeit in die entsprechende Begriffsform umzusetzen vermag: — dies haben wir vorh
gesehen, und können daraus auch abnehmen, daß eine solche Art der topischen Operati
keinen weiteren Schwierigkeiten unterworfen ist, wenn ich mir einmal das Gesammtbi
auf die vorbeschriebene Weise nah genug vergegenwärtigt habe.

§. 66.

Fortsetzung.

Indem es nämlich eine durchaus leichte und einfache, und, weil die geistigen Krä
sämmtlich dazu mitwirken, auch interessante Thätigkeit ist, von einem gegebenen Gan
zunächst die größesten Haupttheile auszuscheiden, erhalte ich in diesen die allgemeinst
oder größten concreten Topen und indem ich jeden wiederum in derselben Weise w
vorhin mir als ein concretes Ganzes vergegenwärtige, kann es auch für den noch weni
geübten Stilisten weder Schwierigkeit haben, in der Zusammenfassung desselben die en
sprechende Begriffs- oder Gedankenform dafür aufzufinden, noch auch mit demselb
Verfahren die in ihm liegenden specielleren Theile bis zu den einfachsten und unmitt
barsten Stoffeinzelheiten auszulösen und sich so den reichlichsten und zweckmäßigsten St
zu verschaffen, — wie wir dies an dem obigen Beispiele näher nachgewiesen haben.

Umgekehrt ist dies auch für ein bereits fertiges Gedankenganze die einzig richti
Methode, es zu analysiren und zu beurtheilen, und durch sie muß ich mit Nothwendigk
auf die Einzelheiten stoßen, die etwa in keinem richtigen Verhältniß zum Ganzen steh
und eben so muß ich auch, falls die Gemüthseinheit, aus der es hervorgegangen i
nicht eine wahrhafte ist und überhaupt in keinem richtigen Verhältnisse zur Gedank
einheit steht, auffinden, worin ein solches Mißverhältniß seinen Grund hat.

Wählen wir als Beispiel, wie eine solche Analyse und Beurtheilung, ingleich
wie eine Stoffauffindung anzustellen sei, das kleine, „der reichste Fürst" betitelte Gedi
von Justinus Kerner:

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich — sprach der Fürst von Sachsen —
Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht!"

eht mein Land in üpp'ger Fülle, —
rach der Pfalzgraf von dem Rhein —
ch'ne Saaten in den Thälern,
f den Bergen edler Wein!"

roße Städte, reiche Klöster —
wig, Herr zu Baiern sprach —
affen, daß mein Land dem euern
l nicht steht an Schätzen nach!"

rhard, der mit dem Barte,
temberg's geliebter Herr,

Sprach: „mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer:

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!"

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!"

Denken wir uns nun, wie hier die Gemüthseinheit des Dichters die Bewegung für t idealen Zustand ist, in welchem Fürst und Volk in dem rechten Verhältnisse zu ein- er stehen, und daß diese ideale Anschauung ihr concretes Gesammt- oder Augapfelbild em erzählten Vorfall gefunden hat, der, auseinandergelegt in Gedanken, die Gedan- inheit des Ganzen bildet; und gehen wir auf die vorbeschriebene Weise an die legung desselben heran, so kann keins darüber irren und muß jedes durch eine einfache achtung finden, daß es aus sechs Haupttheilen oder, nach unsrer Art zu reden, aus Haupt- oder allgemeinen Topen in concretem Sinne besteht.

Die erste enthält die Erzählung oder Darstellung, wie sich mehrere deutsche Fürsten en Vorzug des Reichthums ihrer Länder streiten; die zweite, wie der Herzog von sen sein Land als das silberreichste; die dritte wie der Pfalzgraf vom Rheine das e als das korn- und weinreichste; die vierte wie der Herzog von Baiern das seine das reichste in Hinsicht auf den Ueberfluß in den großen Städten und Klöstern t; die fünfte, wie der Graf von Würtemberg den Reichthum seines Landes in der rbrüchlichen Treue seiner Unterthanen findet; die sechste wie alle an dem Streite nehmenden Fürsten ihn deshalb einmüthig als den reichsten unter sich anerkennen.

Indem nun diese sechs Theile in ihrem verschiedenen Verhältniß zu einander sowol n dem Ganzen nur insofern erscheinen, als sie in einer solchen Verbindung die mmtanschauung eines wahrhaft reichen Fürsten vergegenwärtigen, deren Begriffs- spondent in der That nichts anders als „der reichste Fürst" ist, so überzeuge ich mich, die Theile wirkliche Nothwendigkeit in Hinsicht auf das Ganze haben, so wie auch, der Titel in Wirklichkeit auch die Summe und somit das richtige Thema des Ganzen st. Und da ein Titel, wenn er aus einem bloßen Begriffe besteht, immer als eine rzung eines Urtheils oder Satzes anzusehen ist, so würde der Grundgedanke des zen, oder das Enthymem desselben lauten: Derjenige ist der reichste Fürst, der jedem er Unterthanen sein Haupt unbesorgt in den Schooß legen kann.

Der Zweck des Dichters, den wahrhaft reichsten Fürsten darzustellen, oder die Ideal- chauung eines solchen, hat ihm so viele einzelne innere Anschauungen oder concrete der, die hierauf Bezug haben, entgegengeführt, daß sie, sich immer mehr erhellend

und ordnend, zuletzt das Gesammtbild eines sorglos in dem Schooße seiner Unterth[illegible] ruhenden Fürsten erzeugt haben. In der Auseinanderwickelung der hierin verdich[illegible] und zusammengefaßten einzelnen Bilder kommen ihm die die Hauptvorstellung vor[illegible] tenden und voraussetzenden, ferner die sich dahin steigernden ꝛc. Bilder von selbst entg[illegible] und bilden die speciellen Topen oder Puncte, die, in Gedanken und Worten ausge[illegible] den einzelnen jenem Gesammtbilde immanenten Stoff ausmachen und erzeugen.

Indem ich nun jeden der sechs Haupttheile wieder als ebensoviel concrete [illegible] betrachte und jeden mir so lebendig wie möglich vergegenwärtige, finde ich in [illegible] wieder eine Anzahl Theile oder speciellere Topen, die dann eben so leicht sich [illegible] entsprechenden Gedankeninhalt umsetzen lassen u. s. w. u. s. w.

Ich vergegenwärtige mir also z. B. den Inhalt des ersten Haupttheils und [illegible] innerer Anschauung die genannten und andre auch nicht genannten deutschen Fürst[illegible] Zeit, Ort, Tracht, Gesinnung, Charakter ꝛc. und finde also nach alle diesen Rü[illegible] speciellere und bis zur letzten Individualität und Einzelheit der gedachten Wir[illegible] herabreichende concrete Topen und mit ihnen allen gesuchten Stoff in voller oder [illegible] Form, von der sich die Umsetzung in die Wortform von selbst ergibt.

Ohne nun die weiteren, in dem Gedichte liegenden Einzelheiten sämmtlich au[illegible] derzusetzen, wird hieraus schon zur Genüge erhellen, wie nicht nur die Analy[illegible] Beurtheilung eines gegebenen Ganzen hierdurch bewerkstelligt werden kann, sonde[illegible] sich auch die zur Einleitung, zum Schlusse und zu der eigentlichen Abhandlung [illegible] Beweisen) gehörigen concreten Topen von selbst an die Hand geben, und wie von hi[illegible] zur wirklichen Zusammensetzung oder Composition unmittelbar geschritten werden ka[illegible]

Halten wir aber die solcher Gestalt gewonnenen Topen mit der Art und [illegible] zusammen, wie die früheren griechischen Rhetoren, wie wir vorhin (I. §. 64) nachgewiesen haben, die Heuristik in der Lehre von den Erfindungen, von den Eing[illegible] von den status, von den Ideen ꝛc. behandelten, so ergibt sich, daß wir mit jenen [illegible] ganz auf diese griechische Behandlungsweise zurückgekommen sind, nur daß die M[illegible] der engen Sphäre und der Zufälligkeit entrissen ist, in der sie bei jenem Volke [illegible] wurde. Denn jene empirische Behandlungsweise ist ja eben nichts anders als da[illegible] stellen einer Menge von concreten Topen, die aber, wie gesagt, aller allgemeinen und [illegible] nischen Nothwendigkeit entbehren.

Und halten wir unsre Methode mit der abstracten Topik des Aristoteles un[illegible] scholastischen Rhetoriker so wie mit dem dunkeln Streben nach einer absoluten He[illegible] zusammen, so ergibt sich, daß sie andrerseits auch diesem Streben entspricht. Denn [illegible] ich für jeden einzelnen Gegenstand ein höchstes Gesetz in ihm selbst anerkenne, nach [illegible] sich alle seine Einzelheiten zu richten haben, und endlich ein höchstes Gesetz in [illegible] aufstelle, nach welchem sich die Formation aller Gegenstände in Beziehung auf [illegible] selbe zu richten hat, und aus dem ich beziehungsweise die Stoffauffindung mate[illegible]

formell ableite: — was heißt dies anders, als daß ich eine absolute Heuristik
rkenne und befolge, die aber nicht an der Abstraction und dem Unorganischen leidet
die frühere.

Nur hierdurch erfüllt sich auch zugleich die Anforderung an unsre Zeit, daß sie den
ränkten Empirismus des classischen Alterthums und den abstracten Idealismus des
telalters versöhne und die Vorzüge beider in aller Beziehung so wie hier in Beziehung
ie Heuristik in sich vereinige.

Und in der That ist es Zeit, daß wir zu der Sorgfalt der Ausarbeitung und Dar-
ng im Einzelnen, wie sie bei den Griechen stattfand, auch in unsern Schriften
ehren; daß wir ihnen jene sinnliche Vollständigkeit und allgemeine Verständlichkeit
, die denen der Griechen eigen war: überhaupt aber, daß wir erst in Gedanken
Schrift jene Versöhnung von Geist und Natur oder Besonderheit und Allgemeinheit
rgeben, ehe wir sie ins Leben selbst einführen können. Es ist Zeit, daß wir das
allgemeine Gesetz der göttlichen Weltordnung, wie es die christliche Idee in sich
, auch als das Fundamentalgesetz des Wortes und der Schrift für das einzig
iche und absolute anerkennen, und dadurch unsrer Litteratur das Gepräge der Classi-
aufdrücken, deren sie in so hohem Grade fähig ist.

Wir dürfen hiernach die frühere griechische Heuristik und die abstracte Topik zwar
swegs als gänzlich überflüssig und unbrauchbar für die heutige Compositionslehre
en, aber wir müssen sie auch in der Weise benutzen, wie sie allein wahrhaft ersprieslich
kann, und wie wir dies so eben näher bestimmt haben.

§. 67.

den Bedingungen zur Handhabung einer besseren Heuristik für den Idealstilisten und von den Gründen dazu.

Wenn nun aber auch in dem vorhergehenden die Art und Weise nachgewiesen ist,
eine bessere als die bisherige Heuristik eingerichtet und angewendet werden müsse,
ragt es sich doch noch näher, was namentlich der angehende Idealstilist für Bedin-
gen zu erfüllen habe, um eine solche gebrauchen zu können, und warum dies nöthig
mit einem Worte, es handelt sich darum, einen kurzen Entwurf der Methode für die
ung im Idealstil zu geben, der nicht nur auf einzelnen Erfahrungen und einem
irischen Darfürhalten, sondern auf Gründen ruht, die aus den sich als unbestreitbar
iesenen Principien mit Nothwendigkeit hervorgehen und also einen Anspruch auf
olute Geltung machen.

Wenn aber hier von einer Methode für den Idealstil die Rede ist, so setzen wir,
in dem Subjecte der Gebrauch und die Kenntniß der Muttersprache bis auf einen

gewissen Grad schon ein geläufiger ist; daß ihm schon ein gewisser, wenn auch mäßiger Reichthum von Anschauungen inwohnt, und daß seine sittliche Natur schon geweckt und bis auf einen gewissen Grad entwickelt ist: denn ehe dies der Fall ist, eher kann von Uebungen im Idealstil gar noch nicht die Rede sein. Wir überspringen hiermit zugleich also alle die elementarischen Vorübungen zur Sprach- und Redebildung bei dem Kinde und enthalten uns aller Andeutung über die Art, wie diese einzurichten seien.

Jene Vorbedingungen aber als unerläßliche Erfordernisse angenommen, fragt es sich nun, wie der junge Mensch durch die verschiedenen Stufen seiner geistigen Entwickelung auf den Punct geführt werden könne, um nun einen unbeschränkten Gebrauch von der Heuristik und Topik machen zu können, wie wir sie vorgeschlagen haben, und er kann aber keinen solchen machen, bevor er jene Stufen nicht in sich geistig erstiegen hat.

Gehen wir nun, wie wir müssen, davon aus, daß der Gebrauch der concreten Topen voraussetzt eine deutliche Unterscheidung der Gegenstände als besonderer so wie ein Gefühl, Bewußtsein oder (auf der höchsten Stufe) eine Erkenntniß von dem richtigen Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen, oder eine richtige Idealanschauung des Besonderen; und denken wir uns dagegen, wie der jüngere Mensch weder das eine noch das andere in einem irgend befriedigenden Maße zu leisten vermag, und wie er, ehe er hiezu gelangen kann, hauptsächlich drei sogleich näher zu bezeichnende Entwickelungsstufen in sich durchzumachen hat, so folgt auch, daß, da wir den Gebrauch der concreten Topen als grundsätzlich festhalten müssen, sich die Methode der Idealstilübungen hauptsächlich auch in drei Gliederungen zu bewegen habe, die der Natur jener Stufen entsprechen müssen.

Auf der ersten Stufe hat er nur eine kleinere und beschränkte Anzahl von Anschauungen und unterscheidet also nur verhältnißmäßig wenig Dinge als besondere: aber auch diese noch nicht in der Art, daß sie ihm wirklich als seiner Natur durchaus verschiedene andere vorkämen, die er nach willkürlichen, blos von sich aus gesetzten Zwecken benutzen könne: vielmehr erscheinen sie ihm als seiner Natur nach irgend einer Seite verwandt und an ihm theilnehmend, so wie er gleicherweise seine Existenz in ihnen weiß und an ihnen Theil nimmt. Mit einem Worte: er befindet sich noch in dem Zustande seines Bewußtseins, in welchem ihm das Allgemeine, durch welches alles entstanden und getragen ist, noch nicht im Unterschiede von der Einzelheit der Dinge an sich erscheint d. h. in welchem das Geistige und Natürliche für sein Gefühl und seine Wahrnehmung noch nichts getrenntes und anderes ist.

Auf einer zweiten entschiedenen Stufe hat der junge Mensch nicht nur überhaupt eine reichere Anzahl von Dingen unterschieden, sondern er erkennt sie als seinem Wesen nicht gleich berechtigt an; sie sind ihm andere schlechthin und er sucht sie nach seinen Zwecken zu benutzen, indem er sich ohne weitere Reflexion als das Allgemeine setzt und sich

demgemäß zu den Dingen verhält. Der populäre Ausdruck bezeichnet einen solchen Zustand des Individuums als die Flegeljahre.

Auf einer dritten Stufe endlich, die freilich sehr viele gar nicht oder kaum erreichen, umfaßt er, wenigstens dem Blick nach, alle Dinge und unterscheidet sie zwar als andere und von sich verschiedene: aber er faßt sie auch wieder zusammen unter immer höhere und einen höchsten Begriff, und verhält sich so zu ihnen, daß er sich zwar geistig frei von ihnen, aber sie doch auch im beständigen Einfluß auf sich erkennt, und daß er sie nicht benutzt, wie es ihm als einer Einzelheit gutdünkt, sondern wie es ihrem Verhältniß zu dem höchsten Begriffe und dem hieraus sich ergebenden Gesetzmäßigen entspricht, oder mit andern Worten, wie es ihm als einem der Erfassung des höchsten Allgemeinen fähigen Wesen zukömmt, — was demnach dadurch geschieht, daß er seinen besonderen Willen dem allgemeinen Willen unterordnet und jenen als ein Mittel der Darstellung und Verwirklichung von diesem letzteren gebraucht.

Es versteht sich von selbst, daß diese Stufen höchst allmählig eintreten und also im wirklichen Leben des Menschen keine Abschnitte mit solchen bestimmten Unterschieden sich wahrnehmen lassen. Eben so liegt es auf der Hand, daß diese Entwickelungsstufen des individuellen Menschen denen der Menschheit überhaupt analog sind, die diese in den verschiedenen Völkern und Zeiten durchzulaufen hat, und daß nur die relativen Maße verschieden sind.

Da nun aber von einer wahren oder eigenthümlichen Production erst dann die Rede sein kann, wenn die Dinge in ihrer Manigfaltigkeit und Verschiedenheit von dem Subjecte als besondere unterschieden sind, und wenn es sie in einer andern Beziehung auf eine höhere und höchste Allgemeinheit hat fassen oder innerlich anschauen lernen als die eventuale Wirklichkeit sie gibt; die Jugend aber gerade darin besteht, daß ihre energische und geistige Thätigkeit in diesen beiderseitigen Geschäften noch nicht zu stande gekommen ist, und daß, wenn sie auch wirklich schon selbständige Idealanschauungen hat, diese doch noch viel zu dunkel sind, um sie als besondere unterscheiden und so produciren zu können, so folgt, daß der junge Mensch, ehe er jene Stufen durchlaufen hat, zur Production weder geeignet noch berufen sein kann.

Ein solches Erfassen des Weltinhalts, mag es nun in wirklichen Anschauungen oder mehr in Gedanken bestehen, ist indeß nicht rein passiv, sondern meist mit Reproduction begleitet, und je lebendiger diese ist, desto schneller leitet sie zur wirklichen Production fort, weil sie zum geringsten die zur Selbstschaffung nöthige formale Fertigkeit gewinnen lehrt. Denn es ist bekannt, daß selbst unsre größten Dichter und originalsten Denker mit Reproductionen der Gedanken und Werke Anderer begonnen haben, — so wie sich auch auf dem Gebiete der Künste diese Erscheinung überall zeigt.

Somit können wir sagen, daß der junge Mensch bis an die Gränze des männlichen Alters nur zur Reproduction bestimmt ist, und er wird zur selbständigen Production

um so reifer und energischer gelangen, als er jene hinlänglich geübt hat. Wenn er nun zwar von der Natur des Geistes aus von selbst hierauf kömmt, und die darin liegenden Stufen auch ohne Hülfe von außen in sich durchmacht, so bedarf es doch keines Beweises, daß er die ganze Zeit der Reproduction schneller und sicherer durchläuft, wenn er in zweckmäßiger Weise dazu angeleitet wird, und die Frage stellt sich daher so, welche Arten von Uebungen jenen drei Stufen am meisten entsprechen und wie sie eingerichtet sein müssen.

Und da wir endlich gesehen haben, daß jede sprachliche Production von ihrer einfachsten bis zu ihrer vollkommensten Stufe immer von einem Etwas als einem Ganzen ausgeht, und hieraus die Lehre von der concreten Topik mit Nothwendigkeit folgte, so stellt sich noch näher die Frage so, von welcher Art solche Ganzen und ihre Topen beschaffen sein müssen, um als Vorübungen zum Idealstil zur Reproduction für jene Stufen zu passen. —

Hiermit ist aber gesagt, daß die Anleitung zur Reproduction die wahre freie Production immer näher zum Zwecke hat, und daß sie für jede Stufe immer von einem concreten Ganzen ausgehen muß.

Diejenigen Ganzheiten nun aus dem Reiche der Wirklichkeiten oder der Gedanken, welche der ersten Entwickelungsstufe entsprechen, sind Märchen und Fabeln.

Da nämlich diese beiden Gattungen das eigenthümliche haben, daß sie, die letztere schon in bestimmterer Weise als die erste, eine sittliche Anschauung in einem sinnlichen Vorstellungsganzen geben, in welchem das Natürliche und Geistige noch in ungetrennter Einheit bei einanderliegt; überhaupt aber die darin gegebenen Anschauungen sich gleichgiltig gegen den realen Causalzusammenhang verhalten und vielmehr der einfachen Sphäre von den darin vorkommenden Dingen jene Persönlichkeit verliehen ist, wie sie die kindliche Anschauung den Dingen leiht, die zu ihrer Erfahrung gekommen sind, so müssen sie auch nothwendig der kindlichen Auffassung allein entsprechen, und sie sind es daher, welche für jene erste Stufe nach allen Seiten hin passen.

Steigt nun der Lehrer von den nach Umfang und Verflechtung einfacheren zu den zusammengesetzteren auf, und sorgt er dafür, daß die auf einer national-sittlichen Anschauung ruhende allgemein-menschliche oder geistige Wahrheit, die einem guten Märchen und einer guten Fabel durchaus inwohnen muß, einfach und ohne weitere Reflexion und Moral-Anwendung als die Summe des Ganzen heraustrete, so erhält das Kind nicht nur überhaupt eine geistige Nahrung, sondern sein sittliches Gefühl wird auch auf einen gewissen Punct der Einheit gelenkt und gestärkt. Und wendet er nun, nachdem das Stück hinlänglich verstanden, und im einzelnen, so weit es nöthig, erläutert ist, unsre topische Methode an, und läßt er das Kind erst die Haupttheile, dann die besonderen Theile jedes Haupttheils 2c. unter seiner Anleitung auffinden, und nach dieser Zerlegung Stück für Stück wieder zusammensetzen und jeden Inhalt ins Wort übertragen (wobei er selbst das

einzelnste ohne weitere Angabe der Gründe oder wenigstens nur nach Maßgabe des Schülers ꝛc. berichtigt); und läßt er endlich jeden auf diese Art fertig gewordenen Theil bis zu Ende mit Wiederholung des früheren so oft mündlich wieder sagen, bis der Schüler ihn fehlerlos aus dem Gedächtnisse sprechen und niederschreiben kann, so hat er die vollkommenste Reproduction in ihm bewirkt, seinen Verstand auf eine angemessne und unterhaltende Weise geübt und sein Redevermögen eben so gut als seine stilistische Fertigkeit passend gezeitiget und gestärkt.

Indem alle Einzelheiten fortwährend auf größere und auf das vollständige Ganze zurückbezogen werden und also die Anschauung des Ganzen niemals aus dem Auge verloren wird, wenn man auch in die Einzelheiten eingeht, bleibt das Interesse immer wach, und wir dürfen aus der Erfahrung versichern, daß auch die vielen, dabei nöthigen Wiederholungen und immer vollkommneren Umformungen der einzelnen Theile und Sätze den Schüler nicht ermüden. Der noch höher anzuschlagende Vortheil aber ist der, daß das Kind gewöhnt wird, das Einzelne nie anders als in Beziehung auf ein höheres und höchstes Ganzes zu fassen und daß es hierdurch also eine Grundlage zum guten Stile ebensowol als eine intellectuale und sittliche Erweckung und Stärkung empfängt.

Es liegt übrigens in der Sache selbst, daß, da der Inhalt der Märchen und Fabeln ohne Berücksichtigung seines realen Causalzusammenhanges vorgetragen wird, auch nur eine einfache Aneinanderreihung der gedachten Facta stattfindet, und daher auch nur eine coordinirende Schreibart sich bilden kann, — wie eine solche auf dem Gebiete der Poesie dem *Epos* und zwar insbesondere dem *mythischen* entspricht.

Schon nach dem Ende der ersten Stufe hin kann der Uebergang von der Fabel zur *Erzählung* gemacht werden, wie denn diese beiden Gattungen überhaupt nahe verwandt sind und oft in einander überfließen. Nimmt man aber diesen Gattungsbegriff so wie den der zweiten Stufe schärfer, so gehört die *Erzählung* nebst der *Beschreibung* und *Schilderung* lediglich dieser an, und zwar so, daß die Erzählung auf der einen und die Beschreibung und Schilderung auf der anderen zwei wesentliche Abschnitte dieser Stufe bilden.

Während nämlich das Märchen und die Fabel eine zwar einfache und beschränkte, dennoch aber *totale* Weltanschauung in sich enthält und Wirkliches und Unwirkliches in ihr vermischt ist, und die Fabel, davon abgesehen, daß sie wesentlich Thierfabel ist, sich hauptsächlich nur ihrer größeren Bestimmtheit und engeren Umgränzung nach von dem Märchen unterscheidet: während dem ist es bei der Erzählung und bei der Beschreibung auf einen beständigen Fortgang von dem Ganzen zum Einzelnen und von der Vermischung des Wirklichen und Unwirklichen auf eine genaue Sichtung von beiden und auf eine Festhaltung des Realen abgesehen, und ihr gattungsmäßiges Wesen hierin begründet.

Wenn es nun zwar die Erzählung ganz einfach mit der Darstellung eines Geschehenen überhaupt zu thun hat, so liegt doch ein großer Unterschied darin, in wiefern die

Begebenheit mehr oder weniger nach ihrem real-causalem Zusammenhange dargestellt wird oder nicht, so daß sich auch in dieser bestimmteren Sphäre derselbe Fortgang vom Allgemeinen zum Besonderen und vom Unwirklichen zum Wirklichen zeigt wie bei der vorigen Stufe im Verhältniß zur zweiten schon überhaupt der Fall war. Bei den concreten Ganzen, die daher dem Lernenden aus dem Bereiche der Erzählung von dem Lehrer vorzuschieben sind, wird dieser darauf Rücksicht nehmen, daß er nach dieser Beziehung hin vorschreitet, — wobei es sich von selbst findet, daß sich die Erzählung heroischer Thaten und Begebenheiten, insofern sie wirklich der Ausdruck einer nationalen Geistesthätigkeit sind, durch leichte Uebergänge an die Fabel anknüpft, und daß diese den in der ersten Stufe vollendeten Kreislauf in einer bestimmteren Sphäre von neuem beginnen. Indem auch hierbei vom einfacheren zum zusammengesetzteren fortgeschritten wird, ergibt sich die Analogie dieser Stufenabtheilung mit dem heroischen und nationalen Epos von selbst. Je mehr nun nach diesen gedachten Beziehungen hin eine Auswahl der Erzählungen getroffen wird, je mehr wird der Schüler zur eigentlichen Geschichte und zur Auffassung complicirterer Verhältnisse in ihren realen Ursachen und Folgen hingeführt, und hierdurch eine periodische Schreibart immer mehr nöthig. Und je mehr zugleich bei dem tieferen Eingehen in das Besondere und bei dem reicheren Zuströmen desselben die Beziehung des besonderen Ganzen auf die totale Allgemeinheit schwächer wird, indem diese immer weiter in die Ferne rückt, je mehr hat der Lehrer nöthig, diesen Hintergrund, wo es passend erscheint, wieder hervortreten, und durch Hindeutung auf denselben ihn dem Schüler nicht aus den Augen verlieren zu lassen, damit das sittliche und wahrhaft stilistisch bildende Moment nicht ohne hinlängliche Nahrung bleibt und die Reproduction nicht einseitig durch den Verstand, sondern mit stetem Zusammenwirken aller geistigen Kräfte vor sich gehe, — wenn gleich dabei nicht verhindert werden kann und soll, daß auf dieser Stufenabtheilung der Verstand immer vorzugsweise zur Thätigkeit aufgerufen wird. Das topische Verfahren bleibt übrigens ganz dasselbe wie vorher auch, und der Unterschied wird nur der sein, daß ich von Schritt zu Schritt eine größere Anzahl von subordinirten Theilen erhalte.

Jeder Vorfall enthält immer einen Complex von wirkenden und gegenwirkenden Gegenständen. Wenn ich daher zu dem immer bestimmter Einzelnen und Wirklichen fortschreite, so bleiben als concrete Ganze zuletzt nur diese einzelnen Gegenstände selbst übrig, — wodurch, wenn ich sie geistig fassen und sprachlich darstellen will, ich von der Erzählung zur bloßen Beschreibung fortgeführt werde.

Indem nun die Erzählung immer mehr zu den wirklichen Facten, die Beschreibung zu der Betrachtung einzelner Gegenstände als solcher fortleitet, und diese beiden Gattungen also vorzugsweise in der Darstellung des Besonderen ihre Eigenthümlichkeit haben; umgekehrt aber die zweite Entwickelungsstufe des Menschen gerade darin bestand, daß er immer mehr Dinge als besondere und von sich unterschiedene anschauen lernt, so erhellet daraus ihr Entsprechen als die für diese Stufe geeigneten Gegenstände der Reproduction.

Die Beschreibung steigt, wenn sie ihre Sphäre genau erfüllen will, einerseits von dem Lebendigen zum Unlebendigen gleichsam bis zu den Enden der Gegenständlichkeit herab und findet, bei der Unermeßlichkeit derselben, nur ein Maß nach Zeit, Ort, Umständen; andrerseits steigt sie vom Einfacheren bis zum Zusammengesetzteren wieder auf. Auf diese Weise kommt sie immer mehr auf das Ideelose und blos Reale und in der Zerlegung und einzelnen Betrachtung derselben, bei der sie die unmittelbare Anschauung möglichst zu Hilfe nehmen muß, befördert sie das reine Durchleben jener Periode, deren Bestimmung es eben ist, daß das Bewußtsein in die immer individuellere Unterscheidung der Dinge von ihm selber vordringe. Hält dabei der Lehrer auch hier allgemeine Gesichtspuncte fest, und zeigt die Dinge, wenn auch nur durch leichte Digressionen, in ihren unendlich gegliederten Verhältnissen zu ihren immer höheren und höchsten Subsumtionen, so gibt er dem Schüler in der That eine vortreffliche Grundlage zur Kenntniß der Welt ebensowol als zur Erkenntniß Gottes und kräftigt sein sittliches und moralisches Gefühl, indem nichts näher liegt, als daß, wenn dem jungen Menschen ein Blick in die Harmonie der Welt eröffnet wird, die nur durch gegenseitiges Unterordnen des einen unter das andre und durch ein hierauf ruhendes Getragenwerden des einen durch das andere hervorgebracht wird und besteht, er zur Reflexion auf sich selbst geführt wird und sich so von sich selbst aus der großen Weltordnung einordnen lernt. Nicht minder gibt er dem Schüler eine eben so sichre Grundlage eines guten Stils, — wie denn diese beiden Dinge immer zusammenfallen. Uibrigens ist ganz auf die vorbeschriebene Art auch mit diesen Uibungen zu verfahren und wenn wir mehr als die allgemeinen Umrisse dieser methodischen Uibungen geben könnten, so würden wir die einzelnen Reihen von Gegenständen in ihrer systematischen Aufeinanderfolge selbst aufstellen, aus denen die Beschreibungen von Ganzen zu entnehmen sind, — was sich indeß jedes leicht von selbst ausfüllen kann.

Insofern der Schüler die richtige Topik der vorgeführten Ganzen nicht ohne daß der Lehrer ihn darauf hinweis't, und ohne daß er ihm das Bild des Ganzen immer wieder vorhält, auffinden wird, bleibt er immer noch in der Sphäre der Unselbständigkeit hinsichtlich der Auffindung des Stoffes oder in der der Reproduction; gleichwol läßt sich von der Erzählung aus der Fortschritt und allmählige Uebergang zur eigenen Production gar wohl wahrnehmen, und dennoch wird dabei der ermüdende Unsinn der stilistischen Uebungen, verschiedenartig geformte Sätze und Perioden nach gegebenen Schematen zu bilden, vermieden, — Uibungen, die im Stande sind, die Lust und Fähigkeit zur Production eher zu verleiten und zu hemmen als zu leiten und zu fördern.

Bei alle diesen genannten Arten von stilistisch zu reproducirenden Ganzen tritt von Stufe zu Stufe der subjective Antheil an der Darstellung immer mehr zurück, so daß er bei der Beschreibung ungeistiger, noch mehr mechanischer Gegenstände beinahe als auf nichts reducirt erscheint, und es ist dies ersprieslich und nothwendig, weil sonst die geforderte Unterscheidung der Dinge als besonderer und andrer einem subjectiven Bewußtsein

gegenüber nicht rein und vollständig vor sich gehen kann. Ist aber dieses Niveau erreicht, dann muß, damit diese Stufe sich ganz erfülle, eine andre Art von Beschreibungen geliefert werden, bei der das Subject immer sichtbarer als der Vermittelungspunct oder als das Objectiv erscheint, durch welches sie zu stande gebracht wird: mit einem Worte, es muß sich nun allmählig die andre Seite in der Darstellung des Gegenständlichen erfüllen, die den subjectiven Antheil an der Beschreibung mit enthält. Wenn dies aber der Fall ist, dann tritt die Beschreibung in die Schilderung über, und der Gang, den der Fortschritt hierzu nimmt ist folgender:

Die Beschreibung hatte es mit den Gegenständen als solchen zu thun und sie müssen als bewegungslos und starr gedacht werden, wenn ich sie in ihre Theile zerlegen soll. Wenn ich aber, vorbeschriebenermaßen, von dem einfachen auch wieder zum zusammengesetzteren fortschreite, und sich hierbei sehr bald eine Unterscheidung des Aeußeren und Inneren nothwendig macht, welches letztere zugleich, je mehr ich wieder zum Organischen und Lebendigen aufsteige, sich immer deutlicher als das Bewegende kund gibt, so muß ich also eben so nothwendig die nun als besondere und klar unterschiedenen Gegenstände auch immer mehr wieder in dem Verhältnisse der Wirkung und Gegenwirkung, mit einem Worte also hinsichtlich ihrer Thätigkeiten und ihrer lebendigen Bewegung betrachten und fassen. Nicht nur zur Auffassung aber, sondern auch zur Darstellung eines Bewegten und der Betrachtung nicht Stand Haltenden bedarf es daher immer mehr eines festen Einheitspunctes, in welchem das Zerstreute sich sammeln und so das Bild eines bewegten Ganzen wiedergegeben werden kann, und somit rückt der subjective Antheil mit in alle diejenigen Beschreibungen ein, deren Gegenstand entweder wirklich ein bewegter ist, oder doch wenigstens als ein solcher angeschaut wird, und somit wird eben aus der Beschreibung die Schilderung. Nicht auf den Gegenstand an sich also kommt es an, sondern auf die Art der Darstellung, ob diese Beschreibung oder Schilderung sein soll, wenn gleich — wie dies begreiflich genug ist — einige vorzugsweise mehr zur Beschreibung andre mehr zur Schilderung auffordern, je nachdem sie nämlich ihrer Natur nach mehr ein organisch-lebendiges als ein mechanisch-todtes sind. Wenn ich einen Gegenstand beschreibe, so muß ich nach einer in ihm selbst liegenden Ordnung seine Haupt- und vorzüglicheren Nebenbestandtheile aufzählen und die realen Bezüge nennen, in welchen er zu anderen Gegenständen augenfällig steht. Wenn ich einen Gegenstand schildere, so führe ich nur die Züge und Eigenschaften rc. rc. an ihm auf, durch welche er den meisten Eindruck auf mich als ein empfindendes Subject macht, — was natürlich die ihm eigenthümlichsten und zugleich diejenigen sein werden, in welchen er sein thätiges Verhalten zu andern am stärksten kund gibt, keineswegs aber immer diejenigen Seiten, durch welche er am offensten in die äußere Erscheinung tritt. Eine treffende Schilderung vergegenwärtigt ihn daher mit wenigen Zügen viel eher als die ausführlichste Beschreibung, — was wiederum mit anderweiten Fragen der Darstellung zusammenhängt, die wir an ihrem Orte erklärt haben.

Für die methodischen Uebungen wählt man daher zur Schilderung, die man nicht unnöthiger Weise mit der Beschreibung zusammenwerfen und deren Benennung man nicht unterschiedslos verwechseln sollte, solche Gegenstände, in denen das Bewegende und Thätige sich auch schon äußerlich am offensten zeigt, als Naturerscheinungen, Jahreszeiten, Reisebeschreibungen, Märkte, Volksfeste u. dgl., und indem man darauf hält, daß die Manigfaltigkeit der Bewegungen und Erscheinungen immer besser auf die Einheit der Beobachtung zurückgeführt wird, schreitet man dahin fort, daß man jene Bewegungen, wie sie in der Aeußerlichkeit erscheinen, zugleich immer mehr nach ihren inneren verborgener liegenden Triebfedern aufreihen läßt, noch weiter aber, daß auch nicht so offen liegende Bewegungen nach inneren Gründen dargestellt werden, was die Charakteristik abgibt.

Auf diese Weise vermögen nun auch alle historischen Stoffe schildernd dargestellt zu werden, wobei der Unterschied von der Erzählung auf der vorigen Stufe darin liegt, daß sie dort dem Darstellenden mehr äußerlich zukommt, während sie hier aus dessen Gemüth und Geist als dem inneren Einheitspuncte des Ganzen hervorfließt.

Noch eine Modification dieser Stufe besteht endlich darin, daß die Schilderung der Gegenstände nur als Mittel der Darstellung des Gemüthes und der Anschauungsweise des Schreibenden erscheint, und daß das Subject mit seinem Inneren ganz in den Vordergrund tritt. Auf diesem Puncte entspricht die Schilderung der Lyrik, — wie denn unsre ganze Lyrik von den Minnesängern an bis auf Freiligrath fast nichts als solche Arten von Schildereien enthält.

Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß diese ganze methodische Abtheilung der zweiten Hauptstufe der Uibungen im Idealstil immer mehr die eigenthümliche Geistesthätigkeit des Schülers hervorlockt, und daß dieser also immer mehr als producirend denn als reproducirend erscheint. Die Topik wird nach demselben Maße immer schwieriger zu handhaben, ohne daß sie indeß im geringsten andere als die angegebenen Wege einzuschlagen hat; nur bedarf sie einer größeren Umsicht und Eindringlichkeit in das Innere und eigne productive Fantasie: immer mehr hat sie von einem blos fantaseilich geschaffenen Seelen- oder Augapfelbilde auszugehen und dies nach seinen Hauptzügen wiederzugeben, wodurch der Uebergang zur folgenden Stufe immer offener gebildet wird, was wir alles hier nur andeuten nicht ausführen dürfen.

Und eben so wenig braucht besonders erwähnt zu werden, wie in dieser Art der Uebung immer näher wieder der Bezug aller darzustellenden Gedanken und Besonderheiten auf eine nationale und religiöse Allgemeinheit oder auf eine durch das Subject vermittelte Weltanschauung tritt, und welche Mittel hier dem Lehrer in die Hand gegeben sind, auf die religiöse so wie — was hier immer mehr hervortritt — auf die ästhetische Bildung des Schülers segnend einzuwirken, — ohne dadurch etwa dem Aufsatze seine stilistische und ästhetische Selbständigkeit zu nehmen und ihn zu einem Specimen irgend einer mora-

lischen Wahrheit herabzudrücken, — was in jedem Falle den wahren Standpunct verrücken und die sittliche Wirkung eher schwächen als fördern würde.

§. 68.

Fortsetzung und Schluß.

Die dritte Entwickelungsstufe, die der Mensch, der sich einer vollkommenen Bildung rühmen will, an sich durchzumachen hat, bestand darin, daß, nachdem er die Welt des Besonderen kennen gelernt hat, er nun von sich aus oder mit Freiheit diese Besonderheiten in derjenigen Weise anzuschauen und sich in Gesinnung, Wort und That so zu ihnen zu verhalten lernt, als es ihr richtiges Verhältniß zu dem höheren und höchsten allgemeinen Gesetz mit sich bringt, oder mit andern Worten: als sie sich zu Gott verhalten, — ein Satz, auf dem wir in allen Materien der Idealstillehre zurückgekommen sind, und den wir daher als hinlänglich verstanden voraussetzen. Diese Forderung ergeht an alle, die sich wahrer Bildung rühmen, und die im Idealstil schreiben lernen wollen: wogegen eine andere Forderung, daß man die Dinge nicht nur nach jenem idealen Verhältniß beurtheilen, sondern sie auch sinnlich so anschauen solle, weniger Sache der Erwerbniß als des Genius und überhaupt besonderer Anlagen ist, die insbesondere das poetische Talent ausmachen, und die, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, von allen erwartet werden, welche etwas Ausgezeichneteres leisten wollen.

Jene nothwendige Forderung aber ist freilich nicht eine solche, die sich disciplinarisch abschließen und in einer gewissen jugendlichen Bildungsperiode vollenden ließe: vielmehr hat sie ihre Geltung für das ganze Leben jedes Menschen, der sich seiner geistigen Würde und Bestimmung bewußt geworden ist. Denn welche andre könnte es geben, vorzüglich für den Mann, als durch seine Gedanken und Worte so wie durch sein unmittelbareres Wirken auf eine immer vollständigere Vermittelung des Allgemeinen durch das Besondere hinzuarbeiten und die bestehende Wirklichkeit nach der in der absoluten Idee des Geistes liegenden und also objectiv-gegebenen Norm, wie sie im Christenthum in populärer Fassung niedergelegt ist, umbilden zu helfen? Und wie könnte dies anders geschehen, als wenn der Mensch erst die Dinge als besondere hat unterscheiden, zugleich aber auch sie in ihrem wahren Verhältniß zu dem Allgemeinen hat fassen und anschauen lernen, und wenn er in dieser Weise denkt, spricht und schreibt, und sich diesen Gedanken &c. gemäß dann zu den Dingen auch praktisch so verhält? Mit einem Worte, wenn er das Allgemeine durch eigene freie Thätigkeit mit dem Besonderen nicht versöhnen gelernt hat?

Wenn daher die Aufgabe, welche die dritte Stufe in sich schließt, keineswegs in einer jugendlichen Uebungszeit erfüllt werden kann, so ist sie doch hier insbesondere so zu fassen, daß sich mit ihr die formelle geistige und stilistische Vorbildung und methodische Uebung schließt: das ganze übrige Leben ist dann weiter nur zur Erfüllung und Anwendung dieser

formalen Gesetze bestimmt. Indeß sind diese Gesetze für die Heuristik, wie wir gesehen haben, nicht abstract formal, sondern sie sind auch materiell-schöpferisch und insofern wird in dieser Stufe zugleich der Anfang zu der Art von geistiger Thätigkeit gemacht, wie sie später das ganze Leben des Mannes immer mehr erfüllen soll, und in diesem Sinne bleibt sie eine Bildungsstufe für den Geist sowol als für den Stil, wenn gleich ein andres Gesetz und eine andre Form später nicht aufgefunden zu werden vermag.

Wenn nun aber ferner die Abhandlung diejenige Gattung des Idealstils ist, in welcher ein Begriff oder ein Factum in seiner Wahrheit, das heißt zuletzt: in seinem idealen und absoluten Verhältniß aufzuzeigen gesucht wird; und wenn die Rede irgend einen in der eventualen Wirklichkeit gegebenen Fall in gleicher Weise, insbesondere aber noch mit der Absicht darstellt, daß sie die Hörenden zu einer demgemäßen Gestaltung jenes gesetzten Falles in der Wirklichkeit bewege (vgl. den dritten Abschnitt): in diesen beiden Gattungen also unter allen Prosagattungen gerade der Zweck und das Ziel ist, was auch die Aufgabe der dritten Bildungsstufe ausmacht, nämlich das richtige Verhältniß einer concreten Besonderheit, sei es nun ein Begriff und Gedanke oder ein Factum 2c., aufzufinden und auszusprechen, so ergibt sich mit folgerichtiger Nothwendigkeit von selbst, daß die Abhandlung und die Rede (oratio) die dieser Bildungsstufe allein entsprechenden Ganzen sein müssen, die man zur Uibung im Idealstile zu benützen hat, und zwar so, daß man mit der Abhandlung beginnt und die Rede erst darauf folgen läßt.

Die Rede unterscheidet sich nämlich, wie schon aus der allgemein gegebenen Bestimmung ersichtlich ist, von der Abhandlung wesentlich dadurch, daß diese letztere es nur mit der Aufsuchung und der Darstellung der Idee eines Gegenstandes überhaupt zu thun hat, und daß sie also bei der richtigen Erkenntniß derselben als ihrem letzten Ziele stehen bleibt. Die Rede dagegen stellt zwar auch die Idee eines Gegenstandes, der hier ein concreter Fall innerhalb der eventualen Wirklichkeit insbesondere ist, auf, aber sie benutzt diese Erkenntniß und den Beweis dafür als Mittel zur Bewegung des Willens für eine entsprechende Umgestaltung des Wirklichen. Beide Gattungen haben daher das Gemeinschaftliche, daß sie einen Gegenstand in seinen idealen Beziehungen aufzeigen, aber wiederum das Unterscheidliche, daß die Abhandlung es mit der Erörterung von Begriffen und Gedanken, die Rede mit der von wirklichen Fällen zu thun hat (inwiefern dadurch die Schul- und Kanzelrede nicht ausgeschlossen bleibt, — darüber siehe unten so wie §. 134—142. und Rinne, innere Gesch. der deut. Nat. Litt. 2ter Theil §. 98, 143 u. 163.); daß die erste nur auf die Erkenntniß, die letztere auf die praktische Verwirklichung derselben bringt und was dann weiter aus diesen Verschiedenheiten folgt. Weil daher die Rede die Abhandlung voraussetzt, und weil, ehe ich den Willen durch das Mittel der Erkenntniß bewegen kann, erst eine Zurückführung des unmittelbar in der Wirklichkeit gegebenen Falles auf eine Erkenntniß vor sich gegangen sein muß, und dies noch besondere Schwierigkeiten in sich schließt; und endlich, weil bei der Rede viel mehr als bei

der Abhandlung ein sinnliches Darstellungstalent und eine productive Fantasie vorausgesetzt wird, so muß also das stilistische Ganze, das man auf die Schilderung folgen läßt, nothwendig zuerst die Abhandlung sein und es darf nicht gleich die Rede sein. Der Uebergang aber, der von der Schilderung zur Abhandlung innerlich stattfindet, ist folgender:

Die Schilderung hatte es, wie wir vorhin sahen, zu ihrer Eigenthümlichkeit, daß, je mehr sie in ihr Element eingeht, sie auch immer mehr der Ausdruck der lebendigen Beziehungen der Gegenständlichkeit auf ein auffassendes Subject, und immer mehr nichts weiter als dieses ist. Hierdurch geht aber gleichsam die ganze Welt in dem Subjecte auf, und was auf dem Gebiete des Praktischen die Weltherrschaft ist, das ist hier dieselbe Erscheinung auf dem Gebiete des Gefühls und des Gedankens. Weil also hierdurch die Gegenseitigkeit aufgehoben ist, so kann auf diesem extremen Puncte nicht verharrt werden und das Fehlende muß sich zu ergänzen suchen. Auf unsern Fall angewandt, muß sich also die Darstellung der Beziehung des besonderen oder einzelnen Subjects auf das Allgemeine wieder herstellen und ausdrücken und so entsteht allmählig die Schrift- oder Redegattung, welche eine solche Darstellung der Beziehung eines Besonderen zum Allgemeinen zu ihrem Wesen hat, — was eben die Abhandlung ist. Weil sie aber eben nicht entstehen kann, ohne daß das Allgemeine in einem einzelnen Subjecte, das der Auffassung desselben fähig ist, reflectirt hat und lediglich auf ein solches bezogen worden ist, so muß ihr eben die Schilderung vorausgegangen sein. Da es aber für den andern gleichgiltig ist, wie das Allgemeine in einem einzelnen Subjecte als einzelnem reflectirt hat, und ein solcher Ausdruck nur dann Berechtigung und Interesse hat, wenn er den Reflex der Welt nur insoweit gibt als sich dadurch sein allgemeines oder geistes Wesen ausdrückt, so komme ich auf die Forderung des Objectiven und verlange nur einen Ausdruck der Beziehung des Allgemeinen, insofern es in dem einzelnen Subjecte reflectirt hat; und indem derselbe nun als eine absolute und ideale Erkenntniß dargestellt wird, entsteht nothwendig die Abhandlung.

Eine Erkenntniß hat es indeß immer mit einem mehr oder weniger Allgemeinen zu thun, und sie wird eben erst dadurch Erkenntniß, daß sie der Unmittelbarkeit des einzelnen Falles entrückt ist. Und ferner hat sie es, wenn auch nicht der Form der Darstellung nach, doch zu ihrem unausgesprochenen, aber in ihr liegendem Zwecke, daß die einzelnen ihr correspondirenden concreten Fälle ihr gemäß behandelt, respective umgebildet werden sollen; denn es ist eine Selbsttäuschung, zu sagen, man spreche die Wahrheit nur um der Wahrheit willen, man bilde das Schöne nur um des Schönen willen: vielmehr will jeder nicht nur Anerkennung dessen, daß er die Wahrheit ausgesprochen, daß er das Schöne gebildet, sondern er will auch, daß sich die Wirklichkeit demgemäß gestalten soll, wenn er sich dessen auch nicht im besonderen bewußt ist. Dies hieß ja auch, mit einer gewissen Hartnäckigkeit im Allgemeinen und in der Idee stehen bleiben; wogegen die

wahre Befriedigung und das wahre Leben immerfort in der Verwirklichung des Idealen besteht.

So dringt also die Erkenntniß aus dem allgemeinen zu dem besonderen vor, und wendet sich auf einen einzelnen Punct mit der ganzen Macht ihrer Wahrheit. Und indem die Darstellung einer solchen Erkenntniß sich nicht nur an das Unmittelbarste des gegebenen Falles anlegt und die ideale Ansicht von demselben geltend zu machen und die anderen, an demselben Betheiligten zu einer gleichen Ueberzeugung und einem ihr gemäßen thätigen Verhalten zu bewegen sucht, entsteht die Rede im engeren Sinne, die mithin die Erfüllung der Abhandlung ausmacht, — wodurch die Uebungen für die dritte Entwickelungsstufe in die durch die gedachten beiden Gattungen näher bestimmten Unterabtheilungen zerlegt werden.

Wenn das Märchen und die Fabel (μῦθοι) dem Wesen das Epos, die Schilderung dem der Lyrik entsprach, so liegt es auf der Hand, daß die Rede, in der die Abhandlung eben so implicirt ist wie in der Schilderung die Beschreibung, dem Drama entspricht, als welchem ebenfalls die Darstellung des Verhältnisses eines Besonderen zu einem Allgemeinen und die daraus entstehenden Conflicte zu Grunde liegt.

Es ist aber eben so augenfällig, daß in der Abhandlung und Rede als stilistischen Uebungen die Topik immer schwieriger von dem Lehrer dem Schüler gegenüber zu handhaben ist, weil des letzteren Selbstproduction immer mehr in Anspruch genommen ist, und das concrete Ganze, von dem man auszugehen hat, immer mehr ein blos ideales Gesammtbild ist. Der Lehrer muß hierzu mit einer psychologischen Divinationsgabe sich in den Empfindungs- und Anschauungskreis des Schülers zu versetzen wissen und von dem Bilde, das er sich selbst innerlich von dem Ganzen entworfen hat, und das natürlicher Weise mehr Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit haben wird, das der Schüler zu ergänzen, überhaupt aber ihm den einfachen Gedankeninhalt der Abhandlung (auch oft Chrie genannt) oder der Rede (Enthymem) recht lebendig in die Sinnlichkeit und Unmittelbarkeit zurückzuversetzen wissen, — wie wir dies an einem andern Orte näher darzulegen gedenken: sonst aber ist das topische Verfahren kein anderes als das vorhin beschriebene.

Auch bedarf es nun wol nicht mehr der besonderen Nachweisung, wie sich in diesen Uibungen die sittlich-religiöse sowol als die allgemein-stilistische Bildung abschließt, wenigstens ihrer Form nach, und was hierzu durch eine solche Methode geleistet zu werden vermag. Denn auf der ersten Stufe wurde das Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen meistens noch durch das bloße Gefühl getragen, auf der zweiten mußte die Bildung der Verstandesthätigkeit etwas einseitig vorwiegen: jetzt aber wird der Schüler zu dem deutlichen Bewußtsein von diesem Verhältniß überhaupt sowol als zu dem eines einzelnen Gedankenganzen geführt und genöthigt, sich selbst dem großen Weltganzen und seine einzelnen Gedanken in Beziehung auf ein einzelnes Gedankenganzes von sich aus

einzuordnen und so erst sich fähig zu machen, die eigentlichen Gesetze der Disposition zu empfangen und zu erkennen. Und wenn wir bedenken, wie alles Schöne, Gute und Wahre, das in der Wirklichkeit ist und erscheinen soll, erst im Gedanken und in der Idee geschaffen sein muß, so erhellet von selbst, von welcher erziehenden Wichtigkeit eine solche stilistische Methode für alle Folgezeit sein muß. Und nicht minder erkennt sich, wie in der Befolgung dieser Methode der Heuristik so wie der Vorübungen zu einem freiesten Gebrauche derselben durchaus etwas Absolutes liegt.

Dann erst, wenn nun auch die Gattungen der Abhandlung und der Rede hinlänglich in dieser strengeren heuristischen und topischen Form geübt sind, kann man dem Schüler in seinen Aufsätzen sich selbst überlassen und ihm ganz freie Aufsätze machen lassen, — wie man dies auch schon von der zweiten Stufe an hin und wieder thun mag, ohne es gerade schulmäßig und disciplinarisch von ihm zu fordern und ohne in besondere Kritiken solcher Aufsätze einzugehen, sondern mehr um die Selbstthätigkeit des Schülers zu spornen und zu üben, und um ihn innerlich besser kennen zu lernen.

Ohne jene Uebungen aber wird die Anleitung zur Gedankenbildung und die Zucht (disciplina) der Gedanken und der Fantasie nicht vollständig, und selbst der geniale Geist darf für unsre und die kommenden Zeiten nicht hoffen, auf einem kürzeren Wege zur Bildung eines wahrhaften Idealstils zu gelangen. Wie dies der große Meister des Stils — Göthe — auch schon eingesehen, bestätigt er hinlänglich in jenem didaktischen Sonnette:

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden,
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
So ists mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Zweites Kapitel.

Von der logischen Anordnung und Verwendung des Stoffs oder von der Disposition.

§. 69.

Einleitung.

Durch die Meditation und die topische Heuristik ist nun zwar aller dem besonderen Zwecke des Schreibens entsprechender, in dem Ideal- oder Augapfelbilde des Ganzen liegender Inhalt aufgefunden und in Gedanken verwandelt worden, d. h. es hat sich der in jenem Bilde nur als Totalität liegende Inhalt in seine ihm integrirenden Besonderheiten in der Form von Gedanken äußerlich herausgesetzt oder es hat sich durch die heuristische Thätigkeit, die, wie wir sahen, dieselben Momente als die sprachschaffende überhaupt an sich hat, das vorher blos Innerliche nun als ein Aeußerliches exponirt. Dies ist indeß nur überhaupt, und in der Weise geschehen, daß die Allgemeinheit des Inhalts stufenweise zu dem immer Besondreren herabgestiegen und bis zu dem Puncte angekommen ist, wo er der Wirklichkeit am nächsten steht. Wenn hierdurch aber auch die Summe des Ganzen in einer stufenartigen Ordnung vorliegt, und wenn auch jede Einzelheit ihren Bezug auf das Ganze in sich trägt, so haben diese Einzelheiten doch keineswegs diejenige Beziehung auf einander an sich ausgedrückt, in der sie der Idee des Ganzen nach stehen, und sie geben also in ihrer Zusammenfassung keineswegs die Figur und Gestalt ab, die das ideale Keimbild zeigte. Da nun aber die in dem Zwecke gegebene Anspannung der geistigen Thätigkeit nicht eher sich erlediget, als bis das innerlich Angeschaute in der möglichsten Vollkommenheit ein diesem entsprechendes äußeres Ganzes wird, so sind die Acte der Production dahin angewiesen, den aufgefundenen Stoff nun in der Weise zu ordnen und zusammenzustellen, daß dadurch jene dem idealen Bilde durchaus entsprechende Gestalt entsteht, und diese Thätigkeit ist es, welche man mit dem gemeinschaftlichen Namen der Disposition (Oekonomik, I. §. 121. S. 433) belegt.

Insofern die Heuristik ein Auffinden des in der einfachen Totalität der Anschauung liegenden besonderen oder unterscheidlichen Inhalts, also hauptsächlich ein Zergliedern, und die Disposition vorzugsweise wieder ein Zusammensetzen des besonders Unterschiedenen oder des Elementarischen ist, kann man freilich sagen, daß die Heuristik ein analytisches, die Disposition ein synthetisches Verfahren bezeichne und ausmache. Aber insofern die letztere die verschiedenen Beziehungen der Einzelheiten untereinander aufzufinden hat, und hierzu gehört, daß ich stufenweise aufwärts immer mehr Elemente in einer idealen Einheit zusammenfasse, bis endlich das gesuchte Gesammtbild wieder erscheint, so ist sie nicht

minder eine Production als auch die Heuristik oft vorzugsweise so genannt wird, und der Unterschied liegt nur darin, daß die Elemente des Schaffens schon gegeben sind und die Production in geistigerer Weise und auf einer höheren Stufe vor sich geht. Ihren Momenten nach aber besteht auch diese Thätigkeit aus keinen andern als die wir in der Heuristik eben so wol als bei der Schaffung des Sprachmaterials gefunden haben, nur daß sie, zu jenen Anfangspuncten herabsteigend, immer einfacher ist. Dort wie hier finden wir als das erste Moment den Eindruck oder die Anspannung, nachher Zweck, endlich Idee des besonderen Ganzen; als das zweite die energische Thätigkeit der Subsumirung des Besonderen unter das Ganze und als das dritte die hieraus hervorgegangene Gestaltung oder das Schaffen selbst als etwas ins Aeußerliche Tretende. Da aber diese drei Momente nicht in getrennter Thätigkeit vorkommen, das erste nur das äußerlich gegebene, das letztere nur das nach außen fortgesetzte von dem ist, was die innerliche Thätigkeit vollbracht hat, so kommen wir immer wieder auf das Unterwerfen des Besonderen unter das Allgemeine und das Zusammenfassen desselben unter eine lebendige Einheit als das eigentlich Schaffende alles Lebens so wie hier alles Sprachlichen insbesondere zurück, und erkennen es also auch für die Disposition als lebendiges Princip.

So gut aber die Schaffung des Sprachmaterials überhaupt eben so wie die Auffindung des geeigneten Stoffs zu einem bestimmten Zweck und einer bestimmten Idee mit einer absoluten Nothwendigkeit vor sich ging, eben so vollbringt sich auch dies Geschäft der Disposition mit einer solchen, und es muß daher auch möglich werden, allgemein giltige Gesetze für die beste Vollbringung derselben aufzustellen. Und diese werden sich nothwendig ergeben müssen, wenn wir jenes allgemeine Princip der Subsumtion zunächst den besonderen idealen Zwecken des Schreibens und der unendlichen Möglichkeit der hierbei geschaffenen Idealanschauungen gegenüberstellen; der Inbegriff dieser Gesetze aber macht dann die **Dispositionslehre** aus.

Wenn nun angenommen wird, daß die aufgefundenen concreten Topen bereits in Begriffs- und Gedankenform umgestaltet und so notirt worden sind; auch das concrete Gesammtbild dieselbe Form angenommen hat und so zum Thema geworden ist; und wenn ich nun das Princip der Subsumtion an das Thema und durch dieses an das Gesammtbild, das zwar jetzt etwas zurücktritt, mir aber doch in diesem Hintergrunde immer gegenwärtig bleiben muß, anlege; und zugleich den besonderen Zweck des Schreibens mir vergegenwärtige, so muß ich nothwendig auf einen Punct im Gesammtbilde und auf einen Begriff im Thema kommen, den ich als den hauptsächlichsten anerkenne, und dem mithin alle anderen Puncte oder Begriffe untergeordnet sein müssen. Er ist mithin derjenige, dem aller andrer betreffender Stoff, nur in der verschiedensten Abstufung, unterworfen ist, und den ich daher in den Mittelpunct des Ganzen hinstellen muß. Denn indem ich einmal weiß, daß ein Punct im Gesammtbilde, ein Begriff im Thema der allgemeinere oder hauptsächlichste sein muß, so darf ich nur, wenn er mir nicht sogleich von selbst

hervorspringen sollte, mich fragen, ob dieser oder jener andre das gedachte Hauptverhältniß zu dem Sinne des Ganzen an sich trage oder nicht, um zuletzt mit Nothwendigkeit auf den richtigen zu kommen. Und so viel Verstand und Urtheilskraft wird freilich vorausgesetzt, um dies unterscheiden zu können. Dies Verfahren bleibt sich gleich, wenn das Thema selbst nur aus einem einzigen Begriffe bestehen sollte. Denn in dem gesammten Umfange desselben liegt immer wieder auf dieselbe Weise ein Hauptpunct, den ich sonach aufzufinden habe. Liegt z. B. das obige Thema vor: „Worin besteht die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten," so kann es kaum jemand entgehen, daß der Hauptbegriff in Liebe und zwar in wahrer Liebe liegt, die nur durch Subject und Object näher bestimmt ist, und daß die Exposition des Ganzen hauptsächlich auf der des in diesem Begriffe liegenden Inhalts verweilen müsse, — was wir den Hauptaccent des Ganzen nennen. Oder wenn wir, wie vorhin, den Begriff des „reichsten Fürsten" zum Thema haben, so kann es niemanden entgehen, daß, da ein Fürst an sehr verschiedenen Dingen reich sein kann, durch den Besitz eines gewissen Gutes aber in der That der reichste wird, die Auseinanderlegung dieses Besitzes mithin auch der Hauptbegriff sein, und der ganze Aufsatz sich nach der Individualisirung desselben hinbewegen muß.

Wenn wir aber sagen, dieser Hauptbegriff müsse in die Mitte gestellt werden, so heißt das so viel, daß nicht nur aller in ihm liegender Inhalt, insoweit er dem Sinne des Thema's und dem Zwecke des Schreibens entspricht, entwickelt und individualisirt werden muß, so daß er in der That im Verhältniß zu dem übrigen Stoffe die größte Breite der Ausdehnung einnimmt, sondern daß auch aller anderweiter Inhalt sich nur auf ihn zurückbeziehen und in ihm seine Einheit haben muß. Er ist das Panier, das nun aufgepflanzt ist, um den sich aller aufgefundne Stoff zu sammeln, auf seinen Wink zu ordnen und lediglich nach ihm aufzuschauen hat.

Weil aber eben nicht aller möglicher, in dem Hauptbegriffe liegender Inhalt, sondern dieser nur insoweit auseinandergesetzt werden darf, als er dem Zwecke des Aufsatzes und dem Sinne des Thema's entspricht, so kommt hier gleich außerordentlich viel darauf an, wie das Thema selbst gestellt ist, oder in welchem Verhältnisse der Hauptbegriff zu dem Sinne des Ganzen steht, und der leiseste Fehler gegen die Genauigkeit in der Auffassung der logischen Form des Thema's wächst natürlich später ins Große aus wie der Schnitt in die Rinde eines Baumes, und ist ohne Zerstörung des Ganzen nicht wieder gut zu machen. —

In dem Hauptbegriffe liegt nun aber, so gut wie in jedem Begriffe, ein Allgemeines und ein Besonderes einfach zusammengeschlossen, denn ein Begriff besteht ja eben in dem Zusammenfassen von Besonderem unter die Einheit eines Allgemeinen, und da es gerade der Zweck des Aufsatzes ist, das Verhältniß des in dem Hauptbegriffe liegenden besonderen Inhalts zu seiner Allgemeinheit oder seiner Idee in Worten herauszusetzen und aufzufinden, so muß ich also wiederum die Operation der Subsumirung anwenden und den

allgemeinen Begriff von dem besonderen aus jenem Hauptbegriffe ausscheiden und den ersteren über den letzteren setzen. Denn der allgemeinere ist der höhere und er muß den besonderen nicht nur überhaupt in sich fassen, sondern auch dessen Voraussetzung sein. Wenn dies aber geschehen ist, so muß der besondere Begriff zugleich in dem allgemeinen reflectiren, weil beide einmal in Bezug auf einander gesetzt sind, und hierdurch muß sich ein dritter Begriff ergeben, der eben das vermittelte Verhältniß von beiden zu seinem Inhalte hat. Auf diese Weise ist aber gefunden, was gesucht wurde, nämlich die Aufzeigung des Gegenstandes in seinem idealen Lichte oder Verhältnisse, und zwar blos dadurch, daß das Princip der Subsumtion thätig an den Inhalt des Hauptbegriffs herangebracht worden ist.

Die Aufzeigung besteht indeß nur noch darin, daß ich den den Hauptbegriff voraussetzenden und den aus der In-Bezug-Setzung von beiden mit Nothwendigkeit folgenden aufgefunden habe. Alle drei stehen zwar in dem innerlichsten Connexe mit einander und sind auseinander hervorgegangen: dennoch aber sind es eben nur Begriffe und schweben als solche gewissermaßen in der Luft, weil ihrem Inhalt noch keine Beziehung auf ihr Sein oder ihre Realität gegeben ist.

Ich darf daher nur wiederum das Princip der Subsumtion thätig an jeden derselben mit dieser Beziehung anlegen, um den allgemeineren Inhalt als Prädicat aus ihnen hervorzulocken, und so erhalte ich drei Urtheile oder Sätze, die in demselben Verhältnisse als vorher die Begriffe zu einander stehen, und in der Form, die ihnen daher inwohnt, einen beweisenden Schluß oder Syllogismus ausmachen, und zwar einen Schluß nach der ersten aristotelischen Figur, auf die sich bekanntlich die anderen Schlußfiguren immer zurückführen lassen, und die eben so bekannt genug in der Formel: „wenn a dem b gleich ist und b dem c, so ist auch a dem c gleich," besteht.

Ich locke aber ein Prädicat aus dem Subjecte hervor, wenn ich die wesentlich in ihm liegenden Eigenschaften als Thätigkeiten desselben auffasse und ausspreche, — welche dann gleichsam seinen Dunstkreis oder seine Sphäre mit Beziehung auf die Wirklichkeit angeben, und daher allgemeiner sind als das Subject. Denn wenn ich z. B. den Begriff Wasser habe, so liegt das fließen als wesentliche Eigenschaft in demselben, die ich ihm durch das Urtheil als Thätigkeit prädicire. Freilich kann ich auch ihm nicht nothwendige Thätigkeiten zuschreiben, aber doch dürfen sie seinem Wesen nicht widersprechen, und das logische Verhältniß bleibt immer dasselbe.

Indem ich also den drei Grundbegriffen des Ganzen die Form eines logischen Schlusses gegeben habe, in welchem der Hauptbegriff die Stellung des Mittelgliedes oder der zweiten Prämisse (Untersatz, terminus minor); der aus ihm entwickelte allgemeinere die Stellung des Vordersatzes oder der ersten Prämisse (terminus major) und der aus beiden gefolgerte Begriff die Stellung des Schlußsatzes (conclusio) angenommen hat, ist zugleich der Beweis des Ganzen in seiner kürzesten Form ausgesprochen. Denn

gesucht wurde ja eben weiter nichts als das Verhältniß, in welchem der Gegenstand zu seiner Idee steht. Indem diese aber von jenem ausgesondert und ihm gegenübergestellt worden ist, hat er sich in ihr spiegeln und zu erkennen geben müssen, wie er sich zu ihr verhält, d. h. in wiefern er ihr entspricht oder nicht entspricht u. s. w., — was wiederum nichts anders heißt, als daß bewiesen worden ist, daß er so oder so beschaffen sein müsse, wenn er seiner vernünftigen Idee entsprechen solle.

Freilich wird zur vollkommenen Richtigkeit eines solchen Schlusses oder Beweises nicht nur vorausgesetzt, daß kein Fehler in der formellen Fassung desselben vorgegangen ist (worüber I. §. 117—119 einige nähere Andeutungen gegeben sind), und daß der Hauptbegriff selbst in seiner Vollständigkeit und Klarheit vorliegt (worüber I. §. 115 und 116 zu vergleichen), sondern daß auch die aus dem letzteren entwickelte Idee der Idee des Geistes vollkommen entspreche, — was sich durch eine Gegenüberstellung der besonderen und der allgemeinen Idee gleichfalls mit Nothwendigkeit ergeben muß. Wenn aber hierüber kein Zweifel obwaltet, so hat auch der Beweis einen Zwang zu seiner Annahme und das ganze Verfahren ruht auf einer absoluten Nothwendigkeit.

Greifen wir zu unserm Beispiel zurück, das es mit der Untersuchung zu thun hatte, worin die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten bestehe, und hätten wir darin den Begriff der Liebe, näher der wahren Liebe, als Hauptbegriff aufgefunden, so liegt er uns zunächst ganz einfach, d. h. ohne Unterschied seines besonderen und allgemeinen Inhalts vor. So wie ich aber diesen Unterschied durch Anlegung unsres Princips einsetze, so bekomme ich erstens den Begriff der wahren Liebe überhaupt als den allgemeineren, der jede besondere oder concrete wahre Liebe in sich einschließen muß, und zweitens die Liebe der Unterthanen gegen ihren Landesfürsten als den besonderen, und drittens durch die Beziehung des zweiten auf den ersten den dritten, nämlich der wahren Liebe der Unterthanen rc. als den gesuchten.

Indem ich aber nun weiter die wesentlichen Merkmale der beiden ersten Begriffe aufsuche und sie als Thätigkeiten von ihnen aussage, erhalte ich ungefähr folgende Urtheile oder Sätze: die Liebe besteht in der freien praktischen Unterordnung meiner einseitigen Interessen unter die des Andern; die wahre Liebe in der wahrhaft freien (durch allgemeine Beweggründe geleiteten) Unterordnung meiner einseitigen Interessen unter die des Andern (als eines des Geistes fähigen Wesens). Die Liebe der Unterthanen gegen den Landesfürsten besteht in der freien praktischen Unterwerfung ihres Willens unter den des Landesfürsten (zu welcher Unterwerfung auch jede Art von Aufopferung und jedes Zeichen davon rc. gehört). Stelle ich nun diese beiden Gedanken in ein solches Verhältniß zu einander, daß der erstere als der den Gegenstand allgemein, der zweite als der denselben im besonderen umfassend erscheint, so erhalte ich mit Nothwendigkeit den dritten, der den besonderen Gegenstand im Reflexe seiner Idee oder seines allgemeinen Verhältnisses aufzeigt, und der also im Zusammenhange mit den beiden ersten so lauten würde: Da die

wahre Liebe in der durch allgemeine Beweggründe geleiteten freien und neigungsvollen praktischen Unterordnung meiner einseitigen Interessen unter die des Andern, als insofern er ein des Geistes fähiges Wesen ist, besteht; und da die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der thätigen Unterwerfung ihres besonderen Willens unter den des Landesfürsten überhaupt besteht: so folgt, daß die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der durch allgemeine Beweggründe geleiteten freien Unterwerfung oder Aufopferung ihres besonderen Willens unter den Willen des Landesfürsten besteht, als insofern dieser Wille selbst wiederum allgemeiner oder geistiger Natur ist, oder mit andern Worten: als er auf das allgemeine Wohl der Unterthanen gerichtet ist.

Dies wäre die erste freilich nur ganz allgemeine Form, welche die Ausarbeitung des gedachten Thema's anzunehmen hätte; aber in dieser Allgemeinheit hat sie auch eine absolute Nothwendigkeit, und alle Aufsätze des Idealstils, Reden oder geschichtliche Darstellungen 2c. müssen sich zuletzt auf einen ähnlichen Schluß zurückführen lassen, — wenn ein solcher auch nicht immer im Bewußtsein des Schreibenden gelegen hat, — wie wir dies im weiteren Verfolge der Compositionslehre auch noch näher erkennen.

§. 70.

Fortsetzung.

Obgleich nun aber die erste allgemeine Form gegeben und eine erste allgemeine Disposition des Stoffs vorgenommen ist, so liegt es doch auf der Hand, daß sie dem Augapfelbilde noch viel zu fern steht, als daß man von ihr aus unmittelbar zur Ausarbeitung des Einzelnen fortschreiten könnte: vielmehr sind ja nur einige Linien gezogen, die die Figur des Ganzen andeuten, keineswegs läßt sich aber dieses selbst nach dem Umfange seiner Haupttheile erkennen, und das Innere ist noch leer. Die drei Sätze, aus denen das Ganze bestehen soll, sind sich an Werth, Umfang und Ausdehnung bis jetzt noch ganz gleich: ein einziger Blick aber zeigt, daß, wenn ich mir das Idealbild vergegenwärtige, dies nicht der Fall sein darf, und daß vielmehr der mittlere einen viel größeren Raum einnehmen muß. Nicht minder zeigt sich, daß der in ihm liegende reale oder besondere Inhalt noch keineswegs zur Genüge hervorgetreten ist, daher denn auch der Schluß nur zu einem ganz allgemeinen Resultate geführt hat, und schon von hier aus werde ich einsehen, daß je vollständiger der Inhalt des Mittelgliedes entwickelt ist (unserm Beispiele nach, worin sich die Liebe der Unterthanen gegen den Landesfürsten überhaupt und gewöhnlich kund gibt), je tiefer und stärker wird auch die Reflexion desselben in der ersten Prämisse, und je vollständiger denn auch das Resultat im dritten Gliede sein.

Wenn daher die Andeutung der bisherigen Disposition auf drei Haupttheile des Ganzen zwar ganz richtig ist, und eine solche Eintheilung der Grundlage nach vorgenommen, respective beibehalten werden muß, so muß doch auch noch eine speciellere

Disposition des Stoffs vorgenommen werden, welche uns jene Haupttheile deutlicher nach dem Umfange und Inhalte und nach dem Zusammenhange in die Hand liefert, den sie in der Idealgestalt des Ganzen einnehmen: mit einem Worte, es muß eine Disposition im engeren Sinne im Gegensatze zu der eben behandelten im weiteren Sinne geben, welche letztere, weil ihr Wesen in einer rein logischen Operation besteht, wir auch die logische nennen können im Gegensatze der ersteren, die, weil ihr Wesen auch schon die rhetorischen Forderungen berücksichtigen muß, als die rhetorische bezeichnet werden darf, wenngleich ihre Verrichtung die logische Thätigkeit, keineswegs ausschließt.

Eben so aber wie sich die logische und rhetorische oder die besondere und allgemeine Disposition durch Anlegung unsres Princips von der Subsumtion des Besonderen unter das Allgemeine ergibt, und wie jene erstere unter der letzteren enthalten sein muß: eben so werden sich durch Anwendung desselben Princips auch die inneren Unterschiede und die Verrichtungen ergeben, die in der Disposition im engeren Sinne liegen.

Thun wir dies aber zunächst in Hinsicht auf das Mittelglied, mit dem wir deshalb beginnen müssen, weil wir es als den organischen Keimpunct des Ganzen erkannt haben, so besteht das allgemeine desselben eben in der ausgesprochenen Summe seines gesammten Inhalts: der besondere dagegen muß zunächst in den einander coordinirten Haupttheilen liegen, aus welchen der einzelne, in der Wirklichkeit gegebene Inhalt zusammengesetzt ist. Hierzu vergegenwärtigt man sich allen den durch die heuristische Thätigkeit bereits aufgefundenen, hierher gehörigen Stoff, überhaupt aber alle aus der Wirklichkeit entgegenkommenden und durch die Erfahrung irgendwie wahrgenommenen Einzelheiten, insofern sie dem vorliegenden Inhalte entsprechen. Diese faßt man unter gewisse Gemeinschaftlichkeiten oder Hauptpuncte zusammen und diese geben dann die eigentlichen Theile dessen, was wir die Abhandlung im engeren Sinne zu nennen haben, und dessen Theile die inneren Glieder desselben bilden. Die Verrichtung des Auffindens oder Bildens solcher einander coordinirten Theile oder innerer Glieder nennt man herkömmlicher Weise die Vertheilung oder Partition, — über welche Verrichtung oben (I. §. 122) einige nähere Winke gegeben sind. Wie viel solcher Theile sein sollen, hängt begreiflicher Weise ganz von dem Stoffe selbst ab: doch müssen ihrer mindestens zwei, sonst aber so wenig als möglich sein.

Indeß wird sich bei einem solchen Aufsuchen der Theile meistens auch finden, daß gewisse Einzelheiten sich unter einen gemeinschaftlichen Punct zusammenfassen lassen, der aber nicht dem gesammten Inhalte des Mittelgliedes, sondern eben nur einem der Haupttheile desselben zukommt und ihm demgemäß untergeordnet ist, und dies kann und wird in mehrfacher Weise der Fall sein, und sich auch noch nach untergeordneteren Gemeinschaftlichkeiten verfolgen lassen. Diese Art der dispositorischen Verrichtung heißt herkömmlicher Weise die Abfachung oder Division, auch Disjunction, — über welche gleichfalls schon früher (I. §. 123) die nöthige weitere Auskunft gegeben ist.

Durch diese beiden Verrichtungen, wenn sie bis zur völligen Umfassung des Gegenstandes fortgesetzt werden, tritt nun die Individualität desselben hinlänglich hervor und der Inbegriff der partitiven und disjunctiven Haupt- und Nebenpuncte, die also immer noch Allgemeinheiten des Einzelnen sind, machen zusammen bis jetzt die rhetorische Disposition der eigentlichen Abhandlung oder des Leibes des Ganzen aus.

Auf unser Beispiel angewandt und mit Rücksicht auf den durch die Heuristik bereits (II. §. 61—63) aufgefundenen Stoff könnten wir da ungefähr, und ohne Anspruch auf Erschöpfung und vollkommene Ergreifung des Gegenstandes sagen: Die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten besteht oder gibt sich kund entweder mittelbar oder unmittelbar. Denn wenn das Land ein irgend großes ist, so kommen die bei weitem meisten der Unterthanen selten oder gar nie dazu, ihrem Fürsten Liebe zu erweisen wie etwa ein Mitglied der Familie dem andern erweis't. Indem es sich aber hier darum handelt, die verschiedensten Arten der Liebeserweisung der Unterthanen gegen ihren Fürsten aufzuführen, alle möglicherweise denkbaren aber entweder der einen oder der andern Kategorie zugehören müssen, so habe ich in der That die oberste Partition vollbracht, und kann sagen, daß die Abhandlung hiernach in zwei Haupttheile zerfallen müsse.

Was aber die Stellung derselben betrifft, so gilt bei aller stofflichen Aufführung, hauptsächlich aber bei der der Beweise aus leicht begreiflichen Gründen das Gesetz, daß das Schwächere dem Stärkeren voranstehen muß. Wenn ich nun annehme, daß in den unmittelbaren Liebeserweisungen sich ein solcher Affect stärker und drastischer aufzeigt, so werde ich also zunächst mit der Darlegung der mittelbaren beginnen.

Schaut man aber darauf, worin sich weiter die Liebe (mittelbar oder unmittelbar) von dem einem zum andern kund gibt, und wendet dies auf den vorliegenden Fall mit steter Hinsicht auf den aufgefundenen Stoff und auf den Zweck und das Thema des Aufsatzes an, so wird es niemanden entgehen, daß sich die eine wie die andre entweder in Gesinnung überhaupt oder in Worten oder in Handlungen kund gibt, in denen ich mich und mein persönliches Interesse dem geliebten Gegenstande energisch unterordne. Diese drei neuen Kategorien, die also für jeden der beiden Haupttheile anwendbar sind, bilden sonach in Beziehung auf diese eine Division, unter sich selbst eine Partition.

Und wenn ich nun weiter fortschreitend untersuche, wie sich erst mittelbar dann unmittelbar die betreffende Liebe in Gesinnung, in Worten und in Thaten äußert, so komme ich nun wieder auf neue Divisionen in Hinsicht auf die übergeordneten Kategorien und auf neue Partitionen in Hinsicht auf die neu aufgefundenen untergeordneten 2c. die dann die einzelnen Fälle in sich enthalten müssen, wie die Wirklichkeit sie bietet. Der Inbegriff dieser Partitionen und Divisionen bildet nun die vollständige Disposition oder innere Gliederung, oder das ausgeführte Schema der Abhandlung im engeren Sinne und enthält

den vorhin nur empirisch aufgefundenen heuristischen Stoff in geistiger, classificirter Weise, d. h. mit der bestimmten Beziehung auf das Ganze.

Schon im voraus ist übrigens hier daran zu erinnern, daß die Classification bei der Ausführung des Ganzen nicht allzu streng ihre Kategorien festzuhalten hat, weil sonst der Schein einer starren Systematik hervorgerufen werden würde, der aus andern, in dem folgenden Kapitel sich entwickelnden, Gründen zu vermeiden ist.

Gehen wir aber mit unserm Princip der Subsumtion von dem Mittelgliede zu der ersten Prämisse oder zu dem Vordersatze des durch die Disposition im engeren Sinne gewonnenen Syllogismus, so ergibt sich folgendes.

Die Prämisse spricht, wie wir sahen, den Inhalt im allgemeinen aus, den das Mittelglied im besonderen ausspricht; in unserm Beispiele die wahre Liebe überhaupt und die besondere Liebe der Unterthanen gegen ihren Fürsten überhaupt. Versetze ich mich nun aber blos in den Inhalt der Prämisse, und suche da den Unterschied des Besonderen und Allgemeinen und das Enthaltensein des ersteren unter dem letzteren, so bleibe ich zwar im Allgemeinen in Vergleich gegen den Inhalt des Mittelgliedes, aber innerhalb des in der Prämisse gegebenen Inhalts muß derselbe Unterschied von neuem hervortreten und zwar als die Negation der gegebenen Position, — hier insbesondere die blos natürliche Liebe als der unwahren im Gegensatz der geistigen als der wahren. In dem Begriffe der wahren Liebe ist es ganz gleichgiltig gelassen, ob darin noch ein weiterer Unterschied liegt oder nicht: jetzt aber tritt dieser gesetzte Inhalt nach den Seiten seiner Allgemeinheit und Besonderheit dadurch heraus, daß er zu erkennen gibt, wie in der Wirklichkeit eine Liebe existire, die keine wahre sei. Mit einem Worte: in der Exposition ihres Inhaltes muß ebensowol ausgedrückt sein, was wahre Liebe ist und was keine solche ist. Die letztere ist aber in der ersteren nicht nur begriffen, sondern ihr auch subsumirt. Denn sie kommt in der Wirklichkeit vor, und ist schon hierdurch die Besonderheit einer ihr gegenüberstehenden und sie in sich fassenden Allgemeinheit.

So bekäme ich also wieder zwei Theile für den Inhalt der Prämisse, deren Kategorien die der Negation und Position sind. Unter beiden könnte ich dann vielleicht wieder mehrere partitive oder disjunctive Puncte auffinden, unter denen, und zwar unter der ersten die Einzelheiten zusammengefaßt wären, welche die nicht wahre oder blos natürliche Liebe, unter der zweiten dagegen die, welche blos die wahre oder geistige Liebe ausmachen, — was wir hier nicht weiter ausführen wollen. Alle die dabei aufzufindenden Puncte würden begreiflicher Weise eine Correspondenz behalten, und den allgemeinen Kategorien der Negation und Position entsprechen, — was dann freilich wieder eine Verdichtung nicht nur zuläßt, sondern sogar nöthig macht, wovon später das Nöthige erinnert werden wird: immer aber ist es zweckmäßig, sich hier die Operation in ihrer ganzen Ausdehnung erst vorstellig zu machen. Wir halten daher nur fest, daß sich uns durch

die Anwendung des Princips der Subsumtion die Classification alles dessen ergeben hat, was natürliche und was geistige Liebe ist.

Was aber den Schlußsatz betrifft, welcher die wahre Liebe der Unterthanen gegen ihre Landesfürsten in sich enthält, so findet, weil er das Product des besonderen und allgemeinen Inhalts der beiden Prämissen in einfacher Zusammenfassung selbst ist, das Princip der Subsumtion auf ihn keine weitere Anwendung, als daß ich mir den einzelnen darin begriffenen Inhalt gleichfalls nach seinen partitiven und disjunctiven Haupt- und Nebenpuncten classificire und hierdurch zugleich individualisire und verdeutliche.

Hiermit sind die zur Vollendung der Disposition im eigentlichen Sinne nöthigen Vorarbeiten geschlossen, und ich kann nun an die Vollendung dieser selbst Hand anlegen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was wir bis jetzt durch die Disposition gewonnen haben, so ist es dies:

In der Disponirung der ersten Prämisse haben wir den allgemeinen Inhalt des Gegenstandes oder diesen in der Sphäre seiner Allgemeinheit und zwar nach seiner negativen und seiner positiven Seite: im Beispiele, was die natürliche und die geistige oder wahre Liebe überhaupt ist.

In der Disponirung der zweiten Prämisse haben wir den gesammten Inhalt des Gegenstandes in seiner Besonderheit, und zwar ohne Reflex im Allgemeinen oder ohne das ideale Licht: im Beispiele, was die natürliche und erfahrungsmäßige Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten ist.

In der Disponirung des Schlußsatzes endlich haben wir den gesammten Inhalt des Gegenstandes in seiner Besonderheit und zwar im Lichte des Allgemeinen oder seiner Idee, — was das Gesuchte ausmachte: im Beispiele: worin die wahre oder geistige Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten besteht.

In dieser Ordnung aber können die verschiedenen Theile und Glieder des Ganzen nicht bleiben.

Da es nämlich in jedem Aufsatze des Idealstils Zweck ist, irgend einen Gegenstand in seinem idealen Lichte darzustellen und hierdurch direct oder indirect zur Verwirklichung desselben in dieser seiner allgemeinen Wahrheit beizutragen, so muß es also nothwendiger Weise zunächst darauf ankommen, den Gegenstand in der Unvollkommenheit seiner Besonderheit aufzuzeigen, und ich muß mithin von dem Inhalte der zweiten Prämisse ausgehen und diesen so deutlich und individuell bestimmt als möglich darstellen, — wohlzumerken aber nicht um dessentwillen selber, sondern lediglich in der Absicht, seine in der Wirklichkeit sich kund gebenden Unangemessenheiten und Mängel dadurch aufzuzeigen. Ich beginne also zwar mit Darlegung des Inhalts des Mittelsatzes, aber ich gebe denselben nicht in der ganzen disponirten Classification, sondern behalte davon nur so viel bei als zu dem gedachten Zwecke dienlich ist, — wobei es sich von selbst findet, daß ich die betreffendsten, d. h. diejenigen Puncte auswähle, durch die sich mir die Besonderheit

des Gegenstandes in seiner wirklichen Lage am nächsten vergegenwärtigt und wodurch ich ihn am deutlichsten in seiner Unangemessenheit erblicke.

Weil nun aber durch die Darlegung der Besonderheit eines Gegenstandes in dem gedachten Zwecke der Zuhörer oder Leser zugleich zu dem hingeleitet wird, was eigentlich der Zweck des Schreibens ist, — nämlich die Darlegung des besonderen Gegenstandes in seinem idealen Lichte oder in dem Reflexe seiner Allgemeinheit, so nennt man diesen so zugerichteten oder disponirten Theil des Ganzen die Einleitung, und es müssen daher auch besondere Gesetze geben, nach denen eine solche am besten aus dem vordisponirten Inhalt zu gestalten sei.

Indem aber der Zuhörer oder Leser nicht nur unterrichtet ist, wie sich ein Gegenstand befindet, sondern auch, worin dessen Unvollkommenheiten liegen, so entsteht eine natürliche Spannung in ihm, zu erfahren, wie denn derselbe seiner Idee nach sein müsse und er erwartet daher von dem Darstellenden nicht nur eine solche, sondern auch der Gründe dazu. Diese Gründe aber oder Ursachen werde ich vorauszuschicken haben, weil sich dann die Folge oder der Gegenstand in der Einheit mit seiner Idee von selbst als glaubhaft, wahr und nothwendig darstellt, und der Inbegriff derselben macht die Beweisführung als den Kern des Ganzen aus. Während daher in der vorbereitenden Disposition im engeren Sinne die Individualisirung und Classificirung des Gegenstandes in seiner Besonderheit den Hauptaccent hatte, und den Keim- und Kernpunct oder die eigentliche Abhandlung ausmachte, erscheint jetzt die Beweisführung als eine solche, und der Inbegriff der Gesetze macht die Lehre von der Beweisführung oder eigentlichen Abhandlung aus.

Sie muß daher aus dem angegebenen Grunde nothwendig auf die Einleitung folgen, und zwischen dem Puncte, wo diese letztere aufhört, und die Beweisführung anhebt, muß ein Hauptangelpunct in der fortschreitenden Bewegung des Ganzen liegen, den man den Uebergang (transitus) κατ᾽ ἐξοχήν nennt. Nimmt man hierzu noch den Punct, wo die Beweisführung aufhört, und der Schluß anhebt, und wo gleichfalls ein solcher Uebergang von der einen zu dem andern stattfindet, als den zweiten in der Entwickelung und Darstellung des Ganzen mit Nothwendigkeit liegenden Hauptübergang, welcher letztere indeß minder bedeutend und schwierig zu gestalten ist als der erstere, und denkt man sich eine gesetzliche Anweisung von der besten Art, wie diese Uebergänge zu finden und zu bilden sind, so erhalten wir eine Lehre von den Uebergängen insbesondere und im Gegensatz gegen die Wahrheit, daß eigentlich jeder dem Ganzen integrirende selbständige Gedanke einen Uebergang zu dem folgenden bilden muß.

Ist aber jener erste Hauptübergang gefunden, so fragt es sich, wie die Beweisführung einzurichten und woher sie zu entnehmen sei? Da wir nun wissen, daß sich der Beweis ergab, wenn ich den Gegenstand in seiner Besonderheit reflectiren ließ in seiner Allgemeinheit; diese aber in dem Inhalte der ersten Prämisse der logischen Disposition

ausgesprochen ist, so darf ich diesen Inhalt nur in seiner bereits disponirten Classification vorführen, und zu jedem der partitiven und nach Ermessen auch der disjunctiven Haupttheile die Gründe oder Beweise hinzufügen. Denn diese Haupttheile machen eben so viele Behauptungen aus, und je vollständiger, tiefer und individueller diese ganze Classificaton gemacht worden ist, je leichter und deutlicher wird der besondere Gegenstand darin reflectiren und je überzeugender werden die dafür angeführten Gründe sein. Die Beweise selbst aber werde ich zunächst aus der Vernunft, aus allerhand positiven Bestätigungen, wie aus biblischen und aus Aussprüchen berühmter Männer, endlich aus der Geschichte und Erfahrung zu nehmen haben und durch alle diese Mittel darthun, daß die Behauptungen die richtigen seien und ihr Gegentheil zu dem Falschen, Schlechten, Unrechten &c. führe.

So wie daher in der vorbereitenden rhetorischen Disposition die Individualisirung des im Mittelsatze enthaltenen Inhalts den Hauptaccent hatte und den Leib des Ganzen ausmachte, so macht nun in der eigentlichen und letzten Disposition die Individualisirung des in der ersten Prämisse liegenden Inhalts den Leib des Ganzen aus, und ruht auf ihr der Hauptaccent desselben, so daß von ihrer Vollständigkeit, Deutlichkeit und Tiefe das vollständige Gelingen des Unternehmens zumeist abhängt.

Diese Beweisführung, die wir im Unterschiede von dem einfachen Syllogismus der blos logischen Disposition oder von dem blos logischen Beweise die rhetorische nennen müssen, unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er die Exposition desselben ausmacht, und in der Aufführung der darin liegenden Einzelheiten auch das blos empirisch Gegebene und mehr zufälligere nicht verschmäht: etwas dem Wesen nach anderes aber gibt sie durchaus nicht, und ihr Unterschied betrifft daher mehr das Verhältniß des Stofflichen so wie die Natur desselben.

Wenn nun aber auf diese Weise die Idee oder Allgemeinheit des Gegenstandes hinlänglich deutlich gemacht und durch Beweise befestigt ist, daß sie so sein müsse: dann hält man, nachdem durch einen passenden Gedanken der zweite Hauptübergang gemacht worden ist, den Gegenstand in seiner Besonderheit, und namentlich in seiner mangelhaften Besonderheit dieser seiner Allgemeinheit gegenüber, so daß also alle die Züge, durch welche er in seiner mangelhaften Besonderheit vorgeführt worden ist, hier wiederkehren und nun freilich ein andres Licht gewinnen. Denn nun springt von selbst in die Augen, wie seine Besonderheiten gestaltet sein müssen, wenn sie der Idee des Gegenstandes entsprechen sollen. Und wenn ich auch hier, wie man dies überall muß, die stärkeren Züge auf die schwächeren folgen lasse, dann gewinnt die Darstellung ein immer steigendes Gewicht, und bewegt sich nach einem immer befriedigenderen und abschließenden Ende zu.

Und wenn ich endlich, nach Ermessen der besonderen Gattung und des besonderen Zweckes des Aufsatzes, noch die Art und Weise andeute, wie dem Gegenstande jene ideale Gestalt in der Wirklichkeit gegeben werden könne; dann erfüllt sich das Ganze zu

seiner letzten Rundung dispositionsmäßig ab, und die einzelnen Hauptzüge der Einleitung correspondiren nicht nur mit denen des Schlusses, sondern auch beide mit denen der eigentlichen Abhandlung oder der Beweisführung.

Diesen letzteren Theil der Disposition aber, der also die Gegenüberhaltung des Gegenstandes in seiner Besonderheit gegen seine in der Abhandlung dargestellte und bewiesene Allgemeinheit enthält, werden wir nun den Schluß, und zwar wiederum im Gegensatz gegen den bloß einfachen Schlußsatz im Syllogismus oder der Disposition im engeren Sinne, den rhetorischen nennen müssen, der sich ebenso verhält wie der logische Beweis zu dem rhetorischen.

Hierdurch ist das Geschäft der Disposition beendigt, und ich kann nun mit Sicherheit an die eigentliche Ausführung oder an die sogenannte Amplification und Phrastik gehen.

Fassen wir aber die in dem ganzen Geschäfte der Disposition liegenden Begriffe zu einem Hauptbegriffe zusammen, so werden wir sagen können, daß die Disposition des Aufsatzes diejenige geistige Thätigkeit sei, durch welche dem heuristisch aufgefundenen und in Gedanken gefaßten Stoffe die dem Zwecke und der Idealgestalt des Ganzen entsprechende Form der Beziehung im allgemeinen oder den Hauptzügen nach, gegeben wird, und daß eine Dispositionslehre diejenige Lehre sei, welche die Gesetze und Vorschriften gibt, nach welchen sich diese Thätigkeit am sichersten und leichtesten vollziehen läßt.

Ziehen wir aber die darin liegenden verschiedenen Verrichtungen in besondere Betrachtung, so werden wir in diesem zweiten Kapitel der Compositionslehre im besonderen zu handeln haben

1) Von der Disposition im weiteren Sinne.
2) Von der Disposition im engeren Sinne, und zwar
   a) Von den Eingängen.
   b) Von den Uebergängen.
   c) Von der Beweisführung oder der eigentlichen Abhandlung.
   d) Von den rhetorischen Schlüssen.

§. 71.

Von der Disposition im weiteren Sinne.

Nach dem, was vorhin (§. 69) über die Entstehung, die Natur und die einzelnen Momente der Disposition im weiteren Sinne oder über die Bildung des heuristischen Stoffs zur Form eines Syllogismus gesagt ist, kann ein Zweifel über die absolute Nothwendigkeit der Bildung desselben behufs der Disponirung des gesammten heuristischen Stoffes und behufs der Composition überhaupt so wie über die Art und Weise des dabei

zu beobachtenden Verfahrens wohl kaum mehr stattfinden, und wir können uns daher darauf beschränken, nur noch einige Erläuterungen zu diesen beiden Puncten hinzuzufügen, und das Gesagte mit mehreren Beispielen zu erhellen und zu bestätigen.

Denn was den ersten betrifft, so ist es ja schon überhaupt, wie wir immer gesehen haben, der ideale Zweck der Sprache und aller sprachlichen Darstellung, die Gegenstände der Wirklichkeit in ihrem idealen Lichte oder Verhältnisse aufzuzeigen: wie viel mehr und bestimmter muß es daher der Zweck aller Aufsätze des Idealstils im besonderen sein! Im Syllogismus aber findet die einfachste Zurückführung jedweden Gegenstandes auf diese seine beiden Hauptmomente, — seine Besonderheit oder Natürlichkeit und seine Allgemeinheit oder Idee statt, — wodurch, wenn diese beiden Puncte einander gegenüber gerückt werden, ihre Spiegelung vor sich gehen und das gesuchte Resultat sich ergeben muß. Auf ein solches Zurückführen zum Einfachsten kommt aber bei der Masse des Stofflichen alles an, das mich sonst mit seinen Einzelheiten verwirrt und mir das richtige Verhältniß derselben zur Einheit des Ganzen nicht finden läßt oder wenigstens sehr erschwert. Zu diesem Einfachsten, das aber doch schon das richtige Grundverhältniß des Ganzen an sich hat, kann ich indeß wieder nicht anders gelangen, als wenn ich den Hauptbegriff aus dem Thema aufsuche, welches letztere als dem Augapfelbilde entsprechend angenommen ist, und auf die vorhin (§. 60—63) näher angegebene Weise transponirt wird. Zu dem Hauptbegriffe aber muß ich ohne Schwierigkeit gelangen, wenn ich mich nur einfach frage, was ich eigentlich der Hauptsache nach sagen will, und worauf der in dem Thema ausgedrückte Sinn vornämlich beruht. Nur zuweilen kann sich bei gnomisch oder sententiös ausgedrückten Gedanken oder bei Epigrammen der Sinn in der dichterischen Form mehr verstecken: aber auch in diesem Falle kann bei sonst gesunder Beurtheilung die Anwendung der gegebenen Vorschrift nie versagen. Habe ich z. B. den bekannten Göthe'schen Spruch:

> Dieser ist mir der Freund, der mit dem Strebenden wandelt,
> Lädt' er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg,

so kann es bei Betrachtung seines Sinnes nicht entgehen, daß *das Streben* mit *dem Freunde*, noch einfacher, *Freund* der Hauptbegriff ist. Denn auf diesen beziehen sich alle Vorstellungen als dessen Bestimmungen zurück, und der Sinn jedes der beiden Gedanken, im ersten positiv, im zweiten negativ ausgedrückt, geht auf die Aussage dessen zurück, was ein wahrer Freund sei.

Zuweilen liegt der Hauptbegriff in dem Spruche ꝛc. gar nicht wörtlich vor, und ich muß ihn mir daher aus dem Sinne des Ganzen erst herausnehmen und substituiren. Wenn ich über den Vers als Thema einen Aufsatz machen sollte:

> „Mich engt und zwängt ein gläsern Haus,
> Frei will ich leuchten in die Ferne
> Wie meine Brüder dort die Sterne!“

So sprach das Licht, man öffnet die Laterne, —

Hui! bläs'ts der Zugwind aus, —

so würde man vergeblich in den einzelnen Worten selbst nach einem Hauptbegriffe suchen. Der Sinn kann kein andrer sein, als daß ein schranken- und bodenloses ideales Streben sich selbst vernichtet: der einfachste und ohne weitere Bestimmung ausgedrückte Hauptbegriff würde demnach in dem Worte ideales Streben oder was man sonst dafür setzen könnte, liegen.

Habe ich aber den Hauptbegriff, so kann es noch weniger schwer fallen, daraus den allgemeineren Begriff abzuleiten, wie in dem ersten Beispiele aus Freund überhaupt den allgemeinen oder idealen Begriff von Freund; in dem letzteren aus idealem Streben überhaupt den wahren Begriff von idealem Streben, das nämlich nicht schranken- und bodenlos ist u. s. w. Und ergibt sich mir hieraus der allgemeinere Begriff im Unterschiede von seinem besonderen, so muß sich auch durch das Aufsuchen des Verhältnisses des einen zum anderen der dritte ergeben, der beide vorhergehenden wieder in sich zusammenfaßt und mit einander verbindet, und also ein an Inhalt reicherer ist als der ursprüngliche Hauptbegriff. Und verwandele ich dann jeden der drei Begriffe durch Heraussetzung seiner in ihm liegenden Merkmale in ein Urtheil oder in einen Satz, und bringe diese Sätze in dasselbe Verhältniß als in welchem die Begriffe zu einander standen, so erhalte ich die Disposition im engeren Sinne in Form eines Syllogismus, der die Lösung der Aufgabe in seiner einfachsten und concentrirtesten Gestalt in sich trägt. In dieser Lösung liegt aber als Hauptsache das, was man gewöhnlich den Beweis (argumentatio) nennt, und der eben als die Hauptsache des ganzen Aufsatzes gesucht wird.

Indem es nun der absolute Zweck der Rede überhaupt und die Aufgabe des Idealstils insbesondere ist, die Gegenstände in ihrem idealen Lichte darzustellen; durch die vorbeschriebene Verrichtung aber die innere Bewegung eines jeden der gegebenen Gegenstände zum Reflex in ihrer Allgemeinheit zu stande gebracht wird, so erhellet auch die absolute Nothwendigkeit dieser Art der Disposition durch sich selbst.

Es erhellet nicht minder, wie die ganze Operation nur darin besteht, daß der Unterschied des Besonderen und Allgemeinen energisch oder als der lebendige Thätigkeitskeim in das Gegebene ein- und angelegt wird, und daß also dasselbe Princip und dieselben Momente, die wir bei der Entstehung des ersten Wortes wahrnehmen, auch hier thätig sind so wie wir sie in allen sprachlichen Erscheinungen bis zu ihrer größten Ausdehnung, Manigfaltigkeit und Vollkommenheit als die wirksamen, productiven und den Vorgang zugleich erklärenden bereits erkannt haben und noch weiter erkennen werden, — welche allseitige Zustimmung die Wahrheit der ganzen Auffassung unzweifelhaft an den Tag legt.

Ein solches syllogistisches Verfahren liegt demnach der Disposition jeder Art von idealen Aufsätzen durchaus zu Grunde, welche Behauptung dadurch nicht geschwächt wird, daß es nach

Umfang und Gattung dennoch verschiedene gibt, bei denen dies gar nicht oder doch nur in entfernter Weise der Fall ist. Denn allerdings, je kleiner einerseits ein solcher Aufsatz ist, je weniger können sich die Gegensätze heraus- und einander gegenüberstellen, und je mehr er sich andrerseits der wirklichen Poesie nähert, je weniger wird der Gegenstand im Unterschied, sondern eben in der Einheit mit seiner Idee dargestellt. Aber was in der Darstellung auch nicht unterscheidlich heraustritt, ist nichtsdestoweniger doch in der Sache vorhanden und liegt ihr eben so nothwendig zu Grunde als dem Begriffe des Geistes überhaupt. Denn so wie es keinen Geist gibt als in der Zusammenfassung des Besonderen unter ein Allgemeines, so gibt es auch keine sprachliche Darstellung ohne dieses Moment, das bei den verschiedenen Arten und Gattungen von Aufsätzen nur verschieden hervortritt. So wird es z. B. bei Poesieen einerseits und bei Aufsätzen im entschiedenen Realstil andrerseits sich nur in der topischen und classificirten Abtheilung der Haupt- und Nebenbestandtheile zeigen: in den ersteren, indem das Besondere gleich in Einheit mit dem Idealen dargestellt wird; in den letzteren, indem es ganz für sich erscheint. Die prosaischen Aufsätze des Idealstils dagegen haben es zu ihrem Wesen, daß die beiden Momente in ihrem Unterschiede einander entgegengesetzt werden.

Was daher die verschiedenen Gattungen auch für Modificationen in der Darstellung mit sich bringen mögen, so greifen diese das Princip im geringsten nicht an: vielmehr bleibt dieses überall als dispositorische Norm in seiner Geltung, — was besonders für die Methodik der Stilübungen von Wichtigkeit ist.

Was aber den zweiten Punct, nämlich die Art und Weise des bei einer solchen syllogistischen Disposition zu beobachtenden Verfahrens betrifft, so hat man sich außer dem, was schon früher (I. §. 107—119) ausführlicher darüber bemerkt worden ist, hauptsächlich an folgende fünf Puncte zu halten:

1) Daß der Hauptbegriff, von dem ich ausgehe, mir nach Umfang, Inhalt und Bedeutung hinlänglich klar sei, und daß ich ihn nach allen diesen Seiten deutlich in Worten *bestimmen* (definiren) kann, — wobei wiederum I. §. 115 zu vergleichen. Ich definire ihn aber dann, wenn ich ihn in der Einheit seiner wesentlichen Merkmale fasse und ihn gleichsam mit begränzenden Linien umziehe, so daß er sich in seiner Figur darstellt. Dieselbe Klarheit wird dann aber weiter von den aus ihm hergeleiteten beiden andern Begriffen gefordert, eben so wie für die aus den drei Grundbegriffen gestalteten Sätze des Syllogismus, — was dann keine Schwierigkeit haben kann, wenn nur der Grundbegriff selbst mir vollkommen deutlich vorliegt.

2) Daß nichts anderes und nicht mehr erwiesen werde, als mit Nothwendigkeit aus den beiden Prämissen folgt, — welchen Fehler man eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος zu nennen pflegt. Denn es kann und soll nichts anders erwiesen werden, als was sich durch die Gegeneinanderhaltung der zweiten gegen die erste Prämisse ergibt, und es soll auch nichts andres behauptet werden als dieses. Wenn daher mehr als das gefolgert werden

kann, so liegt ein Fehler in der Begriffsbestimmung des Ober- oder Untersatzes, und namentlich der, daß sie nicht genau und nicht eng genug ist.

3) Daß der Beweisgrund nicht selbst erst durch die zu beweisende Behauptung gewiß werde, — was man einen Cirkel im Schlusse (circulus in concludendo, δι' ἀλλήλων) nennt. Denn die Behauptung soll erst das Resultat der beiden gegeneinandergehaltenen Prämissen sein, und so oft also dies nicht rein und vollständig der Fall ist, so oft liegt der Fehler darin, daß der in dem Obersatze liegende Inhalt nicht vollständig herausgesetzt und ausgesprochen ist.

4) Der Beweisgrund muß sich deutlich auf eine Vernunftwahrheit oder auf eine in dem Wesen und Begriffe des Geistes liegende Wahrheit zurückführen lassen und also nicht selbst im Unbestimmten oder Principlosen schweben und ein blos willkürliches und subjectives Urtheil aussprechen, sondern er muß die objective Wahrheit seines Inhalts dadurch an sich bethätigen, daß er gleich von selbst einleuchtet und mit andern Vernunftgründen nicht widerlegt werden kann. Einen Fehler dagegen nennt man einen gegen die petitio principii.

5) Daß kein Sprung im Schlusse gemacht werde, d. h. daß man den in dem Mittelgliede liegenden Inhalt gegen den des Obersatzes auch gehörig hervortreten läßt, — saltus in concludendo. Denn der Schluß oder die Behauptung kann sich nur dann gehörig ergeben, wenn jener gedachte Inhalt hinlänglich in dem Inhalte des Obersatzes reflectirt hat, und dies vermag er wieder nur dann, wenn er nach seinem ganzen wesentlichen Inhalte exponirt ist, — was alles ohne weitere Beispiele durch sich selbst klar ist.

Es macht endlich für die Erkenntniß der allgemeinen Gesetze der Disposition im weiteren Sinne keinen wesentlichen Unterschied, ob der Beweis durch Induction (ἐπαγωγή, παράδειγμα) abgeleitet wird, d. h. ob er ein sogenannter Erfahrungsschluß ist, der von Einzelnen ausgeht und aus der Aehnlichkeit (similitudo, ἀναλογία) dieser Einzelnen unter einander auf das Dasein derselben Eigenschaft in allen übrigen Gegenständen gleicher Art schließt; oder ob die Beweisführung eine indirecte oder apagogische, d. h. eine solche ist, welche aus der Falschheit des Gegensatzes auf die Wahrheit der Behauptung oder aus der Wahrheit oder Falschheit der Folgerung auf die Wahrheit oder Falschheit des Grundes schließt: denn beide Arten der Beweise sind nur Umdrehungen des normalen Syllogismus und lassen sich mit Leichtigkeit auf ihn zurückführen.

Und eben so macht es keinen wesentlichen Unterschied, wenn ich ein historisches Factum im Sinne und Geiste des Idealstils darstelle. Denn auch hier muß dem Darstellenden die allgemeine oder ideale Wahrheit des Factums im Geiste vorschweben, gegen die er die factischen Einzelheiten hält, damit er zur idealen Darstellung derselben kommen kann.

§. 72.

Von der Disposition im engeren Sinne.

Indem wir vorhin (§. 70) den Gang darlegten, den die Disposition weiterhin nimmt, wenn sie naturgemäß und vollständig sein soll, und hierdurch auf den Unterschied der bloß logischen (syllogistischen) oder der Disposition im weiteren Sinne von der rhetorischen oder der im engeren kamen, sahen wir, daß derselbe hauptsächlich in einer vollständigen Schematisirung des in jedem der drei Glieder des Syllogismus liegenden Inhalts (was wir die Vorbereitung zur eigentlichen Disposition nannten) so wie in einer andern Anordnung dieses Inhalts besteht, dessen Theile sich nun als Einleitung, eigentliche Abhandlung oder Beweisführung und Schluß kund gaben, und zwischen welche sich noch besondere Uebergänge einschoben.

Haben wir uns aber dort begnügt, die Art und Weise dieses Ganges eben nur darzulegen wie er ist, so müssen wir hier noch die Gründe zu erkennen suchen, warum derselbe ein solcher ist, und was der Stilist zu beobachten habe, um diese eigentliche Disposition am besten und vollständigsten auszuführen.

Was nun den ersten Punct, und zwar zunächst die Individualisirung des in dem Syllogismus liegenden Inhalts betrifft, so versteht es sich von selbst, daß, da es Zweck der Darstellung ist, einen Gegenstand in seinem idealen Lichte darzustellen, jene sich nicht begnügen kann, dies in der ganz allgemeinen Weise zu thun, wie es der Syllogismus thut. Denn es wird bewußt oder unbewußt dargestellt, damit jeder andre den Gegenstand in demselben idealen Lichte anschaue als der Schreibende; dies wird aber in demselben Maße vollkommner geschehen, je deutlicher ich denselben nach allen seinen bezeichnenden Besonderheiten beschreibe. Wenn ich ihn also auch seiner materiellen Breite und allen den Zufälligkeiten seines Vorkommens in der Wirklichkeit entreiße, so will ich ihn doch nicht nur nach seinen wesentlichen Eigenschaften, sondern auch nach den Zügen vergegenwärtigt wissen, durch welche er mir im Geiste so erscheint, wie er in der Wirklichkeit beschaffen ist. Daher liegt es in dem idealen Zwecke aller sprachlichen Darstellung und hier eines besonderen Aufsatzes, daß der in den Gliedern des Syllogismus liegende, allgemein ausgesprochene Inhalt vollständig individualisirt werde, und ich kann deshalb mit absoluter Nothwendigkeit nicht anders als von jener syllogistischen Disposition zu einer solchen Individualisirung fortzuschreiten. Und da, wie wir (§. 70) gesehen haben, der Gegenstand in seiner Allgemeinheit um so vollständiger ans Licht tritt, als er zuerst in seiner Besonderheit mit hinlänglich reicher Individualität erkannt ist, und von der Deutlichkeit dieser beiden Begriffe auch die individuelle Deutlichkeit des dritten, daraus ersultirenden Begriffs abhängt, so folgt von selbst, daß es sich zunächst von der möglichst vollkommenen Individualisirung des im Untersatze liegenden Inhalts handeln muß.

Indem sich eine solche Individualisirung wieder mit der vorhergegangenen concret-topischen Heuristik berührt, ja, mit ihr zusammenzufallen scheint, gibt sie indeß noch nicht das Einzelne selbst, sondern immer nur die allgemeinen oder schematischen Begriffe davon, ob tief diese immer auch zu dem Concreten selbst herabsteigen, und sie unterscheidet sich hier von jener Topik eben dadurch, daß sie die einzelnen Oerter nicht nur überhaupt in Gedankenform umsetzt, sondern von diesen auch nur einstweilen das Allgemeine behält und dasselbe nach dem Gesetze der Bei- und Unterordnung classificirt.

Dies wird aber unumgänglich nöthig, weil ich sonst die Manigfaltigkeit der stofflichen Einzelheiten nicht gehörig zu beherrschen und ihnen die Form der Beziehung und die Stellung nicht zu geben vermag, die sie der Idee des Ganzen nach haben sollen. Da es aber gerade in dem Zwecke des Aufsatzes jederzeit liegen muß, daß jede stoffliche Besonderheit den Ausdruck einer solchen Beziehung erhalte, und dies nur möglich wird, wenn ich sie in ihrem vielfach abgestuften Subsumtionsverhältniß zur Einheit des Ganzen sowie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Besonderheiten erblicke; hierzu aber erst noch eine schematische Uebersicht über den ganzen Umfang des systematisch geordneten Stoffs erfordert wird, so erhellet die absolute Nothwendigkeit einer solchen schematischen Systematisirung alles durch die Individualisirung der drei syllogistischen Hauptsätze hervorgetretenen Stoffes von selbst.

Es ist aber ferner für diesen Stoff zu bemerken, daß ich ihn weder in der Ordnung gebrauchen kann, wie ihn die drei syllogistischen Hauptsätze nach einander, noch auch wie ihn die schematische Systematisirung gegeben haben. Denn weder der Beweis und was zu seinem Inhalte gehört ist an sich der Zweck des Aufsatzes, sondern nur Mittel zum Zweck, — nämlich der Darstellung eines Gegenstandes in seinem idealen Lichte; und dasselbe ist auch mit der Darlegung des besonderen Inhaltes des Gegenstandes der Fall: beide also — die syllogistische Anordnung des Ganzen sowol als die systematische der Einzelheiten müssen sich diesem höheren Zwecke unterordnen und ihm gemäß gebrauchen lassen. Indem aber das Bild eines Gegenstandes durch Gedanken und Sprache immer nur in einer gewissen Succession gegeben werden kann, und dies selbst in der Poesie noch stattfinden muß, in der doch sonst das Besondere in der unmittelbaren Einheit mit seiner Idee oder Allgemeinheit dargestellt wird, während beides in der Idealprosa noch gesondert auftritt, — das Allgemeine aber bei einer solchen Sonderung erst dann am deutlichsten erkannt wird, wenn ich das unter ihm befaßte Besondere angeschaut habe, so folgt mit eben solcher Nothwendigkeit, daß ich erstlich in Beziehung auf die allgemeine Anordnung den Inhalt der zweiten Prämisse, der die Individualisirung des Gegenstandes in einer Besonderheit enthält, vorauszustellen habe dem der zweiten, welche die Individualitäten desselben in seiner Allgemeinheit umfaßt. Es folgt aber zweitens, daß ich eben so mit dem systematisirten Inhalte jedes einzelnen syllogistischen Gliedes verfahren und also denselben gerade in umgekehrter Ordnung aufstellen muß, als er dort hat, wo das allge-

meine dem besonderen vorangeht. Hinsichtlich dieses letzteren Punctes pflegt man gewöhnlich zu sagen, daß das Schwächere dem Stärkeren (namentlich in der Beweisführung) vorausgehen müsse, weil sonst die Wirkung der Darstellung leide: aber der Grund dieser ganz richtigen Vorschrift liegt eben nur in jenem obersten Gesetze.

Man solle also nicht, wie bisher geschehen, die beiden Methoden der Gedankenordnug, — die synthetische, die vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet und die man auch die ratiocinative nennt und der wissenschaftlichen Darstelluug zuordnet, und die analytische, die vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreitet und die man auch die inducirende nennt und als der rednerischen Darstellung angemessen erklärt — so ohne weiteres einander gegenüberstellen, als wenn ihnen im Bereiche der Darstellung überhaupt gleiches Recht zukäme. Denn jedes synthetische Verfahren setzt ein analytisches als bereits vorausgegangen und fertig voraus, weil niemand von vornherein zu dem Allgemeinen kömmt, sondern erst allmählig von dem Unterscheiden und Zusammenfassen des Besonderen unter eine höhere Einheit, und so ist und bleibt die Fortschreitung vom Besonderen zum Allgemeinen ein für allemal die ursprüngliche und normale. Wenn demungeachtet der synthetischen Anordnung und Darstellung ein Recht eingeräumt wird, so kann dies daher nur ein relatives, d. h. hier ein solches sein, welches sie nur als Mittel zu einem höher liegenden absoluten Zwecke in Anspruch nehmen darf. Daß aber bisher die wissenschaftlichen Darstellungen so vorzugsweise nach synthetischer Methode in strenger systematischer Form vorgetragen worden sind, darf man ja nicht etwa als einen factischen Gegenbeweis dagegen aufstellen wollen. Denn es fragt sich eben gar sehr, ob die Wissenschaft daran Recht thut: vielmehr fordert die jetzt immer allgemeiner durchdringende historisch-philosophische Auffassung der Gegenstände eben so wol das Ausgehen von dem Besonderen derselben: der anderen Versuche unserer Zeit, den wissenschaftlichen Inhalt gemeinschaftlicher darzustellen, gar nicht zu gedenken, die ebenfalls von dem Besonderen ausgehen.

Jene sogenannte rein wissenschaftliche systematische Methode kann deshalb eher als eine fehlerhafte angesehen werden, die in solchen Zeiten freilich vorkommen kann, in denen eine Abstraction zwischen Denken, Empfinden und Handeln oder überhaupt ein Mangel an lebendigem Bewußtsein von der stricten Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine stattfindet.

Nur der Philosophie als solcher müssen wir, insofern ihr Wesen darin besteht, von keinen Besonderheiten oder Voraussetzungen auszugehen, das Recht der synthetischen Anordnung zugestehen, und wenigstens wollen wir uns hier nicht darauf einlassen, es ihr streitig zu machen. Wo sie aber noch sonst zu gestatten ist, kann nur nach relativen Berücksichtigungen und Zwecken entschieden werden: die absolute Form der Anordnung dagegen muß immer jene vom Besonderen zum Allgemeinen fortgehende sein.

Eben so wenig widerspricht es diesem Gesetze, wenn wir nicht selten Aufsätze mit

großer Wirkung von einem allgemeinen, namentlich sententiösen, paradoxen, überhaupt aber schlagenden Gedanken ausgehen sehen Denn auch hier haben wir nichts gesetzmäßiges und ursprüngliches, sondern nur etwas relatives und secundäres vor uns: was sich sogleich daraus ergibt, daß eine solche Darstellung nicht etwa von diesem Gedanken weiter entwickelnd fortgeht, sondern daß sie ihn sogleich wieder verläßt, und dagegen mit der Darlegung des besonderen Gegenstandes anhebt. Solche Fälle sind daher nur als eine besondere Figur der Disposition oder vielmehr der Darstellung im engeren Sinne anzusehen, welche darin besteht, daß das Resultat und der Inhalt des Ganzen als sententiöser und schlagender Gedanke voraufgenommen wird: das normale Gesetz der Disposition dagegen wankend zu machen, vermögen sie nicht im geringsten.

In dieser absoluten Nöthigung nun, die Darstellung mit der der Besonderheit des Gegenstandes zu beginnen, und zwar, wie nachdrücklich schon bemerkt ist, nicht um dessen selbst, sondern um des Gegensatzes mit seinem idealen Bilde willen, liegt nun zugleich die Construirung desjenigen Theiles zum Ganzen, den wir die Einleitung nennen, nämlich zu dem, was der Hauptzweck des Ganzen ist, den Gegenstand in seinem idealen Lichte zu zeigen. Ihr Inhalt sowol als die Form der Beziehung, die demselben gegeben wird, ist also nicht nur ein nothwendig integrirender Theil des Ganzen und kann in keiner Weise sonst irgendwoher herzugezogen werden, sondern ihre schematische Construction oder ihre Disposition ist auch mit derselben absoluten Nothwendigkeit in dem Gegenstande selbst bestimmt.

Ist aber die absolute Nothwendigkeit der Bildung eines gewissen Theiles des gesammten Stoffs zur Form dessen bewiesen, was unter Einleitung verstanden werden muß, so folgt die Nothwendigkeit der Bildung eines zweiten Theiles des Ganzen, der die Darstellung des Gegenstandes in seiner Allgemeinheit zum Inhalte hat, und also die Beweise für die ideale Gestaltung desselben in sich trägt, und mithin den Haupttheil oder den Leib des Ganzen ausmacht, von selbst und aus denselben Gründen. Auf ihm muß der Accent der ganzen Darstellung ruhen; über ihm muß die Macht der Individualisirung walten, und daher wird bei ihm die Classification auch vorzugsweise ausgeführt sein. Den Regeln über die Beweisführung wenden deshalb die Alten ganz richtig ihre Haupt-Aufmerksamkeit zu, und sie sind vorzüglich erfinderisch in der Aufführung concreter Topen für dieselbe.

Und eben so verhält sichs dann auch mit dem dritten Haupttheile, dem Schlusse, der den besonderen Gegenstand in seiner idealen Spiegelung selbst darzustellen hat. Seine Construction hat dieselbe absolute Nöthigung wie die der beiden vorigen Haupttheile; auch er ist ein nothwendig integrirender und aus der Entwickelung desselben hervorgetriebener Theil des Ganzen, und nicht nur eine Art Anhang und Schwanz, nicht eine bloße Recapitulation rc. und was man sonst noch für unrichtige Begriffe damit verbinden mag.

Mit derselben absoluten Bestimmtheit aber, mit der wir hier von der Bildung dieser

drei Haupttheile eines jeden Aufsatzes gesprochen haben, können wir umgekehrt auch sagen, daß es nicht mehr als diese drei geben kann, und jeder andre, den man noch einrücken möchte, in ihnen entweder schon beschlossen liegt, — wie dies mit den vorhin aufgeführten Uebergängen der Fall ist — oder gar nicht dazu gehört. Denn der ganze Beweis für die Nothwendigkeit jener lag in dem Beweise ihres organischen Verhältnisses zum Ganzen. Ist aber der Organismus als vollständig nachgewiesen, so kann es nun nicht auch noch einen andern Theil geben, der demselben also auch noch wesentlich und organisch wäre, weil sich dies in sich selbst widersprechen würde. Die Uebergänge sind daher in der That auch keine eigentlich integrirenden Theile, sondern nur Glieder oder Gelenke für die Composition der Theile, und nur insofern integrirend.

Die alten Rhetoren aber, weil ihnen die organische Auffassung des betreffenden Gegenstandes abging, schwanken in der Angabe von den Haupttheilen einer Rede, und der eine zählt deren vier, der andre fünf, einige nur drei: welches dies aber für Haupttheile seien, — darüber herrscht wieder eine nicht unbedeutende Abweichung, — wobei wir uns hier nicht weiter aufhalten wollen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß, je mehr der Gegenstand entweder geradezu der Poesie oder den realen Stilgattungen zugehört, oder aber nach Umfang und Bedeutung gering ist, auch nicht einer solchen Ausführung der Disposition, am wenigsten für Geübtere bedarf: aber es handelt sich hier auch von der Aufstellung einer allgemeinen Compositions- und Dispositionsnorm und von dem Nachweis der Gesetze ihrer Nothwendigkeit und der in diesen liegenden Methodik für die Praxis des Idealstils.

Was nun aber den zweiten Punct betrifft, — wie es nämlich der Stilist anzufangen und was er insbesondere zu beobachten hat, um diese Arbeit der eigentlichen oder rhetorischen Disposition am besten zu vollbringen, so läßt sich dies kurz in drei Puncten zusammenfassen, die uns auch hier wieder auf das zurückweisen, was wir bei den Stileigenschaften sowol als bei den Figuren als Grundbedingung zur Erreichung des Besten gefunden haben.

1) Genaue und individuelle Kenntniß des Gegenstandes. Zu dieser gehört vor allen unmittelbare Anschauung desselben in seinem wirklichen oder materiellen Dasein. Denn die dadurch empfangenen Eindrücke wirken wegen der Einheit des Sinnlichen und des Geistigen derselben am stärksten und reichsten für die Auffassung und bleiben am nachhaltigsten für die Erinnerung, indem sich uns das Ganze mit allen seinen Umgebungen und überhaupt in seinem materiellen Zusammenhange gegenwärtig erhält. Je mehr sich deshalb die Darstellung der poetischen näheren und je mehr der Inhalt von objectiver Bedeutung sein soll: je mehr macht sich die Anschauung des Gegenstandes oder die Erfahrungsmäßigkeit desselben an uns selbst und die davon empfangenen inneren Erregungen zu einer unerläßlichen Bedingung. „Wer dichten will, muß gelebt haben,“ — sagt daher Göthe mit großer Wahrheit, und man darf dabei das Dichten nicht blos in

dem ganz specifischen Sinne, sondern muß es in dem einer bedeutungsvollen Darstellung jedes Gegenstandes im Geiste des Idealstils überhaupt nehmen. Daher waren auch bei den früheren Völkern Dichter und Seher oder Weise gleichbedeutend und nirgends dachte man sie sich als jugendliche Gestalten, sondern als Greise mit der Jugend des Geistes.

Zur genauen Erkenntniß eines Gegenstandes gehört aber nicht nur seine Anschauung überhaupt, weil diese, wegen ihres sinnlichen Antheils auch viel Zufälliges und Täuschendes haben kann, sondern auch die Erkenntniß aller seiner, auch verborgener liegender Theile und seines Inneren überhaupt, — was sich nicht ohne seine Zergliederung erwerben läßt. Denn erst hierdurch werde ich seiner erfahrungsmäßig sicher und erkenne ihn deutlich in seinen Unterschieden von andern oder individuell sowol als nach seinem wahren Wesen.

Freilich kann der Mensch weder alle Dinge anschauen noch weniger alle selbst zergliedern, und unsre Erfahrung und Einsicht in die Welt schließt sich nie ab. Einestheils aber unterstützt und ergänzt uns hierbei die voraufgegangene, in Lehre und Schrift und alle ihr zugehörigen Hilfsmittel niedergelegte Erfahrung Anderer: andrerseits wird es allerdings nöthig, daß ein Jeder nach Umständen und Neigung seine Aufmerksamkeit einem bestimmten besonderen Gegenstande zuwende und so über dessen Individualität wahrhaft Herr werde. Nur hierdurch vermögen wir auch von unsrer Seite aus den geistigen Weltinhalt zu vermehren oder das Reich des Geistes zu fördern.

Uebrigens weiß der Einzelne oft nur gar nicht, was er bereits für einen Reichthum von Anschauungen und individueller Erkenntniß in sich hat, weil er nicht zur Reproduction des Aufgenommenen geleitet wird und weil er keine energische Thätigkeit dazu anwendet: und hierzu soll eben die Theorie des Stils hinwirken und deswegen macht sich eine Methodik der Stilübungen nothwendig.

2) Allgemeine Erkenntniß des Gegenstandes. Hierzu gehört, ganz einfach ausgedrückt, dies, daß der Darstellende das Verhältniß und den lebendigen Zusammenhang begreift, in welchem der Gegenstand zu seinen höheren und höchsten Begriffen, die in Gott zusammenlaufen und in ihm ihre höchste und letzte Einheit haben, steht: Gott aber ist der absolute Geist oder die energische Allgemeinheit, in welcher alle Besonderheit in unendlicher Stufenfolge zusammengefaßt ist, und daher muß der Darstellende seinen Gegenstand in den lebendigen Beziehungen ergreifen, in denen er zu den ihm unter- oder übergeordneten Wesen steht, d. h. er muß ihn in dem bestimmten Puncte der Subsumtion in Gott erkennen. Dies ist die geistige Auffassung des Gegenstandes, ohne welche keine Darstellung einen Werth hat, und die freilich, weil zu ihr ein derartiges energisches Verhältniß meines ganzen Wesens zu den Dingen gehört, nur der leeren Form nach überliefert, wohl aber als eine in dem Subjecte aufgehende Thätigkeit geweckt und zur Entwickelung gerufen werden kann.

Die christliche Religion ist die Religion des Geistes vorzugsweise und indem sie

eben die Dinge in dem Verhältnisse ihrer thätigen oder lebendigen Unterordnung unter Gott erkennen und sich hiernach zu verhalten und hierdurch die Versöhnung des Besonderen mit dem Allgemeinen oder des Natürlichen mit dem Geiste zu stande zu bringen lehrt, wird sie, so paradox es klingen mag, auch die Lehrerin des besten Stils (und ohne sie kann in unsern modernen Zeiten von Stile im strengsten Sinne des Worts gar nicht die Rede sein); wird sie die Lehrerin aller wahrhaft geistiger Auffassung und Darstellung. Ein Mensch ohne eine solche klare und feste Weltanschauung ist daher, selbst mit poetischer Productionskraft im Uebermaß begabt, doch nicht im stande, etwas Bedeutungsvolles und wahrhaft Erfreuliches und seinen Werth immerfort Behauptendes zu liefern: umgekehrt aber wird, sobald der geistige Kern des Christenthums in einem Menschen Wurzel zu fassen anfängt, auch sein eigener Geist sich entfalten und dies sich in seiner sprachlichen Productionskraft offenbaren.

Und kommt dann zu dieser universellen Form der Anschauung die individuelle Kenntniß des Besonderen hinzu: dann ist die Möglichkeit gegeben, etwas Werthvolles zu erschaffen: dann erst die Darstellung selbst von Werthe.

3) Hierdurch ist zugleich die dritte Hauptbedingung eigentlich schon ausgesprochen, die zur glücklichen Vollbringung einer guten Disposition von Seiten eines Subjects noch hinzukommen muß.

Nicht eine blos passive Erkenntniß des Besonderen und Allgemeinen reicht nämlich hin, um die producirende, hier insbesondere disponirende Thätigkeit zu glücklichen Erfolgen anzuleiten, sondern es muß nun auch die Energie in dem Subjecte wach werden, das Besondere im Verhältnisse zum Allgemeinen zu beurtheilen, und durch diese Acte der Beurtheilung zugleich das Erkannte positiv und im Concreten herauszusetzen, und hierzu gehört eben ein Trieb und jener die natürliche Trägheit der Materie besiegende Willen, etwas höheres, zunächst in Gedankenform, in die Wirklichkeit einzusetzen. Wenn daher auch, genau genommen, die wahre Erkenntniß des Allgemeinen nie in der Weise einseitig vorhanden ist, daß sie nicht auch zugleich jenes energische Verhalten mit in sich einschlösse, so ist es jener Trieb oder die fürs Ideale erwärmte Brust insbesondere, welche jene Subsumirung des Gegenstandes in seiner Besonderheit unter seine Allgemeinheit in der Weise vollbringt, daß daraus zugleich ein neues Product resultirt, das, einer Wirklichkeit entsprechend, doch zugleich höheren Inhalts ist als diese und das eben so auch in der Welt des Gedankens noch nicht vorhanden ist, weil in der besonderen Art der Subsumirung sich zugleich die Individualität des geistigen Subjects in voller Durchsichtigkeit des Gegenstandes in seiner Objectivität mit abspiegelt.

§. 73.

a) Von den Eingängen.

Indem wir in dem vorigen gesehen haben, wie ein jeder Aufsatz im Sinne des Idealstils, zu welcher Gattung er auch gehören mag, und warum er nur aus den drei Haupttheilen der Einleitung, der eigentlichen Abhandlung oder Beweisführung und dem Schlusse bestehen kann; gesehen haben, wie diese sich mit innerer organischer Nothwendigkeit aus dem gegebenen Hauptbegriffe entwickeln; und indem wir in dieser nothwendigen Entwickelung zugleich die absoluten Gesetze aller sprachlichen Composition erkannt haben, sind wir zugleich in den Stand gesetzt, von diesem allgemeineren Gesichtspuncte aus die besonderen Gesetze über diese drei Haupttheile entwickeln und die in den bisherigen Rhetoriken und Stillehren darüber gegebenen beurtheilen zu können.

Betrachten wir aber von diesem Standpuncte aus die seit dem Entstehen der Rhetorik über die Bildung der Einleitungen gegebenen Vorschriften, so bestätigt sich auch in Beziehung auf diesen einzelnen Gegenstand das schon oben (§. 43 ff.) über die gesammte Geschichte der Rhetorik und Stilistik abgegebene Urtheil, daß die betreffenden Bestimmungen rein empirischer Natur sind und aller organischen Entwickelung und mithin der Einsicht in die Nothwendigkeit derselben ermangeln, und daß sie, blos aus der Sphäre der Rede im engeren Sinne hergenommen, diesen Gegenstand auch in der That viel zu eng und einseitig auffassen.

Dieses Urtheil paßt zwar, genau genommen, nur auf die antike Rhetorik; allein wir wissen schon, daß auch die neuere so wie die Stilistik überhaupt, wenn sie auch allgemeinere Bestimmungen gibt, doch im wesentlichen nicht über jene hinausgeschritten, und daß es ihr wenigstens noch nicht gelungen ist, ihre allgemeineren Bestimmungen in organischem Zusammenhange zu geben und aus nothwendigen Gründen herzuleiten. Während daher die Vorschriften der Alten über die Bildung der Einleitung den Vorzug hatten, ganz concreter Art zu sein und sich genau an die Wirklichkeit anzulehnen, ist dieser Vorzug bei denen der Neuern verschwunden, und so bestehen sie aus Wiederholungen der als brauchbar aufgenommenen früheren Bestimmungen, denen ganz allgemeine spätere hinzugefügt sind, ohne daß die Vermittelungen der ersteren mit den letzteren gehörig nachgewiesen und das, worauf es hauptsächlich ankommt, mit Nachdruck hervorgehoben wäre.

Trotz dieses Mangels an Einsicht in die organische Natur des Gegenstandes haben gleichwol die Griechen mit ihrer feinen Beobachtungs- und Auffassungsgabe das richtige Verhältniß erkannt und ausgesprochen, ohne jedoch — gerade wie wir dies bei dem richtigen Begriffe von der Figur auch fanden — es als die Hauptsache hinzustellen und weiter darauf fortzubauen, und daher erklärt es sich, wie neben dem Wahren auch das Falsche

oder wenigstens zufällige bei ihnen auf gleicher Stufe nebeneinander liegt, und wie die eine Vorschrift der andern auch wol geradezu widerspricht. Indessen kommt hierzu noch der Grund, daß die alten sowenig als die neueren Rhetoriker das eigentlich und normal-Gesetzmäßige und Absolute in der Gestaltung der Einleitung von der Art unterschieden, wie dasselbe nun für die Anschauung und für die Fantasie vorstellungsmäßig gemacht werden kann, und wie überhaupt der Geist auch in Hinsicht hierüber mit Freiheit zu schalten vermag, wenn er einmal das Gesetzmäßige in sich aufgenommen und zu dem seinigen gemacht hat.

Dem empirischen Standpuncte der alten Rhetoriker ist die Ansicht von der Einleitung, der dann auch die neueren gefolgt sind und die noch als die gewöhnliche gilt, ganz gemäß, daß diese letztere nur vorhanden sei, um den Hörer oder Leser in das Verständniß des Gegenstandes einzuführen, seine Aufmerksamkeit auf denselben zu spannen und ihn zu dessen weiterer Aufnahme geneigt zu machen, und daß sie, wenn dies alles nicht nöthig sei, deshalb ganz wegfallen könne.

Dieser Ansicht gemäß nennen die Griechen die Einleitung ganz richtig προοίμιον, d. h. nach Quinctilians (institut. orat. IV. 1) Erklärung entweder Vorgesang, vorbereitende einleitende Melodie, von οἴμη Weise des Gesanges, Melodie oder Vorpfad, zur Hauptsache hinführender Pfad, von οἶμος Weg, Pfad, aber auch Umkreis, Gang des Gesanges, Melodie: in beiderlei Ableitung, die sich indeß auf eine gemeinschaftliche tiefere Bedeutung (von οἴω tragen) zurückführen läßt, immer das, was wir mit Einleitung oder Einführung in den Gegenstand bezeichnen.

Die Römer haben ihn noch viel äußerlicher, — was auch Quinctilian a. a. O. selbst zugesteht, — den Namen exordium (von exordiri, das heißt ein Gewebe anzetteln, dann überhaupt anfangen) gegeben, wodurch eben nur das äußere, aber erste leise und von einzelnen Gedankenfäden ausgehende Beginnen und Anheben des Ganzen sinnlich bezeichnet ist.

Dieser Ansicht gemäß definiren denn auch die Griechen das Proömium als den Anfang oder als die Einführung in den Gegenstand: Aristoteles (rhet. III. 14): τὸ μὲν οὖν προοίμιον ἐστιν ἀρχὴ λόγου· ὅπερ ἐν ποιήσει πρόλογος καὶ ἐν αὐλήσει προαύλιον.

Hermogenes, dem die späteren wörtlich folgen, beschreibt es, mehr in die Sache eingehend, mit den Worten: προοίμιόν ἐστι λόγος παρασκευάζων τὸν ἀκροατὴν εἰς ὑποδοχὴν τῆς ὑποθέσεως· καλῶς δὲ προοίμι ν ἔλεγον οἱ παλαιοὶ τὰ παρὰ τῶν κιθαρῳδῶν ἐν ἀρχῇ λεγόμενα· τέλος δὲ αὐτοῦ τὸ παρασχεῖν εὐήκοον πρὸς τὰ λοιπὰ τὸν ἀκροατήν.

Wenn man solche Definitionen mit noch andern Aussprüchen zusammenhält, in denen die Vorstellung von der Nothwendigkeit eines durchaus inneren Verhältnisses der Einleitung zur Hauptsache ganz deutlich ausgesprochen liegt, wie z. B. bei Dionys von Halikarnaß (rhet. 10, 13): ἡ δὲ τέχνη τοῦ προοιμίου προδιοίκησις τοῦ παντὸς ἀγῶνος· δεῖ γὰρ παρασκευάσει τὸν ἀκροατὴν ἐν τῷ προοιμίῳ, ὡς συμφέρει τῷ ῥήτορι τούτῳ τὴν τοῦ

παντὸς ἀγῶνος ἀκρόασιν ποιήσασθαι· ἐντεῦθεν καὶ τὰ μέτρα τῶν προοιμίων εὑρίσκομεν καὶ τὰς διοικήσεις καὶ τὰς πλάσεις καὶ τὴν ἑρμηνείαν; oder noch deutlicher bei einem ungenannten Commentator des Hermogenes zu seinem Buche von den Erfindungen (bei *Walz* VII. A., S. 52): *δεῖ τοίνυν συνεστραμμένον εἶναι τὸ προοίμιον καὶ σπερματικῶς ἔχειν τὰ πράγματα*: so begreift man kaum, wie Aristoteles, als der Denkenste unter den Rhetoren, im Gegentheil die Einleitungen ausdrücklich als etwas dem Gegenstande äußerliches und nur relativ nützliches ansehen kann, indem er a. a. O. sagt: *τὸ μὲν οὖν προαύλιον ὅμοιον τῷ τῶν ἐπιδεικτικῶν προοιμίῳ· καὶ γὰρ οἱ αὐληταὶ ὅ, τι ἂν εὖ ἔχωσιν αὐλῆσαι, τοῦτο προαυλήσαντες, συνῆψαν τῷ ἐνδοσίμῳ· καὶ ἐν τοῖς ἐπιδεικτικοῖς λόγοις δεῖ οὕτω γράφειν· ὅ, τι γὰρ ἂν βούληται εὐθὺ εἰπόντα, ἐνδοῦναι καὶ συνάψαι. κ. τ. λ.* Und weiter: *ἅμα δὲ καὶ ἐὰν ἐκτοπίσῃ* (wenn der Redner anders wohin führt), *ἁρμόττει, μὴ ὅλον τὸν λόγον ὁμοειδῆ εἶναι.* Am aller offensten aber spricht er die Aeußerlichkeit der Vorrede in den Worten aus: *δεῖ δὲ μὴ λανθάνειν, ὅτι πάντα ἔξω τοῦ λόγου τὰ τοιαῦτα· πρὸς φαῦλον γὰρ ἀκροατὴν, καὶ τὰ ἔξω τοῦ πράγματος ἀκούοντα· ἐπεὶ ἂν μὴ τοιοῦτος ᾖ, οὐδὲν δεῖ προοιμίου, ἀλλ' ἢ ὅσον τὸ πρᾶγμα εἰπεῖν κεφαλαιωδῶς, ἵνα ἔχῃ ὥσπερ σῶμα κεφαλήν.* Dies erklärt sich aber, wie gesagt, dadurch, daß man nicht nur die organische Natur- und das eigentliche Wesen der Einleitung noch nicht erkannt hatte, sondern auch daß man die besondere Art, wie man den nothwendigen Inhalt dieses Theils des Ganzen vorstellungsmäßig machen könne und müsse mit der Sache selbst verwechselte. Alles kömmt aber hierbei zuerst darauf an, daß man die gesetzmäßige Norm erkenne, und dann erst kann der Geist als blos darstellender frei darüber walten. Weil es aber, wie wir später erkennen werden, bei der Darstellung des einleitenden Inhalts ganz vorzüglich darauf ankömmt, daß alle gegebenen Zufälligkeiten, als Ort, Zeit, Individua·ität des Sprechenden und der Zuhörenden und sonstige Umstände berücksichtigt und benutzt, und alle Mittel in Bewegung gesetzt werden müssen, um die Aufmerksamkeit anzulocken und zu fesseln, so scheint es freilich, als sei der Gebrauch solcher Mittel und die Berücksichtigung von obwaltenden Zuständen ꝛc. der Sache selbst nur etwas äußerliches.

Daher gaben sich denn die griechischen Rhetoriker viel Mühe, solche verschiedene Puncte der Berücksichtigung besonders aufzustellen und nachzuweisen, wie man sie für die Einleitungen benutzen könne, — wie man dies bei Hermogenes und seinen Auslegern ausführlich noch sehen mag; auch haben sie für diesen Theil der Rede eine manigfaltige heuristische Topik aufgestellt, so wie sie denn auch in den ersten Zeiten der entstandenen Wissenschaft besondere Abhandlungen darüber schrieben.

Wenn sie demungeachtet das richtige Verhältniß erkannten, und, wie jener vorhin erwähnte Scholiast des Hermogenes, der da sagt, daß die Einleitung den Gegenstand im Keime zusammenfaßt enthalten müsse, dasselbe aussprachen, so ist dies ihrem für die Wahrheit des Wirklichen so ungemein scharfen und gesunden Blicke zuzuschreiben. —

Auch spätere Rhetoriker erkannten die Nothwendigkeit eines organischen Verhältnisses der Einleitung zum Ganzen an, ohne diese Erkenntniß jedoch praktisch zu benutzen, wie z. B. Gerh. Johann Voß, wenn er (institut. orat. pars I. III., 352, Lugd. Bat. 1643. 4) sagt: Curandum item, ut exordia sint e re quasi nata atque e visceribus causae velut protracta, non separata et longe arcessita.

Auch die noch heut zu Tage sich oft wiederholende Klage, daß es schwer sei, den rechten Anfang zu finden, spricht schon Platon im Timäus in den Worten aus: μέγιστον δὴ παντὸς ἄρξασθαι κατὰ φύσιν ἀρχήν, ohne daß uns jedoch die Ursachen erklärt und Mittel an die Hand gegeben werden, wie man der Schwierigkeit am besten begegnen könne.

Der mehrerwähnte Richter führt in seinem gedrängten aber sehr schätzbaren Lehrbuche der Rhetorik mit Rücksicht auf Cicero de invent. I. 18, §. 26 auf Seite 46 und 47 als Hauptregeln für die Eingänge an, daß sie nicht unbestimmt und allgemein, nicht alltäglich, nicht unpassend, sondern aus der Sache selbst hergenommen, und nicht zu lang sein sollen.

Als ihre allgemeinsten Topen stellt er auf die Sache selbst, die Person des Darstellenden und die Besonderheit der Hörer oder Leser.

Als die in der Sache selbst liegenden Gesichtspuncte stellt er auf

1) ihre wesentliche Beschaffenheit: a) Empfehlung derselben (συμβουλή) wegen ihrer Würde, Wichtigkeit und Größe, Nützlichkeit, Annehmlichkeit und Neuheit (παράδοξον); b) Entschuldigung des Unternehmens wegen Schwierigkeit, Unbedeutendheit, Kleinheit, des Mangels an Nutzen, der Widrigkeit, Alltäglichkeit; c) Stellung derselben zu ihrem allgemeinen Begriffe (subdivisio, ὑποδιαίρεσις).

2) Die mit der Sache verbundenen Verhältnisse und Umstände: a) Die Ursache des zu behandelnden Gegenstandes; b) die Geschichte desselben und seine bisherige Behandlung; c) die Folgen desselben; d) das Wort und dessen Bedeutungen; e) ähnliche Begriffe oder Gegenstände; f) der Gegensatz; g) Zeit; h) Ort; i) Aussprüche in Bezug auf den Gegenstand.

Die Person des Darstellers bietet folgende Gesichtspuncte:

1) Verpflichtung zur Darstellung durch das Verhältniß zur Sache; 2) Empfehlung des Darstellers als geeignet; oder 3) Entschuldigung seiner ungenügenden Kräfte für die Aufgabe; oder 4) Meinung der Hörer oder Leser von demselben (captatio benevolentiae).

Der Leser gibt Anlaß zum Eingange

1) durch vorgefaßte Meinung für oder gegen die Sache (ὑπόληψις); 2) für oder gegen den Verfasser.

Bemerkt ist zugleich, daß diese letzteren loci fast durchaus mit den Gesichtspuncten des ersten Hauptlocus zu verbinden seien.

So richtig an sich diese Vorschriften und Topen auch sind, so leiden doch die ersteren an ihrer Allgemeinheit, die letzteren an ihrer Abstraction. Denn die Schwierigkeit für den angehenden Stilisten ist eben die, zu wissen, welche von den gegebenen Topen für einen bestimmten Aufsatz nun anzuwenden seien. Denn wenn er den Stoff nicht, wie wir es methodisch aufgestellt haben, aus seinem innersten Kerne zu entwickeln gelernt hat, so werden ihn vorgelegte Topen dieser Art gewiß nur verwirren, und wenigstens wird er nie ganz sicher darüber gemacht werden können, daß er nicht das Falsche ergreift. —

Auch findet, wie schon erwähnt, eine Unterscheidung des nothwendigen und zufälligen Inhalts einer Einleitung hier nicht statt und eine Vermittelung für die Vorschrift, daß die Einleitung aus der Sache selbst fließen müsse und doch auch die zufälligen Umstände berücksichtigen solle, kann natürlich nicht gegeben sein.

Die Frage, ob man die Einleitung vor oder nach Vollendung der Meditation über das Ganze zu machen habe, und die schon seit Quinctilian hie und da besprochen worden ist, erledigt sich durch unsre Auffassung von der Bildung derselben durch sich selbst.

Wenn nämlich, wie wir sahen, der nothwendige Stoff der Einleitung durch die Unterscheidung des wirklichen und des rein idealen Inhalts eines Gegenstandes gewonnen wird, indem er den ersteren ausmacht und also dem gleichkommt, was in der zweiten Prämisse eines Syllogismus der ersten Figur enthalten ist, so kann gar nicht von einem Vor oder Nach der Einleitung gesprochen werden, weil sie integrirender Theil des Gegenstandes selbst ist und dessen Ganzheit erst mit constituirt. Ist aber damit die Darstellung und Vorstellungsmäßigkeit derselben gemeint, — so kann darüber keine Frage sein, daß mit der Einleitung zu beginnen sei, weil von ihr aus ein stetiger Fortgang zur Mitte und zum Ende gegeben ist, und Proportion, Colorit, Diction u. s. w. nur auf diese Weise eine Gleichmäßigkeit zu erhalten vermag. Dies hieße dasselbe, als wenn der Maler eine menschliche Figur von den Füßen oder von dem Nabel aus malen wollte, und ist in sich ungereimt.

Indem wir es hier aber nur mit dem Nothwendigen des Inhalts zu thun haben, fragt es sich denn, was, um die Disposition der Einleitung vollständig zu erhalten, nun insbesondere zu verrichten ist?

Das nächste ist die Vergegenwärtigung aller der durch die Heuristik aufgefundenen concreten Topen. Alle geben mir, wie wir wissen, den Gegenstand in der Art und Weise, wie er in der Wirklichkeit beschaffen, und mithin auch, mit welchen Unvollkommenheiten er angethan ist. Die einzelnen Wirklichkeiten fasse ich begreiflich und unter Allgemeinheiten nach der vorbeschriebenen Weise zusammen und verfahre damit weiter so:

1) Die oberste Partition, die sich ergeben hat, fasse ich in ein allgemeines Urtheil zusammen, und da dieses den gesammten Inhalt der Classification enthält, die diesem Theile des Ganzen angehört, so spricht es die Summe der Einleitung aus und kündigt

dadurch alles nachfolgende an. Als allgemeines Gesetz ausgesprochen heißt dies so viel, daß man die Einleitung mit dem in ihrem topischen Inhalte gegebenen allgemeinsten Gedanken zu beginnen habe. Zugleich aber darf dies Urtheil nicht nur überhaupt, sondern muß mit Hinsicht auf die Unvollkommenheit seines Inhalts in der entsprechenden Wirklichkeit ausgesprochen werden. Hierdurch sowol als dadurch, daß es schon weil concreter ist, unterscheidet es sich von der Gestalt jenes in der ersten Prämisse des Syllogismus bereits aufgestellten. Der Grund dieses Gesetzes läßt sich leicht erkennen: Denn da das Ganze einen steten Fortschritt zu dem Zwecke bilden muß, den Gegenstand in seiner idealen Wahrheit aufzuzeigen, der Sprechende aber dadurch den Hörenden das Folgende am leichtesten verständlich macht, wenn er zwar nicht die Summe des gesammten Ganzen (denn dadurch würde er ins Thema zurückfallen), wohl aber die Summe des in seine Hauptheile zerlegten Ganzen in einem einfachen Gedanken von vorn herein gleichsam übergibt, und von dieser Summe aus ein organischer Fortschritt zu den in mehrere Puncte zusammengefaßten Besonderheiten allein möglich ist, und ich hierdurch nur auf einen Punct kommen kann, der das zu lösende specielle Problem enthält, so folgt auch die absolute Nothwendigkeit, auf diese Art zu beginnen. Man dürfte zwar dagegen sagen, daß man ja nach der synthetischen Methode eben so gut auch von einzelnen Besonderheiten beginnen und zu den allgemeineren Zusammenfassungen bis in ein letztes summarisches Urtheil fortschreiten könnte, und allerdings ist dies der Freiheit der Darstellung erlaubt: allein gerade dadurch beweis't sich die Normalmäßigkeit jenes Verfahrens am besten. Denn ich würde dann am Ende der Gedankenreihe auf denselben allgemeinen Gedanken kommen, von dem ich nach der vorigen Methode herabgestiegen bin, und also die reine Umkehrung darstellen. Weil nun aber, je mehr ich zu dem Besonderen herabsteige, auch die Unvollkommenheit des betreffenden Gegenstandes in der Wirklichkeit näher und offner zu Tage liegt; hierauf aber die Darlegung des Inhalts der Einleitung im Ganzen abzielt und von hieraus der Uebergang zur Beweisführung auf die natürlichste und nothwendigste Weise gefunden wird; umgekehrt also auch, wenn ich vom Besonderen zum Allgemeinen fortgeschritten bin, die Unvollkommenheit des Gegenstandes weniger erkennbar wird, so kann ich nur mit einem Gedankensprunge auf diese zurückkommen, und hierdurch belegt sich die Normalmäßigkeit des zuerst geschilderten Verfahrens, wenn gleich das letztere unter gewissen Umständen erlaubt, ja gerathen sein kann.

Sobald also das Thema gegeben und die syllogistische Disposition getroffen worden ist, so muß sich auch ein Gedanke finden lassen, der zwischen der Allgemeinheit überhaupt und dem besonderen Inhalte des Gegenstandes in der Mitte liegt, und dieser ist es, von dem wir sagen, der Aufsatz, näher die Einleitung müsse nach einer gewissen absoluten Nothwendigkeit mit demselben, wenigstens der Norm des Gedankens nach, beginnen. —

Kehren wir zur Erläuterung des Gesagten zu unserm Beispiel einer Rede zurück, in welcher die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten auseinandergesetzt werden sollte, und erinnern wir uns, daß die syllogistische Disposition (nach §. 69) ungefähr so lautete: da die wahre Liebe in der durch allgemeine Beweggründe geleiteten freien neigungsvollen und energischen Unterordnung unsrer einseitigen Interessen unter die eines Andern als eines des Geistes fähigen Wesens ist; die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten aber überhaupt in einer neigungsvollen Unterwerfung des Willens der Einzelnen unter den des Landesfürsten besteht (wozu auch jede Art der Aufopferung und der Zeichen der Unterwerfung gehören): so folgt, daß die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der durch allgemeine Beweggründe geleiteten freien neigungsvollen und energischen Unterordnung unsrer einseitigen Interessen unter den Willen des Landesfürsten besteht, als insofern dieser Wille selbst allgemeiner oder geistiger Natur ist oder als er auf das allgemeine Wohl der Unterthanen gerichtet ist, — so hätten wir, da nach der Vorschrift der Inhalt der zweiten Prämisse oder des terminus minor zum Gegenstand der Einleitung gemacht werden soll, für unser Beispiel die Darlegung, wie sich die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der Wirklichkeit gewöhnlich zu zeigen pflegt, zum Gegenstand der gedachten Einleitung zu machen.

Hierbei muß indeß bemerkt werden, daß das, was in der syllogistischen Disposition mit Hinsicht auf den Zweck des Ganzen etwa noch nicht deutlich genug heraustritt, näher bestimmt und erklärt und diese Erklärung mit in die Urtheile aufgenommen werden muß. So ist z. B. hier offenbar nöthig, den Unterschied der natürlichen und geistigen Liebe deutlicher hervortreten zu lassen und eine darauf abzweckende, erklärende Bestimmung mit in die Glieder des Syllogismus aufzunehmen, — was wir aber der Kürze halber hier nicht weiter verfolgen.

Vergegenwärtige ich mir nun alle die concreten Topen, in denen die natürliche Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten sich zeigt, als in Acclamationen, Schmücken der Häuser, Errichtung von Ehrenpforten, Darbringung der besten Producte des Geistes und der Industrie 2c., unbedingte Ausführung seiner Befehle, selbst wenn sie nicht immer mit dem Gesetz der Sittlichkeit in Uebereinstimmung stehen sollten, Bewegung des Gemüths, Gebete, Wünsche für ihn, Lobpreisung seiner Handlungen und seines Charakters in Worten und Gedichten, persönliche Aufopferungen durch einen Theil unsres Vermögens, im Dienste, in Begleitung seiner Person auf Reisen, in allerhand Gefahren, im Kriege u. s. w. u. s. w., und fasse ich alle solche Fälle wieder unter gewisse Allgemeinheiten zusammen und theile ich etwa, wie wir bereits gethan hatten, alle solche Liebesbezeugungen in mittelbare und unmittelbare; jede von beiden Arten aber wieder nach den Kategorien von Gesinnung, Worten und Thaten, so bekomme ich also nicht nur eine deutliche Vorstellung von allem dem, worin sich die Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten in der Wirklichkeit zeigt, sondern ich kann und muß diesen concreten Inhalt auch

wieder in einen umfassenden Gedanken ausdrücken, der nun insbesondere derjenige ist, mit welchem die Einleitung, wenigstens dem nothwendigen Grundplane nach, zu beginnen hat, und der hier also ungefähr lauten würde: Wenn wir einen Blick auf die Art und Weise werfen, wie die Unterthanen die Liebe zu ihrem Landesfürsten auszudrücken und zu bethätigen pflegen, so finden wir, daß, da, vorzüglich in großen Staaten, nur wenige persönlich ihm nahen können, solche Liebeserweisungen zunächst entweder mittelbare oder unmittelbare sind ꝛc. Dieser Gedanke ist und bleibt der allgemeinste in Beziehung auf den gesammten Inhalt des Gegenstandes und die Einleitung insbesondere, und wie ich denselben also auch nachher näher vergegenwärtige und vorstellig mache: — immer muß er mir im Bewußtsein zu Grunde liegen, und ich muß auch geradezu mit ihm beginnen, wenn ich nicht in den bloßen Zuständen liegende und also zufällige Gründe habe, die Darstellung vorzugsweise an solche gegebene Zufälligkeiten anzuknüpfen. Von ihm aus kann ich dann ganz einfach fortschreiten und erklären, wie diese Mittelbarkeit sowol als diese Unmittelbarkeit sich in Gesinnungen, Worten und Handlungen kund gebe, und indem ich dann jeden dieser Begriffe und die concreten Topen näher auseinanderlege, entfalte ich den ganzen, der Einleitung zukommenden Inhalt, und so habe ich also ein absolutes Gesetz in den Händen, vermöge dessen Anwendung ich nicht nur den Beginn des Ganzen und der Einleitung, sondern auch den inneren Fortschritt der Gedanken innerhalb dieser letzteren mit Nothwendigkeit finden kann und muß.

§. 74.

Fortsetzung.

2) Der auf die vorbeschriebene Weise gewonnene und classificirte Stoff darf indeß nicht in der streng systematischen Weise aufgeführt werden als die Classification an sich sie wohl gibt, und der Grund dieses Gesetzes läßt sich leicht erkennen. Denn da die innere Bewegung und der Zweck, der den Aufsatz hervorbringt, der ist, den Gegenstand in seinem idealen Lichte aufzuzeigen, nicht aber wie er blos in der Wirklichkeit vorkommt, so ist diese letztere Aufzeigung nothwendiger Weise nur Mittel der ersteren, und folglich kann auf ihr auch nicht der Nachdruck ruhen und die Aufmerksamkeit des Lesers darf auf ihr nicht festgehalten werden, — was aber geschehen würde, wenn ich die Classification in ihrer ganzen systematischen Vollständigkeit vortragen wollte. Denn thäte ich dies, so würde sich dadurch die Absicht kund geben, den Gegenstand in der ganzen Breite seines materiellen Daseins erkennen zu lassen, — was aber eben dem Grunde und Zwecke des Aufsatzes widerspräche. Es würde daher der Schein einer ganz falschen Absichtlichkeit auf die Darstellung fallen und dies in dem Grade mehr als die nachherige Ausarbeitung sorgsam und lebhaft ist: bei keinem Theile eines Redeganzen ist aber gerade mehr jeder müheverrathende Ansatz eben so sehr als überhaupt jeder kunstvolle Anstrich und jede

schöpfende Vollständigkeit zu vermeiden, wie schon Cicero (de inventione I. 18) in den Worten richtig bemerkt: **Exordium sententiarum et gravitatis plurimum debet habere omnino omnia quae pertinent ad dignitatem, in se continere, propterea quod optime faciendum est, quod oratorem auditori maxime commendat: splendoris festivitatis et concinnitudinis minimum, propterea quod ex his suspicio quaedam apparitionis atque artificiosae diligentiae nascitur: quae maxime orationi fidem, oratori adimit auctoritatem.** Der Schein, den die Einleitung vorzugsweise zu geben hat, besteht vielmehr in der in dem Leser oder Hörer zu bewirkenden Annahme, daß der Darstellende den Gegenstand in der ganzen Fülle seiner Erscheinung überschaue und beherrsche, und daß er mit Unterdrückung von vielem, was er darüber sagen könne, die allgemeinen Umrisse geben und das Einzelne nur bestreifen, nicht erschöpfen wolle. Schon das Gesetz der organischen Entfaltung des Gegenstandes an sich innerhalb der schriftlichen Darstellung erfordert also die Beobachtung dieser Vorschrift: ebensowol aber auch die Rücksicht auf den Leser oder Hörer, die mit jener Entfaltung zusammenfällt und in ihr seine Berechtigung hat. Aber auch ohne dieses würde die Rücksicht auf den Leser rc. vorgenommen werden müssen, weil ja, wie vorzüglich bei der Rede im engeren Sinne, auf die Einsicht und den Willen desselben insbesondere gewirkt werden soll. Wird für eine solche absichtslos erscheinende, viele Aussichten auf den Gegenstand eröffnende und bei ihnen doch nicht verweilende Darstellung gewählt, so wird seine Selbstthätigkeit weniger in Anspruch genommen, und er folgt unwillkürlicher und williger dahin, worauf der eigentliche Zweck gerichtet ist, und wo seine Theilnahme lebendig werden soll.

Die Classification darf also nur durchschimmern und nur insoweit merkbar werden als sie zur leichteren Festhaltung des Stoffs nothwendig ist, und die Kunst der Darstellung im besonderen Sinne kennt gar mancherlei Mittel und Wendungen, dies zu bewirken, — was wir im folgenden Kapitel näher sehen.

3) Aus demselben Grunde, aus welchem wir sahen, daß der Inhalt der Einleitung nur als Mittel der Darstellung für den der eigentlichen Abhandlung gefaßt und entworfen werden müsse, folgt auch das schon mehrmal berührte besondere Gesetz für die Construction dieses Theils des ganzen Aufsatzes, daß der Gegenstand in seiner Besonderheit nicht um seiner selbst willen, sondern mit dem Zwecke dargestellt werden müsse, um daran seine Idee besser und deutlicher zu erkennen. Denn da es in dem Beweggrunde und Zwecke des Aufsatzes liegt, den Gegenstand nicht nur überhaupt in seiner Idee zu zeigen, sondern auch noch näher in der Art und Weise, wie er in dieser idealen Gestalt realisirt werden könne, so muß ich ihn nothwendig erst in seiner mangelhaften wirklichen Gestalt erkennen, wie denn überhaupt eine Idee ohne beständige Beziehung auf die ihm entsprechende Realität in der Luft schweben würde. Das aber haben wir von Anfang an gesehen, daß der Stil nur dann Stil im eigentlichen Sinne, näher Idealstil wird, wenn er die Wirklichkeit des Bestehenden in ihrem idealen Lichte oder in

Beziehung auf ihre Idee aufzeigt, und Schrift und Sprache, so wie sie das Vorbi einer vollkommneren und schöneren Wirklichkeit sein und diese vermitteln soll, kann mi ihre wahren Zwecke ohne eine solche Art der Vergegenwärtigung des Wirklichen ni erreichen. Und was von der Sprache und vom Stile im allgemeinen gilt, das gilt in insbesondere von jedem einzelnen Aufsatze, als bei welchem sich nun die einz Momente des Stilbegriffs breiter auseinanderlegen und das Gesetz der Composi ausmachen.

Die Kunst der Einleitung besteht daher darin, daß ich zwar nichts Wesentli verschweige, sondern vielmehr den Gegenstand in seiner Wirklichkeit hinlänglich de erkennen lasse; daß ich auch noch weniger blos die Unvollkommenheiten desselben au oder in einem allzudunkeln Lichte schildere (was sonst gerade die entgegengesetzte Wi hervorbringen, und die Ansicht des Darstellenden als unwahr, schwarzgallig und wollend erscheinen lassen würde), sondern daß ich bei dem Aufführen der verschied Seiten und Einzelheiten des Gegenstandes das Unvollkommene nur mehr hervortr lasse und an die Spitze stelle, während ich den sonst befriedigenden Zustand nur ein zugebe. Indem nun zugleich das für alle Theile der Composition giltige Gesetz Fortschrittes von dem Schwächeren zum Stärkeren beobachtet wird, und ich also Zug Zug die Unvollkommenheit des Gegenstandes mehr ins Licht setze, nöthige ich auch Hörer immer mehr Theilnahme ab, indem ich ihn aus seinem harmonischen Bewußt von der Welt herausreiße und ihn in Disharmonie mit ihm selbst versetze. Je gle mäßiger, sprungloser und vollständiger mir dies zu thun gelingt, je mehr ziehen gleichsam die Gewichte in dem inneren Getriebe der Composition so wie in dem Gem des Hörers &c. als eine Spannung auf, die durch die weitere Darstellung ihre Abspann nöthig macht, und immer mehr also fesselt der Redende die Zuhörerschaft und bek sie in seine Gewalt. Wie bei jedem drohenden Eräugniß wird vor seiner völligen E wickelung alle Aufmerksamkeit auf diese Entwickelung hingezogen, die Pulse schlag schneller, das Athmen erfolgt langsamer.

Wenn daher auch die Rücksicht auf den Hörer oder Leser in der Composition wohl seine Berechtigung hat, so darf man doch nicht sagen, die Einleitung sei nur v handen, um die Aufmerksamkeit desselben auf den Gegenstand zu erwecken, sondern w erkennen sie vielmehr als die nothwendige Folge der organischen Entfaltung ei Gedankenganzen, wenn auch Ursache und Folge in der Erscheinung selbst bei einanderli oder vielmehr zusammenfällt. In der Intention aber ist dies keineswegs einerlei. D wenn ich von der organischen Entwickelung ausgehe, so bringe ich etwas Absolutes Erscheinung; wenn ich dagegen blos von der Rücksicht auf den Hörer oder Lese ausgehe, so mache ich das Zufälligere oder wenigstens nur Beiherspielende zu etwa Absolutem und komme daher in Gefahr, etwas Unwahres an die Stelle des Wahre einzusetzen und meinen eigentlichen, vor der Idee gerechtfertigten Zweck zu verlieren

Das Bewußtsein von der Rücksicht auf den Hörer darf daher nur das zweite und untergeordnete sein, während das von der organischen Entfaltung des Gegenstandes das erste und herrschende ist und bleiben muß, wobei indeß die richtige Beobachtung des Gesetzes der letzteren, wie wir gesehen haben, auch die Erfüllung der ersteren Rücksicht zur unausbleiblichen Folge hat.

Es läßt sich hieraus von selbst abnehmen, inwiefern eine Vergleichung der Einleitung mit den Vorspielen in der Musik, mit den Prologen im Drama ꝛc. für Aehnlichkeit hat, nämlich die, daß auch sie von einer eventualen oder factischen Wirklichkeit ausgehen, und die Darstellung des idealen Ganzen damit in einen inneren Bezug setzen, so daß sie für die Entfaltung desselben auch etwas Organisches annehmen, — nicht aber in dem Sinne, daß jedweder beliebiger Stoff etwa durch eine individuelle glückliche Wendung und geistreiche Laune des Componirenden auch dazu ohne weiteres gebraucht werden könne, wie es die Meinung des Aristoteles in der oben angezogenen Stelle zu sein scheint.

Die Einleitung im Verhältniß zu den andern Theilen des Aufsatzes kann auch mit der parabolischen Bewegung einer aufsteigenden Bombe verglichen werden; so lange er bloß noch aufsteigt, gehört der Stoff der Einleitung an; so lange er sich in sich selbst bewegt, ist er eigentliche Abhandlung oder Leib des Ganzen, und so lange er abwärts steigt, gehört er dem Schlusse an.

4) Dieser Gedanke führt uns auf das vierte, bei der Einleitung insbesondre zu berücksichtigende Gesetz, nämlich auf das des **Maßes**. An sich betrachtet kann dieses freilich nicht bestimmt werden, sondern hängt ganz von dem Maße der Ausführung ab, die die eigentliche Abhandlung nimmt, — was wiederum von der Natur des Gegenstandes und von den Zwecken und Umständen abhängt, die mit seiner Darstellung verbunden sind. Ist dieses aber einmal gegeben, so hat auch das Maß der Einleitung nichts Willkürliches mehr und läßt sich nach absoluter Folge bestimmen.

Man darf hieraus nicht etwa folgern wollen, daß der Leib des Ganzen eher ausgearbeitet werden müsse als sein Kopf, die Einleitung, weil ich ja sonst dies Maß nicht wissen könne. Denn durch die syllogistische Disposition ist jedem der drei Haupttheile schon sein bestimmter Inhalt zugetheilt, den ich daher nur in ihm selber weiter zu individualisiren habe, und durch die vorbeschriebene bestimmtere Art der Meditation, nach welcher ich schon ein Augapfelbild von der Vollendung des Ganzen in der Vorstellung oder inneren Anschauung in mir trage, habe ich zugleich auch ein Maß der Ausführlichkeit fürs Ganze, das mir daher auch gleich bei der Einleitung vorschweben und mich in den rechten Gränzen halten wird. Ja, man könnte sogar umgekehrt sagen, das Maß der Einleitung müsse bestimmend für das Maß der eigentlichen Abhandlung sein, weil die Darlegung des Gegenstandes in seiner Besonderheit eine gewisse Unbeschränktheit bis zu dem Puncte verlange, wo jener deutlich genug vor die Erkenntniß oder Anschauung

der Hörer gebracht ist. Indeß stehet dagegen wieder anderes zu berücksichtigen, und wir lassen die weitere Erörterung, als für eine allgemeine Idealstillehre zu fern liegend, fallen und halten uns nur an die normalmäßig zu gebenden Bestimmungen. Nach diesen aber muß gesagt werden, daß, weil der Accent der ganzen Darstellung auf der der Beweisführung liegen, und diese also etwas mehr als die Hälfte des Ganzen ausmachen muß, den andern beiden Theilen die kleinere Hälfte zufällt, in die sie sich in der Weise zu theilen haben, daß der Einleitung im Verhältniß zum Schlusse wieder etwas mehr Raum zukommt, und daß also, wenn wir uns das Ganze in zwölf Theile getheilt denken, der Abhandlung oder Beweisführung sieben, der Einleitung drei, dem Schlusse zwei zu verstatten sind (Vgl. I. §. 129. S. 456): und dies alles aus folgenden in der Sache liegenden und deshalb absoluten Gründen:

Da wir nämlich erkannt haben, daß auf der Darstellung des Gegenstandes in seiner idealen Gestalt immer der Hauptnachdruck des Ganzen liegt, weil der Beweggrund und der Zweck des Schreibens hierauf namentlich ruht, so erhellet auch von selbst, daß sie mehr Raum bedarf als die Einleitung eben sowol als der Schluß; und da ferner die Darlegung des Gegenstandes in seiner Besonderheit einen, wie wir vorhin gesehen haben, allmähligen Beginn von seiner nächsten Allgemeinheit aus erfordert, während der Schluß dieser einleitenden Gedanken überhoben ist, so erhellet auch ferner, daß er um etwas weniger ausführlich sein kann und soll als die Einleitung. Ist aber das ungleiche Verhältniß der Einleitung zum Schlusse und beider wieder zur Abhandlung erkannt und bewiesen, so wird man auch zugeben müssen, daß die Ungleichheit der Theile weder größer noch kleiner sein dürfe, als wir angegeben. Denn, was zunächst Einleitung und Schluß betrifft, so müssen, wie wir bereits sahen und noch weiter erkennen werden, die einzelnen Positionen der Einleitung als ebensoviel aus der Lösung des Ganzen sich lösende Besonderheiten und als die besonderen aufgezogenen Gewichte, die einen Ablauf erfordern, eine beständige Correspondenz zu den Positionen des Schlusses haben; und wäre also die Ungleichheit größer als wir angegeben, so könnte eine solche Correspondenz nicht befriedigend zutreffen; wenn sie aber kleiner wäre, so würde entweder die Einführung des Gegenstandes aus seiner Allgemeinheit heraus in der Einleitung nicht genügend und folgerichtig, oder der Schluß nicht von der Art sein, daß er die Resultate in einem etwas kürzerem Maße schlagkräftig herausfallen ließe. Und eben so was das Verhältniß von Einleitung und Schluß zur Beweisführung betrifft. Denn wäre die Ungleichheit größer, so würde, da die ideale Natur des Gegenstandes nur durch den Gegenspiegel seiner realen Besonderheit deutlich erkannt wird, die Einleitung uns nicht hinlänglich mit dieser letzteren vertraut gemacht haben, und die erstere also zum Theil in der Luft schweben; und wäre sie kleiner, so würde, da die Einleitung den besonderen Gegenstand nur insoweit zu geben hat, als daran sein ideales Wesen erkannt werden kann, dies ein Zeichen sein, daß sie ihm zu sehr für sich genommen hätte.

erschöpfende Vollständigkeit zu vermeiden, wie schon Cicero (de inventione I. 18) in den Worten richtig bemerkt: **Exordium sententiarum et gravitatis plurimum debet habere et omnino omnia quae pertinent ad dignitatem, in se continere, propterea quod id optime faciendum est, quod oratorem auditori maxime commendat: splendoris et festivitatis et concinnitudinis minimum, propterea quod ex his suspicio quaedam apparitionis atque artificiosae diligentiae nascitur: quae maxime orationi fidem, oratori adimit auctoritatem.** Der Schein, den die Einleitung vorzugsweise zu geben hat, besteht vielmehr in der in dem Leser oder Hörer zu bewirkenden Annahme, daß der Darstellende den Gegenstand in der ganzen Fülle seiner Erscheinung überschaue und beherrsche, und daß er mit Unterdrückung von vielem, was er darüber sagen könne, nur die allgemeinen Umrisse geben und das Einzelne nur bestreifen, nicht erschöpfen wolle. Schon das Gesetz der organischen Entfaltung des Gegenstandes an sich innerhalb der sprachlichen Darstellung erfordert also die Beobachtung dieser Vorschrift: ebensowol aber auch die Rücksicht auf den Leser oder Hörer, die mit jener Entfaltung zusammenfällt und in ihr seine Berechtigung hat. Aber auch ohne dieses würde die Rücksicht auf den Leser ꝛc. wahrgenommen werden müssen, weil ja, wie vorzüglich bei der Rede im engeren Sinne, auf die Einsicht und den Willen desselben insbesondere gewirkt werden soll. Wird aber eine solche absichtslos erscheinende, viele Aussichten auf den Gegenstand eröffnende und bei ihnen doch nicht verweilende Darstellung gewählt, so wird seine Selbstthätigkeit weniger in Anspruch genommen, und er folgt unwillkürlicher und williger dahin, worauf der eigentliche Zweck gerichtet ist, und wo seine Theilnahme lebendig werden soll.

Die Classification darf also nur durchschimmern und nur insoweit merkbar werden als sie zur leichteren Festhaltung des Stoffs nothwendig ist, und die Kunst der Darstellung im besonderen Sinne kennt gar mancherlei Mittel und Wendungen, dies zu bewirken, — was wir im folgenden Kapitel näher sehen.

3) Aus demselben Grunde, aus welchem wir sahen, daß der Inhalt der Einleitung nur als M i t t e l der Darstellung für den der eigentlichen Abhandlung gefaßt und entworfen werden müsse, folgt auch das schon mehrmal berührte besondere Gesetz für die Construction dieses Theils des ganzen Aufsatzes, daß der Gegenstand in seiner Besonderheit nicht um seiner selbst willen, sondern mit dem Zwecke dargestellt werden müsse, um daran seine I d e e besser und deutlicher zu erkennen. Denn da es in dem Beweggrunde und Zwecke des Aufsatzes liegt, den Gegenstand nicht nur überhaupt in seiner Idee zu zeigen, sondern auch noch näher in der Art und Weise, wie er in dieser idealen Gestalt realisirt werden könne, so muß ich ihn nothwendig erst in seiner mangelhaften wirklichen Gestalt erkennen, wie denn überhaupt eine Idee ohne beständige Beziehung auf die ihm entsprechende Realität in der Luft schweben würde. Das aber haben wir ja vom Anfang an gesehen, daß der Stil nur dann Stil im eigentlichen Sinne, näher Idealstil wird, wenn er die Wirklichkeit des Bestehenden in ihrem idealen Lichte oder in

ihren Sphären nicht vermieden werden könnte und hierdurch die Einleitung den Schein des Selbstzweckes geben müßte: so wird es nöthig, die Classification wieder etwas zu verwischen, — was für den vorliegenden Fall dadurch am zweckmäßigsten geschieht, daß wir zwar die Theilungsglieder von Gesinnung, Thaten und Worten beibehalten, in jeden der drei Partitionen aber den obersten Theilungsgrund von mittelbar und unmittelbar wieder von neuem mit aufnehmen und den darunter gehörigen Stoff gleich zusammenfassen und durch Uebergänge zu verbinden suchen, so daß er für den producirenden und aufnehmenden Geist zwar vorhanden ist, aber durch einen scheidenderen Abschnitt nicht besonders hervortritt. Hierdurch wird zugleich dem anderweiten Gesetze genügt, daß der Stoff der Einleitung nicht um seiner selbst willen auftreten solle, — was aber geschehen würde, wenn ich alle systematischen Unterschiede beibehielt und dann in der Ausführung mit den ihm zugehörenden Erläuterungen und Versinnlichungen umgäbe und sie auf diese Weise mit einander zum Ganzen verwebte.

Daß ich aber die beibehaltenen Theilungsglieder von Gesinnung, Worten und Thaten in dieser und keiner andern Ordnung aufeinanderfolgen lassen mußte, — dies gebietet das Gesetz der Steigerung, die hier in dem Fortgange vom Allgemeinen zum Besondern besteht. Denn Gesinnung umfaßt Worte und Thaten als ihren Grund in sich, und ist daher allgemeiner, aber auch zugleich schwächer, weil sie eben noch nicht wirklich und hiermit sinnlich und erscheinungsvoll geworden ist. Und daß ich dann bei Aufführung der unter den gedachten Gliedern begriffenen Subdivisionen und Besonderheiten dieses Gesetz der Steigerung gleichfalls wohl wahrzunehmen habe, bedarf nun keiner weiteren Erwähnung. Und hiernach würde ich also ungefähr so weiter in meiner ausführlichen Disposition fortfahren:

Die Gesinnung der Liebe gibt sich kund in den Mienen, der Haltung und den Bewegungen, mit welchen man dem Landesherrn naht, überhaupt in der Art und Weise, mit der alle des verschiedensten Standes und Geschlechtes, was sie mit ihm sprechen und was sie ihm thun, dies verrichten, indem sie sich nämlich beeifern, ihm wohlgefällig zu sein und ihre Neigung dazu auszudrücken; indem sie seinen Wünschen zuvorzukommen suchen und dies durch ihre scharfe Aufmerksamkeit auf dieselben und auf seine Person erkennen lassen; sie gibt sich kund in den Mienen und Bewegungen auch derjenigen Unterthanen, die fern von ihm sind, und ihn vielleicht nie gesehen haben, wenn von dem Landesfürsten gesprochen, wenn das Kirchengebet für ihn gehalten, wenn einer seiner Befehle verkündigt wird; in der Entrüstung gegen diejenigen, die Uebels von ihm sprechen; in der Neigung gegen die Beamte, die seine Befehle verkünden und auszuführen kommen; in der Gewissenhaftigkeit, mit der dies auch ohne Nöthigung und Zwang geschieht; in Bereitwilligkeit, alles zu thun, was zu seinem Wohle und zu seiner Ehre gereicht; in der Trauer, wenn von seinen Widerwärtigkeiten, Gefahren, Krankheiten rc. Kunde kommt; in der ängstlichen Spannung auf Nachrichten, in der Trauer um sein

Das Bewußtsein von der Rücksicht auf den Hörer darf daher nur das zweite und untergeordnete sein, während das von der organischen Entfaltung des Gegenstandes das erste und herrschende ist und bleiben muß, wobei indeß die richtige Beobachtung des Gesetzes der letzteren, wie wir gesehen haben, auch die Erfüllung der ersteren Rücksicht zur unausbleiblichen Folge hat.

Es läßt sich hieraus von selbst abnehmen, inwiefern eine Vergleichung der Einleitung mit den Vorspielen in der Musik, mit den Prologen im Drama rc. für Aehnlichkeit hat, nämlich die, daß auch sie von einer eventualen oder factischen Wirklichkeit ausgehen, und die Darstellung des idealen Ganzen damit in einen inneren Bezug setzen, so daß sie für die Entfaltung desselben auch etwas Organisches annehmen, — nicht aber in dem Sinne, daß jedweder beliebiger Stoff etwa durch eine individuelle glückliche Wendung und geistreiche Laune des Componirenden auch dazu ohne weiteres gebraucht werden könne, wie es die Meinung des Aristoteles in der oben angezogenen Stelle zu sein scheint.

Die Einleitung im Verhältniß zu den andern Theilen des Aufsatzes kann auch mit der parabolischen Bewegung einer aufsteigenden Bombe verglichen werden; so lange er blos noch aufsteigt, gehört der Stoff der Einleitung an; so lange er sich in sich selbst bewegt, ist er eigentliche Abhandlung oder Leib des Ganzen, und so lange er abwärts steigt, gehört er dem Schlusse an.

4) Dieser Gedanke führt uns auf das vierte, bei der Einleitung insbesondre zu berücksichtigende Gesetz, nämlich auf das des Maßes. An sich betrachtet kann dieses freilich nicht bestimmt werden, sondern hängt ganz von dem Maße der Ausführung ab, den die eigentliche Abhandlung nimmt, — was wiederum von der Natur des Gegenstandes und von den Zwecken und Umständen abhängt, die mit seiner Darstellung verbunden sind. Ist dieses aber einmal gegeben, so hat auch das Maß der Einleitung nichts Willkürliches mehr und läßt sich nach absoluter Folge bestimmen.

Man darf hieraus nicht etwa folgern wollen, daß der Leib des Ganzen eher ausgearbeitet werden müsse als sein Kopf, die Einleitung, weil ich ja sonst dies Maß nicht wissen könne. Denn durch die syllogistische Disposition ist jedem der drei Haupttheile schon sein bestimmter Inhalt zugetheilt, den ich daher nur in ihm selber weiter zu individualisiren habe, und durch die vorbeschriebene bestimmtere Art der Meditation, nach welcher ich schon ein Augapfelbild von der Vollendung des Ganzen in der Vorstellung oder inneren Anschauung in mir trage, habe ich zugleich auch ein Maß der Ausführlichkeit fürs Ganze, das mir daher auch gleich bei der Einleitung vorschweben und mich in den rechten Gränzen halten wird. Ja, man könnte sogar umgekehrt sagen, das Maß der Einleitung müsse bestimmend für das Maß der eigentlichen Abhandlung sein, weil die Darlegung des Gegenstandes in seiner Besonderheit eine gewisse Unbeschränktheit bis zu dem Puncte verlange, wo jener deutlich genug vor die Erkenntniß oder Anschauung

erst in der Gestalt hinlänglich deutlich vorgeführt werde, wie er in der Wirklichkeit vorkommt, — was die Einleitung bis hieher vollbracht hat, so ist es nun Zeit, das an diesem wirklichen Vorkommen zu scheiden, was seiner Idee entspricht und was ihr unangemessen ist. Und indem noch näher der Zweck darauf gerichtet ist, diese Unangemessenheit recht in's Licht zu stellen, und dadurch eine Spannung in dem Hörer zu bewirken, die nach der Auflösung der durch den Darstellenden hervorgerufenen Disharmonie hinausgreift, so bedarf es eines Fortschrittes und einer Wendung des Gedankens, die beides in sich enthält, einmal das Zugestehen dessen, was an dem wirklichen Gegenstande der Idee gemäß ist, und das andremal das Hervorheben dessen, was derselben noch nicht entspricht, oder das Beschränken unsrer Zustimmung an der Befriedigung über das Bestehen des Gegenstandes; es bedarf einer Wendung, die, wie ein Januskopf, das Gute an jenem zwar anerkennend, zurückblickt und zurückgreift an den bisher gegebenen Inhalt der Einleitung, zugleich aber auch, das Mangelhafte desselben in allen seinen Nachtheilen einsehend, vorausblickt und vorausgreift nach der Darstellung eines vollkommneren Zustandes und nach den Mitteln, wie ein solcher herbeizuführen sei. Und aus diesen beiden Momenten, von denen das erstere geradezu das Zugeständniß oder die Concessio; das letztere die Beschränkung oder die **Restrictio** heißt, besteht denn nun das, was man unter dem Uebergange κατ' ἐξοχήν oder dem **Transitus** insbesondere zu begreifen hat.

Indem aber ferner der Gedanke auf dieser Darlegung der Mangelhaftigkeit nicht länger verweilen darf, als zur Verdeutlichung derselben nöthig ist, und sie überhaupt nur dargelegt wird, um die Puncte näher zu bestimmen, in denen der Gegenstand anders und besser werden muß, und wie sie zu verwirklichen möglich ist, so muß er also zu einer Vorausverkündigung dessen schreiten, daß er nun den Gegenstand in seiner idealen Wahrheit darstellen und beweisen wolle, warum er so sein müsse, und wie diese seine Wahrheit an ihm verkörpert werden könne. Alles, was in dem Umfange eines solchen bestimmten Gedankens liegt, nennt man die Darlegung des Gegenstandes oder die **Propositio**, die wir als das dritte Moment des Transitus anerkennen. Und insofern nun alles, was in dem Umfange dieses letzteren liegt, noch als mit zur Einleitung gehörig gedacht werden muß, so ist sie also mit der Exposition dieser drei Momente des Uebergangs auch erst vollständig, und von da an erst kann zur Darlegung des Inhalts des zweiten Haupttheils unmittelbar fortgeschritten werden.

Wenn also von Uebergängen die Rede ist, so muß man die verschiedenen Bedeutungen, in denen dieser Begriff bis zu dem so eben insbesondere bestimmten vorkommt, gar wohl unterscheiden. Indem nämlich in einem organisch richtig gebautem Ganzen eine demselben immanente Selbstbewegung stattfindet, weil sich der in seinem Keimpuncte liegende Inhalt nach allen Seiten herausdrängt und sich also in einer excentrischen Bewegung von innen nach außen continuirlich evolvirt, so kann man erstlich jeden selbständigen Gedanken

insofern er sich zu dem zunächst voraufgegangenen wie eine organische Folge und zu dem zunächst auf ihn folgenden als organische Ursache verhält, einen Uebergang nennen. Und indem jeder selbständige Gedanke, weil sein Inhalt in der Regel durch einen Complex von Neben- und abhängigen Gedanken ausgedrückt ist, sich mit diesen in derselben Weise verhält, daß der eine einen Uebergang zum andern und sie alle auf den Hauptgedanken bilden; und endlich dasselbe Verhältniß innerhalb der einzelnen Worte eines einzelnen Satzes wiederkehrt: so bildet also jeder einem organisch gebauten Stilganzen integrirende noch so kleinste Theil einen Uebergang zum folgenden. Dies ist aber der ganz ungewöhnliche Sinn dieses Wortes, in welchem man es ohne ausdrückliche nähere Erkärung nicht gebrauchen kann.

Insofern aber der ganze Inhalt eines Aufsatzes durch die Abfachung in die drei Haupttheile so wie durch die gesammte Classification in viele größere und immer kleinere Theile zerlegt ist, so nennt man zweitens alle diejenigen Gedanken und Gedankenwendungen, vermöge deren ein Fortschritt von der einen dieser Partikeln zu der andern bewerkstelligt wird, mögen es nun größere oder kleinere Theilchen sein, mit dem generellen Namen der Uebergänge, und in diesem Sinne kann ich das Wort ohne weitere Erklärung gebrauchen.

Unter diesen sind aber begreiflicher Weise die zwei die wichtigsten, welche den Fortschritt zwischen den drei Haupttheilen vermitteln, und von diesen beiden wiederum derjenige, der zwischen der Einleitung und der Abhandlung oder zwischen der Darstellung des Gegenstandes in seiner Besonderheit und seiner Allgemeinheit liegt, so daß, wenn man von Uebergängen im speciellen Sinne des Wortes redet, man diese beiden, und wenn man von dem Uebergange an sich oder im individuellen Sinne redet, man den zuletzt bezeichneten ohne weiteres meint. Er ist aber der bedeutungsvollste und deshalb auch schwierigste, weil er die Vermittelung zwischen den am feindlichsten einander gegenüberliegenden Gegensätzen von Besonderheit und Allgemeinheit oder Wirklichkeit und Idee zu übernehmen hat; indem er sie aber übernimmt, erhellet auch die absolute Nothwendigkeit der vorher an ihm aufgezeigten drei Momente, nämlich seiner Hinneigung zu der Besonderheit des Gegenstandes oder die Concession, der Hinneigung zu der Allgemeinheit desselben oder die Restriction so wie der aus der Inbezugsetzung von beiden hervorgegangenen Proposition. Man sieht daraus, daß sich diese drei Momente des Uebergangs eben so verhalten wie die des Syllogismus, auf welchem die Lösung und Hauptgliederung des Ganzen ruht; denn die Concession entspricht dem Besonderen, die Restriction dem Allgemeinen und die Proposition dem Resultate, das aus der Inbezugsetzung des ersteren mit dem letzteren sich ergibt. Man sieht daraus, daß sie das Widerspiel des Syllogismus im besonderen und wie sie zugleich fähig sind, nicht nur die vorliegende Vermittelung zwischen dem Gegenstande in seiner Besonderheit und seiner

Allgemeinheit abzugeben, sondern auch das Gesuchte in seiner allgemeinen Einfachheit vermöge der Proposition auszusprechen.

Da wir nun von den Uebergängen, die nicht die Haupttheile verbinden, nur bei der Lehre von der Darstellung, und von dem, der zwischen Abhandlung und Schluß stattfindet, nur nach der Lehre von der Abhandlung oder Beweisführung füglich handeln können, so haben wir es nach diesem allgemeinen Ueberblick über den fraglichen Begriff nur mit dem Uebergange im engsten und individuellen Sinne des Worts zu thun, der von der Einleitung zur Abhandlung führt.

Wenn nun die Einleitung der Inbegriff derjenigen Gedanken ist, durch welche der Gegenstand in seiner Besonderheit mit dem Zwecke dargestellt wird, ihn im Gegensatz gegen diese in seiner Allgemeinheit aufzuzeigen; so ist der Uebergang der Inbegriff derjenigen Gedanken, durch welche von dem seiner Idee nach befriedigenden Verhalten auf das vor ihr Unbefriedigende desselben hingewiesen und mithin zu seiner idealen Darstellung fortgeschritten wird.

In dieser seiner Natur und Bestimmung hat er nun nicht nur eine organische und daher absolute Nothwendigkeit, sondern es sind darin auch die Bestimmungen gegeben, die bei ihm insbesondere zu beobachten sind, und die wir mit Rücksicht auf die früher (I. §. 126, S. 445—447) gegebenen in folgenden Puncten zusammenfassen, indem wir zu bemerken nicht unterlassen, wie durch Vernachlässigung derselben sich augenblicklich der richtige Fortsatz verschiebt und wie man nur mit großer Mühe wieder in das wahre Geleis der Composition hineinkommen kann. Denn es ist begreiflich, daß, wenn sich die Wendung, die der Uebergang nimmt, sich auch (wie sie fast nicht anders kann) zwar noch ganz richtig an den Inhalt der Einleitung anlehnt, aber von da aus nicht das Moment der Restriction trifft oder gehörig entfaltet, er auch nicht füglich zur Proposition fortschreiten und zu ihr kommen und diese in aller Klarheit vor Augen legen: mithin also auch nicht folgerecht auf den Inhalt des zweiten Haupttheils leiten kann.

1) Der Inhalt des Ueberganges ist durch die logische Disposition, noch näher durch die rhetorische der Einleitung ein durchaus schon mit Nothwendigkeit gegebener und vorausbestimmter, und es gibt kein denkbar möglicher anderer, der dieselbe Angemessenheit oder überhaupt noch irgend eine Angemessenheit daneben behaupten könnte. Hier hilft also kein Aufwand von Geist, kein glücklicher Einfall, keine Gewandtheit, — was alles man lediglich bei der Darstellung in Anwendung zu bringen hat: — dem Stoffe nach aber ist die Composition des Inhaltes gebunden. Warum dies so sein muß, und wie sich der letztere aus den Prämissen nothwendig ergibt, ist nach dem vorhin darüber Erklärten durch sich selbst klar; nicht weniger daß und warum es gerade die mehrgedachten drei Momente sein müssen, die der Uebergang in sich zu fassen hat. —

Um den richtigen Uebergang zu treffen, hat sich also der Stilist lediglich an das

Bewußtsein zu halten, daß er zwischen dem Gegenstande in seiner Besonderheit und seiner Allgemeinheit in der Mitte steht, und daß er, von der einen auf die andre schauend, hieraus, und zugleich mit Berücksichtigung der speciellen Form des Thema's, die Proposition oder die Darlegung dessen zu bilden habe, was nun eigentlich bewiesen und was für eine Frage gelös't werden soll.

2) In der richtigen Beobachtung dieses Gesetzes hat der Stilist zugleich das des Maßes beobachtet, wenn man nämlich darunter die Seite des Maßbegriffs versteht, daß der Uebergang weder zu weit noch zu eng sei, d. h., daß sein Inhalt weder mehr noch weniger enthalte als nöthig ist, um den Begriff der Concession und Restriction zu erfüllen und die Proposition daraus zu bilden, und also keine Gedanken in sich aufzunehmen, die über diese genau umzogene Sphäre hinausführen, noch auch es an denen fehlen zu lassen, die sie vollständig machen, — was alles gleichfalls von sich selbst klar ist. Versteht man dagegen unter Maß die Seite seines Begriffs, nach welcher es den größeren oder kleineren Umfang der Ausführung des bestimmten und mit Nothwendigkeit gegebenen Inhalts bezeichnen soll, so ist es freilich aus dem Maße der Ausführlichkeit der Einleitung zu entnehmen und schließt sich demselben selbst mit ein, — wie wir denn wissen, daß der Uebergang selbst nur einen integrirenden Theil der Einleitung im allgemeineren Sinne des Wortes ausmacht.

3) Wenn aber das Gesetz von der Nothwendigkeit der organischen Bildung des Uebergangs richtig begriffen und in Anwendung gebracht ist, so wird sich auch die anderweite Vorschrift über seine richtige Bildung von selbst erledigen, daß er nichts sprunghaftes, gewaltsames und steifes an sich haben darf, — wodurch er seiner Natur als gelenkartige Verbindung zwischen den beiden, ihrem Wesen nach am weitesten auseinander liegenden Haupttheilen des Aufsatzes in sich selbst widersprechen würde: vielmehr muß sein Inhalt aus dem der Einleitung auf der einen und dem, wenn auch nur im allgemeinen voraus bestimmten, der Abhandlung auf der andern gleichsam von selbst herausfallen, und alles gesuchte, und was einen besonderen Ansatz und Mühe verräth, fern bleiben. Dies vorausgesetzt kann dann freilich auch die Darstellung gar sehr das ihrige thun, um jede rauhere Stelle, die sich allenfalls noch dabei vorfindet, zu lindern und zu glätten, und jedes Pfeifen und Quicken der Bewegung zu vermeiden. Hierdurch wird es dann auch erst möglich, diesem Theile des Ganzen die Gestalt der Nothwendigkeit abzunehmen oder ihn wenigstens mit dem Gewande der Freiheit und des Geistes zu überwerfen.

4) Durch Beobachtung jenes Gesetzes von der organischen Bildung des Ueberganges wird sich endlich auch die Vorschrift erfüllen, daß er nicht leer sei, sondern einen wirklichen, im Verhältniß zum Ganzen lebendigen und immanenten oder innerlichen Inhalt habe, was sich gleichfalls durch sich selbst belegt.

Auf unser Beispiel zurückkommend, würde der Uebergang in demselben ungefähr so

lauten müssen, und zwar erstens in dem Momente der Concession: Wenn wir uns aber diese verschiedenen Weisen vergegenwärtigen, durch welche die Unterthanen ihre Liebe zu ihrem Landesfürsten bethätigen, so können wir nicht anders als den glücklich preisen, der so von seinem Volke geliebt wird; der sein Dasein in dem so vieler Millionen verdoppelt sieht; der ihre Herzen ihm entgegenschlagen weiß, und der, wie jener Herzog, sein Haupt ruhig in den Schooß jedes Bauern legen kann ꝛc. ꝛc. Wie glücklich muß sich aber auch ein Volk fühlen, das seinen Fürsten so liebt und lieben kann, und welche Hoffnung gibt ein solches glückliches Verhältniß zwischen Fürst und Volk, daß das letztere von Tag zu Tag zunehme an allem, wodurch es gesegnet werden kann; daß jeder einzelne sich glücklich fühle in dem Bewußtsein, auch zum Wohle des Ganzen mitzuarbeiten und seine Anlagen und Kräfte dazu auszubreiten; welche Hoffnung gibt es, daß es wachse an Macht und Ehre unter den übrigen Völkern; daß es fortschreite an Wissenschaft und Kunst, in Handel und Industrie ꝛc. ꝛc. und daß es die Freiheit und die Ehre Gottes verbreiten und verwirklichen helfe auf der Erde ꝛc. ꝛc.

Restriction.

Dennoch kann es einem tiefer dringenden Blicke nicht entgehen, daß erstens die liebevolle Gesinnung keineswegs so allgemein ist als es den Anschein hat, daß sie aber auch zweitens, da, wo sie wirklich in äußeren Beweisen sich kund thut, keineswegs dem Wesen der wahren Liebe entspricht und mithin wenig auf ihre Aufrichtigkeit und Treue gebaut werden kann. Denn entweder kommt sie nur so zu sagen von einer gewissen Gewohnheit oder von augenblicklichen Aufregungen und Gemüthsbewegungen oder von den imponirenden Eindrücken der irdischen Macht und Hoheit her, oder sie hat ihren Grund in eigensüchtigen Absichten, und hört daher auf, so bald diese nicht befriedigt werden oder sie gewährt, was sie nicht gewähren sollte, indem sie nämlich Unrecht begeht und Böses thut, wenn dadurch geheimen Wünschen des Fürsten Genüge gethan wird: mit einem Worte, alle diese verschiedenen und vielen Arten der Liebeserweisungen geben sich fast nur als aus natürlichen und mithin als vor dem Geiste werthlosen Beweggründen entspringende kund, und sie leisten daher kein Gewähr weder für die Sicherheit des Thrones, der trotz ihnen mit allerlei Verrath und Lüge umsponnen ist, noch für ein wahrhaft glückliches Verhältniß zwischen Fürst und Volk, noch für das wahre Wohl und Heil des Volkes, noch für dessen Fortschritt im Sinne des Geistes u. s. w. u. s. w.

Proposition.

Wohl aber läßt sich ein Verhältniß zwischen Fürst und Volk und eine Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten denken, die das in Wahrheit ist, was jene nur scheint; eine Liebe, die wenigstens unter der Mehrzahl unwandelbar und hierdurch eine unerschütterliche Stütze des Throns bei allen Zufälligkeiten und bei großen Geschicken ist; eine Liebe, die nicht Eigensucht im Hintergrunde hat, und die dem Willen des Fürsten ehrerbietig entgegentritt, wenn er dem Willen Gottes widerspricht: mit einem Worte, es

Bewußtsein zu halten, daß er zwischen dem Gegenstande in seiner Besonderheit und seiner Allgemeinheit in der Mitte steht, und daß er, von der einen auf die andre schauend, hieraus, und zugleich mit Berücksichtigung der speciellen Form des Thema's, die Proposition oder die Darlegung dessen zu bilden habe, was nun eigentlich bewiesen und was für eine Frage gelös't werden soll.

2) In der richtigen Beobachtung dieses Gesetzes hat der Stilist zugleich das des Maßes beobachtet, wenn man nämlich darunter die Seite des Maßbegriffs versteht, daß der Uebergang weder zu weit noch zu eng sei, d. h., daß sein Inhalt weder mehr noch weniger enthalte als nöthig ist, um den Begriff der Concession und Restriction zu erfüllen und die Proposition daraus zu bilden, und also keine Gedanken in sich aufzunehmen, die über diese genau umzogene Sphäre hinausführen, noch auch es an denen fehlen zu lassen, die sie vollständig machen, — was alles gleichfalls von sich selbst klar ist. Versteht man dagegen unter Maß die Seite seines Begriffs, nach welcher es den größeren oder kleineren Umfang der Ausführung des bestimmten und mit Nothwendigkeit gegebenen Inhalts bezeichnen soll, so ist es freilich aus dem Maße der Ausführlichkeit der Einleitung zu entnehmen und schließt sich demselben selbst mit ein, — wie wir denn wissen, daß der Uebergang selbst nur einen integrirenden Theil der Einleitung im allgemeineren Sinne des Wortes ausmacht.

3) Wenn aber das Gesetz von der Nothwendigkeit der organischen Bildung des Uebergangs richtig begriffen und in Anwendung gebracht ist, so wird sich auch die anderweite Vorschrift über seine richtige Bildung von selbst erledigen, daß er nichts sprunghaftes, gewaltsames und steifes an sich haben darf, — wodurch er seiner Natur als gelenkartige Verbindung zwischen den beiden, ihrem Wesen nach am weitesten auseinander liegenden Haupttheilen des Aufsatzes in sich selbst widersprechen würde: vielmehr muß sein Inhalt aus dem der Einleitung auf der einen und dem, wenn auch nur im allgemeinen voraus bestimmten, der Abhandlung auf der andern gleichsam von selbst herausfallen, und alles gesuchte, und was einen besonderen Ansatz und Mühe verräth, fern bleiben. Dies vorausgesetzt kann dann freilich auch die Darstellung gar sehr das ihrige thun, um jede rauhere Stelle, die sich allenfalls noch dabei vorfindet, zu lindern und zu glätten, und jedes Pfeifen und Quicken der Bewegung zu vermeiden. Hierdurch wird es dann auch erst möglich, diesem Theile des Ganzen die Gestalt der Nothwendigkeit abzunehmen oder ihn wenigstens mit dem Gewande der Freiheit und des Geistes zu überwerfen.

4) Durch Beobachtung jenes Gesetzes von der organischen Bildung des Ueberganges wird sich endlich auch die Vorschrift erfüllen, daß er nicht leer sei, sondern einen wirklichen, im Verhältniß zum Ganzen lebendigen und immanenten oder innerlichen Inhalt habe, was sich gleichfalls durch sich selbst belegt.

Auf unser Beispiel zurückkommend, würde der Uebergang in demselben ungefähr so

und sinnlichen Bewußtseins leicht an den Gegenstand anzuknüpfen vermag, der ihm auch so vorgeführt wird, wie er in der unmittelbaren und sinnlichen Welt eben vorgefunden wird; und gleichwol ist er dadurch, daß er diese in geistiger Zusammenfassung und Darstellung empfängt, auch unmittelbar über die materielle Realität erhoben und sein Geist selbst in ein leichtes Spiel der Thätigkeit versetzt, weil auch zum Auffassen eine, wenn auch zunächst nur so zu nennende passive Thätigkeit gehört. Hierdurch ist er zugleich seiner gleichgiltigen oder dem Sprechenden abgeneigten Stimmung entzogen und hat auch unbewußter Weise ein Interesse an dem Gegenstande gewonnen, indem er sich immer tiefer in denselben hineinführen läßt und so seiner unmittelbaren Zustände immer mehr vergißt.

Somit steht er ferner der ihm zuzumuthenden Anspannung nicht mehr zu gleichgiltig und fremdartig gegenüber, indem ihn die sich entfaltenden Momente des Ueberganges nöthigen, auf die Unvollkommenheiten des fraglichen Gegenstandes aufmerksam zu werden, und so mit sich selbst in Disharmonie zu gerathen; immer mehr geht er aus seiner blos aufnehmenden Thätigkeit in eine productive über, wie man wenigstens insofern sie nennen kann, als er immer mehr geneigt wird, die sich steigernde Anspannung durch eine Lösung der angeregten Frage zu beruhigen und somit ist er denn endlich auf den Punct geführt, von welchem aus er einen weiteren Zug in die geistigen Regionen mit zu unternehmen geneigt ist. Wir haben aber hier vorzugsweise eine eigentliche Rede im Sinne, weil, wenn die verschiedenen Hauptgattungen der Prosa ihrem formellen Werthe nach verglichen werden, die rednerische unbedenklich für die vollkommenste erklärt werden muß, insofern sie die historische und wissenschaftliche Prosa voraussetzt und dem Wesen nach in sich begreift, und außerdem die kunstvollste Anordnung und Behandelung ihres Stoffs, so wie beständige Berücksichtigung auf den Hörer und auf alle zufälligen Umstände erfordert und sonach die normalmäßigste von allen andern Gattungen ist, die die Normen der andern bereits in sich aufgenommen hat.

Erinnern wir uns nun, daß die Einleitung den Gegenstand in seiner Besonderheit individualisirend vorführt, in dieser letzteren aber sein sinnlicher oder natürlicher und sein idealer oder geistiger Antheil in ungetrennter concreter Einheit zusammengefaßt ist; erinnern wir uns, daß das in dem Uebergange liegende Moment der Restriction das Einseitige, seiner geistigen Idee gegenüber noch Mangelhafte insbesondere verdeutlicht, und daß in der Proposition versprochen wird, den Gegenstand so aufzuzeigen, wie er als besonderer sein müßte, wenn er seine wahre oder geistige Idee in sich aufgenommen hätte; diese Aufzeigung aber nur dadurch möglich wird, wenn ich den Gegenstand in seiner Allgemeinheit und in den Gründen dafür begreife: so folgt also, daß es sich jetzt lediglich darum handeln muß, diese Allgemeinheit des Gegenstandes selbst auszusprechen und die Gründe zu bringen, warum er in dieser seinem Begriffe und Wesen allein entspreche, — welche Gründe zunächst lediglich aus der Vernunft genommen

werden müsse, und die ich aus der Erfahrung und etwa durch Aussprüche Anderer nur zu bestätigen habe; es folgt, daß es sich noch näher darum handeln muß, wie ich dazu gelangen kann, den Gegenstand in dieser Allgemeinheit zu fassen und zu erkennen und von meiner Vernunft aus zu den Gründen dafür zu gelangen.

Die hierbei zu Grunde liegenden Unterscheidungen sind nicht so fein und schwierig, als sie vielleicht auf den ersten Augenblick erscheinen; wir fügen indeß noch Folgendes zur Erklärung hinzu.

Der Ausdruck Allgemeinheit und Besonderheit des Gegenstandes kommt hier nämlich in einer zweifachen Bezüglichkeit vor. Wenn wir sagen, in der Einleitung wird der Gegenstand aufgezeigt, wie er in der Erfahrung vorkommt und sich innerhalb der wirklichen Welt verkörpert hat, so ist damit keineswegs gemeint, daß diese seine Verwirklichung von allem idealen oder allgemeinen Inhalte und Antheile entblößt sei, sondern nur, daß sie noch nicht denjenigen hat, den sie der Idee des Geistes überhaupt oder der absoluten Allgemeinheit in Gott gemäß haben kann und haben soll, und Besonderheit des Gegenstandes heißt also hier so viel als die Art und Weise, wie die Idee desselben sich bis jetzt vergegenwärtigt hat. —

Wenn ich dagegen in dem Uebergange, und zwar in dem Momente der Restriction nur das Negative des Gegenstandes, d. h. nur das aufzeige, was ihm noch an der Erfüllung seiner wahren oder geistigen Idee mangelt, so bekomme ich den Begriff von seiner Besonderheit in diesem speciellen negativen Sinne, dem der der geistigen Idee gegenübersteht, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich an ihm verwirklicht hat oder nicht, oder vielmehr mit Rücksicht darauf, daß diese sich an ihm noch nicht vollkommen verwirklicht hat, — womit ich es in der Beweisführung oder eigentlichen Abhandlung zu thun habe.

In dem Schlusse endlich bringe ich diese Allgemeinheit des Gegenstandes mit seiner Besonderheit im Sinne der Restriction zusammen, und hierdurch erfüllt diese ihre Mangelhaftigkeit und gibt mir den Gegenstand in dem Sinne, wie seine Allgemeinheit mit seiner Besonderheit eins und zur concreten Wirklichkeit geworden ist.

In der Beweisführung habe ich es daher mit seiner Allgemeinheit ohne Rücksicht auf seine besondere Art und seine Verwirklichung zu thun und die Aufgabe steht lediglich dahin, die geistige Idee des Gegenstandes und die Gründe dafür überhaupt zu erkennen.

Wenn wir es also in unserm Beispiele in der Einleitung mit der Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten zu thun hatten, wie und wie fern sie sich bereits verwirklicht und erfahrungsmäßig gemacht hat; in der Restriction des Uebergangs mit dem, was dieser Verwirklichung noch abgeht, um die geistige Idee des Gegenstandes zu erreichen, so werden wir es in der Abhandlung mit der geistigen Idee der Liebe überhaupt zu thun haben, aus der dann im Schlusse die geistige Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten resultirt,

und die Frage steht also näher dahin: worin besteht die wahre oder geistige Liebe und warum besteht sie aus dem, was ich als solche aufstelle?

Um dies zu vermögen, bedarf es freilich für den Schreibenden zweier Dinge, in deren Besitz er sein muß. Erstlich muß er wissen, worin der Geist oder die Allgemeinheit überhaupt besteht, und zweitens muß er den Gegenstand überhaupt kennen, wie er in der Natur oder Erfahrung vorkommt: hier also wie sich die Liebe in der Natur oder in der Wirklichkeit empirisch zeigt, ohne Rücksicht darauf, ob es wahre Liebe ist oder nicht. Hat er diese beiden Stücke inne, dann wendet er dasselbe Princip thätig an, vermöge dessen wir alle in der Composition vorkommenden Acte sich erfüllen sahen, vermöge dessen jedes sprachliche Erzeugniß zu stande kam, ja die Sprache selbst bis zu dem ersten geschaffenen Worte herab sich erzeugte: — nämlich die energische Unterordnung eines Besondern unter ein Allgemeines.

Wenn ich nun weiß, daß die höchste Allgemeinheit, die also alle Besonderheiten in sich umfaßt, oder der absolute Geist und die absolute Wahrheit selbst nichts anders ist als die energische Unterordnung alles Besonderen unter sich; und wenn ich weiß, daß die Liebe, wie sie in der Natur und Wirklichkeit vorkommt, eben nichts anders ist als die neigungsvolle Unterordnung unsrer Interessen (worunter überhaupt alles verstanden ist, was nur Bezug auf uns hat) unter die eines andern; und wenn ich nun diese Besonderheit der gewöhnlichen Liebe dem Begriffe des Geistes oder der Allgemeinheit und Wahrheit unterordne und sie unter diesen stelle, so daß sie sich in ihm reflectirt, so bekomme ich einen dritten Begriff, nämlich den der wahren oder geistigen Liebe, oder die Liebe im Reflex der höchsten Allgemeinheit: mit einem Worte, ich bekomme einen Syllogismus, dessen Schluß mir nicht nur den gesuchten Begriff, hier was die wahre oder geistige Liebe sei, in die Hand liefert, sondern deren Prämissen zugleich summarisch die Gründe enthalten, nach denen ich verlange, und die ich mir also nur weiter zu individualisiren brauche, um die Beweisführung ihrem vollsten Inhalte nach geben zu können.

Dieselbe Methode also, die wir oben zur syllogistischen Disposition des Ganzen anwandten, bringen wir hier in Hinsicht auf den allgemeinen Begriff des Gegenstandes in Anwendung, und, um bei unserm Beispiel zu bleiben, so fanden wir dort den gesuchten Begriff, nämlich die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, indem wir diese gewöhnliche, empirische Liebe unter den Begriff der wahren Liebe stellten. Hier, wo wir wissen wollen, worin die wahre oder geistige Liebe überhaupt besteht und warum dieses, stellen wir Liebe überhaupt unter den Begriff der Wahrheit oder des Geistes selbst und knüpfen dadurch die Gründe für unsre Behauptung an das höchste und letzte Princip an, was es überhaupt gibt, nämlich an den absoluten Geist oder an Gott in dem Begriff seiner allgemeinen oder geistigen Persönlichkeit. Unser Syllogismus wird also hier lauten: Da der Geist die energische Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine ist; die Liebe aber die neigungsvolle Unterordnung unsrer einseitigen Interessen unter die eines

Andern ist, so folgt, daß die wahre oder geistige Liebe die neigungsvolle energische Unterordnung unsrer einseitigen Interessen unter die eines andern ist, insofern er für mich das Allgemeinere vermittelt, d. h. insofern er geistiges Wesen ist. Und dieser Schluß war für uns in der syllogistischen Disposition des Ganzen die Prämisse, die den Gegenstand in seiner Allgemeinheit in sich enthielt oder der terminus major, und von ihm gingen wir aus, um zu dem speciellen Begriffe der wahren Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten zu gelangen.

Beiläufig gesagt, so ist Gott, insofern er der absolute Geist oder die allgemeine geistige Persönlichkeit ist, in dem Begriffe des Geistes aber der der energischen Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine liegt, auch Schöpfer und Vater aller Dinge eben so wol als auch die absolute Liebe; das erstere, weil er als der concrete Centralpunct der höchsten Allgemeinheit sich energisch zu sich verhält und so die ihm untergeordnete Besonderheit aus sich nicht nur hervorbringt, sondern auch ewig in sich befaßt; das letztere, insofern er zu dieser Schaffung durch eine in ihm selbstliegende Neigung zur Besonderheit oder zur Welt als dem andern seiner selbst bewogen wird, aus dem allgemeinen Zwecke nämlich, daß diese sich ihm frei unterordne und dadurch selbst geistig und seiner Göttlichkeit theilhaftig werde.

Wenn ich daher von Gott die wahre oder ewige Liebe, die Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit rc. prädicire, so komme ich nothwendiger Weise in einen Cirkel, indem ich immer dasselbe setze, nur nach einer andern Seite der endlichen Erscheinung. Somit kann ich auch den Begriff der wahren Liebe aus dem Begriff des Geistes folgerecht nur gewinnen, als insofern ich den endlichen Begriff der Liebe unterschiebe und jenen an diesem sich spiegeln lasse.

Den Schluß, den ich mir auf diese Weise bilde, um zu dem Inhalte des allgemeinen Begriffs und zu den Gründen zu kommen, warum er diesen Inhalt habe, nehme ich übrigens in seiner Einfachheit nicht anders in die Disposition der Beweisführung auf, als daß ich ihn wie einen Schlüssel, in dieselbe zu gelangen, in den Händen behalte; denn die ganze Beweisführung ist nun nichts anders als eine Ausführung desselben, eben so wie der Syllogismus, der das Ganze umfaßt, auch nur die Wünschelruthe ist, durch deren Anlegung sich mir die Art und Weise der Ausführung des Ganzen aufthut.

Mit dem Schlüssel für die Beweisführung in der Hand kann ich nun allerdings auf eine doppelte Weise verfahren, indem ich entweder mein gewonnenes Resultat gleich voranstelle und die in den beiden Prämissen liegenden beiden Hauptbeweise mit allen ihren durch Divisionen und Subdivisionen auszudrückenden Individualitäten folgen lasse, — was man die synthetische oder progressive Methode nennt; oder indem ich die in den Subdivisionen und Divisionen liegenden einzelneren Beweise gleich Vordersätzen voranstelle und zu den beiden Hauptbeweisen und durch diese zu der Behauptung selbst hinaufsteige, — was man die analytische oder regressive Methode nennt.

Die Wahl wird begreiflicher Weise von der Natur des Gegenstandes und von der Gattung der Darstellung so wie von andern zufälligen Gründen abhängen: für unser Beispiel so wie für die rednerische Darstellung paßt indeß fast nur die synthetische oder die Induction, weil durch sie die Aufmerksamkeit des Zuhörers leichter gewonnen und erhalten wird.

Bin ich aber auch hierüber entschieden, so besteht das Geschäft der Beweisführung lediglich in der Individualisirung des in den beiden Prämissen liegenden Inhalts, den ich in die Form der einzelnen Beweise verschiedenen Grades zu bringen habe.

Ich vollbringe aber das Geschäft der Individualisirung, wenn ich wiederum das Princip der Subsumtion anlege, und die in den beiden Prämissen liegenden Urtheile als das einfach Allgemeine nehmen, das ich nach seinen Hauptbestandtheilen und diese wieder nach den ihrigen 2c. 2c. zergliedere und nach dem verschiedenen Grade seines Werthes untereinander setze.

Hatte nun — auf unser Beispiel angewandt — in dem Uebergange das Moment der Proposition zuletzt ausgesprochen, daß wir untersuchen wollten, worin die wahre Liebe bestehe und wie sie erweckt und verwirklicht werden könne, — welche letztere Frage aber offenbar dem zugehört, was in dem Schlusse gesagt werden muß, so haben wir es also hier nur mit der ersteren zu thun, worin die wahre Liebe bestehe, der sich die nach den Gründen zugleich mit einschließt, und sie nach den beiden Hauptpuncten zu lösen, die uns die Prämissen des Syllogismus an die Hand geben, nämlich, worin das Wesen der natürlichen Liebe und worin das des Geistes bestehe? Noch näher haben wir vollständige Erklärung von diesen beiden Puncten zu geben, und aus dieser die Behauptungen sowol als die Gründe dafür zu ziehen, worin die wahre Liebe bestehe.

Wenn ich nun gesetztermaßen wissen muß, daß der Geist in der energischen Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine besteht, so habe ich mir dieses nur näher zu erklären und zu vergegenwärtigen, was ich ungefähr durch folgende Reflexion vermag.

Eine energische, d. h. von dem Willen des Subjects und nicht von einem andern Grunde ausgehende Thätigkeit kann erstlich nur beim Menschen gefunden werden, denn nur dieser hat einen Willen oder eine freie Selbstbestimmung 2c.: also kann auch unter allen geschaffenen Wesen nur beim Menschen Geist oder freithätige Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine gefunden werden.

Das Besondere bei, in und an dem Menschen ist er aber selbst als Einzelheit, als eine subjective und individuelle Einheit und Ganzheit; noch näher alles das, was aus seiner sinnlichen oder leiblichen Natur entspringt; denn nur durch diese ist er ein einzelnes und besonderes Wesen, und was er sonst noch Geistiges an sich hat, gehört ja eben nicht ihm allein, sondern dem Allgemeinen an. Sondern wir diesen Antheil aber einstweilen aus, so bleibt uns eben nichts übrig als die Triebe, Begierden, Leidenschaften, das Bestreben nach Besitz, Reichthum, sinnlichem Wohlsein aller Art 2c.; — mit einem Wort

nur das, was auf ihn und nicht auch zugleich auf andre einen Bezug hat, — was wir kurz seine persönlichen oder einseitigen Interessen genannt haben.

Die Unterordnung der besonderen Interessen oder des besonderen Willens unter den allgemeinen soll aber ferner nicht blos eine solche überhaupt, sondern eine freithätige oder energische sein, d. h. es soll sich dieselbe in einer sich nach außen kundgebenden Thätigkeit zeigen; es soll etwas aus dem Subjecte herausgesetzt und objectiv erkennbar werden, das dieses Moment der Subsumtion und Freiheit als seinen productiven Keim an und in sich hat, — was, wie wir eben sahen, in Gesinnungen, Worten und Handlungen geschehen kann, und auch diese Manifestationen muß ich mir, nach Bedürfniß, wieder näher vergegenwärtigen und zergliedern.

Endlich kann aber der Mensch eine solche untergeordnete Thätigkeit nicht unmittelbar vollbringen, weil sich sonst ihr Begriff von selbst aufheben würde: vielmehr muß der allgemeine oder göttliche Wille in näherer und unmittelbarerer Gestalt erscheinen, die wieder für die verschiedenen Alter, Stände, Geschlechter ꝛc. auch selbst eine verschiedene ist. So erscheint er z. B. dem Kinde als Willen der Eltern, seinem Eigenwillen gegenüber, als Gesetz in der Schule ꝛc.; dem Jünglinge und Manne als Gesetz des Staates und aller dazu gehörigen Einrichtungen nach ihren verschiedenen Zweigen, als Gesetz der Kirche u. s. w. Er erscheint in Rücksicht auf Andre als solche, also auf Familie, Nachbarn, Standesgenossen, Landsleute, Volksgenossen, endlich unter dem Begriffe des Menschen überhaupt. Nur in der praktischen Unterordnung meiner Interessen unter höhere, — mögen sie in einer Gestalt erscheinen, in welcher sie wollen, kann ich also die Unterordnung meines Willens unter den göttlichen Willen bethätigen, wie dies schon die christliche Religion in dem Gebote der Nächsten- und Feindesliebe ꝛc. ausdrückt, als in welcher allein auch eine Liebe zu Gott stattfinden kann: — worüber die zahlreichen ausdrücklich dies aussagenden evangelischen Stellen zu vergleichen sind. Eben so schließt sie auch ein solches blos passives Verhalten von ihrem Wesen aus, wie es durch Beten und Fasten und durch Zurückgezogenheit in Klöstern getrieben wurde.

Vergegenwärtige ich mir aber zweitens das, worin die blos natürliche Liebe besteht, — wozu ich gelangen muß, wenn ich auf die vorbeschriebene Weise der concreten topischen Heuristik mir eine Menge einzelne Fälle aus der Wirklichkeit vergegenwärtige, in denen sich natürliche Liebe zeigt, und fasse ich diese einzelnen Fälle unter allgemeinere Gesichtspuncte zusammen, so wird sich mir ungefähr folgendes ergeben:

Die natürliche Liebe heißt aber so, weil sie in meinem natürlichen, d. h. in dem Wesen liegt, das mir angeboren und mit meiner sinnlichen Existenz verwachsen oder eins ist. Sie zeigt sich daher in mir wie andre Triebe auch, nur mit dem einem Unterschiede, daß ich bei jenen die ihnen entsprechenden Gegenstände, wie z. B. beim Hunger die Speise, bei der Rache den Feind, absorbire, überhaupt aber meinen Zwecken unterordne und in mich aufnehme; bei dieser dagegen mich in einem Andern, als dem geliebten

Gegenstande, aufgebe und mich und meine besonderen Zwecke ihm unterordne, — wodurch also allerdings die natürliche Liebe einen Schein der wahren bekommt, ohne sie indeß selbst zu sein und wodurch man den Boden hindurch erkennt, auf welchem die wahre oder geistige Liebe am leichtesten Wurzel fassen kann, weil ja das Geistige als etwas Thätiges und Productives eine Vermittelung oder einen sinnlichen Boden zu seiner Manifestirung verlangt. In der Form des Triebes aber, in der sie trotzdem erscheint, hat es die natürliche Liebe als ihr eigen,

1) daß sie unfrei ist, d. h. sie entspringt nicht aus mir als einem sich selbst bewußten und sich selbst bestimmenden Wesen, sondern ruht vielmehr gerade darauf, daß ich mich nicht vollkommen als ein einzelnes Wesen von anderen unterscheiden kann, und daß ich mich dem geliebten Gegenstaude gegenüber noch durchaus unvollständig fühle, — wovon man sich bei einem Hinblick auf das Gefühl der natürlichen Liebe, wie es innerhalb der Familie am offensten vorkommt, augenblicklich aus der Erfahrung überzeugen kann.

Insofern aber die natürliche Liebe unfrei ist, ist sie auch zugleich nothwendig

a) ohne sittlichen Werth, weil nur das einen solchen hat, was ich durch freie Selbstbestimmung thue.

b) ohne Maß, weil der Trieb ohne Selbstbestimmung sich eben keine Schranken setzt, sondern so lange fortfährt, nach Befriedigung zu streben, als er selbst dauert, — wodurch er freilich die Existenz des Subjects gefährdet und zuletzt aufhebt.

c) ohne Ziel und Zweck, weil sie ihrer selbst eben unbewußt ist, und also über den Gegenstand nicht hinaus kann, mithin ziellos in demselben befangen bleibt, — was schon der gemeine Sprachgebrauch ausdrückt, indem er die (natürliche) Liebe blind nennt.

In dieser Blindheit macht sie sich nicht nur zum Selbstzweck, während sie nur in dem Verhältniß des Mittels stehn sollte, sondern sie tritt auch mit sich selbst in Widerspruch; das erstere indem die natürlichen Verbindungen und Verhältnisse, in die ein Mensch zu dem andern gesetzt ist, nur als Vermittelungen dienen sollen, an denen er sein geistiges Wesen manifestiren kann; das letztere, indem sie oft das thut, was ihrem eigentlichen und wahren Willen gerade entgegen ist, — wie wenn eine Mutter das Wohl ihres Kindes will und doch durch beständige Nachgiebigkeit gegen dessen schlechten oder Eigenwillen dasselbe geradezu untergräbt u. s. w. u. s. w.

Es ist aber der natürlichen Liebe ferner eigen

2) daß sie beschränkt ist, d. h. daß sie lediglich in dem besonderen Gegenstande ihrer Liebe wurzelt oder entsteht und befangen bleibt. Erklärung davon. Aus der Beschränktheit folgt aber wiederum

a) sie ist ungerecht und partheiisch gegen ein drittes Anderes, das als geistiges Wesen auch Anspruch auf meine Liebe hat. Nähere Erklärung.

b) sie ist *eigennützig*; nähere Erklärung.

Es ist ihr endlich eigen,

3) daß sie *unzuverlässig, hinfällig* und *vergänglich* ist. Denn mit den [Ve]ränderungen unsres Zustandes, denen jeder Mensch nothwendig unterliegt, verändern [sich] auch unsre Triebe und mithin auch unsre Liebe, und mit der Hinwegnahme oder dem [To]de des geliebten Gegenstandes wird ihr der Stoff entzogen, aus dem sie gewebt ist, [u]nd so weiter.

4) daß sie *unproductiv* ist. Erklärung.

§. 77.

Fortsetzung.

Durch die nähere Erklärung dessen, was in der Begriffsbestimmung des Geistes und durch die individuellere Auseinandersetzung dessen, was in dem Begriffe der natürlichen oder auch der concret vorkommenden Liebe im gewöhnlichen Sinne liegt, ist mir nun die Möglichkeit gegeben, das Verhältniß des besonderen Inhalts der natürlichen Liebe zu dem allgemeinen des Geistes zu erkennen; noch näher aber werden alle in dem ersteren enthaltenen einzelnen Positionen, indem ich sie im Verhältnisse zu dem letzteren betrachte, von diesem aus ihre *Begründung* empfangen oder die *Beweise* enthalten, inwiefern und warum sie dem Begriffe der geistigen Liebe nicht entsprechen, und umgekehrt also auch erkennen lassen, wie ihr Gegensatz, diese geistige Liebe, nach den verschiedenen exponirten Seiten beschaffen sein müsse, um eine solche zu sein oder der Idee des Geistes zu entsprechen. Denn indem ich den Inhalt der natürlichen Liebe an den Begriff des Geistes anlege und das Verhältniß von beiden untersuche, muß sich nothwendig herausstellen, was der ersteren, diesem letzteren gegenüber, ermangelt oder nicht entspricht und diese Erkenntnisse sind ebensowol Beweise für die Mangelhaftigkeit der natürlichen Liebe als sie Beweise für die Behauptungen sind wie sie nach ihrem auseinandergesetzten Inhalte beschaffen sein müsse.

Dies als gesetzliches Verfahren allgemein ausgesprochen, heißt also so viel: Um zur Beweisführung zu gelangen, muß ich den natürlichen oder besonderen Inhalt des Begriffs classificiren und die Glieder der Classification an den Begriff des Geistes anlegen und das Verhältniß derselben zu ihm aufsuchen. Hierdurch habe ich zugleich die Classification und mit ihr also die Disposition der ganzen Beweisführung in den Händen, deren Resultat der natürliche Inhalt des Begriffs im Scheine des Geistes oder der Wahrheit ist, — welches Resultat ich, nach Befinden, auch voraussstellen und von ihm als der allgemeinen Behauptung ausgehen kann.

Der ganze angestellte Syllogismus ist nach diesem allem nur eine Hilfsarbeit, um zur Erkenntniß der Beweise zu gelangen, und nur diese also habe ich, mit Hinweglassung alles andern beizubehalten und zu gebrauchen.

Insofern nun der Schematismus oder die Classification der Beweisführung aus mehreren Hauptgliedern und diese vielleicht wieder aus Untergliedern besteht, überhaupt aber insofern sie nicht allzuleicht aufzufassen und zu behalten ist, und noch mehr, so oft ich von dem Resultate dieses zweiten angelegten Syllogismus ausgehe, pflegt man die zum Beweise einzuschlagende Methode nebst den Haupttheilen des Schematismus vorher kurz anzugeben, — welche Angabe sich mithin an den Uebergang und zwar an das Moment der Proposition anzuschließen hat und dieses in seiner ganzen Vollkommenheit umfaßt.

Wenn wir daher — auf unser Beispiel angewandt — die Proposition so weit geführt hatten, daß es hieß: Bei dem unaussprechlichen Gewinn und Glücke, das eine wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten dem Lande bringt, lohnt es sich wol der Mühe zu untersuchen, worin denn eine solche bestehe und wie sie beschaffen sein müsse; nicht minder, wie sie erweckt und unter uns wirklich werden könne, so werden wir nun weiter hinzufügen: Wir werden dies aber erkennen, wenn wir, nach einer nähern Vergegenwärtigung dessen, worin die Wahrheit oder der Geist, und worin die blos natürliche Liebe besteht, uns überzeugen, daß die wahre Liebe frei, unbeschränkt und unvergänglich sein und warum sie dies sein müsse, woraus sich dann von selbst ergeben wird, wie die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten beschaffen sein müsse, um frei, unbeschränkt und unvergänglich zu sein, d. h. wie sie eine wahre Liebe sein und werden könne.

Hier habe ich also den ganzen Gang, den die Untersuchung und Beweisführung sammt dem, was der Schluß enthalten wird, im voraus angedeutet, und vermag sie nun selbst nach diesem Faden abzuspinnen. Finde ich indeß angemessen, dem Leser oder Hörer die Methode der Lösung nicht im voraus zu enthüllen, und ihm in meine Karte sehen zu lassen, so könnte ich auch unmittelbar nach der Proposition, wie wir sie oben gegeben haben, absetzen, und mit einem ganz neuem Ansatze in ähnlicher Weise, hier mit der Beweisführung, verfahren, wie wir mit der Anlage des Ganzen verfahren sind: nämlich zuerst die Natürlichkeit der Liebe in ihrer Mangelhaftigkeit aufführen, dann das Wesen des Geistes entwickeln und erklären und durch Aneinanderhalten des einen an das andere die Bestimmungen abgeben, wie die wahre Liebe beschaffen sein müsse. Wenn ich aber dies weiß, so darf ich nur die gewöhnlich vorkommende Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, wie ich sie in der Einleitung erkannt habe, daran halten, und es wird mir im Schlusse von selbst in die Hand fallen, wie nun die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten beschaffen sein und was geschehen müsse, daß sie eine solche werde. Im ersteren Falle hätte ich dann die synthetische, im letzteren die analytische Methode der Beweisführung in Anwendung gebracht.

Wenn ich aber auch die letztere anwende, und also vom besonderen ausgehe, so müßte ich doch, um dies mit Sicherheit zu können, mir vorher das Schema oder die Disposition der classificirten Behauptungen nebst deren Beweisen entworfen haben, die für unser Beispiel also ungefähr so gestaltet sein würde:

Die wahre oder geistige Liebe ist

1) frei. Denn da der Geist die energische Unterwerfung des Besonderen unter das Allgemeine ist; hierin aber gesetzt ist, daß diese nicht aus einem in der Nothwendigkeit meiner Natur liegenden Beweggrund geschieht, die aus dem Mangel des Bewußtseins meiner Selbständigkeit entspringt, — wie dies bei der natürlichen Liebe der Fall ist, sondern daß sie die deutliche Unterscheidung meiner selbst von allen andern voraussetzt und ihren Grund nur in der Anerkennung eines über dem Besonderen schwebenden Allgemeinen als des höheren hat, weil es das höhere ist, so folgt auch, daß sie frei, d. h. in nichts anderm gegeben sei als in meiner Selbstbestimmung, oder mit andern Worten, daß sie aus meinem geistigen Wesen entspringe.

a) Wenn aber die energische Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine immer nur durch Vermittelung von andern Menschen als des Allgemeinen oder des Geistes fähigen Wesen geschehen kann, in Rücksicht auf welche ich mit freier Selbstbestimmung meine einseitigen Interessen und Beziehungen unterordne, insofern sie eben solche Wesen sind; hierin aber zugleich das liegt, was man Sittlichkeit nennt, so folgt ferner, daß allein die wahre Liebe auch sittlichen Werth hat im Gegensatz der natürlichen, die wegen Mangels einer solchen Selbstbestimmung oder der Freiheit keinen haben kann.

b) Wenn aber ferner trotz dieses deutlichen Bewußtseins meiner Besonderheit und Einzelheit, — was man auch das der subjectiven Unendlichkeit nennt, indem ich mir gegenüber keine Gränze anerkenne, ich dennoch meine einseitigen Interessen gegen Andre unterordne, und zwar nur insofern, als ich in ihnen die Vermittlungen des Allgemeinen anerkenne, d. h. insofern sie geistige Wesen sind, mithin mein freies Unterordnen beschränke und also liebe, insofern ich das Höhere anerkenne; eine solche Beschränkung aber das Maß ist (was die Griechen innerhalb ihrer sittlichen Anschauung σωφροσύνη nannten), und ich mich also nur insofern gleichsam aufgebe, als ich mich von dem Andern zurückerhalte, so folgt auch ferner, daß die wahre Liebe, insofern sie frei ist, auch maßvoll ist, nicht wie die natürliche, die in der Besonderheit des geliebten Gegenstandes sich verliert und also ihr subjectives Bewußtsein aufgibt.

c) Wenn endlich die Unterordnung aus dem Beweggrunde hervorgeht, weil sie in demjenigen, dem sie sich unterordnet, das höhere Gesetz vermittelt anerkennt, und also die Liebe sich nicht nur ein Maß, sondern auch einen bestimmten Zweck und ein Ziel gibt, das von allen andern geistigen Wesen gleichfalls erkannt und

anerkannt wird, so folgt ferner, daß die wahre Liebe, insofern sie frei ist, auch ein **bestimmtes und objectiv erkennbares Ziel hat und sich selbst klar ist**, während die natürliche Liebe insofern sie kein Bewußtsein über sich hat, sich selbst und anderen nach ihren Beweggründen dunkel ist, und kein erkennbares Ziel angeben kann, sondern in dem Besonderen versenkt bleibt, — was schon der gemeine Sinn dadurch andeutet, daß er die Liebe blind nennt.

Trotz des Maßes, das sich die wahre Liebe in uns selbst gibt, ist sie dennoch

2) **unbeschränkt dem Gegenstande nach.** Denn da die Unterwerfung nur aus dem Grunde geschieht, weil sie in demjenigen, dem sie sich unterwirft, das Höhere anerkennt, so ist sie also von ihm als einem Besonderen unabhängig und unbeschränkt, — wogegen die natürliche Liebe, die in dem besonderen Gegenstande als solchem hängen bleibt, abhängig und durch ihn beschränkt ist, mit ihm entsteht und vergeht.

a) Weil die wahre Liebe aber nur das in dem Gegenstande anerkennt, was alle anerkennen, so folgt ferner aus ihrer Unbeschränktheit dem Gegenstande nach auch, daß sie **gerecht** und **unpartheiisch** ist, — wogegen die natürliche Liebe, weil sie in der **Besonderheit** des Gegenstandes beschränkt ist, partheiisch für denselben und ungerecht gegen alle andre sein muß.

b) Und weil die Unterordnung in ihrer Thätigkeit nicht einen Beweggrund und Zweck hat, der nur dem Subjecte als einem Einzelwesen angeht, sondern der allen Subjecten als geistigen Wesen zu Nutz und Frommen dient, so folgt auch, daß die wahre Liebe, insofern sie unbeschränkt ist, auch **uneigennützig** sein muß, während die natürliche in ihrer Beschränkung nur Beziehung auf sich selbst hat. Von jener wird daher der Fortschritt zu einem vollkommneren Zustande der Wirklichkeit bedingt, von dieser der unvollkommnere festgehalten, ja wo möglich noch unvollkommner gemacht.

Die wahre Liebe ist

3) **zuverlässig** und **unvergänglich** und in einer fortwährenden Steigerung von Befriedigung und Beseligung begriffen. Denn da die Liebe nur das liebt, was an dem Gegenstande das Allgemeine und Geistige ist und in diesem Sinne also auch nur thätig ist; eine solche auf das Allgemeine gerichtete und von ihr bewegte Thätigkeit aber unvergänglich ist, so folgt auch, daß die wahre Liebe zuverläßig und unvergänglich ist, — während der natürlichen Liebe nur die Endlichkeit und mit ihr die Vergänglichkeit und der Wechsel zukommen kann. In dem Bewußtsein meines Enthaltenseins in Andern liegt aber auch alles wahre Glück und alle Beseligung.

Die wahre Liebe ist endlich auch

4) **productiv.** Denn insofern die Unterordnung eine energische oder thätige ist, so vermittelt sie sich auch beständig an dem Endlichen und Wirklichen und gestaltet dieses in einer idealen Weise und bringt also in ewiger Erneuerung hervor, was seiner Form

noch nicht bereits in der Wirklichkeit vorhanden war. Sie individualisirt und producirt daher immerfort das blos Stoffliche und vermehrt dadurch den Weltinhalt — während die blos natürliche Liebe sich nur negativ zu dem Gegenstande verhält.

Nach der Darlegung des Verfahrens mit der Beweisführung, wie sie sich erfahrungsmäßig gestaltet, fragt es sich aber nun ferner, worin denn ihr Begriff und worin die Gewährleistung dessen liegt, daß sie das Gesuchte in die Hand liefert, oder mit andern Worten, es fragt sich nach ihrer Definition und nach ihrem Grunde.

Da wir nun aber wissen, daß in jeder Aufgabe eigentlich nur dies liegt, zu erfahren, wie sich irgend ein concreter Begriff, — wie in dem Beispiele die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, — zum höchsten Allgemeinen oder zu dem Begriffe von Gott oder Geist verhält; ich dies aber nur erfahren kann, wenn ich den speciellen allgemeinen Begriff (wie wir nicht anders zu sagen wissen), — im Beispiele die Liebe überhaupt, — in seinem Verhältnisse zum generellen allgemeinen (Begriff, Idee des Geistes) aufsuche, — wodurch sich ergibt, in welchen Bestimmtheiten die Idealität des concreten Begriffs liegt: so folgt, daß die Beweisführung eben in nichts anderm bestehe als in der Heraussetzung des zwischen dem besonderen oder concreten und dem allgemeinen Begriffe stattfindenden bestimmten Verhältnisses überhaupt.

Warum aber eine solche Heraussetzung wirklich das Gesuchte ergeben muß, liegt darin:

Wenn ich etwas bewiesen haben will, so verlange ich eben nichts anders, als daß mir irgend eine Besonderheit in ihrer Identität mit dem, was alle des Geistes Fähige als das Allgemeine oder Vernunftmäßige anerkennen, aufgewiesen, d. h. näher im einzelnen vorgelegt werde. Da nun aber, wie wir gesehen haben, in einem jedem Aufsatze auch durchaus nichts anders verlangt und gesucht wird, als daß ein Gegenstand in dem Lichte seiner Idee, oder — was dasselbe ist, — eine Besonderheit in ihrem Verhältnisse zur Allgemeinheit aufgezeigt werde, so folgt von selbst, warum ich nur durch ein solches Verfahren zu meinem Zwecke kommen kann.

Dasselbe Moment also, nämlich das sich energisch hervorkehrende oder thätige und productive Verhältniß eines Besonderen zum Allgemeinen, das wir in dem ersten Worte sowol als in allen Elementen der Sprache als das Princip ihrer Entstehung und Erklärung fanden, kehrt in der Heuristik ebensogut als in der Disposition und Beweisführung und in allen den darunter begriffenen besonderen Operationen als das productive und ordnende wieder, — wie wir es denn auch bei der Darstellungslehre und bei der Lehre von den Gattungen in derselben thätigen Macht wiederfinden werden.

Legen wir es daher an die Thätigkeit der Beweisführung insbesondere an, so wird es uns endlich auch nicht minder die besondere Art und Weise an die Hand geben, wie man es machen müsse, um den Begriff derselben an einem gegebenen Falle zu erfüllen und warum dieses; mit andern Worten, es wird uns die Vorschriften und die Gründe

davon geben, wie der Stilist am leichtesten, richtigsten und vollständigsten dieses Herausſetzen des Verhältnisses des besonderen Gegenstandes zu dessen Allgemeinheit erfülle. Und diese Vorschriften lassen sich hauptsächlich auf folgende zurückführen:

1) Ich muß mir sowol den in der allgemeinen Behauptung, also was der Geist x. ist, als den in dem besonderen Gegenstande liegenden Inhalt möglichst vergegenwärtigen, von dieser Vergegenwärtigung nicht nur überhaupt ausgehen, sondern, so lange das Geschäft der Aufsuchung der Beweise dauert, auch in ihr bleiben und mich in sie versenken. Denn ich kann ein Verhältniß zwischen zwei Dingen überhaupt nur erkennen, wenn sie mir beide so nahe sind, daß ich die Gleichheit oder Ungleichheit ihrer Theile oder dessen, wodurch sie als zwei Dinge bestimmt sind, wahrnehme, d. h. ganz wörtlich als wahr nehme. Da aber wiederum diese Vergegenwärtigung in nichts anderem besteht als in der Reproduction möglichst vieler solcher durch die sinnliche Erfahrung aufgenommener Fälle oder Besonderheiten vor der inneren Anschauung vermöge der Fantasie; hierin aber auch das erste Hauptmittel lag, vermöge dessen die Erfindung zu Stande gebracht wird, so folgt, daß ich die oben (II. §. 67—68) näher entwickelten Mittel zur besten Vollbringung der heuristischen Thätigkeit auch hier behufs der Beweisführung anzuwenden habe, nämlich alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand ablenken, und alles zu thun, was sie an demselben festhalten kann. Auf unser Beispiel angewandt, muß ich mir also durch die Fantasie möglichst viele Fälle vergegenwärtigen, in welchen einestheils eine freithätige Unterordnung eines Besonderen unter ein Allgemeines und anderntheils blos natürliche Liebe enthalten ist.

2) Ich muß die Unterschiede aufsuchen, die zwischen den Thätigkeiten stattfinden, welche der besondere und zwischen denen die der allgemeine Begriff umfaßt, weil ich nur durch das Erkennen der Unterschiede oder Gleichheiten zweier Dinge ihr Verhältniß bestimmen kann, — worin abergerade das Gesuchte besteht. Da wir es nun aber mit einem Besonderen und einem Allgemeinen zu thun haben, so kann es auch nur darauf ankommen, zu erkennen, worin die Unterschiede des einen vom andern liegen. Im Gebiete des Sinnlichen unterscheide ich aber um so mehr oder um so leichter als meine Sinne scharf sind, im Gebiete des Geistigen als mein Geist ausgebildet ist. Dem Rohen und Schwachen ist alles gleich, er setzt keine Unterschiede mehr und das Gefühl der Ohnmacht und des Todes kündigt sich durch ein gänzliches Verschwinden aller Unterschiede an. Indeß suche ich diese auch hier nicht um ihrer selbst, sondern vielmehr mit dem Zwecke auf, durch sie auf die bestimmten Positionen zu kommen, die in dem besonderen Begriffe liegen müssen, wenn sie dem allgemeinen entsprechen sollen, und daraus fließt geradezu die stilistische Regel für die Auffindung des Beweises, daß der Stilist die einzeln aufgefundenen Unterschiede erstlich zu ordnen und zusammenfassen, dann aber sie in ihren positiven Gegensatz zu verwandeln hat, wodurch ihm die einzelnen Glieder des Beweises in die Hand fallen. Deshalb ist es, wenn auch nicht absolut nothwendig, aber doch für

den Zweck des Ganzen sehr zuträglich, diesen negativen Gegensatz jeder einzelnen beweisenden Position entweder geradezu daneben auszusprechen, oder doch wenigstens hindurchklingen zu lassen, weil er ihr in der That unterliegt und ich durch ihn am leichtesten und sinnlichsten zu dieser Position geführt werde.

3) Ich muß mir die höchste allgemeine Bestimmung, nämlich worin der Geist bestehe, jederzeit nach der Seite hin insbesondere vergegenwärtigen, nach der der specielle Gegenstand hinweis't. Es versteht sich dies freilich schon von selbst, denn ohne dieses könnte ich gar zu keinem Auffinden der Vergleichungspuncte zwischen den beiden Gliedern kommen: allein wir erwähnen dies als eine besondere Vorschrift nur deshalb, weil ich doch allerdings von meinem Willen aus die Fantasie nach der besonderen Richtung lenken kann, wo das Gesuchte für mich liegen muß, noch ehe ich etwas Einzelnes davon selbst erkenne. Ich kann mir also wol viele Fälle vergegenwärtigen, in denen eine freithätige Unterordnung stattfindet: die Vorschrift besagt aber, daß ich mir vorzugsweise solche versinnlicht denken soll, die näher zu der Erscheinung dessen, was Liebe ist, führen.

4) Die einzelnen Beweise müssen wieder Syllogismen in sich ausmachen, und zwar bilden die obersten Prämissen für die Hauptbeweise — in unserm Beispiele die Behauptungen, daß die wahre oder geistige Liebe frei, unbeschränkt, unveränderlich und productiv sein müsse — immer die Bestimmung dessen, was Geist sei, die unteren dagegen irgend eine der einzelnen in jener allgemeinen Bestimmung liegenden Seiten; hier z. B. was näher in dem Begriff frei, thätig, unterordnend rc. enthalten ist. Was für eine einzelne Seite aber gerade daraus entnommen werden müsse, kommt auf die Anwendung an, die ich von ihr eben machen will, und zu der mir die Betrachtung des Gegenstandes in seiner Besonderheit und zwar nach seinen einzelnen Bestimmtheiten Gelegenheit gegeben hat. Für die Nebenbeweise oder für die unter jenen Hauptpuncten subsumirten Behauptungen dagegen muß die oberste Prämisse dasjenige Urtheil bilden, das in den einzelnen Hauptpuncten ausgesprochen und behauptet wird, also z. B. daß die wahre Liebe frei unbeschränkt rc. sein müsse. Uebrigens werden sich in der Ausführung die Beweise für diese subordinirten Glieder meistens mit denen für die Hauptglieder zusammenziehen lassen: es ist aber für die Versinnlichung und für die Klarheit der Fassung des ganzen Beweisnetzes räthlich, sie sich in der Disposition auszuführen, — wie wir vorhin auch gethan haben.

5) Ich muß mich in acht nehmen, daß sich die Sphären der Beweise für die über- und untergeordneten Behauptungen nicht berühren, weil sonst Wiederholungen unvermeidlich sind und hierdurch schleppendes und langweiliges in die Beweisführung kommt. Findet aber eine solche Berührung statt, so liegt der Fehler entweder in der Form des Beweises oder — was noch häufiger vorkommt — die einzelnen Behauptungen schließen sich nicht hinlänglich aus, und der Fehler liegt also in der Partition oder, Division. —

6) Ueberhaupt aber muß ich bei den einzelnen Beweisen, und namentlich bei der Fassung der zweiten Prämisse den Zweck und das Thema im Auge behalten, namentlich aber auf den Zug achten, den die ganze Beweisführung nach dem Schlusse und nach dem Uebergange dahin zu nehmen hat. Diese Fassung kann daher durch näheres Hervorheben oder Beiseiteschieben von einzelnen Puncten schon viel zur künftigen Abrundung, namentlich aber zur Erleichterung beitragen, von der Beweisführung aus zu dem Uebergange und zum Schlusse fortzuschreiten. Denn da die Beweisführung nur den Zweck hat, die in dem Schlusse liegenden Folgerungen herbeizuführen, so dürfen ihr auch die Rücksichten auf diese nicht fremd bleiben, — wie sehr sie übrigens auch sonst in sich ihren selbständigen Verlauf hat.

7) Außerdem ist aber auch acht zu haben, daß die einzelnen Beweise in keinen der Fehler fallen, die bei der Bildung eines Syllogismus überhaupt vermieden werden müssen, — worüber an mehreren Orten (I. §. 118 und 119 und II. §. 72) nähere Bestimmungen bereits gegeben sind.

§. 78.

Von den Schlüssen.

Ueberschauen wir nun, was bis hieher durch die erweiterte oder specialisirte Disposition gewonnen worden ist, so ist es dies:

Wir haben erstlich den Gegenstand, um den es sich handelt, (hier die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten) in seiner Besonderheit oder wie er sich in der Wirklichkeit vorfindet, classificirt (nach Partition und Division) vor uns, und diesen Stoff in Beziehung auf die Rede zur Einleitung gestaltet. Wir haben zweitens gesagt, daß an dieser Besonderheit des Gegenstandes zwar manches als gut anzuerkennen, noch mehr aber, daß auch sehr viel unvollkommnes und nachtheiliges sich an ihm befinde, und endlich zu sagen versprochen, wie der Gegenstand gestaltet sein müsse, wenn er vollkommen sein solle, und haben diese drei Stücke als drei Momente des Uebergangs überhaupt, nämlich zur eigentlichen Abhandlung oder Beweisführung auf- und zusammengefaßt, nicht minder auch noch hinzugefügt, wie wir im allgemeinen jenes Versprechen auszuführen gedenken.

Wir haben drittens, indem wir das Verhältniß der generellen Allgemeinheit des Gegenstandes (im Beispiel Liebe überhaupt) zur universellen Allgemeinheit überhaupt (Idee des Geistes) aufsuchten, gefunden, wie die erste nach ihren hauptsächlichen Bestimmungen beschaffen und warum sie so beschaffen sein müsse. Nicht wie er in der generellen, sondern wie er in seiner speciellen Allgemeinheit beschaffen sein müsse, war aber der Zweck der Rede und des ganzen bis jetzt zur Lösung dieser Frage

unternommenen Weges, — zu welchem Resultate ich nun nicht anders gelangen kann, als wenn ich die Besonderheit des Gegenstandes (Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten) an die generelle Allgemeinheit desselben (Liebe überhaupt der Idee nach) anhalte und beide mit aneinander vergleiche, — wodurch sich mir ihr Verhältniß, insbesondere aber die Besonderheit des Gegenstandes im Lichte seiner Idee oder im Verhältniß zu seiner Allgemeinheit mit absoluter Nothwendigkeit ergeben muß. Der gesammte, durch ein solches Verfahren sich erzeugende Inhalt aber ist das, was wir den Schluß, insbesondere den rhetorischen Schluß nennen, der übrigens von dem dritten Gliede des Syllogismus, der Consecutio oder dem Schlußsatze im logischen Schlusse wesentlich nicht, und nur durch seinen ausführlichen und an das Concrete herangebrachten Inhalt verschieden ist.

Der Grund eines solchen Verfahrens und die nothwendige oder organische Beschaffenheit desselben erhellet aber sogleich aus der Natur und dem Zwecke der Darstellung selbst. Denn alle zum Idealstil gehörigen Aufsätze, welcher besonderen Gattung sie auch eigen und wie sie mit realen Zwecken auch vermischt sein mögen, haben immer den bewußt und oder unbewußt ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Zweck, einen Gegenstand nach den hauptsächlichen Einzelheiten seines Inhalts im Lichte seiner Idee darzustellen. Da dies nun nichts anders heißt, als daß ich das Verhältniß der Besonderheiten eines Gegenstandes zu der Idee des Geistes ausfindig zu machen und es in einer diesem letzteren gemäßen ordnungsvollen Weise einzeln herauszustellen habe; durch die Einleitung aber der Gegenstand nur in seiner Besonderheit, durch die Beweisführung nur in seiner abstracten Allgemeinheit erkannt worden ist, so folgt von selbst, daß ich nun zu der Thätigkeit fortgetrieben werde, durch welche er mir in concreter Allgemeinheit oder in der Idee seiner Wirklichkeit erscheint: es folgt die organische Beschaffenheit und die Nothwendigkeit der Operation des Schlusses und dieses selbst als eines organischen und absolut nothwendigen Theiles des Ganzen.

Sehen wir aber näher darauf hin, wie diese hier nur nach ihrem allgemeinen Umfang und Inhalt bezeichnete Operation in ihren Hauptmomenten vor sich geht, so bemerken wir folgendes:

Erstlich greife ich zurück zu dem eigentlichen Gegenstande, von dem ich durch die Beweisführung abgeführt worden bin, und thue dies, indem ich einen vermittelnden Gedanken suche, der von der Beweisführung auf den besonderen Gegenstand hinleitet. —

Zweitens fasse ich den Inhalt der Einleitung sowol als den der Beweisführung in seinen classificirten Hauptgliedern und mit der Richtung auf das Ganze des Thema's und den sich bereits ergebenen Sinn der gesammten Lösung kurz zusammen und stelle ihn als die beiden Prämissen auf, aus denen nun die Folgerung selbst zu bewerkstelligen, und die zuerst summarisch auszusprechen ist.

Da ich nämlich durch die Beweisführung in das Gebiet der abstracten Allgemeinheit des Gegenstandes gerückt worden bin, nun aber nach Erschöpfung desselben der Bewegung und dem Zwecke des Ganzen gemäß zu seiner Besonderheit zurückkommen muß, um diese im Lichte der Allgemeinheit zu zeigen, so werde ich genöthigt, mich wieder an das anzuschließen, was durch die Einleitung entwickelt worden ist. Dieses Zurückgehen vom Allgemeinen zum Besonderen kann aber nicht blos ein einfaches Fahrenlassen des ersteren und ein einfaches Wiederaufgreifen des letzteren sein, weil sonst eine dem Wesen des Geistes sowol als dem natürlichen Zustande des Hörers unangemessne Abstraction entstehen würde, sondern es muß durch einen Gedankeninhalt vermittelt sein, der zwischen beiden Terminis in der Mitte liegt, und der den zweiten Hauptübergang d. h. den zwischen Beweisführung und Schluß liegenden bildet. Er ist, wie schon vorhin (§. 75) erinnert, dem ersten zwischen Einleitung und Abhandlung liegenden gegenüber, der schwächere und leichtere, und wir können ihn deshalb mit dem technischen Namen des **Transitus minor** bezeichnen, während wir jenem den des **Transitus major** geben.

Indem aber das Allgemeine dem Besonderen als das Höhere, Unerreichbare, Getrennte und Unwirkliche gegenübersteht, gleichwol aber gerade dies in der Intention des Ganzen liegt, das eine in Verbindung und Beziehung auf das andere darzustellen, so kann es auch keiner Frage unterliegen, woher der Inhalt dieses kleineren Uebergangs zu entnehmen sei. Gerade nämlich wie der erste oder große sich durch ein Anlegen des Unterschieds zwischen Besonderen und Allgemeinen dadurch bildete, daß er zuerst einen anerkennenden Blick auf den Gegenstand in seiner Wirklichkeit warf, dann aber doch die Mangelhaftigkeit desselben seiner Idee gegenüber hervorhob und zuletzt versprach, ihn in der Aufhebung der beiderseitigen Unterschiede aufzuzeigen; mit einem Worte, wie er die drei Momente der Concession, Restriction und Proposition in der Weise durchlief, daß er vom Besonderen zum Allgemeinen fortschritt und die Vereinigung der beiden Gegensätze in der Form zeigte: eben so bildet sich der kleine Uebergang durch dasselbe Anlegen des Unterschieds vom Besonderen zum Allgemeinen nur in der umgekehrten Weise des Ausgehens von dem letzteren zu dem ersteren hin und in einem Hinweisen, wie die Vereinigung dem Gegensatze der Idee nach zu stande zu bringen sei; mit einem Worte, er entwickelt dieselben drei Momente der Concession, Restriction und Proposition, nur daß diese letztere nicht eine einfache **propositio**, sondern eine **reversio ad propositum** ausmacht, und, wie gesagt, der Gang ein umgekehrter ist. Die Concession, indem sie unmittelbar auf den vollendeten und abgeschlossnen Inhalt des Gegenstandes in seiner abstracten Allgemeinheit ruht, und von diesem aus fortschreitet, sagt also, daß derselbe zwar allerdings in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand noch weit von der Wirklichkeit entfernt, daß er schwierig in dieselbe einzuführen sei und dgl. Die Restriction dagegen beschränkt diese Aussprüche und sucht sie durch Hervorhebung dessen zu beschwichtigen, daß der Schein der Entfernung trüge, daß die beiden Gegensätze möglicher Weise sich

gar bald näheren könnten und dgl. Die **Reversio ad propositum** endlich führt nun unmittelbar zu dem Aufsuchen des Verhältnisses des Besonderen zum Allgemeinen selbst hin und verspricht die dadurch zu gewinnende Lösung der Frage, indem sie zugleich auf die Möglichkeit der Verwirklichung dessen hinweis't, was jene Lösung nur überhaupt aussagt.

Die beiden Uebergänge entsprechen sich also in umgekehrten Verhältnissen auf das genaueste nach allen ihren Momenten, — wie dies denn auch, da der große vom Besonderen zum Allgemeinen, der kleine vom letzteren zum ersteren überführen soll, eben so nothwendig als begreiflich ist.

Auf unser Beispiel angewandt würde daher dieser zweite Uebergang ungefähr lauten:

a) Concession. Blicken wir von diesem Bilde der wahren und geistigen Liebe zurück auf die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, wie wir sie gewöhnlich finden, so sehen wir freilich den großen Abstand, in welchem diese letztere zu dem ersteren steht, und wir möchten verzweifeln, daß sie sich ihm in seiner glänzenden Reinheit jemals näheren, geschweige denn ihm nur einigermaßen gleich kommen werde.

b) Restriction. Gleichwol dürfen wir auch nicht ganz daran verzweifeln; vielmehr wird uns eine genauere Betrachtung, wie denn nun nach diesem allem die wahre Liebe der Unterthanen 2c. beschaffen sein müsse, um diesem Bilde der wahren Liebe überhaupt zu gleichen, die Ueberzeugung verschaffen, wie die Entfernung vielleicht nicht allsoweit ist, als sie auf den ersten Blick erscheint, und wie es bei einem aufrichtigen und muthvollen Streben durchaus in unsre Hand gelegt ist, gar manches zu thun, um den Grund zu einem solchen Verhältniß zwischen Fürst und Volk zu legen und sichre Fortschritte auf diesem Wege jenem Ziele entgegen zu thun 2c. 2c.

Rückkehr zur Proposition. Da wir aber erkannt haben, worin die wahre Liebe überhaupt besteht, so werden wir auch erkennen, worin die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten besteht, wenn wir diese, wie sie sich gewöhnlich kund gibt, vergleichen mit jener Idee der Liebe überhaupt; eine Liebe also, die die unerschütterliche Stütze des Thrones bei allen Zufälligkeiten und bei großen Geschicken ist; die nicht Selbstsucht und Eigennutz im Hintergrunde hat und die dem Willen des Fürsten ehrerbietig entgegentritt, wenn er dem Willen Gottes widerspicht (Actorum 4, 19, 5, 29); eine Liebe, die Heil und Wohlfahrt des Landes, die Fortschritt, Macht und Ehre des Volks verbürgt 2c. 2c.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bei diesem zweiten Hauptübergange dasselbe, was bei dem ersten als Vorschrift galt (§. 75), auch hier beobachtet werde, nämlich, daß er bei dem genau und mit Nothwendigkeit vorgeschriebenen jedesmaligen Inhalte sein Maß auch genau beobachte d. h. weder zu weit ausschreite, noch sich in zu engen Gränzen halte, daß er nicht gewaltsam, sprunghaft und steif erscheine und nichts leeres in sich dulde, — welche Vorschriften hier um so leichter einzuhalten sind, als dieser

Uebergang schon viel fester zwischen dem Gegebenen und dem mit Nothwendigkeit Folgenden mitten inne steht, und also auch nicht so leicht abirren kann.

Was aber den zweiten Act betrifft, nämlich den Inhalt der Einleitung sowol als den der Beweisführung in seinen classificirten Hauptgliedern und mit Rücksicht auf den Sinn des gesammten Thema's kurz zusammenzufassen und ihn in der syllogistischen For der Prämissen aufzustellen, so hat es damit folgende Bewandniß:

Der organischen Gestaltung eines jeden Aufsatzes, wie er hier in Betracht kommen kan liegt, wie wir nun wissen, die Form des Syllogismus zu Grunde, in welchem sich wieder der Begriff des Geistigen überhaupt als der Subsumirung eines Besonderen unter ei Allgemeines und ein Zusammenfassen von beiden zu einer bestimmten Einheit abspiegelt. In der Einleitung ist nun der besondere, in der Abhandlung oder Beweisführung der allgemeine Inhalt des Gegenstandes auseinandergelegt, und nun bliebe also, nachdem a der Uebergang dazu bewerkstelligt ist, nichts übrig, als unmittelbar die Folgerungen a beiden zu ziehen, die den Inhalt des Schlusses ausmachen. Weil aber durch die Au einanderlegung des Inhalts der beiden Prämissen ihre Stellung als solche begreiflich Weise etwas lose geworden und ihre elektrische Schlagkraft hinsichts der Folgerung etw geschwächt sein muß, so wird es nothwendig, ihren Inhalt der Hauptsache nach n einmal zu concentriren, um ihm die Sicherheit und Schärfe der Richtung zu ge durch welche die Wirkung unausbleiblich und treffend ist. Zugleich wird hierdurch den Leser oder Hörer das, was weitläufiger auseinandergelegt ist, seinem Gedäch wiederholt und er dadurch in den Stand gesetzt, das ohne Schwierigkeit im Auge behalten, worauf alles ankömmt und wovon die Ueberzeugung abhängt, — obgleich di nicht der erste Grund dieses Verfahrens ist. Wohl aber ist bei einer solchen energi Wiederholung und bei der kürzeren Gegeneinanderstellung des gedachten beiderseiti Inhalts das zu erreichen, daß man den einzelnen Positionen und Gliedern eine schär Richtung zu- und gegeneinander geben kann, als dies vorher möglich war, durch we dann die Einsicht in die Folgerung und die wirkliche Vollbringung derselben um vi erleichtert wird. Dies ist das, was die griechischen Rhetoren, jedoch in einem et andern und allgemeineren Sinne, die ἀνακεφαλαίωσις oder ἀνάμνησις, die römischen enumeratio oder recapitulatio, Quinctilian die repetitio rerum et congregatio nen — wovon nachher des genaueren. Wir aber möchten dieses Moment, weil, wie ge die alten Rhetoriker hiermit etwas viel unbestimmteres und zufälligeres bezeichnen, li die Correptio rerum nennen, wenn dieser Ausdruck auch nicht die classische Würde wie die angeführten andern Benennungen.

Wenn wir aber vorhin (§. 76) erinnerten, wie nach den drei Momenten Transitus major und der Proposition insbesondere, die die Darlegung dessen ent was gelös't und bewiesen werden soll, auch häufig noch eins gefunden wird, das zug die Methode vorlegt, wie und nach welchen Hauptmomenten diese Lösung bewerkst

rden soll, und hierin ein Vorausgreifen über den gesammten nachfolgenden
halt stattfindet, so entspricht die Correptio ganz diesem Momente in umgekehrter Weise,
il sie über den gesammten vorausgegangenen Inhalt zurückgreift, so daß
b der Parallelismus der beiden Hauptübergänge sich aufs vollkommenste herstellt,
nn man nämlich diese beiderseitigen Momente noch zu den Uebergängen und nicht zu
r respectiven Haupttheilen rechnen will, — wogegen freilich auch nichts einzuwenden
n dürfte.

§. 79.

Fortsetzung.

Wenn also die gedrängte Zusammenraffung des Inhalts der Einleitung und der
weisführung mit Hinsicht auf den Sinn des Themas in Form eines Ober- und Unter-
es richtig vollbracht ist, dann spreche ich zunächst die darin liegende Folgerung sum-
risch aus, wie sie sich durch die lebendige Gegeneinanderkehrung jener beiden Prämissen
einer drängenden Nothwendigkeit ergibt. Und dieses summarische Aussprechen oder
r allgemeine Inhalt des Schlusses entspricht dann dem allgemeinen Gedanken, von
wir bei der Einleitung sagten (§. 74), daß er dieselbe beginnen müsse. Denn wir
n uns erinnern, wie dort nachgewiesen wurde, daß, selbst wenn die Methode der
stellung ein Fortschreiten vom Besonderen zum Allgemeinen sein soll (analytische),
wenn wir es gleich mit lauter concreten Typen zu thun haben, dennoch für die
osition eine Vergegenwärtigung des synthetischen Ganges der Darstellung nöthig
, und daß, selbst wenn ich nur den Inhalt von concreten Typen aufzähle, ein
nke sie doch einführen muß, der ihnen der nächste allgemeine ist. Und so wie nun
lcher Gedanke der Einleitung allen Inhalt derselben in sich enthält, zu dem er von
mfassenderen Gliedern der Classification bis zu den Einzelheiten herabsteigt, eben so
lt jener summarische Gedanke des Schlusses allen concreteren Inhalt dieses Haupt-
, zu dem er nun von jenem fortschließend, in lauter Folgerungen herabsteigt. Hier-
entsteht eine immer engere und sich zusammenschließende Correspondenz der einzelnen
r und Gedanken des Schlusses mit denen der Einleitung in einer solchen Reihe,
e sich nach einem, zwischen beiden in der Mitte liegenden Puncte in immer kürzeren
ingungen hinbewegen und in diesen, die also nichts als immer concretere Folge-
n sind, eine Steigerung oder ein Niederfallen der in der Einleitung aufgezogenen
hte in progressiv beschleunigten Maßen (vgl. I. §. 125). Hierdurch endlich geschieht
Loslassung von der Spannung, in die der Hörer durch die Einleitung und den in
Momenten des großen Ueberganges geschürzten Knotens in immer höherer Steigerung
t worden ist; hierdurch empfängt er die Versöhnung, jenem Mißverhältnisse gegenüber,

Uebergang schon viel fester zwischen dem Gegebenen und dem mit Nothwendigkeit Folgenden mitten inne steht, und also auch nicht so leicht abirren kann.

Was aber den zweiten Act betrifft, nämlich den Inhalt der Einleitung sowol als den der Beweisführung in seinen classificirten Hauptgliedern und mit Rücksicht auf den Sinn des gesammten Thema's kurz zusammenzufassen und ihn in der syllogistischen Form der Prämissen aufzustellen, so hat es damit folgende Bewandniß:

Der organischen Gestaltung eines jeden Aufsatzes, wie er hier in Betracht kommen kann, liegt, wie wir nun wissen, die Form des Syllogismus zu Grunde, in welchem sich wiederum der Begriff des Geistigen überhaupt als der Subsumirung eines Besonderen unter ein Allgemeines und ein Zusammenfassen von beiden zu einer bestimmten Einheit abspiegelt. In der Einleitung ist nun der besondere, in der Abhandlung oder Beweisführung der allgemeine Inhalt des Gegenstandes auseinandergelegt, und nun bliebe also, nachdem auch der Uebergang dazu bewerkstelligt ist, nichts übrig, als unmittelbar die Folgerungen aus beiden zu ziehen, die den Inhalt des Schlusses ausmachen. Weil aber durch die Auseinanderlegung des Inhalts der beiden Prämissen ihre Stellung als solche begreiflicher Weise etwas lose geworden und ihre elektrische Schlagkraft hinsichts der Folgerung etwas geschwächt sein muß, so wird es nothwendig, ihren Inhalt der Hauptsache nach noch einmal zu concentriren, um ihm die Sicherheit und Schärfe der Richtung zu geben, durch welche die Wirkung unausbleiblich und treffend ist. Zugleich wird hierdurch für den Leser oder Hörer das, was weitläufiger auseinandergelegt ist, seinem Gedächtniß wiederholt und er dadurch in den Stand gesetzt, das ohne Schwierigkeit im Auge zu behalten, worauf alles ankömmt und wovon die Ueberzeugung abhängt, — obgleich dies nicht der erste Grund dieses Verfahrens ist. Wohl aber ist bei einer solchen energischen Wiederholung und bei der kürzeren Gegeneinanderstellung des gedachten beiderseitigen Inhalts das zu erreichen, daß man den einzelnen Positionen und Gliedern eine schärfere Richtung zu- und gegeneinander geben kann, als dies vorher möglich war, durch welche dann die Einsicht in die Folgerung und die wirkliche Vollbringung derselben um vieles erleichtert wird. Dies ist das, was die griechischen Rhetoren, jedoch in einem etwas andern und allgemeineren Sinne, die ἀνακεφαλαίωσις oder ἀνάμνησις, die römischen die enumeratio oder recapitulatio, Quinctilian die repetitio rerum et congregatio nennen, — wovon nachher des genaueren. Wir aber möchten dieses Moment, weil, wie gesagt, die alten Rhetoriker hiermit etwas viel unbestimmteres und zufälligeres bezeichnen, lieber die Correptio rerum nennen, wenn dieser Ausdruck auch nicht die classische Würde hat, wie die angeführten andern Benennungen.

Wenn wir aber vorhin (§. 76) erinnerten, wie nach den drei Momenten des Transitus major und der Proposition insbesondere, die die Darlegung dessen enthält, was gelös't und bewiesen werden soll, auch häufig noch eins gefunden wird, das zugleich die Methode vorlegt, wie und nach welchen Hauptmomenten diese Lösung bewerkstellig

lusses im Sinne hatten, — worauf einestheils die mehr das äußerliche desselben, ichnenden Namen von ἐπίλογος und peroratio sowol als die Bestimmung der Erregung Affecten und Leidenschaften deuten, die ihm einige, wie namentlich Aristoteles, geben, m er (Rhet. III. 19) sagt: ὁ δ' ἐπίλογος ἐκ τεττάρων σύγκειται, ἔκ τε τοῦ πρὸς ἑαυτὸν σκευάσαι εὖ τὸν ἀκροατὴν καὶ τὸν ἐναντίον φαύλως· καὶ ἐκ τοῦ αὐξῆσαι καὶ ταπεινῶσαι· ἐκ τοῦ εἰς τὰ πάθη τὸν ἀκροατὴν καταστῆσαι· κ. τ. λ.

Daß aber das Wesen des Schlusses in der wirklichen logischen Folgerung aus den ebenen Vordersätzen bestehe, — dies konnten sie aus sogleich weiter zu entwickelnden nden nicht wohl einsehen, und nur die deutsche Sprache hat in triftiger Weise keine re Benennung für diesen fraglichen Haupttheil der Rede als für den der Folgerung consecutio im Schlußsatze des Syllogismus, und schließen heißt bei uns eben ol das eigentliche endigen terminare oder finem facere als folgern, concludere, igere etc.

Eine noch näher ins Einzelne eingehende Beschreibung des stilistischen Actes der ußfolgerung kann freilich nur an den einzelnen Aufsätzen selbst nachgewiesen werden, ie, wie gesagt, genau an das Vorausgehende in Einleitung und Beweisführung wiesen und gebunden ist.

Auf unser Beispiel aber angewandt, würde die Correption und die eigentliche Schluß- rung mit Berücksichtigung dessen, daß der individualisirte Stoff der Einleitung und eisführung nicht um seiner selbst, sondern nur deshalb gegeben ist, um die Lösung aufgegebenen Frage zu bewerkstelligen, — also überhaupt mit Hervorhebung der gelhaftigkeit des Gegenstandes in seiner Wirklichkeit und mit Berücksichtigung des Thema liegenden Hauptsinnes und des Zweckes der ganzen Darstellung — ungefähr lauten:

Wenn wir daher nach diesem allem hauptsächlich auf die Beweggründe sehen, der verschiedenen Art und Weise, wie die Unterthanen ihre Liebe zu ihrem Landes- en auszudrücken pflegen, unterliegt, — mag sie nun eine mittelbare oder eine ittelbare sein, und mag sie sich in bloßen Gesinnungen und Worten oder auch in dlungen kund geben; und wir dabei einerseits erkannten, daß solche Liebeserweisungen eder nur auf dunkeln und unbewußten Regungen des Wohlwollens und der Ehrfurcht auf den imponirenden Eindrücken der irdischen Macht und Hoheit oder auf eigen- igen und selbstsüchtigen Absichten und Interessen: mit einem Worte auf solchen ungen beruhen, die nur aus der natürlichen und besonderen Beschaffenheit unsers ens entspringen und nur eine natürliche Liebe begründen, zugleich bedenkend, daß, züglich in größeren Staaten, die meisten Unterthanen ihre Liebe nur auf mittelbare ise gegen ihren Fürsten auszudrücken vermögen. Und wenn wir andrerseits erkannt ben, daß die wahre Liebe in der freithätigen Unterordnung unsrer einseitigen Interessen er die des Anderen besteht, als insofern sich in diesem der höhere und allgemeine

in das er durch die angeregten Fragen mit sich selbst gebracht worden ist. Und denke wir daran, wie der Zuhörer aus der Indifferenz seiner Stimmung und aus der Unmittelbarkeit seines Bewußtseins allmählig in den Gegenstand hineingezogen ist, so erhält dieses nun, indem er, ganz wörtlich genommen, aus der Sache herausgeleitet wird wieder; freilich nicht einfach, sondern in der Weise, daß sein sittliches und geistiges Wesen durch die Behandelung des Gegenstandes erregt und er sich dadurch dieser seine geistigen Fähigkeit und Bestimmung bewußt geworden ist und er sich hierin in Einheit mit allen Menschen weiß, insofern sie eben geistiger Natur sind. Aehnlich, wenn gleich viel drastischer, müssen auch die Schlüsse in den Tragödien sein. Denn auch sie beruhen auf einem Conflicte des Besonderen und Allgemeinen im Gebiete des Sittlichen, und indem der Zuschauer zwar in das Leiden und den Tod des Helden mitleidend eingeführt wird und sein unmittelbares Bewußtsein für den Augenblick darin aufgibt, erhält er doch seine wahre Freiheit und sein geistiges oder allgemeines Bewußtsein gerade dadurch in stärkerem Maße wieder zurück, daß er die höhere sittliche Berechtigung siegreich über die niedere hervorgehen und die Kraft des Einzelnen stark genug sieht, wenn auch *mit* dem Untergange seiner Einzelheit und Besonderheit, doch als ein Wesen von geistiger Anlage nach freier Selbstbestimmung handeln zu können, so daß also das Bewußtsein, daß wir gleicher Freiheit mit allen andern Menschen der Anlage nach fähig sind, in ihm lebendig und gegenwärtig gemacht wird. Die Rede steht aber auch in der That, — wie wir dies in der Lehre von den Gattungen näher sehen werden — in der Reihe der Prosagattungen dem Drama in der der poetischen durchaus parallel gegenüber.

Nicht selten, bei Reden, Chrien 2c. sogar gewöhnlich, fügt man den eigentlichen Schlußfolgerungen auch noch einen Aufruf oder eine Paränese und dgl. an die Zuhörer an, um durch diese noch näher und bestimmter auf ihre Willensentschließung zu wirken und ihre Gemüther noch wärmer zu bewegen und bewirkt hierdurch zugleich einen wiederum mehr ins Allgemeinere zurückgehenden Abschluß des Ganzen.

Ein solcher Schluß im engeren Sinne gehört zwar nicht in den n o t h w e n d i g[en] Begriff des organischen Schlusses, gleichwol ist er aber als eine weitergeführte Schl[uß]folgerung auch nicht unorganisch zu nennen und wird, wie gesagt, in den meisten Fä[llen] ersprieslich und räthlich sein. Wir möchten ihn, zum Unterschiede von dem nothwendig[en] Schluß-Begriffe die Coda oder den S c h l u ß a n h a n g nennen, der zugleich den F u ß [des] Ganzen oder das P o s t a m e n t ausmacht, auf das sich die Kunstfigur der Rede oder [des] Aufsatzes niederläßt und auf dem sie ruht. Das Postament gehört auch nicht zu [dem] Organismus der Figur, dennoch kann diese ohne jenes nicht Platz nehmen, und so [wie] diese durch es Boden in der Welt des Wirklichen und sinnlich Ergreifbaren gew[innt] und sich in ihr niederläßt: eben so läßt sich auch die ganze figürliche Gedankenre[ihe] der Rede in der Wirklichkeit nieder und sucht sich in den Boden derselben einzupflan[zen].

Hauptsächlich dieser Schlußanhang ist es, den die Alten unter dem Begriffe [illegible]

Schlusses im Sinne hatten, — worauf einestheils die mehr das äußerliche desselben, bezeichnenden Namen von ἐπίλογος und peroratio sowol als die Bestimmung der Erregung von Affecten und Leidenschaften deuten, die ihm einige, wie namentlich Aristoteles, geben, indem er (Rhet. III. 19) sagt: ὁ δ' ἐπίλογος ἐκ τεττάρων σύγκειται, ἔκ τε τοῦ πρὸς ἑαυτὸν κατασκευάσαι εὖ τὸν ἀκροατὴν καὶ τὸν ἐναντίον φαύλως· καὶ ἐκ τοῦ αὐξῆσαι καὶ ταπεινῶσαι· καὶ ἐκ τοῦ εἰς τὰ πάθη τὸν ἀκροατὴν καταστῆσαι· κ. τ. λ.

Daß aber das Wesen des Schlusses in der wirklichen logischen Folgerung aus den gegebenen Vordersätzen bestehe, — dies konnten sie aus sogleich weiter zu entwickelnden Gründen nicht wohl einsehen, und nur die deutsche Sprache hat in triftiger Weise keine andere Benennung für diesen fraglichen Haupttheil der Rede als für den der Folgerung oder consecutio im Schlußsatze des Syllogismus, und schließen heißt bei uns eben sowol das eigentliche endigen terminare oder finem facere als folgern, concludere, colligere etc.

Eine noch näher ins Einzelne eingehende Beschreibung des stilistischen Actes der Schlußfolgerung kann freilich nur an den einzelnen Aufsätzen selbst nachgewiesen werden, da sie, wie gesagt, genau an das Vorausgehende in Einleitung und Beweisführung angewiesen und gebunden ist.

Auf unser Beispiel aber angewandt, würde die Correption und die eigentliche Schlußfolgerung mit Berücksichtigung dessen, daß der individualisirte Stoff der Einleitung und Beweisführung nicht um seiner selbst, sondern nur deshalb gegeben ist, um die Lösung der aufgegebenen Frage zu bewerkstelligen, — also überhaupt mit Hervorhebung der Mangelhaftigkeit des Gegenstandes in seiner Wirklichkeit und mit Berücksichtigung des im Thema liegenden Hauptsinnes und des Zweckes der ganzen Darstellung — ungefähr so lauten:

Wenn wir daher nach diesem allem hauptsächlich auf die Beweggründe sehen, die der verschiedenen Art und Weise, wie die Unterthanen ihre Liebe zu ihrem Landesfürsten auszudrücken pflegen, unterliegt, — mag sie nun eine mittelbare oder eine unmittelbare sein, und mag sie sich in bloßen Gesinnungen und Worten oder auch in Handlungen kund geben; und wir dabei einerseits erkannten, daß solche Liebeserweisungen entweder nur auf dunkeln und unbewußten Regungen des Wohlwollens und der Ehrfurcht oder auf den imponirenden Eindrücken der irdischen Macht und Hoheit oder auf eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten und Interessen: mit einem Worte auf solchen Regungen beruhen, die nur aus der natürlichen und besonderen Beschaffenheit unsers Wesens entspringen und nur eine natürliche Liebe begründen, zugleich bedenkend, daß, vorzüglich in größeren Staaten, die meisten Unterthanen ihre Liebe nur auf mittelbare Weise gegen ihren Fürsten auszudrücken vermögen. Und wenn wir andrerseits erkannt haben, daß die wahre Liebe in der freithätigen Unterordnung unsrer einseitigen Interessen unter die des Anderen besteht, als insofern sich in diesem der höhere und allgemeine

§. 80.

Fortsetzung.

Wenn wir die Beweisführung vorhin (§. 77) für die Heraussetzung des zwisch[en] dem besonderen und allgemeinen Begriffe stattfindenden Verhältnisses **überhaupt** erklä[rten] und sie als solche bestimmen mußten, so müssen wir das Wesen des Schlusses als d[as] Heraussetzen des zwischen dem besonderen und allgemeinen Begriffe stattfindenden Ve[r]hältnisses **insbesondere** bestimmen; d. h. dort handelte es sich um das Verhältni[ß] zwischen dem generellen und dem absoluten oder universellen Begriffe; hier um da[s] zwischen dem generellen und dem speciellen Begriffe. Diese Erklärung und Begriffsb[e]stimmung weicht freilich gar sehr von der bisher üblichen, noch aus der alten Rhetor[ik] herrührenden, ab, welche letztere, so wie sie die organische Natur der Rede und d[er] Composition überhaupt nicht begriff, am wenigsten auch die des Schlusses begreif[en] konnte, weil dieser selbst schon ein Product der organischen Bewegung der vorausgehend[en] Haupttheile ist und ohne eine Erkenntniß derselben durchaus nur als etwas äußerliche[s] erscheinen muß. Und in der That haben die alten Rhetoren diesen Theil der Rede a[m] wenigsten besonders behandelt oder topisch bearbeitet (was freilich auch nicht gut angeh[t]), so wie sie es doch mit den andern Haupttheilen gemacht haben, und das, was [sie] theoretisch darüber aussprechen, befriedigt gleichfalls in viel geringerer Weise, als was [sie] über Einleitung und Beweisführung gesagt haben.

Eine andre Ursache, warum ihre über die Schlüsse gegebenen Bestimmungen nic[ht] genügen, und daher auch zum Theil sehr von einander abweichen, liegt freilich in de[m] engeren Begriffe, den sie von ihm als einem Theile der Rede im engeren Sinne haben. Nur dunkel blickt bei einigen das Gefühl von dem Richtigeren hervor, wenn gleich kein[er] die Sache ganz trifft.

Aristoteles nimmt in der vorhin (§. 79) angeführten Stelle vier Momente ode[r] Pflichten des Epilogs an, das Versetzen des Zuhörers in eine günstige Stimmung fü[r] den Redenden und wider den Gegner, das Erheben des einen, das Herabsetzen de[s] andern, das Versetzen des Zuhörers in affectvolle Zustände und die Wiederholung (*ἀνάμνησις*); diese letztere scheint ihm indeß das Wesentlichste des Epilogs: *ὁ δ' ἐπίλογο[ς] ἀναμιμνήσκει* (III., 13).

Auch scheinen die früheren Rhetoriker nur das Moment des Ausgangs und de[r] Wiederholung für den Schluß angenommen zu haben, wie wenigstens aus einer Stelle des **Hermogenes** (*περὶ μεθόδου δεινότητος* c. 12) hervorgeht, in der er von den Ein[-] und Ausgängen der Rede sagt: *τὸ ἐν ἀρχῇ τι λέγειν ἐπὶ κεφαλαίων, περὶ ὧν τις μέλλει κατασκευάζειν ἢ διδάσκειν, οἱ τεχνικοὶ καλοῦσι προέκθεσιν, τὸ δὲ ἐπὶ τέλους ἀναμιμνήσκειν τὰ ἀποδεδειγμένα ἢ λελεγμένα οἱ τεχνικοὶ καλοῦσιν ἀνακεφαλαίωσιν· οἱ δὲ παλαιοὶ τὴν μὲν προέκθεσιν καλοῦσιν ὑπόσχεσιν· τὴν δὲ ἀνακεφαλαίωσιν ἐπάνοδον.*

Dionysius von Halikarnaß (Rhet. X., 18) wendet sich dagegen mit Ironie gegen diejenigen, die die Epiloge nur als einen Nachtisch zum Gastmahle oder wie Trauben zwischen den Blättern betrachteten, welche man bei der Lese habe stehen lassen, überhaupt aber, die sie als etwas zufälliges ansehen, wogegen er ihnen eine ziemlich mit der des Aristoteles zusammenfallende Bestimmung gibt: ἡγοῦνται, τοὺς ἐπιλόγους, ὥσπερ ἐν δείπνῳ, τραγήματα εἶναι τῶν λόγων, καὶ ὥσπερ ἐπιφυλλίδας καὶ στωμύλματα· παρ' ὃ καὶ ἐπιφωνήματα καλοῦσι τὰ ἐν ἐπιλόγοις λεγόμενα· οὐκ εἰδότες, ὅτι, ὥσπερ τὸ προοίμιον διοίκησις τοῦ παντὸς ἀγῶνος, οὕτω καὶ ὁ ἐπίλογος βεβαίωσις ἢ ἐπανάμνησις τῶν προαποδεδειγμένων πραγμάτων, ἢ ἐν ἠθῶν συστάσει παροξυνόντων ἡμῶν ἢ οἰκτιζομένων ἢ καὶ ἄλλα ὅσα ἤδη λόγων διάφορα τῷ ὑποκειμένῳ ἑκάστοτε ἀγῶνι.

Doxopater in den Homilien zu den Progymnasmata des Aphthonius (bei Walz II., 274) bestimmt den Schluß auch nur äußerlich, indem er sagt: ἐπίλογος τὸ τελευταῖον μέρος τοῦ λόγου λέγεται, ὡς ἐπὶ τοῖς ἄλλοις μέρεσι τοῦ λόγου λεγόμενον, ὥσπερ καὶ ἐπιμύθιον λέγεται ἡ μετὰ τὸν μῦθον τεθειμένη παραίνεσις· βραχὺν δὲ τοῦτον εἶναι βούλονται, καὶ μὴ μείζονα τῶν ἀγώνων, ὥσπερ οὐδὲ τὸ προοίμιον μεῖζον τῆς διηγήσεως.

An einer andern Stelle (S. 380), wo der κοινὸς τόπος (locus communis) mit der δευτερολογία (eigentlich Rede des Gegners) und dem Epilog verglichen wird, stellt er die Wiederholung und die Amplification als die Hauptstücke desselben heraus, indem er sagt: δευτερολογία μὲν λέγεται ἡ ἀνακεφαλαίωσις μόνη· ἐπίλογος δὲ ἀμφότερα, ἥ τε δευτερολογία καὶ ἡ τοῦ πράγματος αὔξησις. Und gleich weiter: μέρος γὰρ τοῦ ἐπιλόγου ἐστὶν ἡ δευτερολογία· ἄλλως τε ὥσπερ ἐν τοῖς ἐπιλόγοις οὐ μόνον ἀνακεφαλαιούμεθα, ἀλλὰ καὶ αὔξομεν τὰ πράγματα, κ. τ. λ.

Ein ungenannter Scholiast setzt zu derselben Stelle des Aphthonius (bei Walz II. 614) das Wesentliche des Epilogs wieder in die Erregung der Affecte, indem er sagt: ἴδιον δὲ ἐπιλόγων τὸ δεινώσεις παραλαμβάνειν καὶ σχετλιασμούς, καὶ παθητικὴν ὅλως ἐργάσασθαι τὴν φράσιν, καὶ αὐτῇ τῇ ὑποκρίσει κεχρῆσθαι περιπαθεστέρᾳ, ὅπερ δεῖ πάντως ἐν τῷ κοινῷ τόπῳ φυλάττειν κ. τ. λ.

Und an einer noch andern Stelle wird der Schluß ein λόγος ἐπὶ προειρημέναις ταῖς ἀποδείξεσιν ἐπαγόμενος, ἀθροισμὸν πραγμάτων καὶ ἠθῶν καὶ παθῶν παρέχων genannt.

Cicero (de invent. 1, 52—56) bestimmt ihn gleichfalls nur äußerlich: Conclusio est exitus et determinatio totius orationis: haec habet partes tres, enumerationem, indignationem, conquestionem etc.

Quinctilian (instit. rhet. VI. 1, 1) beschreibt ziemlich das, was wir die Zusammenraffung des vorgetragenen Inhalts genannt haben, indem er sagt: Rerum repetitio et congregatio, quae graece dicitur ἀνακεφαλαίωσις, a quibusdam Latinorum enumeratio, et memoriam judicis reficit et totam simul causam ponit ante oculos, et, etiamsi per singula minus moverat, turba valet. Auch bemerkt er, daß einige den Schluß (die peroratio) cumulus, andere conclusio nennten.

Gerhard Joh. Voß beschreibt ihn als artificiosus orationis totius exitus. Von den neueren Rhetorikern ist zu diesen allerdings verschiedenartigen Definitionen etwas wesentliches nicht hinzugefügt worden; umgekehrt dagegen wissen sie das, was über den Begriff einer kräftigen Wiederholung und des Endes an sich hinausgeht, gar nicht zu gebrauchen.

Diese Bestimmungen unterscheiden sich freilich also gar sehr von der unsrigen; eine solche konnte aber auch nicht ehr erscheinen, als bis man zu dem Begriffe der organischen Natur der Sprache und aller sprachlichen Erzeugnisse gekommen war, welcher wiederum der des thätig werdenden und sich heraussetzenden Unterschiedes zwischen dem Besonderen und Allgemeinen als ihrem Principe zu Grunde liegt.

Unserm Begriffe des rhetorischen Schlusses ist nun allerdings weder das Moment der Wiederholung noch das der Gemüthsbewegung fremd: beide aber erscheinen nicht als Zweck, sondern das erste als Bedingung und das letztere als nothwendige Folge seiner organischen Einrichtung. Denn da Einleitung und Beweisführung als die beiden Prämissen des Schlusses angesehen werden, sie aber sich zu sehr in's Einzelne ihres Inhalts versenkt haben, als daß von ihnen aus unmittelbar das Geschäft des Schließens zweckmäßig und schlagend vorgenommen werden könnte und also eine Zusammenraffung des hauptsächlichen Inhalts in Form von Vordersätzen nöthig wird, so gestaltet sich die Wiederholung zur Bedingung. Und da die rasche Folge und das dadurch bewirkte Schlagende der Folgerungen die deutliche Einsicht in das Mangelhafte der Besonderheit und in das Vollkommene der Allgemeinheit des Gegenstandes und diese wieder das Verlangen zur Folge hat, jenes zu vermeiden und dieses zu erreichen; dies aber nichts anders als eine Bewegung des Gemüthes und der Willenskräfte voraussetzt, so tritt diese als eine nothwendige Folge der Gestaltung des Schlusses ein.

Insofern nun der Schluß hauptsächlich eben nur aus einem vielfachen Schließen besteht, so gelten auch alle die vorhin (§. 77) und dort anderweit nachgewiesenen Vorschriften über diese Operation; insofern dieses Schließen hier aber gleichwol unter gewissen besonderen Bedingungen und Umständen stattfindet, gelten auch noch einige besondere Vorschriften über die vollkommene und beste Vollbringung desselben, die wir in folgenden Puncten kurz zusammenfassen:

1) Bei der sogenannten Correption müssen hauptsächlich diejenigen Puncte erfaßt und wiederholt werden, in welchen die Unvollkommenheit des Gegenstandes vorzugsweise mit enthalten ist, und eben so diejenigen Beweise, in denen der Hauptbeweis am offensten erscheint. Alle einzelnen Beweise gehen doch begreiflich nur aus der Gegenüberhaltung des besonderen Gegenstandes gegen den Hauptbeweis hervor, der in dem Schlußgliede der einfachen syllogistischen Disposition enthalten ist, wie in unserm Beispiel, daß die wahre Liebe zum Landesfürsten sich in der Pflichtübung des einzelnen Unterthanen kund gebe, und alle einzelnen Beweise sind in diesem als dessen Individualitäten enthalten.

Da nun, wie bewiesen ist, weder die Darlegung des Gegenstandes in seiner Besonderheit an sich, noch auch in seiner Allgemeinheit an sich das Ziel des Aufsatzes ist, sondern die Besonderheit jenes im Reflexe seiner Allgemeinheit, so folgt auch, daß ich nur das von dem beiderseitigen Inhalte hervorhebe, was eine entschiedene Richtung nach diesem Ziel- und Kernpuncte des Ganzen hat und sich zur Verwendung innerhalb der Darstellung desselben eignet: aller übrige Stoff, der zunächst nur die vollständige Darlegung der beiden Seiten zum Zweck hatte, wird einstweilen liegen gelassen und findet bei der Ausführung und Abrundung des Ganzen nur eine verhältnißmäßige Berücksichtigung.

2) Außer dem, daß die einzelnen Schlüsse folgerichtig und deutlich sind, — was sich von selbst versteht, muß darauf gesehen werden, daß sie sich nicht überspringen, d. h., daß die von concreterem und engerem Inhalte nicht früher erscheinen als die von allgemeineren. Denn wenn ich den besonderen Inhalt eines Gegenstandes im Lichte seiner Allgemeinheit erkennen soll, so versteht es sich von selbst, daß dies in einer gewissen geordneten Zusammenfassung geschieht, — wozu die Classification schon das ihrige gethan hat, und zwar so, daß das allgemeinere vorausgeht, das concretere nachfolgend unter demselben subsumirt ist. Da nun aber durch die Schlußfolgerung eine correspondirende Anlehnung an den in der Einleitung classificirten Stoff stattfindet, so folgt von selbst daß die Schlußfolgerung auch dieselbe Abstufung befolgen muß als dort gegeben ist, d. h. daß sie nicht hin- und herspringen und dadurch das eine oder das andere Glied, überspringen darf.

3) Trotz der Nothwendigkeit dieses genauen Anschließens der einzelnen Schlußfolgerungen an die einzelnen Positionen dessen, was theils in dem Momente der Restriction des großen Ueberganges, theils in der Einleitung gegeben ist, darf indeß keine Aengstlichkeit dabei bemerkbar werden, und man darf nicht glauben, daß eine mathematische Congruenz dabei nöthig wäre. Ein solche übermäßige Genauigkeit ist vielmehr dem Wesen des Geistes und der wahren Kunst eben so zuwider als die bloße Zufälligkeit und Ordnungslosigkeit. Indessen ist eine Vermeidung dieses Fehlers mehr eine Sache der Ausführung und eigentlichen Darstellung als der Disposition, bei der die größere Gefahr vielmehr in der Vernachlässigung des Gegentheils liegt.

4) Was das allgemeine Maß des Schlusses betrifft, so ist ihm seine Bestimmung schon vorhin (§. 70) gegeben worden. Sein besonderes aber ist ihm in seinem correspondirenden Anschluß an den Inhalt der Einleitung 2c. auch in jedem concreten Falle von selbst vorgeschrieben, so daß in dieser Beziehung wol nicht leicht zu irren ist.

Daß aber in dem Schlußanhange vorzüglich der Ort ist, an dem zufälligere Umstände mit begriffen und berücksichtigt werden können, ist dort bereits erwähnt.

Nachdem ich aber auf die vorbeschriebene Weise die Schlußfolgerung zu Ende gebracht und mich im Ganzen von dem Zutreffenden derselben überzeugt habe, ist es indeß rathsam, vorzüglich bei größeren und schwierigeren Aufgaben, schon jetzt eine erste Verbesserung

oder Epanorthose mit der ganzen ausführlichen Disposition vorzunehmen. Denn jetzt erst kann ich nach allen wesentlichen Theilen hin überschauen, welche genauere Richtung sie haben müssen, um auf den Kern- und Einheitspunct zu treffen und wie sie gestaltet werden müssen, um die Bewegung dahin leicht und sicher zu vollbringen; jetzt erst kann ich mit Sicherheit wissen, welche stoffliche Einzelheiten oder Positionen ich ganz wegzulassen oder wenigstens, in welche abgestufte Entfernung von dem Hauptpuncte der Bewegung ich sie zu bringen habe. Mit einem Worte, ich kann nun erst die Disposition abrunden und ihr einen stricteren Zusammenhang geben, weil ich nun erst die lebendige Beziehung aller Einzelheiten auf den organischen Keimpunct des Ganzen, so wie diesen selbst nach seiner ganzen Innerlichkeit erkennen kann und nicht mehr gestört und einseitig abgezogen werde weder durch die Besonderheit noch die Allgemeinheit des Gegenstandes an sich noch auch durch die Spannung auf das richtige Vollbringen der Schlußfolgerungen. Dieses Geschäft des Verbesserns und Abrundens, das wir mit seinem technischen Namen die Epanorthose (ἐπανόρθωσις) nennen und von dem wir schon früher (I. §. 131 und 132) für sich gehandelt haben, hier aber nur beiläufig reden, kommt wesentlich an den beiden Puncten der Composition vor, erstens nach vollbrachter ausführlicher Disposition und zweitens nach der Vollbringung der eigentlichen Darstellung. An beiden Puncten hat es natürlicher Weise seine besonderen Verpflichtungen; hier geht uns nur die Epanorthose der Disposition an.

Freilich lassen sich von ihr nur die allgemeinen Regeln geben, erstens daß sie hinweglasse, was nicht eine nothwendige und lebendige Beziehung auf den Keim- und Angelpunct des Ganzen hat; zweitens daß sie hinzufüge, was von vermittelnden Gedanken und Schlüssen etwa übergangen worden ist, und wo eine Lücke und ein Sprung etwa bemerkbar wird, und drittens daß sie auch den beizubehaltenden Positionen die möglichst scharfe Richtung auf jenen Hauptpunct gibt. Ihr Hauptgeschäft liegt daher in der aufmerksamen Handhabung dieser drei Hauptgesetze, — was sich begreiflicher Weise auch nur an einem concreten Falle näher nachweisen läßt.

Geben wir daher der bisher gepflogenen Disposition unsres Beispiels die nöthige Abrundung und den flüssigeren Zusammhang, der nun für die eigentliche Darstellung erforderlich ist, so wird sich durch eine Vergleichung dieses Thuns mit den vorhin disponirten einzelnen Theilen des Ganzen am besten ersichtlich machen, was die Epanorthose gethan hat, und was sie zu thun im stande ist. Denn in ihr erst hat der Geist die geschmeidige Spannkraft erlangt, den Stoff leicht nach allen Seiten hin zu bewegen; nun erst die Freiheit, ihn zu seinen Zwecken zu richten und zu behandeln und nachzuholen, wo Lücken in der vermittelnden Gedankenfolge stehen geblieben sind.

§. 81.

Fortsetzung.

Mit Rücksicht auf die drei Hauptpuncte des durch die Epanorthose der ausführlichen Disposition zu Leistenden würden wir diese letztere also ungefähr so gestalten:

Blicken wir umher in diesen festlich geschmückten Räumen und in dieser feierlichen Versammlung; umher in unsrer Stadt auf die bewegte Menge, auf den Stillstand von Arbeit: dagegen auf die Anstalten zu Lust und Fest rc.; blicken wir umher im ganzen Lande, und sehen solche Anstalten sich wiederholen in allen Dörfern und Städten rc.; und werden wir hierdurch deutlich genug daran erinnert, daß heute ein Tag ist, der von so vielen Millionen mit Freude umfaßt wird, — der Geburtstag unsres Landesfürsten: dann müssen wir ihn wohl glücklich preisen, daß es ihm nach der bestimmenden Weltordnung Gottes vergönnt ist, die Liebe und Verehrung so vieler Menschen jeden Standes, Geschlechtes und Alters zu besitzen, die sie ihm heute mit so vielem Eifer ungezwungen an den Tag zu legen suchen.

Und bezeugt sich diese Liebe etwa nur scheinbar an diesem Tage? Oder sehen wir nicht vielmehr zu jeder Zeit jeden Unterthan sich bemühen, ihm diese Gesinnung kund zu geben, — mag es ihm nun vergönnt sein, in seiner unmittelbaren Nähe zu verweilen, oder mag er nur selten, vielleicht auch nie in seinem Leben das Antlitz des geliebten Herrschers schauen? Oder wäre die Sorge und Aengstlichkeit, mit der man alles aus dem Wege räumt, was ihn unangenehm berühren; und der Eifer, ja die Hast, mit der man ihm alles zu bereiten und entgegenzubringen sucht, was ihm angenehm sein kann; wäre die Aufmerksamkeit auf seine Bewegungen und Wünsche; wäre das bisweilen allzueifrige Verlangen, ihm zu gefallen und das Beste, was ein jeder hat, ihm darzubrigen; wäre das Bemühen, selbst seinen Beamten und Dienern wohlgefällig zu werden und sie uns geneigt zu machen, und seine Befehle, deren Ueberbringer sie sind, zu erfüllen, nicht Zeichen einer liebevollen Gesinnung? Und sprächen nicht selbst die in der Hütte fast jedes Landmanns aufgehängten Bildnisse des Landesfürsten für eine solche? Denn was vergegenwärtigen wir uns mit unsern Augen täglich anders am liebsten, als was uns selbst das Liebste ist?

Oder wäre die ehrfurchtsvolle Art, mit der wir ihm nahen und mit ihm zu sprechen pflegen; wären die Erstlinge der Freude und Begeisterung bei jeder Zusammenkunft und gesellschaftlichen Feier, die man ihm zum Opfer bringt; wären die begeisterten Anreden und Gedichte, die ihm zuströmen; wären die jubelvollen Zurufe, mit denen er sich, wohin er seinen Fuß setzt, begrüßt findet, keine Zeichen einer allgemeinen Verehrung und Liebe?

Oder wären — sollte selbst in diese durch Gesinnung und Worte gegebenen Zeichen der Liebe ein Schwergläubiger noch Zweifel setzen — die freudige Aufregung und festliche

Bewegung an seinen Ehrentagen oder bei seinen Reisen durchs Land; dies raschere Klopfen aller Pulse, dieses Zuströmen nach seinem Antlitz, das Schmücken der Häuser, die Ehrenpforten, die Banquette und Feste zur Verherrlichung seiner Gegenwart; dieses Darbringen des Besten und Schönsten, was Natur, Fleiß und Kunst erzeugt; wäre die Aufopferung unsrer Zeit, unsrer Ruhe, unsres Vermögens, unsrer Gesundheit, unsres Lebens für ihn in Zeiten der Gefahr und Noth nicht ein hinlängliches und sichres Zeichen einer wahren und aufrichtigen Verehrung, Liebe und Treue? Und fehlt es hierzu etwa an genugsamen Beispielen? Oder sollen wir die Blätter der Geschichte aufrollen, auf deren jeder Seite beinahe uns solche Beispiele der Aufopferung entgegenkommen?

Wohl also haben wir Ursach, einen so geliebten Fürsten glücklich zu preisen, dem das höchste dem Menschen gegebene Maß des Glückes vergönnt ist, sein Dasein in dem so vieler Millionen enthalten und hierdurch vervielfältigt zu wissen, und so schon in dieser Zeitlichkeit über diese hinauszuragen; dem die Furcht vor Verrath und feindlichen Geschicken und die Sorge vor der Sicherheit seines Thrones und Lebens unbekannt ist, und der wie jener Graf von Würtemberg in Wahrheit sagen kann, daß er sein Haupt jedem Bauern unbesorgt in den Schooß lege rc.

So wie aber die Ursachen und Wirkungen der Liebe nie einseitig sind, so müssen wir auch das Volk glücklich preisen, das seinen Fürsten herzlich liebt. Denn wenn der Unterthan als der Einzelne mit seinem Fürsten als dem einfachen Inbegriff des Ganzen in dem Wechselverhältniß der Liebe steht, und also jeder von sich selbst aus thut, was dem andern wohlgefällt; hierdurch aber eine gemeinsame Thätigkeit entsteht, durch die der Einzelne im Ganzen, das Ganze aber auch in jedem Einzelnen enthalten und in Wechselwirkung mit einandergesetzt ist: dann muß sich das eine wie der andere glücklich fühlen und zunehmen an Wohlsein und Macht, an Ansehn und Ehre bei Gott und den Menschen und wird des Glückes kein Ende sein.

Allerdings läßt sich nun wol nicht leugnen, daß die vorhin aufgeführten Bethätigungen der Liebe und Verehrung von Seiten der Unterthanen gegen ihren Landesfürsten ein wirkliches Vorhandensein einer solchen Gesinnung beweisen, und daß sie eben so gut auch eine Liebe von Seiten des Fürsten gegen die Unterthanen voraussetzen; es läßt sich nicht leugnen, daß hierdurch über beide Theile ein gewisses Maß des Glückes ausgegossen und ein solches Volk auf dem Wege ist, die höchste Palme des Völkerwohlseins zu erringen.

Eben so wenig aber läßt es sich leugnen und kann es einem tiefer eindringenden Blicke entgehen, daß erstens die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten keineswegs eine so durchaus allgemeine ist als es wol den Schein hat; vielmehr gar viele, beim Lichte besehen, wenn auch nicht gerade in einer feindseligen, aber doch wenigstens in einer gleichgültigen Gesinnung gegen ihn verharren; noch mehr aber zweitens, daß diese Liebesbethätigungen keineswegs immer aus den rechten Beweggründen entspringen,

sondern häufig nur auf einem ganz dunkeln Gefühle des Zusammenhanges des Einzelnen mit dem Staatsganzen, als dessen Spitze der Fürst erscheint; oder nur auf augenblicklichen Bewegungen und Gemüthsaufregungen bei den imponderirenden Eindrücken der irdischen Macht und Hoheit; oder endlich auf gar mancherlei selbstsüchtigen und ehrgeizigen Absichten ruhen: mit einem Worte, daß jene Liebe meistens nur eine solche ist, die aus gewissen blos natürlichen Bewegungen entspringt, und die wir die natürliche nennen, und woher es denn kommt, daß sie keineswegs die Sicherheit und Treue gewährt, die sie gewähren könnte und sollte; daß sie also auch weder den Fürst noch den Unterthan in der Weise beglückt, als es den Anschein hat, und daß das Volk nicht die raschen Fortschritte an Macht, Ansehn und Herrlichkeit bei Gott und den Menschen macht, als man von ihm erwarten sollte.

Gleichwol liegt es aber auf der Hand, daß, wenn wir überhaupt die neigungsvolle (von uns ausgehende) und energische (durch Gesinnung, Wort und That heraustretende) Hingebung oder Unterordnung unsrer Interessen als eines Einzelnen (oder als eines besonderen leiblichen Wesens) unter die eines Andern zu dessen Gunsten Liebe nennen; und wenn wir das energische Verhältniß, das zwischen Fürst und Unterthan stattfindet, weil es gleichfalls auf einem willigen Unterordnen unsrer Sonderinteressen unter die des andern Theils beruht, auch gleichfalls Liebe nennen müssen, alles darauf ankommt, zu erkennen, worin denn die wahre Liebe des Unterthanen zum Landesfürsten und umgekehrt bestehe, welcher Erkenntniß dann auch die Verwirklichung schon von selbst folgen und so also auch das Völkerglück wirklich werden wird, das jetzt nur dem Scheine nach oder wenigstens nur in sehr unvollkommner Weise in der Liebe vorhanden ist, die jetzt zwischen Fürst und Volk stattfindet.

Wenn ich aber einerseits erkannt habe, worin das Wesen und das Mangelhafte der natürlichen Liebe überhaupt und das der natürlichen der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten und umgekehrt insbesondere bestehe, andrerseits dagegen erkannt habe, worin die wahre Liebe, die wir auch die geistige nennen können, überhaupt besteht, — was sich ergeben muß, wenn ich den Begriff der Liebe im Verhältnisse zu dem des Geistes aufsuche: — so werde ich auch mit folgerichtiger Nothwendigkeit erkennen, worin die wahre oder geistige Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten bestehe rc.

Die natürliche Liebe entspringt aber aus dem mehr oder weniger dunkeln Bewußtsein unsrer Unvollständigkeit als eines einzelnen Wesens, — wie denn in der That weder unser physisches und materielles Wohlsein noch unsre sittliche Bestimmung ohne ein einschließendes Verhältniß zu Andern erreicht werden kann. Und sie zeigt sich daher zunächst in der Familie wie zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Ehegatten rc. durch eine von dem Subjecte ausgehende Neigung, irgend etwas, das negativ oder positiv unsrer leiblichen Persönlichkeit allein zu Gute kommt, einem Andern zu dessen Gunsten zu opfern, mit einem Worte also, unsre einseitigen Interessen denen eines Anderen unterzuordnen.

Weil sich nun dieser Andre eben so gegen den Ersten verhält, und ein solches Verhalten durchaus ohne Vermittelung eines Dritten ist, so entsteht hierdurch eine sich ausgleichende Gegenseitigkeit und Befriedigung, in der beide Theile auf gleiche Weise in einander enthalten sind.

Allein eine solche natürliche Liebe ist

1) unfrei dem Beweggrunde nach, d. h. sie entspringt nicht aus mir als einem sich selbst bestimmenden Wesen, sondern ruht vielmehr gerade darauf, daß ich mich noch nicht als ein einzelnes Wesen unterscheiden kann, und mich, dem geliebten Gegenstande gegenüber, noch durchaus unvollständig fühle. Daher hat sie aber

a) keinen sittlichen Werth, weil nur das einen solchen hat, was ich aus freier Selbstbestimmung thue, und ist

b) ohne Maß, weil der Trieb ohne Selbstbestimmung sich eben keine Schranke setzt, sondern so lange nach Befriedigung fortstrebt, als er selbst dauert, — wodurch er freilich die Existenz des Subjects gefährden, ja ganz aufheben kann.

c) ohne Ziel und Zweck, weil sie in ihrer Bewußtlosigkeit nicht über denselben hinauskommen kann, vielmehr ohne Ziel in ihm befangen bleibt, — was schon der gemeine Sprachgebrauch andeutet, indem er die Liebe blind nennt. In dieser Blindheit macht sie sich zum Selbstzweck, während sie doch nur in dem Verhältniß des Mittels zum Wohle des Andern sein sollte und tritt dadurch nicht selten mit sich in geraden Widerspruch.

Sie ist aber auch

2) unfrei dem Gegenstande nach, d. h. lediglich auf ihn beschränkt. Denn da sie nur in ihm als einem einzelnen und besonderen Wesen wurzelt, und unvermittelt sich nur auf ihn als einen solchen bezieht, bleibt sie nicht nur in demselben beschränkt und gefangen, sondern schließt auch jeden andern aus.

In dieser Beschränkung ist sie aber

a) auch ungerecht und partheiisch gegen jedes drittes Andres, das als geistiges Wesen auch Anspruch auf meine Liebe hat, weil sie eben nur dieses Andre anerkennt und nur diesem zu Gunsten ihre einseitigen Interessen opfert, und ferner

b) auch eigennützig, weil sie nichts anders anerkennt als die Beziehung von dem geliebten Gegenstande auf sich und umgekehrt und weil sie sich mit ihm identificirt.

Die natürliche Liebe ist

3) unzuverlässig, hinfällig und vergänglich. Denn mit den Veränderungen unsres Zustandes so wie mit denen des geliebten Gegenstandes, denen jeder Mensch als ein besonderes Wesen unterliegt, verändern sich auch unsre Triebe und das Bewußtsein unsrer Unvollständigkeit und mit dem Tode des geliebten Gegenstandes wird ihr der Stoff entzogen, aus dem sie gewebt ist 2c.

Sie ist endlich auch

4) unproductiv, weil durch das gegenseitige Versenken und Identificiren keins über das Andre hinausgeht und also auch keine individuelle Thätigkeit zu stande kommt.

Hierbei kann mithin der zu geistiger Bestimmung fortschreitende Mensch nicht stehen bleiben und die Familie drängt daher schon nach natürlicher Folge zur Völkerschaft und zur Nation hinaus, und zwar auf der Grundlage der Familie, die sich ebensowol erhält als aufhebt.

In diesem Hinausrücken der Familie zum Volke entsteht nun aber ein allgemeineres Verhältniß jedes Einzelnen zu dem Ganzen oder eine allgemeinere Gegenseitigkeit, in welcher der Einzelne als solcher dem Ganzen lediglich unterworfen; insofern er aber das Ganze mit ausmacht, lediglich auch enthalten ist. Indem sich nun der Einzelne ohne das Ganze unvollständig weiß; das Ganze aber lediglich durch das seinem Einheitspuncte untergeordnete Zusammenfassen der Einzelnen besteht, und hierdurch wiederum eine energische Neigung des gegenseitigen Enthaltenseins der beiden Seiten geboten ist, so können wir ein solches Verhältniß ebenfalls Liebe nennen. Da aber Geist nichts anderes als die freithätige Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine und ein Zusammenfassen von beiden zur Einheit ist, so ist auch eine solche Liebe eine geistige, die die natürliche zu ihrem Boden und zur Quelle hat, und auf welche sie sich zurückführen läßt.

Die geistige Liebe ist aber

1) frei dem Beweggrunde nach, weil sie nicht mehr aus dem Subjecte als einem einzelnen besonderen Wesen, sondern aus ihm als einem Wesen entspringt, das sich vollständig im Unterschiede von andern, und somit an sich selbständig weiß, und weil sie also nicht aus einer physischen Nothwendigkeit, sondern aus der Selbstbestimmung des Subjects hervorgeht. Aus diesem Grunde hat das in der geistigen Liebe liegende freie Unterordnen meiner besondern Interessen unter die Interessen Anderer, insofern sie des Geistes fähige Wesen sind, eben so wol einen sittlichen Werth als es auch ein Maß und ein bestimmtes Ziel hat. Denn ich ordne mich nur insoweit dem Andern unter, als sich an ihm das Allgemeine vermittelt oder überhaupt nur, insofern er dem Geiste entspricht, — wodurch Maß und Ziel des Unterordnens oder der Liebe gegeben ist.

Sie ist

2) frei dem Gegenstande nach, weil die Unterwerfung unter den Andern nur insofern geschieht, als er das Allgemeine vermittelt, und sie also von ihm als einem einzelnen und besonderen Wesen unabhängig bleibt. Und weil sie deshalb nur das an dem Andern anerkennt, was alle anerkennen, so ist die geistige Liebe auch gerecht und unpartheiisch, und, weil sie keinen Zweck hat, der sich blos auf das Subject als ein einzelnes Wesen bezöge, zugleich uneigennützig.

Sie ist

3) zuverlässig und unvergänglich, vielmehr in einer sich steigenden Befestigung begriffen, weil sie nur auf das gerichtet ist, was nicht das Besondere und Vergängliche, sondern das Allgemeine und daher Unvergängliche ausmacht.

Sie ist endlich auch

4) productiv, weil sie beständig über das Besondere hinaus nach dem Allgemeinen strebt und auf jedem Tritte ihres Strebens (so zu sagen) die Individualität ihrer Besonderheit insoweit producirt, als sich daran das Allgemeine darstellt.

In einem solchen allgemeineren Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen, wie es sich aus der Erweiterung der Familie allmählig bildet, ist es nun wesentlich, daß die Unterordnung nicht unmittelbar vor sich gehe und daß die Thätigkeit, durch welche sie sich ausdrückt, ein bestimmtes Verhältniß zum Ganzen habe d. h., daß sie eine organisch gegliederte sei, die die Individualität zugleich in sich schließt; beide Forderungen können sich aber vollständig nur im Staate, näher im christlichen Staate erfüllen, so daß ich umgekehrt auch sagen kann, die geistige Liebe vermöge ihre vollkommne Verwirklichung nur innerhalb des christlichen Staates zu finden und nur in ihm selbst vollkommen zu sein. Noch näher ergibt sich endlich, daß der christliche Staat auch die Form des monarchischen an sich haben müsse, und daß sich also die geistige Liebe nur innerhalb des christlich-monarchischen Staates vollkommen real machen könne.

Die Liebe ist mittelbar heißt aber so viel, daß der Eine sich dem Andern nur insoweit unterordnet, als er ihn als Mittel zur Realisirung des zwischen dem Besondern und Allgemeinen stattfindenden richtigen Verhältnisses erkennt, und als das Allgemeine als etwas Ideales nur durch ihm unterliegende Besonderheiten zum realen Ausdruck kommen kann, — während die natürliche Liebe in dem Gegenstand als solchem befangen bleibt und daher keiner Vermittelung bedarf, aber deshalb auch kein Verhältniß zum Allgemeinen oder kein ideales Verhältniß auszudrücken vermag.

Eine solche Mittelbarkeit der Liebe zu einem Andern kann aber nur stattfinden, wenn dieser selbst ein bestimmtes Verhältniß zum Ganzen hat, weil er ja nur unter der Bedingung und nur insofern anerkannt wird, als er ein solches hat, — was die Bestimmtheit zugleich einschließt, da ein Verhältniß eben nur eine Bestimmtheit ist.

Die Bestimmtheit schließt aber ferner die Verschiedenheit ein, weil ein reales Verhältniß zwischen Besonderem und Allgemeinem nur auf Besonderheiten ruhen kann, diese aber eben nur in der Verschiedenheit bestehen.

Ein Verhältniß von bestimmten realen Verschiedenheiten zur Einheit, das sich durch die Entwickelung der in ihr liegenden Momente bildet, nennen wir aber einen Organismus und die so bestimmten Verschiedenheiten seine organischen Theile oder Glieder; ein Ganzes aber, dessen Glieder Menschen, d. h. des Selbstbewußtseyns oder des Geistes fähige Wesen sind, ist ein Staat.

Im Staate ist die Familie eben sowol erhalten, weil die Existenz der einzelnen Glieder aus derselben hervorgeht und in ihr ruht; aber sie ist auch ebensowol aufgehoben, weil sie die Glieder nur darnach umfaßt, als sie eine ihm zugewendete, und nach Fähigkeiten, Umständen und andern relativen Bedingungen der Existenz bestimmte reale Verschiedenheit der Thätigkeit ausüben, die ein besonderes Verhältniß zur Allgemeinheit ausdrücken. Nur im Staate also sind die Menschen organische Glieder und ebensowol lebendig im Ganzen enthalten als lebendig vom Ganzen umfaßt; nur im Staate also ist bei der gesetzten Thätigkeit des Einzelnen in Beziehung aufs Ganze ein Fortschritt im Geiste und ein immer individueller werdender Inhalt; nur im Staate endlich eine geistige Liebe möglich, — was sich durch einen Hinblick auf die nomadischen und patriarchalischen Völker einerseits, so wie auf die Despotien andererseits sogleich auch factisch belegt.

Näher aber kann ein solches organisches Verhältniß im Staate vollkommen seyn nur im christlichen Staate. Denn nur das Christenthum erkennt die Freiheit der Subjectivität oder die Individualität an und mithin kann sich nur durch dieses eine freie reale Gliederung bilden, die stufenweise bis zur realen Spitze fortschreitet, d. h. es kann sich ein Verhältniß vom Besondern zum Allgemeinen bilden, in welchem alle Glieder bis zur Spitze inclusive um einander willen vorhanden, und durch freie Unterordnung gegenseitig ineinander enthalten sind. Denn indem einer den andern als Mittel der Realwerdung des idealen Verhältnisses zwischen Besonderem und Allgemeinem betrachtet, unterordnet er seine besonderen Interessen aus freiem Bewußtsein dem Allgemeinen und hierdurch wird die beständige lebendige Versöhnung des Göttlichen mit dem Menschlichen bewerkstelligt, — welche Versöhnung allein das Christenthum in dem Glauben an Jesum Christum als den Mittler zu ihrem Mittelpunkte hat. Nur das Christenthum endlich anerkennt die unbeschränkte und universelle Allgemeinheit, die alles Besondere in sich faßt und aus der es hervorgegangen ist, d. h. sie anerkennt die Idee der Allgemeinheit oder — persönlich gefaßt — Gott als Geist und als Schöpfer und Vater der Welt und der Menschen. Alle individuelle und nationale Beschränkung ist hierdurch als Mittel zur Realisirung des Weltreichs oder Gottesstaats ebensogut aufgehoben als bewahrt, und zwar nur vermöge des im Menschen lebendig werdenden göttlichen Geistes.

Erst im Christenthume also ist die Idee des Staates und hierdurch auch der geistigen Liebe gegeben, welche letztere die organischen Glieder durch und durch zu transspiriren, und somit die Lebenskraft und das immanente Zusammenhalten derselben thätig darzustellen hat.

Zur Realwerdung dieser Idee des christlichen oder geistigen Staates gehört aber endlich noch, daß der Staat ein monarchischer, noch näher ein erblich-monarchischer werde. Denn so wie die verschiedene Bestimmtheit der Einzelnen eine auf die verschiedenen relativen Verhältnisse und Bedingungen gebaute organische Gliederung bis zur Spitze hin nach dem Principe ihrer umfassenderen Theilnahme am Staatsganzen

innerhalb der Familie, die hier als natürliche oder auf Abstammung ruhende genommen ist, bilden, so muß die Spitze selbst, wenn sie organisch sein soll, auf eine ähnliche Weise aus den natürlichen Bedingungen der ganzen Volksexistenz ꝛc. hervorgegangen sein, — was mit andern Worten so viel heißt, als daß der Staat seine Spitze im Monarchen, näher im erblichen Monarchen haben muß. Denn wäre er durch Eroberung oder durch seine Tugenden zum Throne gekommen, so enthielte zwar er das Volk, dieses aber nicht zugleich ihn, weil es durch jenes übermächtige Vorzüge ausgeschlossen ist. Und wählte ihn das Volk zum König, so wäre er nicht frei, sondern eben nur durch den Willen desselben als König in ihm enthalten. So wie aber alle Glieder frei in dem Ganzen zu sein Anspruch haben, so hat auch das Haupt derselben Anspruch, — was eben nur in der erblichen Monarchie möglich ist.

Und auf dem mehr oder weniger dunkeln Bewußtsein dieses innigen und heiligen Verhältnisses ruht nun, vorzüglich bei den germanischen Völkern, die Liebe zu ihren eingebornen Fürsten. Loyalität, Hinblick auf Eroberer und auf Wahlreiche.

So wie nun die Entstehung des Volkes und Staates nur eine Entfaltung dessen ist, was in der Familie einfach zusammenliegt, so müssen sich die in ihr gegebenen Momente allmählig heraussetzen, — was nur in einem Nacheinander und in gewissen Einseitigkeiten aus anderweiten Gründen geschehen kann. Und eben so muß sich die Beschränkung, die den Mangel der Individualität in sich einschließt, aufheben, und die Volksverbindung wieder zur Volks-, noch weiter Menschenfamilie oder zur Familie im geistigen Sinne zurückkehren.

§. 82.

Fortsetzung.

In der That zeigt auch ein Hinblick auf die politische Geschichte der sogenannten weltgeschichtlichen, d. h. derjenigen Völker, in deren geistigen Wesen sich ein Fortschritt zur Idee des Geistes und der Idee des menschlichen Daseins erkennen und nachweisen läßt, diese allmählige, einseitige, aber immer vollkommner werdende Entwickelung der in der Familie verhüllt liegenden Momente faktisch nach, und wer Vertrauen zur Zukunft der Völker hat, kann nicht anders als in der endlichen Rückkehr aller Völker zu einer großen Menschenfamilie in geistigem Sinne, in der die Individualität und Nationalität zur freien Geltung gekommen, als Beschränkung zwar aufgehoben, als nothwendige Bedingung aber zugleich erhalten ist, den Schlußstein aller geistigen Bewegung des Menschengeschlechts anerkennen.

Uebergehen wir aber die verschiedenen Zwischenstufen, die zwischen der Heraussetzung der Momente der Gegenseitigkeit oder Gleichheit und der Unterordnug, die beide in der Familie in natürlicher Einheit verbunden vorkommen, in der Mitte liegen, so stellt sich uns das persische Reich als das erste dar, in welchem mit Erhaltung der natürlichen Familie

Stände erscheinen, in denen das Moment der Unterwerfung einseitig aber entschieden zur Geltung gekommen ist. Die nationale Beschränkung ist zwar aufgehoben, und das Reich schließt daher die verschiedensten Völker ein; eine organische Gliederung ist bis in die Spitze vorhanden, denn auch der König geht aus einer solchen, — der Familie der Achämeniden — hervor: aber die Gliederung ist nur natürlich und daher unfrei, und der König ist daher absoluter Monarch, und die Gegenseitigkeit fehlt gänzlich, indem der Eine (wenn auch nur als Familienstand genommen) nur über dem Andern steht, und nur dem Andern unterworfen ist. Unterschied der absoluten Monarchie von der Despotie, in welcher auch nicht einmal die organische Gliederung der Stände durch natürliche Abstammung eine Geltung hat.

Die Heraussetzung des andern Moments, — der Gegenseitigkeit, aber auch in ihrer abstracten Einseitigkeit — sehen wir am vollkommensten ausgebildet in den griechischen Staaten. Daher ein vollkommenes Enthalten- und Durchdrungensein des Einzelnen mit seinem ganzen Wesen in dem Ganzen, und durch dieses nicht nur die Schönheit als das Eigenthümliche des griechischen Daseins, sondern auch Staat im eigentlichen Sinne als eine Vereinigung sämmtlicher freier Inwohner der Stadt als Bürger oder Gleichberechtigter. Die Zwischenstufen zur Erreichung dieses Punktes bilden das patriarchalische und familienmäßige Königthum so wie die Kämpfe des δῆμος mit den Geschlechtern. Hiebei fehlt aber das Moment der Unterwerfung und daher auch der organischen Gliederung so wie die Anerkennung der unbeschränkten Allgemeinheit. Daher ist der griechische Staat und das griechische Volk etwas Ausschließliches und dem letzteren gegenüber gibt es nur βάρβαροι; daher ist die Freiheit keine geistige und es gibt Sclaven und die Schönheit keine durch das Bewußtsein oder die Arbeit des Geistes vermittelte und daher auch keine wahrhaft freie.

Der nächste Fortschritt von dem Wesen des Griechenthums aus konnte nun lediglich in dem endlichen Zusammentreten der Gegenseitigkeit und Unterordnung bestehen, und den faktischen Beleg dazu geben die Römer nach Abschaffung des Königthums und nach Ende der Kämpfe zwischen den Patriciern und den Plebejern im zweiten punischen Kriege. Und eben so mußte sich jener Beschränkung der griechischen Nationalität gegenüber in dem römischen Staate die unbeschränkte Universalität darstellen, wenn anders das bei jenem Mangelhafte sich hier ergänzen sollte. Daher finden wir bei den Römern eine gegenseitige Durchdringung des Einzelnen mit dem Ganzen und einen freien Staat wie bei den Griechen; wir finden strenge Unterwerfung des Einzelnen unter das Ganze und eine darin unbedingte organische Gliederung, wie bei den Persern, nur daß diese nicht mehr familienmäßig bedingt ist; wir finden endlich einen realen Universalismus oder ein Weltreich, wodurch allem, was römisch ist, der Charakter der Größe und Erhabenheit inwohnt. Demnach verhält sich der Einzelne noch abstract zum Ganzen, weil er nur insoweit in demselben enthalten ist, als er die reale Größe deßhalb befördern hilft:

nicht aber als ganzer, namentlich als geistiger Mensch. Daher kommt die Individualität nicht nur nicht zu ihrer Berechtigung, sondern das Enthaltensein im Ganzen ist nur einseitig und die Unterordnung noch nicht geistig frei; der Universalismus endlich nur ein realer. Grandiloquenz als der Charakter ihrer Sprache und Ausbildung der Rechtsgelehrsamkeit aus dieser Stellung des Einzelnen zum Ganzen hervorgehend.

Zwischen den antiken und modernen Völkern in der Mitte, obgleich noch ganz auf der Basis des Orientalismus ruhend, liegen die Juden. Sie haben unter einander noch durchaus eine familienmäßige Gleichheit und sind national beschränkt, wie die Griechen, aber sie sind sämmtlich unterworfen und zwar abstract unterworfen einem geistigen und unsichtbaren Herrscher: daher ihre theokratische Verfassung.

Sollte aber von den Römern aus ein Fortschritt in der Politik im Sinne des Geistes geschehen, so mußte ein Staat entstehen, in dem der Einzelne mit seinem ganzen Wesen als Mensch, d. h. als Individualität enthalten wäre; die Unterordnung mußte ferner die Universalität nicht als ein reales, sondern als ein ideales Princip haben, d. h. die höchste Einheit durfte nicht in einer Weltherrschaft als solcher, sondern mußte in einer freien Vereinigung der Individualitäten und Nationalitäten als Mittel der Darstellung der Idee der Menschheit oder des Göttlichen bestehen, und ihr Princip also nicht innerhalb des blos Endlichen gegeben sein.

Indem sich daher in Folge der römischen Weltherrschaft die Römer, Griechen und Juden auf's genaueste berührten, und die Ideen, auf denen ihr respectives Wesen beruhete, zusammentraten, bildete sich allmählig die christliche Idee, die die freie und vollkommen gegenseitige Durchdringung des Einzelnen mit dem Ganzen von den Griechen, die Unterwerfung unter das Ganze als das höchste Allgemeine von den Römern und die Anerkenntniß des Geistigen als des Herrschenden von den Juden vereinigt in sich trug; jedoch hatte das Geistige nicht mehr den Sinn der nationalen Beschränktheit, sondern hatte, gleichfalls durch Vermittelung der Römer, den der Universalität angenommen. Indem der Geist nichts anders als die energische Unterordnung des Besonderen unter das Allgemeine ist, ist das Christenthum selbst wesentlich geistig. Der Geist, persönlich gedacht Gott, ist darin zunächst als das Erste und absolut über dem Endlichen Erhabene gedacht, dem sich das letztere unbedingt zu unterwerfen hat; der Geist erscheint daher jetzt zuerst im Gegensatz der Natur, die ihm unterworfen ist so wie sie aus ihm hervorgegangen ist. Indem sich aber der Einzelne aus freiem Willen und weil er fühlt und weiß, daß sein Wohl ebensogut als das aller Einzelnen darauf beruht, daß er sich dem Geiste, d. h. dem aus dessen Wesen fließenden Gesetze unterwirft, so ist er auch in den Geist oder in Gott aufgenommen und der Gegensatz versöhnt; er ist also als Einzelner dem Ganzen zwar unterworfen, aber auch zugleich mit seinem ganzen Wesen frei in demselben enthalten, und so erscheint zuerst die wahre Freiheit und die wahre oder geistige Liebe; es erscheint zuerst der Geist selbst. Indem aber

erner dieses Unterwerfen nicht etwas rein passives sein darf, sondern vielmehr durch ine Thätigkeit sich wirklich machen muß, weil ich sonst nicht zugleich im Ganzen lebendig nthalten sein könnte; jede Thätigkeit aber immer an eine bestimmte Besonderheit gewiesen ist, so folgt ferner nicht nur ein Ausbilden der Individualität und Nationalität um Dienste des Geistes, sondern auch eine immer individuellere Umgestaltung alles Endlichen als eines Mittels der Verwirklichung des im Geiste liegenden Gesetzes oder der Idee des Geistes. Das Christenthum ruht daher ebenso wesentlich auf dem Glauben an Gott als Schöpfer und Vater, d. h. auf der Anerkennung des Unsichtbaren und Allgemeinen als des Wahren und Ewigen, als, praktisch genommen, auf der Liebe zu Gott und den Menschen, die wiederum nicht ohne Kampf wirklich werden kann, die aber die Vermittelung zu Stande bringt.

Jesus Christus war der erste, der diese Idee, die ihm also nicht von der Welt, sondern von Gott kam, empfing und aussprach, und war insofern Gesandter und Sohn Gottes: Menschensohn nur seiner leiblichen Abstammung nach. Aber er verkündete sie nicht nur, sondern er machte sie an sich selbst wirklich und zeigte die Möglichkeit der Unterordnung unserer Einzelheit unter das Ganze als etwas rein Geistigem blos aus Liebe zu demselben in seinem Leben und seinem Tode. Er predigte daher nicht nur die Lehre von der Versöhnung, sondern ward an sich selbst Vermittler und Erlöser von den Banden des blos Natürlichen oder der Sünde und somit können wir nur durch den lebendigen oder energischen Glauben an ihn zu der Seligkeit der Versöhnung unserer selbst mit Gott gelangen: nicht passiv also, sondern lediglich activ.

In der christlichen Idee liegt nach diesem allem auch durchaus die Idee der Verwirklichung des Geistes durch die Endlichkeit oder durch die Welt, oder die Aussicht auf das Himmelreich oder das Reich Gottes, für dessen Kommen wir im Vaterunser täglich bitten; d. h. es liegt in der christlichen Idee zugleich nothwendig die einer endlichen Verbindung aller Menschen als solcher in der Einheit jenes Zweckes. Da diese Idee aber nur durch unendliche Vermittelungen verwirklicht werden kann, so handelt es sich zunächst nur um das Durchdringen und Anerkanntwerden derselben im Gegensatz gegen das blos Natürliche und Endliche, und daher wirkt das Christenthum zunächst zersetzend und die antike Welt in ihrem Fühlen, Denken und Handeln auflösend, zugleich aber auch so, daß sich der Sieg des Geistes gegen die Natur abstract geltend macht und die Ascetik und das Mönchthum gebiert.

Hier hört also die antike Welt auf und es beginnt die moderne, der nun die unendliche Aufgabe überkommt, in der Weiterbildung oder Individualisirung der christlichen Idee sie zugleich allmählig in die Wirklichkeit einzusetzen.

Diese Individualisirung und Ausbreitung der christlichen Idee, der Weltlichkeit zunächst gegenüber, macht die Entstehung der Kirche als des Inbegriffs der geistigen Wahrheit und der Veranstaltungen zu ihrer Verbreitung nöthig, so daß also nur in der

christlichen Religion von Kirche die Rede sein kann, weil nur sie die Religion des Geist[es] und der Versöhnung ist, und also auch nur in ihr die Idee einer freien subjectiven Ver[-] mittelung des Göttlichen mit dem Menschlichen liegen kann.

So wie sich aber an Rom der Begriff des realen Universalismus knüpft, der wieder[um] nur durch die absolute Unterwerfung des Einzelnen unter die reale Einheit des Staat[es] möglich wurde, so ist es nicht zufällig, daß das römische Kaiserthum nicht nur die Brü[cke] des Christenthums nach dem Norden und in die moderne Zeit überhaupt wurde, sonde[rn] auch, daß Rom zum zweitenmal die Weltherrschaft, — dießmal aber die blos geisti[ge] an seinen Namen knüpft, weil der geistige Universalismus eben in der Idee des Christe[n-] thums bedingt ist, — auf ähnliche Weise, wie es nicht zufällig ist, daß Christus als d[er] Verkünder der übersinnlichen oder geistigen Wahrheit aus dem Volke der Juden aufti[rat,] als in welchem die Anerkennung des Geistigen als des Herrschenden schon von Abrah[am] her gegeben war.

Indem nun die germanischen Völker das Christenthum annahmen, kam ihnen da[s] zwar die ihrer natürlichen Religion schon eigenthümliche, wenn auch unklare Anerkennu[ng] des Uebersinnlichen zu statten: dennoch aber mußte es ihrem bisherigen blos natürlic[hen] Leben durchaus auch nur abstract gegenüberstehen und das eigentlich Geisterwecken[de] drang nur erst in Einzelne ein, wo es indeß nicht verfehlte, seine wunderbare Wirkung[en] zu zeigen. Indeß lassen sich seine zeitigenden Einflüsse auf die schnellere Ausbildung d[er] entstandenen germanischen Reiche zu Staaten leicht nachweisen und die geistige und geschichtliche Arbeit derselben mußte deßhalb hauptsächlich erst darauf gerichtet sein, das erst in und durch sich selbst zu gewinnen, was die antiken Staaten, namentlich der römische, bereits in Vollkommenheit dargestellt hatte. Daher erblicken wir bis ins 16. und 17. Jahrhundert hin nichts anders als das Ringen und Emporarbeiten der Völker zum Staatsorganismus und zur absoluten Monarchie, wie die römische Kaiserherrschaft und noch früher das Perserreich bereits einen darbietet. Allein die persische Monarchie unterscheidet sich von der römischen sehr wesentlich dadurch, daß die organische Gliederung der ersteren nur noch natürlich oder familienmäßig ist, während die der letzteren das familienmäßige schon getilgt hat und also schon künstlich geworden ist. Die germanische Monarchie, wo sie wirklich bis zum Absolutismus kam, unterscheidet sich dagegen von der römischen, daß sie die Anerkennung der geistigen Freiheit, wie sie in der christlichen Religion durchaus enthalten ist, beständig über sich hatte.

Während aber auf diese Weise mit der allmähligen Bildung einer organischen Gliederung und Unterwerfung des Einzelnen unter das reale Ganze des Staats dieses Moment sich von dem organischen Einheitspunkte des erblichen Königthums aus abstract gegen den Einzelnen zeigte, und das andere Moment des freien Enthaltenseins fehlte; und während die Kirche ihre Bestimmung, Mittel der Individualisirung und Verbreitung sowol als der Verwirklichung der christlichen Idee zu sein, vergessen und sich zum

Selbstzweck gemacht und dadurch ihr wahres Wesen untergraben und sich vielmehr immer abstracter gegen das Wirkliche und den Staat gezeigt hatte; dagegen aber dennoch durch das tiefere Eindringen der christlichen Lehre bis in die untersten Stände das Erwachen des Bewußtseins von der subjectiven oder geistigen Freiheit nicht hatte verhindert werden können, so erhob sich in den germanischen Staaten vorzugsweise die sogenannte Reformation, welche wesentlich auf Anerkennung dieser geistigen Freiheit, so wie auf die Vermittelung des Göttlichen durch das Individuelle und Nationale dringt, während die romanischen Staaten diese Abstraction zwischen dem Endlichen und Unendlichen nur äußerlich zu vermitteln suchten, bis auf den heutigen Tag.

Ist aber die subjective Freiheit sowol als die Möglichkeit der Vermittelung und Durchdringung des Endlichen mit dem Göttlichen gesetzt (wie denn in der That diese Idee in den neutestamentlichen Schriften nicht nur auf das bestimmteste ausgesprochen ist, sondern wie nur von ihr aus die sämmtlichen biblischen Bücher einer vernünftigen und zustimmenden Auffassung und Erklärung fähig sind), so ist es auch gar keine Frage, daß mit ihr zugleich das Streben nach politischer Freiheit, d. h. nach Gegenseitigkeit des Einzelnen mit dem Ganzen gesetzt ist. Denn die subjective Freiheit oder das Bewußtsein meines Unterschiedes als eines Einzelnen geht, weil ich auf dieser Besonderung meines Wesens nicht verharren kann, nothwendig dahin fort, mich selbstständig und frei in dem Ganzen enthalten zu wissen, — was freilich nicht anders erreicht wird, als wenn ich auf der durch die Vorbedingungen meiner Existenz gegebenen Lebensbasis in der Weise thätig fortschreite, daß ich in den Verfolg meiner Interessen die der Andern zugleich einschließe, oder mit anderen Worten, daß ich dem Gesetze des Geistes gemäß handle und wirke.

Wird aber ein solches Handeln, ein jedes von seinem Standpunkte aus, allgemeiner, so schließt sich von selbst und ohne abstracte Ansätze, das Besondere mit dem Allgemeinen in seinen verschiedenen Stufen und Vermittelungen bis zur Allgemeinheit in der Nation und dem Staate, noch weiter hinaus in der ganzen Menschheit immer näher aneinander und es steht, wenn auch in noch so ferne Zukunft hinaus die Aussicht offen, daß mit Erhaltung und durch Vermittelung der Individualität und Nationalität, aber mit Entfernung ihrer Ausschließlichkeit, der Weltinhalt ein immer reicherer und gegliederterer werde; daß der Einzelne dem Ganzen ebensowol frei untergeordnet als frei in demselben enthalten sei, indem er in der organisch-gegliederten Thätigkeit des Ganzen auch einen nothwendigen Punkt ausmacht. Es steht also in Aussicht ein Wiedererringen eines politischen Verhältnisses, wie es in Griechenland war, nur mit Ausschluß der Mängel und Einseitigkeiten, die demselben anhafteten; in Aussicht eine Rückkehr der Schönheit ins Leben wie bei den Griechen, nur daß diese keine natürliche, sondern eine durch den Geist errungene ist; in Aussicht endlich bei dieser Bewegung in der Ruhe und der Ruhe in der Bewegung ein Zurückgehen in das Verhältniß der Familie, nämlich im geistigen

Sinne dieses Worts und mit Aufhebung aller der in ihr liegenden Unvollkommenheiten, so daß die zu Staaten organisirten Völker gleichsam die Familien ausmachen, und diese endlich in eine große Menschenfamilie wieder zusammentreten, durch deren Existenz das geistige Gesetz immer deutlicher hindurchscheint und sich dadurch immer individueller verwirklichet: alles dieses aber immer nur unter der einzigen Bedingung, daß der Einzelne von seinem Standpunkte aus die Beziehung aufs Ganze im Auge habe und in diesem Sinne wirke und fortschreite.

§. 83.

Fortsetzung und Schluß.

Da nun ein solches frei sich bestimmendes Verhalten des Einzelnen zum Ganzen nichts anders ist als eine von ihm ausgehende Neigung, sich als Einzelner dem Ganzen energisch unterzuordnen; eine solche Neigung aber, sich dem Andern unterzuordnen, Liebe genannt wird; andererseits aber der erblich-monarchische Landesfürst die organische Spitze des realen Ganzen ausmacht, dem wir uns, insofern er eine solche ausmacht, freithätig unterordnen, so folgt, daß in einem solchen Verhalten auch die wahre Liebe zu dem Landesfürsten enthalten sei.

Blicken wir aber von dem gegebenen Bilde der wahren oder geistigen Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten zurück auf die Art, wie sie ihm gewöhnlich bezeigt wird, so sehen wir freilich den großen Abstand, in der sich die eine von der andern befindet, und man möchte wohl verzweifeln, daß die gewöhnliche sich der wahren in ihrer glänzenden Reinheit jemals näheren, geschweige denn ihr nur einigermaßen gleich kommen werde.

Gleichwohl dürfen wir auch nicht ganz daran verzweifeln, vielmehr wird eine genauere Betrachtung die Ueberzeugung verschaffen, wie die Entfernung doch vielleicht nicht allsoweit ist, als sie auf den ersten Augenblick erscheinen mag; wie eine Betrachtung der Geschichte unsres Volks uns unverkennbare Zeugnisse an die Hand gibt, daß wirklich schon bedeutungsvolle Fortschritte in dieser Richtung hin gemacht worden sind, und wie es bei einem aufrichtigen und muthvollen Streben durchaus nur in unsre Hand gelegt ist, um ein solches gedachtes Verhältniß zwischen Fürst und Volk immer mehr zu Wege zu bringen und sichre Fortschritte diesem Ziele entgegen zu machen.

Denn wir dürfen nur jene gewöhnliche Liebe mit der wahren zusammenstellen, so kann es keinen Augenblick undeutlich bleiben, wie diese letztere zu verwirklichen ist und wie eine solche Verwirklichung vielleicht nicht so fern liegt, als es auf den ersten Augenblick den Anschein hat. Denn wenn überhaupt nur erst die Wahrheit und das Mittel sie zu verwirklichen erkannt ist: dann wird und muß sie sich auch Geltung in der Wirklichkeit verschaffen.

Fassen wir aber zusammen, was wir durch die ganze bisherige Entwickelung gewonnen haben, so besteht es hauptsächlich in folgenden Gedanken:

Da einerseits die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, vorzüglich in größeren Staaten, fast nur mittelbar ausgedrückt zu werden vermag; wie sie sich aber auch durch Gesinnungen, Worte und Handlungen kund gebe, doch meistentheils entweder auf dunkeln und unbewußten Bewegungen des Gemüths oder auf den ehrfurchtgebietenden Eindrücken der irdischen Macht und Hoheit, oder endlich auf eigennützigen Absichten und Interessen beruht; überhaupt aber nur aus den Regungen der sogenannten natürlichen Liebe entspringt, die auf den Landesfürsten als einer einzelnen und bestimmten Person gerichtet sind; andrerseits dagegen die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten, weil die wahre Liebe überhaupt in der neigungsvollen Unterordnung unserer Interessen unter einen Andern, insoferne er ein geistiges Wesen ist, besteht, nur in der neigungsvollen Unterordnung der Einzelnen unter alles das, was von dem Landesfürsten als organischem Einheitspunct des Ganzen als eines geistigen Organismus ausgeht, gegeben sein kann; eine solche Unterordnung aber zunächst nur mittelbar ausgedrückt zu werden vermag: so folgt auch, daß die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der freithätigen Erfüllung aller der Pflichten besteht, die einem jeden auf seinem gegebenen Standpuncte zunächst zu thun obliegen, als insofern sich in ihnen das höchste allgemeine Gesetz vermittelt, das in dem Landesfürsten seinen nationalen Einheitspunkt hat. Ist aber eine solche freithätige Unterordnung unter das Gesetz nichts anders als dessen Befolgung aus Liebe zu demselben, und gilt uns der Landesfürst als höchster realer Einheitspunct des Gesetzes, so wird eine solche Befolgung auch eine aus Liebe zu dem Landesfürsten sein und hierin allein die wahre Liebe oder das wahre Verhältniß des Einzelnen zu ihm als dem Ganzen nicht nur seinen Ausdruck finden, sondern überhaupt auch wahre oder geistige Liebe hierdurch allein sich in ihrer Vollkommenheit zeigen können. Dies erkannten wir auch faktisch durch einen kurzen Hinblick auf die politische Geschichte der weltgeschichtlichen Völker und namentlich, wie die Liebe der Unterthanen letzlich vollkommen nur in erblich-monarchischen Staaten sein kann.

Eine solche Liebe wird frei sein, und mithin auch einen sittlichen Werth und ein bewußtes Ziel und ein Maß haben; sie wird unbeschränkt und dadurch auch unpartheiisch und uneigennützig; sie wird zuverlässig und unvergänglich, sie wird beständig und hervorbringend sein, während die gewöhnliche Liebe höchstens zufällig, durchaus aber nicht stetig und sicher dergleichen Eigenschaften zeigen und derartige Wirkungen hervorbringen kann.

Nur wenn die Liebe eine solche Gestalt gewonnen hat, wird der Fürst wahrhaft glücklich zu preisen sein, indem er dann erst seinen Thron vollkommen gesichert und von allen gleichsam getragen; indem er dann erst sein Dasein in so vielen Millionen Wesen frei enthalten, und ihre Herzen in dem seinigen aufgehend weiß rc. rc. Aber auch der Einzelne im Volke wird sich glücklich fühlen in dem Bewußtsein, daß auch er im Ganzen

neigungsvoll enthalten sei und sein Leben einen lebendigen Zusammenhang in demselb
habe; daß auch er zum Wohle desselben mitschaffe und seine Anlagen und Kräfte z
diesem Zwecke gebrauche. Erst ein solches Volk wird eilend zunehmen an Freiheit, Ma
und Ehre, an Wissenschaft und Kunst, an Sittlichkeit und allen höheren Gütern d
Lebens; es wird beneidenswerth dastehen in der Reihe der Völker und wird, was
ihm ist, gebrauchen zur Ehre Gottes und zur Verbreitung seines himmlischen Reiches a
Erden, und wird des Segens kein Ende sein 2c. 2c.

An uns also liegt es, jenes glückliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk herbeizuführ
an uns, jenes große Ziel zu verfolgen und zu verwirklichen! Und so lasset uns denn a
jeder auf seiner Stelle dahin wirken, daß er seine ihm zunächst obliegenden Pflichten
thätig und im Sinne des Geistes erfülle; daß er bei alle seinem Thun die Hinsicht auf
Ganze mit einschließe; lasset uns den Fürsten lieben in treuer Vollbringung des Ge
und in lebendiger Thätigkeit, scheine sie auch noch so unbedeutend und vereinzelt. D
nur werden wir jenes erkräftigende und beseligende Bewußtsein unsres Zusammenha
mit dem Fürsten als dem organischen Einheitspuncte des nationalen Ganzen empfin
und ihn immer wirklicher machen; dann erst, wenn auch anfangs langsam und mühe
zu einem freien und großen Volke erwachsen, auf das die andern mit Achtung u
Staunen blicken, dann erst ein Volk werden, das groß ist an Gnade bei Gott und
Menschen 2c. 2c.

Und eine solche Erkenntniß verbreitet, einen solchen Willen erweckt zu haben
dies ist wol die beste Huldigung, die wir unserm Fürsten an diesem Tage bringen könn
Und betrachten wir die zur Verherrlichung desselben übernommenen Anstalten in die
Sinne: dann werden diese festlichen Töne, diese Kränze, diese Versammlungen 2c. erst ih
rechte Bedeutung für uns gewinnen 2c. 2c.

Ein vergleichender Blick von der ausführlichen Disposition, wie wir sie vorhin
der Gestaltung der einzelnen Theile der Rede gegeben haben, mit derselben, wie w
sie nun im Zusammenhange und mit Anwendung der in der Epanorthose enthaltenen d
Hauptregeln der Hinweglassung des Unpassenden und Leeren, der Hinzufügung der au
gelassenen Mitglieder, vorzüglich in den Beweisen, und der schärferen Richtung all
Einzelheiten auf die Einheit des zu Beweisenden ausgeführt haben, wird sogleich an d
Hand geben, daß erstens in der Einleitung die Situation in einigen Zügen näher ange
deutet ist, unter welcher diese bestimmte Rede gehalten werden sollte, so wie daß de
zur Einleitung aufgefundene Stoff strikter auf den Hauptpunct bezogen worden ist.
Zweitens aber, daß die in der Beweisführung gegebenen Erklärungen, was Thätigkeit,
was energische Thätigkeit, Unterordnung hier insbesondere in sich schließe, jetzt in den
theoretischen oder Vernunftbeweis mit aufgenommen, und hierdurch die in dem Syllogis-
mus liegenden ausgelassenen Mittelglieder mit in jenen verwebt sind, und daß dabei nicht
nur einzelne Gedanken von früher ausgelassen, andre hinzugekommen sind, sondern auch

alle eine schärfere Richtung auf den Punct erhalten haben, daß die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten in der freithätigen Erfüllung der jedem zunächst obliegenden Pflichten bestehe, — als worauf die Hauptbewegung aller Gedanken zuletzt gerichtet sein muß. Drittens endlich ist der ganze factische Beweis hinzukommen, daß jene wahre Liebe nur innerhalb eines erblich-monarchischen Staates vollkommen werden könne. Und eben so ist auch der Schluß näher zu jenem Hauptpuncte hingezogen worden, — welche Vergleichung im einzelnen wir dem Leser selbst überlassen müssen.

Genug aber glauben wir die organische Entstehung und Gestaltung eines Aufsatzes in seiner nothwendigen Gliederung theoretisch und praktisch, wie sie sich nach absoluten Gesetzen bilden muß, nachgewiesen zu haben.

Befremden aber wird es hoffentlich nicht, wenn wir ein Beispiel gewählt haben, das nicht nur eine ziemliche Ausdehnung und eine vielfache Gliederung verlangt, sondern auch seinem Gehalte nach zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Denn nur wenn das erstere der Fall ist, vermögen sich die der Gliederung des Aufsatzes nöthigen Momente hinlänglich bemerklich herauszusetzen; und nur wenn das letztere der Fall ist, kann die volle Ueberzeugung gewährt werden, daß die aufgestellte Dispositionsmethode in der That nie versagen wird. Alle einfacheren, minder inhaltsvollen und minder schwierigeren Aufsätze sind in dem zusammengesetzteren, umfangreichen und schwierigeren enthalten, aber nicht umgekehrt, und es versteht sich von selbst, daß dann bei den ersteren mehrere Momente, namentlich die des Uebergangs, ja die Uebergänge selbst, zusammenfallen können mit dem Inhalte der Haupttheile, und wenigstens, daß sie nicht als besondere Glieder hervorzutreten brauchen. Eben so wird bei den meisten Aufsätzen, sowol nach der Verschiedenheit der Gattung als des Zweckes derselben die Beweisführung eine einfachere und leichtere sein. Niemals aber darf man, wie schon vorerinnert, in solchen Fällen glauben, daß die nur unterdrückte und nicht in die Aeußerlichkeit heraustretende Gliederung nicht dennoch im Geiste wirklich vorhanden wäre. Denn es ist nur eine Verdichtung oder Abkürzung der nothwendig und immanent in dem Ganzen liegenden Theile, die sich sogar auf die drei organischen Haupttheile erstrecken kann, und die Gliederung liegt wenigstens in der nothwendigen Forderung des Geistes, wenn sie auch von dem Schreibenden nicht gewußt und nicht erfüllt wird, — wobei es sich übrigens von selbst versteht, daß hiermit nicht die Gliederung des Beweises in sich, sondern die allen Aufsätzen des Idealstils zukommende gemeint ist.

Eben so gut aber wie jedem Aufsatze des Idealstils die Nothwendigkeit der Gliederung, wenigstens nach den drei Hauptmomenten der Einleitung, der Abhandlung und des Schlusses, der geistigen Forderung nach zu Grunde liegt, wenn man nur das nach den verschiedenen Stoffen, Gattungen und Zwecken dafür Eintretende richtig zu erkennen versteht: eben so liegt ihm auch eine innere Lösung zu Grunde, wie schwach auch die Schürzung des Knotens sei, die nur auf die vorbeschriebene Wesie zu gewinnen ist,

nämlich dadurch, daß ich eine gegebene Besonderheit der Allgemeinheit gegenüberst[...] was die Schürzung des Knotens ausmacht; und daß ich das Verhältniß von bei[...] herauszufinden weiß, — was die Lösung desselben oder den Schluß bildet. Alles ko[...] daher nur darauf an, daß der Schreibende eine hinlängliche Kenntniß des Beson[...] habe, von dem er schreiben will, so wie daß er richtige allgemeine Begriffe bes[...] dann aber, daß er Witz genug besitze, um das Verhältniß von beiden Gliedern au[...] finden, — was freilich eben keine geringen Forderungen sind.

Nehmen wir selbst einen ganz einfachen Familienbrief, wenn er nur irgend ü[...] blos reale Notificationen hinausgeht, so wird man an der natürlichen Anordnung, [...] ihm eine blos empirische Gewandtheit im Schreiben gibt, jene Gliederung nach den [...] Haupttheilen hindurch erkennen, — wie entfernt auch der Schreibende von einem [...] wußtsein darüber stehen mag. Denn er wird beginnen mit der Mittheilung sei[...] eventuellen Befindens (Einleitung, Besonderheit), wird dann übergehen auf aller[...] Wünsche, Bitten, Entschlüsse u. dergl. (Abhandlung, Allgemeinheit oder idealer Th[...] und endlich mit einer Zusammenfassung jener beiden Momente schließen (Schluß).

Alles, was sonst noch das Nähere über die verkürzten Dispositionen zu sagen w[...] versparen wir theils auf die Lehre von den Gattungen theils auf den praktischen Th[...] dieses Werks und schließen mit einer einzigen Exemplification einer solchen verkür[...] Disposition.

Es sei die Aufgabe, in einer Art Chrie den Begriff des **reichsten Fürst[...]** (s. §. 66) auseinanderzusetzen.

Hier würde ich also von den verschiedenen realen Gütern, an denen ein Fürst re[...] sein kann, etwa an fruchtbarem Landgebiet, an Einwohnern, an Städten, an Domai[...] an Privatvermögen überhaupt, oder etwa auch an mächtigen Verwandten, an Kindern [...] ausgehen und die Darstellung dieses verschiedenen Reichthums an wirklichen Güt[...] würde die Einleitung bilden.

In dem **Transitus major** würde ich dann sagen, wie das alles zwar recht sch[...] wäre, wenn ein Fürst an mehreren oder gar allen solchen Gütern reich sei, und w[...] dies die Quelle manches wahren Vorzugs werden könne: wie aber dennoch solche Be[...] thümer, da sie auch jedem andern Privatmanne zukommen könnten, die dem Fürsten al[...] solchen keineswegs eigenthümlichen und wahren Reichthümer seien. Welches dies ab[...] seien, solle eben untersucht werden. Dies wird sich aber ergeben, wenn ich den realen Begriff des reichsten Fürsten zusammenstelle mit der Idee des Fürsten: denn durch Auf-suchung des Verhältnisses zwischen beiden Begriffen muß der Begriff des wahren Fürsten-reichthums hervorspringen.

Die Idee des Fürsten aber würde ich finden, wenn ich den Begriff Fürst unter den Begriff des Geistes stelle, und sich mir dann ergeben (was wir im vorhergehenden Beispiele weiter vermittelnd bewiesen haben), wie der ideale Fürst derjenige sei, der der organische Einheits-

punct eines nationalen Staates ist, d. h. der in jedem Einzelnen seiner Unterthanen vollständig enthalten ist, so wie diese auch in ihm enthalten sind und er sie eben in concreter und lebendiger Einheit zusammenfaßt.

Indem ich nun etwa von diesem idealen Begriffe ausging, und aus der Vernunft und Erfahrung bewies, warum dies der wahre Begriff des Fürsten sei, — worin zugleich die Abhandlung oder Beweisführung bestehen würde, die in sich wieder eine besondere Gliederung zuläßt und meistentheils nöthig macht: so würde ich dann im Schlußtheile sagen: Da nun der Reichthum überhaupt in der Fülle, gleichsam dem Ueberfließen eines mir angehörenden Gutes besteht; der Fürst aber sein wahres Wesen in dem einheitlichen Enthaltensein seiner in seinen Unterthanen und dieser in ihm hat, so wird auch der wahre Reichthum des Fürsten darin bestehen, wenn dies in vollem, gleichsam überfließendem Maße der Fall ist.

Bei dieser absoluten Methode für die dispositionale Lösung jeder gegebenen Aufgabe darf nun aber nicht außer Acht gelassen werden, daß der Lesende sich keineswegs mit dieser allgemeinen Lösung begnügt, sondern eben Beweise verlangt, die aber, wie wir oben gesehen haben, sich durch eine Zerlegung des Inhalts nach seinen Haupttheilen ergeben, die das Verhältniß des generellen Begriffs zu dem Begriffe des Geistes ausdrücken. Wenn ich — auf unser Beispiel angewandt — den Beweis dafür führen will, warum die Idee des Fürsten in der angegebenen bestehe, so müßte ich also die verschiedenen Seiten aufsuchen, welche in dem Begriffe des Fürsten liegen und nachweisen, in wiefern diese in der Idee des Geistes enthalten sind.

Ein solches Auffinden der Beweise erfordert denn am meisten Witz und Scharfsinn und ist und bleibt die Hauptaufgabe in der dispositionalen Gestaltung des heuristisch gegebenen Stoffs.

Wenn es mir nun aber auch gelungen ist, ein gegebenes Thema nach dieser Methode zu lösen und den ganzen Gang der Lösung zu gestalten, mit andern Worten: den in dem Thema liegenden Sinn mit einer gewissen Nothwendigkeit aufzuzeigen und dieser Aufzeigung eine kunstvolle Gedankenform zu geben, so ist damit keineswegs der Gang, den die Darstellung zu nehmen vermag, unabänderlich bestimmt. Denn durch die ausführliche Disposition bin ich zwar zu einer vollständigen gedankenmäßigen Einsicht und Macht über den Gegenstand gekommen, bin in sein Inneres eingedrungen und habe seinen wesentlichen Inhalt durch meine Vermittelung gewonnen. Etwas anders ist es aber, denselben nun so darzustellen, daß er auch für andre leicht erfaßlich sei und ihr Gemüth und ihren Willen bewege.

Hier können nun, nach den verschiedenen Gattungen, denen ein Stilstück zugehört, hauptsächlich drei Fälle stattfinden:

1) nämlich will ich die Lösung der Aufgabe, nur als eine Erkenntniß darstellen, und in diesem Falle werde ich die Disposition unverändert in ihrem Gange lassen, die

Hauptgedanken nur noch durch Nebengedanken erweiteren und erklären, und hierdurch die Perioden mehr erfüllen, und den Ausdruck durch Worte genauer, treffender, lebendiger und farbiger machen.

2) will ich die Lösung zwar auch nur als Erkenntniß darstellen, aber sie soll auch für solche eine Erkenntniß werden, die eine blos gedankenmäßige Darstellung entweder gar nicht fassen oder doch zu leicht durch sie ermüden. In diesem Falle werde ich zwar auch den Gang der Disposition unverändert belassen, aber ich werde mich bemühen, dem Inhalte der einzelnen Gedanken, auf denen irgend ein Nachdruck ruht, eine sinnliche und vorstellungsmäßige Gestalt zu geben. Oder endlich

3) will ich durch die Darstellung auch auf den Willen der Lesenden oder Hörenden wirken: und in diesem Falle werde ich nicht den ganzen Gang der Lösung in seiner Extension geben dürfen, sondern ich werde nur gewisse Puncte daraus hervornehmen und die gesammte Lösung nur durch diese hindurchscheinen lassen dürfen, — was die Rede im besonderen gibt.

Alles, was zu diesen verschiedenen Verfahren der Darstellung gehört, liegt aber über den Begriff der Disposition hinaus und macht eben das aus, was man unter der Darstellung im engeren Sinne versteht, von der wir daher nun genauer zu handeln haben.

Drittes Kapitel.

Von der Erweiterung und Ausführung der Disposition oder von der Amplification und Phrastik und von der Darstellung im eigentlichen Sinne überhaupt.

§. 84.

Einleitung.

Mit der Disposition, selbst wenn sie ausführlich und zusammenhängend ist, ist der allgemeine Zweck des Sprechens und Schreibens, daß nämlich unser Inneres so deutlich wie möglich durch Worte äußerlich und für jedermann ergreiflich, wo möglich eindringlich werde, noch keineswegs erreicht, und eben so wenig entspricht das, was sich durch die ausführliche Disposition äußerlich gemacht hat, dem inneren oder Augapfelbilde, das der Schreibende bereits von einem bestimmten Gegenstande in sich trug. Die Ursache hiervon liegt, — das ganz abgerechnet, daß sich das Innere in seiner Ganzheit durch Sprache nie vollkommen adäquat ausdrücken läßt (vgl. II. §. 52), darin, daß

das Augapfelbild ein vorgestelltes concretes d. h. mit der ganzen Sinnlichkeit und Wirklichkeit angethanes Ganzes ist, während die Disposition nur die gedankenmäßige Abstraction desselben ausmacht. Was in jenem Bilde seinem ganzen Inhalte und inneren Organismus nach implicite enthalten ist, ist zwar durch die Disposition exposite auseinandergelegt und stellt sich in einer bestimmten, die Natur des Organismus abspiegelnden Succession dar: allein sie stellt dies nur in seinem nothwendigen Wesen und mit Unterdrückung alles Stofflichen und Sinnlichen dar und gibt daher nur die Notion oder das Schema davon. Denn wir wissen wohl (II. §. 16—18), daß die Wörter ihren ursprünglichen sinnlichen Gehalt dem größten Theile nach eingebüßt haben, und fast nur noch Notionen für die Sache oder bloße Begriffsbezeichnungen geworden sind, und wenn ich außerdem noch alles Stoffliche von einem Gegenstande weglasse, so behalte ich eben nur das Wesen desselben in Abstraction von seinem sinnlichen Inhalte und seiner sinnlichen Wahrheit übrig. Nun hat zwar in einer besonderen Gattung der Prosa, nämlich in der didaktischen, vorzüglich in der philosophischen Prosa, der Schreibende gerade die Absicht, nur das Wesen der Dinge auszusprechen und der Lesende darf nur eine dieses bezeichnende Darstellung erwarten. Allein abgesehen davon, daß hiermit nicht eine blos schematische Darstellung gemeint ist und auch dem philosophischen Ausdruck eine gewisse Sinnlichkeit sehr wohl ansteht und keineswegs unter seiner Würde ist, — wie er denn von den Scholastikern und von Wolf an gerechnet bis auf Hegel in der That auch immer sinnlicher geworden ist; ja, wie es am Ende wol nur ein Irrthum genannt werden muß, wenn er die gänzliche Unsinnlichkeit sich für einen Vorzug anrechnet, — so hat für die meisten andern Fälle, in denen im Idealstil geschrieben wird, der Schreibende ein mehr oder minder bedeutendes Interesse und der Lesende ein mehr oder minder großes Recht, daß ihm der Gegenstand in der möglichst vollkommnen Wahrheit seiner Sinnlichkeit vorstellig gemacht werde. Denn der Schreibende hat das Interesse, daß die Wahrheit, die er ausspricht, möglichst vollkommen nach allen Beziehungen auf die bestehende Wirklichkeit erkannt werde, und daß er dem Lesenden die reproductive Arbeit des Verständnisses erleichtern und dessen Mangel an Fassungskraft und Stimmung entgegenkomme, und dieser hat das Recht zu verlangen, daß er nicht eine größere Anstrengung und Zeitaufwand zum Verständniß nöthig habe, als in der Sache nothwendig liegt.

Sowol die allgemeinen als meistentheils auch die besonderen Zwecke der schriftlichen Darstellung also haben es an sich, daß der Gegenstand dem Lesenden so sinnlich als möglich erscheine, wobei es sich von selbst versteht, daß nur die Sinnlichkeit gemeint ist, die innerhalb der sprachlichen Sphäre waltet, und die der natürlichen oder unmittelbaren Wirklichkeit gegenüber immer den Charakter der Allgemeinheit behauptet (vgl. II. §. 3. S. 7 und 8).

Aber auch innerhalb dieser sprachlichen Sphäre ist es mit der Forderung der sinnlichen Vollständigkeit nicht so gemeint, als wenn derselbe in der ganzen Breite seines Bestehens

und seines Zusammenhanges mit der Wirklichkeit in Worten auseinandergelegt wer
müsse, sondern vielmehr, daß er gerade durch den geringsten Aufwand von Wo
dem Aufnehmenden dennoch innerlich so erscheine, und der Inbegriff aller der k
mäßigen Mittel, wodurch dies allein möglich wird und am besten geschieht, ist eben
was man Darstellung im engeren Sinne nennt. Denn ich muß nur immer
halten, daß ich durch die Meditation ein summarisches sinnliches Gedankenbild gew
habe; in der weiteren heuristisch-topischen Thätigkeit habe ich es mir nach allen s
sinnlichen Einzelheiten zerlegt, diese habe ich classificirt, d. h. in abstracte Begriffe
verschieden abgestuften Allgemeinheiten zusammengefaßt und in Worte umgesetzt;
diesen Begriffen habe ich den allgemeinsten realen und den allgemeinsten idealen g
einandergestellt und das Verhältniß von beiden gesucht; nach diesem Verhältniß hab
alle übrigen Begriffe in eine bewußte, kunstmäßige Ordnung gebracht, und ihnen
allenfalls einen verstandesmäßigen Zusammenhang gegeben: nun ist es aber die Aufg
den umgekehrten Rückweg zu nehmen, und also nicht nur die Begriffe in der gefund
Ordnung mit ihrer sinnlichen Fülle zu umgeben, sondern auch den dazu zu gebrauch
Wörtern und Gedanken die Anschaulichkeit kunstmäßig wieder zu verschaffen, die s
geistigen Gebrauche verloren haben; noch mehr endlich, die gewonnene Einsicht i
Sache durch ein sinnliches Ganzes nur hindurchscheinen zu lassen und so das Fantasi
desselben in auseinandergelegten Worten und Gedanken wieder zu gewinnen und es
ein körperliches und äußerlich Gewordenes zur sinnlichen Erfassung vor andern hin-
darzustellen. Hierdurch führe ich also die einzelnen Begriffe und Gedanken wieder in
Einheit zurück, die sie in dem Idealbilde vor der productiven Fantasie mit der im
sinnlichen Anschauung hatten: nur daß der Weg, auf welchem Idee und Wirklich
nach ihrer Auseinanderführung bis zur weitesten Entfernung gegeneinander zusamm
gebracht sind, noch hindurchscheint.

Wenn also Darstellung im gewöhnlichen Sinne des Worts oft nicht viel mehr h
als Entäußerung seines Inneren durch Worte überhaupt, so ist Darstellung im engeren
und eigentlichen Sinne, in dem wir sie hier gebrauchen, der Inbegriff aller der Mi
durch welche ein blos gedachter, d. h. nach seinen blos wesentlichen Bestimm
heiten gefaßter Gegenstand in die Einheit mit seinen sinnlichen Bestimmtheiten zur
geführt wird.

Durch die Darstellung wird nun dem, was die Disposition nur in einem abstrac
Schematismus, gleichsam als Knochengeripp gibt, die Gestaltung zur Rundung u
Fülle des Körperlichen, gleichsam das Muskelwerk oder das Fleisch verliehen und dadu
zugleich alles Starre und Systematische des blos syllogistischen und dispositiona
Organismus verhüllt und ausgeglichen, überhaupt aber diejenige Geschmeidigkeit der
Bewegung und die gegenseitige Durchdringung von Innerem und Aeußeren wieder herge-
stellt, die wir an natürlichen Organismen wahrnehmen.

Fragen wir nun, wodurch eine solche Darstellung im eigentlichen Sinne zu stande gebracht werde, so ist freilich die erste Antwort die, daß ich mir den Gegenstand, noch näher das von ihm entworfene Augapfelbild möglichst vergegenwärtige und mir die daraus entwickelten einzelnen Hauptbegriffe und Grundgedanken in der nächsten und unmittelbarsten Verbindung mit der Wirklichkeit denke, — was wiederum eine genaue individuelle Kenntniß des Gegenstandes in seiner Besonderheit so wie eine Erkenntniß seiner Beziehungen zur Idee des Geistes voraussetzt.

Will ich also nicht in den Cirkel hineingerathen, den diese Bedingungen in sich ausmachen, und den wir schon oben bei Gelegenheit der Heuristik (II. §. 67 und 68) durchsprochen haben, so müssen wir die Frage näher so stellen, was den Schreibenden, wenn jene Bedingungen erfüllt sind, insbesondere befähigt, die Darstellung glücklich vollführen zu können.

Diese Befähigung entsteht aber unter übrigens gleichen Bedingungen durchaus nur aus dem idealen Interesse an dem Gegenstande und das Maß jener steigt nach dem Maße von diesem. Schon bei der Heuristik haben wir ein solches ideales Interesse als das die eigentliche Production erregende gefunden; doch kommt es dort mit der Erfindung des Stofflichen und mit den realen Interessen verbunden vor; bei der Disposition muß es vor der abstracten und einseitigen Verstandesthätigkeit, die hier allein zu gebieten hat, zurücktreten; hier aber herrscht es in seiner ganz unbeschränkten Freiheit. In der Heuristik ringt das Subject mit dem Object; in der Disposition ist das letztere durch das Ringen des ersteren rein für sich herausgetreten; in der Darstellung waltet die rein subjective Thätigkeit, die nun durch das Hervortreten des Objects frei geworden ist.

Die Ursache aber, warum diese subjective Thätigkeit eben durch das ideale Interesse oder — was gleichbedeutend ist — durch die sittliche Erwärmung erzeugt, genährt und gesteigert werde, läßt sich aus unsern Principien nicht schwer erkennen und darthun.

Denn da das ideale Interesse die subjective Theilnahme an dem Aussprechen, noch mehr an der Verwirklichung einer sittlichen Idee ist, und hierin eben liegt, daß wir einen Gegenstand der Wirklichkeit nicht nur überhaupt im idealem Lichte anschauen, sondern auch einen Drang haben, ihn nach dieser Anschauung zu realisiren; noch allgemeiner ausgedrückt: da wir durch unser schriftliches Ausdrücken irgend eine Besonderheit ihrer Allgemeinheit zuführen wollen; die Darstellung im engeren Sinne aber gerade in der Verbindung des sinnlichen Antheils mit dem blos Gedachten innerhalb der sprachlichen Sphäre besteht: so ist klar, daß je größer die Energie ist, mit der ich dies zu bewerkstelligen suche, auch die Macht größer sein muß, die ich über die Sprache als Versinnlichungsmittel ausübe. Oder mit noch andern Worten: je mehr sich mir ein besonderer, nur meine Interessen angehender Zweck im Schreiben vorschiebt, je mehr wird auch das Bewußtsein meiner allgemeinen oder idealen Natur zurückgedrängt und geschwächt. Gerade

dieses ideale Bewußtsein aber haben wir auf allen Stufen der sprachlichen Hervor-
bringung als das eigentlich energische und producirende Moment gefunden, und gera
dieses soll eben bei der Darstellung das allein herrschende sein.

Und hier ist denn noch einmal von der wunderbar und geheimnißvoll in ih
Wirkung scheinenden Kraft der Worterzeugung bis zu ihrer höchsten Stufe in der eig
lichen Darstellungskunst zu reden, weil diese letztere eben keine andre ist als die er
Denn das Wort entstand ja nur dadurch, daß das Subject dem Eindrucke, als d
Stoffgebenden an dem ganzen Processe, eine ideale oder geistige Energie entgegens
in der er jenen von sich zwar unterscheidet, ihn gleichwol aber auch wieder mit sich
Einheit zusammenfaßt. Dieselbe geistige Energie ist es auch hier, die den durch
Disposition von sich gleichsam ausgeschiedenen und objectiv ihm gegenüberstehenden S
wieder dadurch mit sich zusammenschließt, daß er ihn mit seiner subjectiven Anschauun
weise vereinigt. Je stärker dort der Eindruck einerseits und die Empfindungsfähig
und geistige Energie andrerseits ist, je leichter und bezeichnender gebiert sich das W
als eine unmittelbare Folge der Wechselwirkung dieser beiden Momente. Und je indi
dueller mir hier einerseits der Gegenstand in seiner Besonderheit bekannt ist; andrers
dagegen, je mehr er das Bewußtsein meiner geistigen Macht erweckt: je tiefer muß
auch im stande sein, durch die Wechselwirkung der beiden Potenzen aus dem Borne
wortsinnlichen Sprachkraft zu schöpfen, d. h. den Gegenstand in sinnlicher Lebendigk
meiner subjectiven Anschauung darzustellen. Wenn daher das sittliche oder ideale Intere
nach Verhältniß des Gegenstandes stark und lebhaft genug ist, so erregt dasselbe auch
hinlänglichem Grade mein geistiges Bewußtsein und erweitert dasselbe über die Beschrä
kung des Besonderen weit hinaus; es läßt mich der in mir wohnenden göttlichen Kr
bewußt werden, und diese drängt dann und vollbringt jene lebendige Darstellung
idealen Anschauung.

„Est Deus in nobis, agitante in calescimus illo" — sagt schon Ovid, wenn a
in andrer Beziehung, aber wahr genug auch in Beziehung auf die Macht der sprachlich
Darstellung bei dem stark werdenden Bewußtsein unsrer göttlichen Natur und Fähigkei
in uns. Denn eben so wie die körperliche Berührung sinnlich erwärmt, so erwärmt d
geistige Berührung oder das Bewußtsein unsres Enthaltenseins im Andern in und du
den Geist uns geistig und dieses Erwärmtsein ist eben die sollicitirende Kraft des sprach
schaffenden oder, was später ganz dafür eintritt, unsres sinnlich darstellenden Vermögen
Dies haben wir sowol bei der Sprachentstehung als bei den Tropen und Figuren so wi
bei der Heuristik in seinem einzelnen Verlaufe näher auseinandergesetzt, und erinnern nu
noch an die faktische Erscheinung, wie Menschen, die von einem gewissen religiösen
Enthusiasmus ergriffen werden, zu unserem Verwundern eine Rede- und Darstellungsgabe
entwickeln, deren wir sie nach ihrer sonstigen Natur und Bildung durchaus nicht fähig
hielten und die allerdings auch gegen oder vielmehr über ihre Natur ist. Und daß

hierin das Wunder von dem λαλεῖν ἑτέραις γλώσσαις im N. T. liege, — haben wir schon angedeutet (II. §. 65).

Selten findet sich Inhalt und Darstellung in gleicher Vollkommenheit bei einander; vielmehr haben wir in unsrer deutschen Litteratur gar sehr darüber zu klagen, daß entweder der Inhalt nicht die ihm nothwendige innere Form angenommen hat, die wir nach den in der Dispositionslehre aufgestellten Gesetzen von ihr erheischen müssen; oder die Darstellung geht nicht aus der Natur des Inhalts hervor, so daß sie als die in der wahren subjectiven Freiheit des Geistes geborene Versinnlichung und Zurückführung desselben zur Lebendigkeit der Anschauung erschiene. Die Arten und Ursachen dieses Mißverhältnisses zwischen Nothwendigkeit und Freiheit oder zwischen innerer und äußerer Form, oder — wie wir es an andern Orten (vgl. hauptsächlich II. §. 52 und die dort angeführten Stellen) genannt haben, — zwischen Gedanken- und Gemüthseinheit können verschiedene sein: alle aber verhindern jene Durchdringung der beiden nothwendigen Seiten eines Gedankenproducts, die den Vorzug der griechischen Geisteswerke ausmacht, und die wir in ihrer Vollkommenheit nur in wenigen Werken unsrer Litteratur aufzuweisen haben, — wie verschwenderisch auch die Recensenten mit einem solchen Lobe umgehen. —

Die Ursache davon ist ja auch nicht schwer einzusehen. Denn nachdem jene Einheit des Inneren und Aeußeren oder der Natur und des Geistes bei den Griechen einmal unmittelbar vorhanden war, kann sie auf dem Gange des Menschengeschlechts zur subjectiven Freiheit nicht anders wieder als eben durch eine solche subjective Vermittelung zu stande kommen. Die Deutschen aber, die unter allen modernen Völkern am tiefsten in eine solche eingegangen sind, haben sich also auch am weitesten von der Einheit ihres Selbstbewußtseins mit ihrer Natur entfernt und stellen daher in ihrer Litteratur auch verhältnißmäßig das ungünstigste Bild des Mißverhältnisses zwischen den beiden gedachten Seiten dar.

Nachdem aber endlich der Deutsche im 18. Jahrhunderte angefangen hat, sich in seinen natürlichen Bedingungen zu begreifen, und diese mit Freiheit aufzunehmen, und nachdem er dadurch wieder auf den Weg zurückgekommen ist, sich mit der Idee der Nationalität und der Menschheit zusammenzufassen, so ist freilich auch der Anfang gemacht, jene Trennung nicht nur im Gedanken, sondern auch in der Wirklichkeit aufzuheben (wohin vorzüglich das 19. Jahrhundert steuert) und die schriftstellerischen Producte nähern sich daher offenbar, wenn auch langsam, jenem Ziele der durch subjective Freiheit vermittelten Einheit von Inhalt und Form. Dennoch sind wir noch weit von diesem Ziele entfernt, theils weil die Wirklichkeit der vorschwebenden Idee noch so wenig entspricht, theils weil noch zu wenig Klarheit über die Mittel verbreitet ist, durch welche eine solche Einheit sich innerhalb der sprachlichen Sphäre darzustellen vermag.

§. 85.

Fortsetzung.

Es ist keineswegs unsre Absicht, alle die verschiedenen Fälle aufzuführen, in w... ein solches Mißverhältniß zwischen innerer und äußerer Form eines Aufsatzes ... zwischen Form des Inhalts und Darstellung im engeren Sinne stattfindet, noch die ... sachen zu entwickeln, aus denen dies herkommt; auch wollen wir nicht wiederholen, ... bereits früher (II. §. 52) schon im allgemeinen beigebracht worden ist: vielmehr erin... wir nur daran, daß die meisten Aufsätze so wie auch die meisten ästhetischen Pro... insofern sie, als in Prosa verfaßt, unsrer Betrachtung hier noch zugehören, der ... wendigkeit der inneren Form des Inhalts ermangeln und die Zurückbeziehung a... höchste und letzte Wahrheit allen Inhalts durch ihre Fassung nicht erkennen und durchscheinen lassen. Von allen übrigen Fällen greifen wir nur zwei heraus, ... denen nämlich die Vollkommenheit der Darstellung aus verschiedenen Gründen, ... Werthe des Inhalts an sich so wol als der geistigen Form desselben gegenüber, ... täuschende ist.

Der erste findet dann statt, wenn die Darstellung nicht nur die sinnlich-bezeichnen... Worte trifft, sondern wenn sie den Gedankeninhalt auch auf die kürzeste Weise, also ... durch Tropen und Figuren &c. in seiner körperlichen oder plastischen Wirklichkeit ... Anschauung bringt: mit einem Worte, wenn sie sich der poetischen Darstellung n... oder geradezu in dieselbe übergeht, — als einem Zeichen ihrer höchsten relativen ... kommenheit, gleichwol aber diese Gedanken, wenn wir sie in ihrem Verhältnisse zu... ander betrachten, keineswegs eine solche Stelle und einen solchen relativen Werth ... Ganzen haben, daß sie einer farbenreichen und sinnlichen Verkörperung bedürften ... ihrer werth wären. Denn offenbar können doch nur die Hauptbegriffe in verschiede... Abstufung Licht und Fülle haben, weil sonst am wenigsten das Ganze den Schein ei... organischen Körperlichkeit geben würde. Wenn also die Diction sich auch an solch... Stellen erhebt und die Plasticität sich auch da hervorzudrängen sucht, wo das Verhält... des Gedankens zum Gedankenganzen ein solches Hervortreten nicht erlaubt, so ist di... ein Zeichen, daß erstlich die innere Form des Inhalts nicht gerechtfertigt ist, und zweiten... daß sich die Darstellung für sich geltend zu machen und mit dem Scheine des Geistig... bewußt oder unbewußt zu täuschen sucht. Die Darstellung darf aber begreiflicher Wei... nie anders als in dem Verhältnisse des Mittels zu dem Inhalte stehen und aus ih... dadurch hervorgehen, daß sie die dem Gedanken zukommende und in der Wirklichkeit ihm entsprechende Körperlichkeit mit den wenigsten Vorstellungsmitteln anschaulich macht. Der Fehler liegt also offenbar darin, daß der Inhalt von dem Schreibenden nicht nach dessen allseitiger Besonderheit gekannt und also in eine falsche Beziehung im Verhältniß zum Ganzen gebracht wird, und daß der dadurch entstehende Ausfall in der organischen

Bedeutsamkeit durch Farben und Bilder verdeckt werden soll, die dem Gegenstande an seiner respectiven Stelle der Wahrheit gemäß doch nicht zukommen.

Eine solche Darstellung scheint geistreich, weil sie die Besonderheiten in die vielfachste Beziehung zum Allgemeinen bringt und sie gibt auch allerdings das Zeugniß, daß die subjective Befähigung dazu vorhanden ist: allein sie ist in der That nur geistschillernd, weil nur das wahrer Geist ist, was die Dinge in ihrer rechten Beziehung zu einem höchsten Allgemeinen auffaßt und ihnen derselben gemäß einen lebendigen Ausdruck gibt.

Wir heben diesen Fehler hier vorzüglich deßhalb hervor, weil er der vorzüglich herrschende in unserer Zeit ist, und dies aus leicht zu erklärenden Ursachen. Denn wenn, wie wir vorhin gesehen haben, die Eigenthümlichkeit unserer Zeit in dem allseitigen Streben der Zurückführung und Zusammenfassung des Besondern mit dem Allgemeinen besteht, so nehmen schon hierdurch alle Lebens- und Gedankenäußerungen eine geistigere Gestalt an. Wenn aber von dieser Bewegung der Zeit, wie gewöhnlich, die jüngeren Schriftsteller vorzugsweise ergriffen werden, denen es noch an allseitiger und individueller Erkenntniß der Gegenstände fehlt, und die nun desto mehr bei dem Allgemeinen stehen bleiben, so daß eine Abstraction zwischen ihrer Ansicht von der Sache und der Wirklichkeit entsteht, sie aber vermöge ihrer noch elastischen und lebhafteren productiven Fantasie diese Leere durch das Aeußerliche der Darstellung bewußt oder unbewußt zu verdecken suchen, so entsteht jener geistschillernde Glanz, der mithin nach dem Objecte zu einen Mangel der rechten inneren Form und eine gewisse Unwahrheit, nach dem Subjecte zu eine gewisse Eitelkeit verbirgt, durch Mittel eine Wirkung hervorzubringen, die dem Inhalte nicht eigentlich angehören. Daher ist mit Recht dieser sogenannte geistreiche Stil in eine Art von Verruf gekommen, und die besonneneren und kernhafteren Schriftsteller, wenn gleich sie sich der Zeit gemäß bemühen, ihre Gegenstände in faßlicherer und sinnlicherer Weise als früher darzustellen, schämen sich doch, einen solchen falschen Geistesreichthum um sich auszubreiten und ihre Gedanken mit solchen Flittern auszustaffen.

Bei solchen Fällen setzen wir, daß das sittliche und ideale Interesse immer noch die Hauptbewegung des Schreibens ausmacht, und daß sie durch jene sich mehr oder weniger unterschiebende Eitelkeit auch nur mehr oder weniger beeinträchtigt wird.

Anders aber modificirt sich der Fall, wenn als Hauptbewegung des Schreibens nur ein einseitiger Zweck zu Grunde liegt und das ideale Interesse nur ein zur Verbergung von jenem vorgeschobenes ist und wenn zugleich die Darstellung die geistreiche Farbe und poetische Natur hat, von der wir vorhin sprachen. Eine solche unwahre und erlogene Begeisterung für das Wahre kann aber wieder entweder aus einem absoluten Mangel an solcher oder nur aus dem einer durch die besonderen Zwecke verdunkelten und zurückgetretenen wahren Begeisterung entspringen: in beiden Fällen aber wird, weil das

sittliche Interesse als das bewegende zum Schreiben vorgeschoben ist und weil bei einem solchen Bewußtsein auch der Fehler zu vermeiden gesucht wird, daß die Darstellung dem Inhalte nicht vollständig zugehöre, das Unwahre und Falsche oftmals schwer zu entdecken sein. Welche Kunst und Vorsicht aber auch zur Verdeckung des Mangels an wahrer Begeisterung angewendet werde: immer wird man ihm doch sicher auf die Spur kommen und sie entlarven können, wenn man erstlich den Gedankeninhalt auf seine innere Form zurückführt und untersucht, ob dieser die Gestalt hat, wie sie die absoluten Gesetze der Composition vorschreiben, namentlich aber welches denn die letzte Einheit ist, in der alle Beziehungen zusammenlaufen. Da wird man denn wahrnehmen, daß die organische Bewegung der Gedanken eine ganz bestimmte andre Einheit ergeben, als sie dem geistigen Gesetze nach haben dürfte und hierin wird sich der besondere Zweck verrathen. Dies stellt sich für die gewöhnliche Erfahrung auch schon dadurch heraus, daß das Ganze nach dem Schlusse zu immer weniger mit fortreißt und immer weniger Fall zeigt, während es bei einer wahren Begeisterung umgekehrt sein muß, selbst wenn im Einzelnen der Disposition Fehler und Lücken wären.

Zweitens aber wird man die falsche Begeisterung daran entdecken, daß die Darstellung, wie sinnlich und poetisch sie auch sei, doch nicht erwärmt. Denn da die sittliche oder ideale Erwärmung, wie wir vorhin sahen, die einzige wahre Quelle für die Vollkommenheit der Darstellung ist, diese aber gesetztermaßen hier gerade fehlt, so kann die Versinnlichung nur vom Verstande aus herbeigeführt und nur von diesem aus eine subjective Betheiligung erheuchelt werden. So wie sie aber nicht auf dem Heerde des Gemüthes erzeugt worden ist, wo allein die Wärme wohnt, so kann sie auch keine wieder von sich geben, und vermag daher wie die Wintersonne die Gegenstände mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen.

Dies Mißverhältniß zwischen innerer und äußerer Form findet man nicht selten bei Predigten, und dann gerade bei solchen, die einen Anspruch auf Vorzüglichkeit machen.

Fragen wir endlich nach den inneren in dem Begriffe der Darstellung liegenden Unterschieden, so können wir, wie bereits vorhin am Schlusse des 38. Paragraphs angedeutet wurde, ihrer vornämlich drei wahrnehmen.

Erstlich kommt es jedem Aufsatze, welchen besonderen Zweck er auch habe, und welcher besonderen Gattung er auch angehören mag, als nothwendig zu, daß, da durch die ausführliche Disposition nur die Hauptbegriffe und die Hauptgedanken und ihr richtiges Verhältniß zu einander gewonnen worden ist, diese nun mit ihren Nebenbegriffen versehen werden, damit die ihnen entsprechenden Wirklichkeiten nicht nur summarisch bezeichnet, sondern auch nach ihrer Stofflichkeit beschrieben erscheinen, wenn gleich auch dieses nicht nach der ganzen Breite ihrer Existenz und nach ihrer Körperlichkeit, aber doch wenigstens so, daß ihre verschiedenen Seiten und ihr näherer oder entfernter Zusammenhang mit den mehr oder minder verwandten andern Wirklichkeiten angedeutet werde. Der Inhalt

solcher Nebengedanken ist nothwendig immer concreterer Natur und nur indem der abstractere Grundgedanke mit solchen umkleidet wird, erhält er Ausdehnung und Fülle, und nöthigt dadurch den Lesenden zur Aufnahme des Inhalts in seinem ganzen Umfange und seiner Bedeutsamkeit innerhalb der Realität; nur hierdurch eröffnen sich Nebenaussichten in der verschiedensten Entfernung und die Thätigkeit der Aufnahme wird eine lebendigere und interessante. Indem dies nun mit allen Hauptgedanken geschieht, so daß jeder eine ihm immanente Erfüllung und Gliederung seiner selbst aus sich erzeugt, — was sich sprachlich durch Verschiedenartigkeit der Abstufung der zu einem Satzganzen oder zu einer Periode verbundenen einzelnen Sätze ausdrückt, — entspricht nun auch die sprachliche oder gedankenmäßige Auseinanderlegung und Succession, in ihrer Einheit gefaßt, der einfachen Verbindung des Ganzen vor der inneren Anschauung in dem concreten Augapfelbilde.

Das Vollziehen dieses Hinzufügens der Nebengedanken pflegt man, freilich nur äußerlich genommen, die Erweiterung oder die Amplification zu nennen.

Zweitens aber ist es andern Aufsätzen, und zwar nach Zweck und Gattung, eigen und für sie erforderlich, daß sie nicht nur ihre volle Erweiterung annehmen, sondern auch, daß der sämmtliche, nun in Worte gefaßte Inhalt noch insbesondere eine Natur annehme, durch die er vorzugsweise auf die Anschauung und das Gefühl wirke, oder daß er vorzugsweise eine sinnliche Gestalt annehme, — was wiederum auf eine doppelte Weise geschehen kann.

Wenn es nämlich in den Zwecken und in der Idee der Sprache überhaupt liegt, die Wirklichkeit im Lichte der Idee darzustellen; die Prosa indeß insbesondere diese beiden Momente in ihrer Trennung, aber zugleich auch in der Art und Weise gibt, wie sie dieselben als in der Möglichkeit mit einander verbunden meint, während die Poesie beide in ihrer vollen Vereinigung darstellt; die Verhältnisse der von ihrer Idee getrennten Wirklichkeit aber zu verschiedenen Zeitpunkten nach deren Stellung zum weltgeschichtlichen Fortgange des Geistes selbst verschiedene sind, so folgt, daß die Prosa auch nach ihren verschiedenen Hauptgattungen ein verschiedenes Verhältniß der Erkenntniß, die sie ausspricht, zur Darstellung oder der Idee zur Wirklichkeit an sich ausdrücken werde, — wie wir dies in dem nächsten Abschnitte von den Prosagattungen sogleich näher sehen.

Entweder nämlich gibt die Prosa das Erkannte, mag es nun ein Factum oder eine theoretische Erkenntniß sein, — welche letztere jedoch am häufigsten erst auf der zweiten Stufe vorkommt, ohne alle weitere subjective Vermittelung, sondern rein objectiv, so wie der Stoff in der Aeußerlichkeit vorzukommen, oder wie er sich der innerlichen Anschauung der meisten Volksgenossen darzustellen pflegt.

Oder sie gibt das Erkannte, wie es das darstellende Subject im Unterschiede von seinen übrigen Volksgenossen innerlich anschaut.

Oder endlich sie gibt es zwar auch in subjectiver Vermittelung, aber diese ist zugleich

bemüht, den Gegenstand ganz wieder so darzustellen, wie er in seinem lebendigen Zusammenhange und in seiner thätigen Wirklichkeit vorkommt, so daß er als eine Aeußerlichkeit in ihren verschiedenen sittlichen Wirkungen geschaut werden kann.

Diese drei verschiedenen Stufen der Prosa, wie sie sich aus dem Fortgange des Geistes zur subjectiven Freiheit allmählig entwickeln, entsprechen zugleich nach der Seite des Objects verschiedenen Gattungen, die nacheinander in den Vordergrund treten, so daß das Wesen der früheren in der späteren aufgenommen und enhalten ist; eben so aber auch nach der Seite des Subjects verschiedenen Darstellungsweisen mit einem verschiedenen Verhältniß zur Sprache eines jedesmaligen Zeitpunktes, so daß die spätere Darstellungsweise auch auf die frühere Gattung zurückwirken und bei ihr angewendet werden kann.

Offenbar entspricht aber die erste Stufe der Prosa in ihrer Reinheit, auf der die subjective Vermittelung noch ganz gebunden erscheint, — wenn sie auch in einem gewissen unvollständigeren Sinne immer vorhanden ist, und ohne welche auch gar keine Prosa denkbar ist, — und auf der also der Gegenstand ganz so dargestellt wird, wie er in der Aeußerlichkeit erscheint, dem Objecte nach der historischen Prosa, die wiederum auf Seiten der Poesie der epischen parallel liegt.

Die zweite Stufe, auf der die subjective Vermittelung einseitig hervortritt, und auf der der Gegenstand so dargestellt wird, wie ihn das darstellende Subject im Unterschiede von seinen Volksgenossen anschaut, entspricht der didaktischen Prosa, der auf Seiten der Poesie die lyrische parallel liegt.

Die dritte Stufe endlich, auf der der Gegenstand wie bei der ersten auch wieder als äußerlicher erscheint, aber durch subjective Vermittelung so hingestellt, und nach der Art und Weise seines Zusammenhanges mit der Wirklichkeit und nach seinen sittlichen Wirkungen rc., entspricht der rhetorischen Prosa, sowie dieser wieder auf Seiten der Prosa die dramatische, — wie denn diese Analogie schon öfter bemerkt worden ist.

Fassen wir aber die diesen drei Gattungen eigenthümliche Darstellungsweise und ihr verschiedenes Verhältniß zu dem Zustande der Sprache ins Auge, in welchem sich diese in den respectiven Zeiten entspricht, — worauf es uns hier insbesondere ankommt, so läßt sich folgendes bemerken:

Auf der ersten Stufe findet der Darstellende die Sprache noch so, daß der im Worte liegende figürliche und tropische Antheil durchaus noch empfunden wird (vgl. die gesammte Figurenlehre II. §. 19—49, insbesondere §. 38—41), und also ein Unterschied von sinnlicher und unsinnlicher Ausdrucksweise durch Sprache oder eine so unterschiedene Diction noch gar nicht vorhanden ist. Auch schaut er die Dinge nur nach ihrem äußerlichen Vorkommen und Bestehen, namentlich aber noch nicht anders an als seine Volksgenossen, und es existirt also gleicherweise noch kein Unterschied zwischen einer sinnlichen und

punct eines nationalen Staates ist, d. h. der in jedem Einzelnen seiner Unterthanen vollständig enthalten ist, so wie diese auch in ihm enthalten sind und er sie eben in concreter und lebendiger Einheit zusammenfaßt.

Indem ich nun etwa von diesem idealen Begriffe ausging, und aus der Vernunft und Erfahrung bewies, warum dies der wahre Begriff des Fürsten sei, — worin zugleich die Abhandlung oder Beweisführung bestehen würde, die in sich wieder eine besondere Gliederung zuläßt und meistentheils nöthig macht: so würde ich dann im Schlußtheile sagen: Da nun der Reichthum überhaupt in der Fülle, gleichsam dem Ueberfließen eines mir angehörenden Gutes besteht; der Fürst aber sein wahres Wesen in dem einheitlichen Enthaltensein seiner in seinen Unterthanen und dieser in ihm hat, so wird auch der wahre Reichthum des Fürsten darin bestehen, wenn dies in vollem, gleichsam überfließenden Maße der Fall ist.

Bei dieser absoluten Methode für die dispositionale Lösung jeder gegebenen Aufgabe darf nun aber nicht außer Acht gelassen werden, daß der Lesende sich keineswegs mit dieser allgemeinen Lösung begnügt, sondern eben Beweise verlangt, die aber, wie wir oben gesehen haben, sich durch eine Zerlegung des Inhalts nach seinen Haupttheilen ergeben, die das Verhältniß des generellen Begriffs zu dem Begriffe des Geistes ausdrücken. Wenn ich — auf unser Beispiel angewandt — den Beweis dafür führen will, warum die Idee des Fürsten in der angegebenen bestehe, so müßte ich also die verschiedenen Seiten aufsuchen, welche in dem Begriffe des Fürsten liegen und nachweisen, in wiefern diese in der Idee des Geistes enthalten sind.

Ein solches Auffinden der Beweise erfordert denn am meisten Witz und Scharfsinn und ist und bleibt die Hauptaufgabe in der dispositionalen Gestaltung des heuristisch gegebenen Stoffs.

Wenn es mir nun aber auch gelungen ist, ein gegebenes Thema nach dieser Methode zu lösen und den ganzen Gang der Lösung zu gestalten, mit andern Worten: den in dem Thema liegenden Sinn mit einer gewissen Nothwendigkeit aufzuzeigen und dieser Aufzeigung eine kunstvolle Gedankenform zu geben, so ist damit keineswegs der Gang, den die Darstellung zu nehmen vermag, unabänderlich bestimmt. Denn durch die ausführliche Disposition bin ich zwar zu einer vollständigen gedankenmäßigen Einsicht und Macht über den Gegenstand gekommen, bin in sein Inneres eingedrungen und habe seinen wesentlichen Inhalt durch meine Vermittelung gewonnen. Etwas anders ist es aber, denselben nun so darzustellen, daß er auch für andre leicht erfaßlich sei und ihr Gemüth und ihren Willen bewege.

Hier können nun, nach den verschiedenen Gattungen, denen ein Stilstück zugehört, hauptsächlich drei Fälle stattfinden:

1) nämlich will ich die Lösung der Aufgabe, nur als eine Erkenntniß darlegen und in diesem Falle werde ich die Disposition unverändert in ihrem Gange bestehen

werden kann, so haben wir in diesen drei Stufen der Prosa zugleich in der That die vor dem Geiste begründeten und durch die Geschichte der Entwickelung bezeugten innern Unterschiede der prosaischen Darstellung im engeren Sinne und werden demnach in diesem Kapitel zu handeln haben

1) von der Erweiterung oder Amplification,

2) von der Wortgebung im engeren Sinne oder von der Phrastik,

3) von der pathetischen Darstellung.

§. 86.

Von der Erweiterung oder der Amplification.

Indem wir nun wissen, daß die Amplification ihrem Wesen nach nichts anders ist als die Hinzufügung der Nebenbegriffe und Nebengedanken zu den Hauptbegriffen und Hauptgedanken und wie eine solche, den absoluten Zwecken der Sprache und der schriftlichen Darstellung überhaupt gemäß, deshalb nothwendig wird, weil es in jenen liegt, den Gegenstand in seiner Besonderheit so vollständig als möglich im Lichte seiner Idee aufzuzeigen und hierdurch eine Wirkung und Bewegung auf den Lesenden oder Hörenden hervorzubringen, bleibt uns nur übrig, den Inhalt dessen, was unter jenem Begriffe verstanden ist, etwas näher zu betrachten und die Mittel anzugeben, wie der Stilist diese Thätigkeit der Erweiterung am leichtesten und besten vollbringe, — wobei wir uns auf das zurückbeziehen, was schon im ersten Theile §. 127—150, auf Seite 447—458 hierüber gesagt worden ist.

Die erste Frage betreffend, worin die Erweiterung des näheren bestehe und woher sie zu entnehmen sei, so ist sie allerdings eigentlich nur ein immanentes Erfüllen und Heraustreten des in dem Hauptgedanken zusammengefaßten individuelleren Inhaltes und mithin rein objectiver Natur, so daß der Darstellende also nur den unter jenem Hauptgedanken gefaßten Inhalt sich recht lebendig zu vergegenwärtigen hat, wie er in der Wirklichkeit vorkömmt oder doch vorkommen könnte, und daß er diesen dann mit den möglichst wenigen Worten und Gedanken zur Erinnerung und Anschauung bringt. Hierzu gelangt er aber auf dem Wege der concreten topischen Heuristik, — wie dies oben (II. §. 65 und 66) näher beschrieben ist. Insofern daher die Erweiterung nur eine Entwickelung dessen ist, was dem Wesen nach schon in dem Hauptgedanken liegt, und diese eine dem letzteren entsprechende Methode befolgt, ist sie auch organisch, und der zu entwickelnde Stoff mit einer gewissen Nothwendigkeit gegeben. Wie viel aber der Stilist von diesem Stoffe, der natürlich bis ins Unendliche in die Breite geführt werden könnte, zu geben habe, hängt ganz von dem Maße, den Zwecken und andern relativen Bedingnissen ab, und es ist nur so viel im allgemeinen zu sagen, daß unter allen

leben: widrigenfalls sie ihre organische Natur nicht behaupten könnte und die Darstellung lückenhaft und unvollständig werden würde. Dies ist indeß nicht so zu verstehen, als wenn dem Verständniß nicht die leichteren, sich gewissermaßen von selbst ergänzenden Vermittelungen zu einer solchen Selbstergänzung überlassen werden sollten: vielmehr würde der besondere Ausdruck derselben wieder den Fehler der Breite und Ungeistigkeit herbeiführen: aber dennoch darf auch nichts fehlen, was, nach Maßgabe, die leichtere Auffassung des Gedankenganges hindert, weil sonst dieselbe Ablenkung von der Einheit der Beziehungen stattfinden würde wie die im vorigen Puncte erwähnte.

3) Die Erweiterung muß Stetigkeit haben, d. h. sie muß sich in allen Theilen des Aufsatzes in einer verhältnißmäßigen Entfernung von der empirischen Einzelheit halten, — welche Vorschrift nicht aufhebt, daß nicht an geeigneten Orten einzelne Beispiele gebraucht werden dürften, noch auch die, daß die Erweiterung an gewissen Theilen des Aufsatzes ausführlicher und tiefer ins Einzelne vordringen müsse als an andern: vielmehr heißt es nur so viel, daß, weil durch jenes Maß der Entfernung ein gewisser mehr oder weniger starker Ton erzeugt wird, den die Maler bei menschlichen Figuren geradezu den Fleischton nennen, dieser durch die verschiedenen Nuancen von Licht und Schatten dennoch nicht unterbrochen oder aufgehoben werden dürfe. Oder mit andern Worten: jeder Aufsatz nimmt nach Zweck und Inhalt ein bestimmtes Verhältniß zwischen dem concreten und abstracten Ausdruck ein, und die Vorschrift besagt, daß wenn gleich er an gewissen Stellen sich nothwendiger Weise mehr zum Concreten herabläßt, an andern mehr im allgemeinen verweilt, jenes Verhältniß nicht außerhalb dieser Stellen, und also mit Willkür gestört werden soll. Denn es würde sonst dieselbe unangenehme Empfindung erzeugt werden, als wenn wir auf einem ebenen Wege oder auf dem Wasser ruckweise und in unregelmäßigen Absätzen fortgezogen würden, während wir es uns gar wohl gefallen lassen, daß der Wagen die Abhänge hinauf langsamer, diese herab schneller geht. Die Aufmerksamkeit würde auch hierdurch auf den Einzelheiten festgehalten werden, statt daß wir ihre Beziehung zum Ganzen im Auge behalten sollen. Jenes bestimmte und nothwendige Verhältniß der Verschiedenheit zwischen dem Abstracten und Concreten wird dagegen durch eine besondere Vorschrift so ausgedrückt:

4) Die Erweiterung soll maßvoll sein, d. h. sie muß sich in dem schon durch die Disposition gegebenen bestimmten Verhältnisse der Haupttheile des Aufsatzes zu einander halten, — wie es denn durch die Erweiterung eigentlich erst recht gebildet und zur Erscheinung kommen kann. Nach jenem Verhältnisse, nach welchem auf die Einleitung drei, auf die Abhandlung sieben und auf den Schluß zwei Zwölftel kommen sollten (wobei zugleich der den Uebergängen zugehörige Stoff auf Rechnung der Abhandlung kommt), hat sich also die Einleitung von ihrem Beginne nach ihrem Ende zu dem Concreteren immer mehr zu nähern; die einzelnen Beweise haben, weil auf ihnen der Hauptaccent ruht, das Concrete des Stoffs vorzugsweise auszubreiten, wogegen sich der

Schluß allmählig wieder zum allgemeinen erhebt. Hierdurch ist zugleich angedeutet, wo sich eine größere Wärme und Belebung der Diction einfinden muß, — was uns indeß schon auf die Phrastik hinweist. Findet aber keine richtige Beobachtung dieses Maßes statt, so macht sich der eine Theil auf Kosten des andern mehr für sich geltend, als es ihm in Beziehung zum Ganzen erlaubt ist, und die Nachtheile sind dann dieselben wie in den vorbeschriebenen Puncten.

§. 76.

Von der Wortgebung im engeren Sinne oder von der Phrastik.

Wenn man unter Phrastik nichts anders versteht als die einfache und gewöhnliche Verbindung des Wortes mit dem Gedanken, so ist, wie dies auch bei den Alten, die Inneres und Aeußeres nicht getrennt auseinander zu halten vermochten, durchaus nicht geschieht, die Amplification von der Phrastik gar nicht für sich zu betrachten *möglich*. Denn wir wissen aus der Darlegung der Entstehung der Sprache (II. §. 20—25) wohl, daß der Gedanke erst in Form eines bloßen Totalgefühls oder Totalbewußtseins dem anregenden Gegenstande gegenüber vorhanden ist, und dann erst zum Gedanken im eigentlichen Sinne wird, wenn der empfangene Eindruck oder die Anregung, welcher Art sie auch sei, als ein besonderer unterschieden und so bestimmt von dem Totalbewußtsein gleichsam auseinander- und sich gegenüber gehalten wird. In dieser Bestimmtheit wird aber der empfangene Eindruck auch in demselben Momente, und zwar vermöge seines Verhältnisses als Veranlassung zu energischer Thätigkeit, producirend oder in das Wort ausgehend, so daß Bildung des Gedankens im eigentlichen Sinne und Wortbildung e i n Schlag und e i n e Sache ist. Rein productiv erscheint diese Thätigkeit freilich nur, insofern noch kein für den Eindruck entsprechendes Wort vorhanden ist; blos reproductiv oder wortheuristisch, wenn dem Subjecte schon eine gewisse fertige Sprache gegenübersteht, gegen die er sich aber wenigstens als modificirend verhält. Beides ist aber für unsre gegenwärtige Betrachtung einerlei und soll nur beweisen, erstens daß in diesem Sinne Amplification und Phrastik ganz zusammenfallen, und zweitens soll es zugleich summarisch sogleich ins Gedächtniß zurückrufen, auf welchem inneren Grunde alle Mittel zur Auffindung des rechten Wortes ruhen, oder vielmehr, daß alle Mittel zur Auffindung und Bildung des rechten Gedankens dieselben sind, durch welche auch das rechte Wort gefunden wird.

Wenn wir dagegen in den eben vorhergegangenen Paragraphen einen Unterschied der Darstellungsweise in dem natürlichen Gange der Entwickelung des Geistes gar wohl begründet und in dem der Entwickelung der Sprache durchaus nur gerechtfertigt fanden;

und wenn wir ferner uns Zweck und Gattung von schriftlicher Aeußerung gar wohl mit dem Unterschiede denken konnten, ob das Erkannte nur als solches ohne weitere Erhebung desselben in das Gebiet der Anschauung, oder als solches mit dieser Erhebung dargestellt werden soll, so rechtfertigt sich auch nicht nur, daß wir unter Phrastik nicht die Wortgebung überhaupt, sondern diese vorzugsweise, d. h. prägnante oder Wortgebung für die sinnliche Anschauung verstehen, wie wir diese vorhin so bestimmt haben, sondern auch, daß wir eine Trennung von der Amplification in die Lehre von ihr einführen und geltend machen, die in der antiken Rhetorik unbekannt ist; es rechtfertigt sich endlich, daß wir sie für eine höhere Stufe als die bloße Amplification in dem Begriffe der Darstellung überhaupt ansehen.

Schon daß ich aber das Bedürfniß empfinden und den Zweck mit Bewußtsein fassen kann, mein Gedachtes oder Erkanntes gleichsam mit einem besonderen Ansatze erst in eine Form für die Anschauung zu erheben, die von der verschieden ist, in welcher es überhaupt in Worte gefaßt ist und sein kann, setzt voraus, daß die Worte an sich nicht mehr für die Anschauung genügen, d. h. daß sie selbst unsinnlicher geworden sind. Es kommt indeß auch noch das hinzu, daß die Gedanken selbst an Umfang sowol als Tiefe immer mehr zunehmen, und es mithin immer weniger das Wort an sich ist, das dem Gedanken entsprechen und noch weniger anschaulich machen kann. Es setzt ferner voraus, daß ich auch anders erkenne und anschaue als die meisten meiner Mitmenschen, und daß ich ihnen mein Erkanntes nur gleichsam durch eine Zurückversetzung in ihre Anschauungsweise begreiflich und eingänglich machen kann.

So oft es daher Erforderniß und Zweck ist, daß ich meine Einsicht nicht blos den wenigen mittheilen will, die allenfalls mit mir auf gleicher Bildungsstufe stehen; noch mehr, so oft ich durch den Reiz der sinnlichen Anschaulichkeit alle ohne Unterschied geneigt machen will, meine Gedanken aufzunehmen und ihnen weiter zu folgen, so oft wird es auch Erforderniß, daß ich der Wortgebung eine gewisse Prägnanz, d. h. einen Glanz gebe, und ein Feuer einhauche, das sie an sich nicht hat, — was wir unter dem Begriffe der Phrastik im engeren Sinne verstanden wissen wollen.

Sehen wir aber näher darauf, was unter diesem Begriffe enthalten ist, und erinnern wir uns, daß unter Sinnlichkeit und Anschaulichkeit der Rede im engeren Sinne alles das verstanden wurde, wodurch sich dieselbe im Gegensatze ihres blos verständigen Inhalts auch den andern geistigen Vermögen eindringlich und wohlgefällig macht (II. §. 16. S. 70), und daß dies hauptsächlich durch die Figürlichkeit und den tropischen Ausdruck erreicht wird (II. §. 16—18), so erkennen wir auch sogleich, daß die Phrastik in unserm Sinne hauptsächlich durch diese Formen der Sprache zu ihrem Zwecke kommt.

Abgerechnet also, daß für jeden Begriff die in der Sprache vorhandenen treffendsten Wörter gefunden werden, — was schon in der Amplification erreicht sein muß; und abgerechnet, daß alle einzelnen Gedanken in das der einheitlichen Form des Ganzen

angemessenste Verhältniß gebracht werden, oder daß sie die rechte figürliche Gestalt im weiteren Sinne oder den rechten Gedankenrhythmus haben müssen, handelt es sich darum, daß sie auch noch eine Form eintauschen, unter der sie sich einem in der Wirklichkeit und Erfahrung gegebenen sinnlichem Gegenstande einwohnen und aus diesem gleichsam hervorscheinen und unter dem Gegenbilde desselben leichter ergreifbar werden.

Ein für allemal aber auf das zurückweisend, was wir unter der Figuren- und Tropenlehre ausführlich über diesen Punct beigebracht haben, erinnern wir nur daran, daß ich zu einer solchen figürlichen und tropischen Darstellungsweise zwar allerdings durch gewisse Begünstigungen natürlicher Anlagen leichter geführt werde, die man insgemein unter den poetischen begreift und die eben hauptsächlich darin bestehen, daß ich einen Gedanken in nächster Verbindung mit dem Wirklichen innerlich anschaue, und hiernach ausdrücke; daß ich aber auch ohne eine solche außerordentliche Begünstigung dazu gelangen kann, wenn ich nur eine ausreichende individuelle Kenntniß meines Gegenstandes einerseits und ein ungetheiltes und aufrichtiges ideales Interesse für die Darstellung mitbringe. Denn durch die erstere erblicke ich ja meine Idee in hinlänglicher Nähe zu der bestehenden Welt und zu den in ihr vorkommenden natürlichen Gestalten, und es kann daher nicht fehlen, daß sich meine rein innerlichen Anschauungen in ihnen spiegeln und daß sie so geeignete sinnliche Träger meiner geistigen Vorstellung werden. Durch das letztere aber erweckt sich in mir diejenige energische Thätigkeit, welche, wie bei der Entstehung des Wortes, nicht eher ruht und befriedigt ist, als bis der ihr entsprechende sinnliche Ausdruck gefunden ist. Daß sich eine solche Versinnlichung auch auf die Form des Thema's beziehen kann, ist schon vorhin (II. 62. S. 363) erwähnt.

Auch fehlt es nicht an Klippen, an welchen die blos natürliche Anlage der versinnlichenden Darstellung sehr oft scheitert, und es fragt sich daher, wie dieselbe beschaffen sein müsse, wenn sie ihren besonderen und hierdurch auch den allgemeinen Zwecken der sprachlichen Darstellung entsprechen solle, — was wir in folgenden Puncten kurz zusammenfassen.

1) Vor allem muß sich der Stilist hüten, daß er den prägnanten Ausdruck nicht auf Begriffe und Gedanken anwendet, die eine solche Prägnanz nach ihrem Verhältniß weder bedürfen noch gestatten. Denn das Licht — und die figürliche und tropische Ausdrucksweise ist eine Lichtgebung — kann nur auf Hauptbegriffe im Satze oder auf Hauptgedanken in Perioden ꝛc. fallen, und es würde also nur ein Anzeichen sein, daß der Stilist das zum Zweck macht, was nur Mittel sein soll, und daß er durch eine blendende Darstellung nur eine Leere des Inhalts verbergen will, oder wenigstens, daß er noch keine hinlängliche Gedankenmacht über den Gegenstand besitzt und ihm die Beziehungen seiner Einzelheiten zum Ganzen noch nicht hinlänglich klar sind, — wovon vorhin schon (II. §. 85) die Rede war (Vgl. auch II. §. 42. S. 236).

Ueberhaupt aber ist schon von vornherein ein mäßiger Gebrauch der prägnanten

Darstellungsmittel sehr anzuempfehlen, ja wir haben in der ganzen Geschichte und Lehre von den Figuren und Tropen gesehen, daß es letztes Ziel der Darstellung ist, die Figur und Trope im engeren Sinne in beide im weiteren Sinne immer mehr hineinzuarbeiten, d. h. den Begriff der Figur immer mehr in das bloße figürliche oder rhythmische Verhältniß der Gedanken zum Ganzen und den Begriff der Trope immer mehr in das richtige Verhältniß des einzelnen Gedankenganzen zu dem Begriff des Geistes überhaupt zu verlegen und den letzteren in dem ersteren immer heller hindurchspiegeln zu lassen oder das einzelne Ganze zum bloßen Spiegel des allgemeinen Ganzen zu machen, — welches Ziel indeß den Gebrauch der prägnanten Darstellungsweise noch lange nicht aufheben oder auch nur unterdrücken kann.

Wenn man überhaupt bedenkt, daß die prägnante Darstellungsweise zunächst etwas rein subjectives und also besonderes ist; das Streben des Geistes aber immer auf eine Zusammenfassung des Besonderen mit dem Allgemeinen durch die Thätigkeit des ersteren gerichtet ist; so erkennt man schon hieraus, daß sie eigentlich nur solchen Zeiten eigen und nöthig ist, wo eine solche Zusammenfassung noch im geringeren Grade vorhanden ist.

Wo sie aber noch nöthig ist und also nicht blos durch Einfachheit und Klarheit ersetzt werden kann, so ist wenigstens darauf zu halten, daß die angewandten Figuren und Tropen, außerdem, daß sie an ihrer richtigen Stelle stehen,

2) innerhalb ihrer Sphäre den möglichst objectiven Charakter zu behaupten suchen. Sie dürfen also, trotz dem, daß sie nicht nur neu sein können, sondern auch möglicher Weise sollen, nicht zu fern liegen und zu weit hergeholt sein, — widrigenfalls sie ihren Zweck nicht nur nicht erreichen, sondern demselben auch geradezu entgegen wirken und ein Zeichen geben würden, daß dem Darstellenden die Beziehungen seines Gegenstandes zur Wirklichkeit noch nicht deutlich genug geworden sind.

Freilich muß man in dieser Hinsicht auch billig sein. Denn gerade der tiefere, gehaltvollere Gedanken hat am meisten mit der Darstellung zu ringen, und nur durch jenen wird die Welt weiter geführt; er muß gleichsam sich erst in der unvollkommneren Gestalt ans Licht emporarbeiten, ehe er wie der Schmetterling die Pracht seiner Flügel dem Tage gegenüber vollkommen ausbreiten kann: gleichwohl dürfen solche Darstellungen immer nicht den Anspruch der Formvollendung machen wollen, und eine billige Beurtheilung rechnet dann den tieferen Inhalt der unvollkommneren Darstellung nur zu gute.

Ein aufrichtiges sittliches Streben hilft auch diese beiden Klippen am besten umschiffen, und wenigstens wird es einem solchen auch nicht an dem der immer größeren Klarheit und Einfachheit mangeln; auch wird es den Darstellenden hindern, eine bloße geistige Eitelkeit statt desselben vorzuschieben.

Das Verhältniß der Darstellung zum Inhalte in seiner subjectiven Verschiedenheit heißt die Diction. Dieses Wort pflegt man im Deutschen wol durch Schreibart wiederzugeben und die beiden Begriffe für identisch zu halten; ja sogar auch den Begriff von Stil mit in diese Identificirung hineinzuziehen. Ohne zu wiederholen, was wir schon früher (vgl. I. §. 130. S. 161 und die daselbst weiter angezogenen Stellen) über diese Unterschiede gesagt haben, bemerken wir nur summarisch noch einmal, daß Stil die Beziehung ist, in welcher der Schreibende das Besondere zum Allgemeinen auffaßt und ausdrückt; Diction dagegen nur das Verhältniß der subjectiven Darstellung zum Inhalt ist; Diction aber unterscheidet sich von Schreibart dadurch, daß diese letztere zugleich den Unterschied in Hinsicht auf das Gattungsmäßige in sich trägt.

Die Diction ist ungefähr das, was wir vorhin den Fleischton, den Ton des Ausdruckes oder auch wol den äußern Stil genannt haben, und stimmt dem Begriffe nach ungefähr mit dem zusammen, was die Griechen χαρακτῆρες, die Römer genera dicendi nannten; jedoch auch nicht ganz, indem unter diesen Begriffen die gattungsmäßigen Unterschiede mit enthalten sind.

Eben so wenig wollen wir hier wiederholen, was dort (I. §. 130 S. 460 und 461) über die Unzulänglichkeit der antiken Eintheilung in die höhere, mittlere und niedere Schreibart gesagt ist, und bemerken nur, daß diese Eintheilung einestheils auf die Unterschiede von Real- und Idealstil, andernseits auf die verschiedenen Verhältnisse der Darstellung zum Inhalte zurückkommt. Waren nun zwar diese Verhältnisse dreifache, so lassen sich doch, weil die Diction der zweiten und dritten Stufe nicht wesentlich verschieden ist, auch nur zwei Arten von Dictionen des Idealstils unterscheiden, die sich wieder in zahlreiche Unterarten nach näher bestimmten Seiten ihres Charakters oder subjectiven Tones zerfällen lassen, wie z. B. in die naive, sentimentale, ernste, scherzhafte u. s. w., was wir alles hier nicht weiter zu verfolgen gedenken, weil es mehr der speciellen Bearbeitung dieses Gegenstands zukommt.

Was wir Amplification und Phrastik im engeren Sinne genannt haben, faßten, wie schon erwähnt, die Alten mit Hineinmischung noch mehrerer anderer, sogleich näher zu bezeichnender Gegenstände, und zwar die Griechen unter dem Begriffe λέξις oder ἑρμηνεία (auch φράσις genannt), die Römer unter elocutio zusammen. Aber da sie noch nicht Darstellung im engeren und prägnanten Sinne schieden von Darstellung überhaupt, so schieden sie auch nicht das aus, was aller sprachlichen Darstellung zukommen muß und soll, von dem, was ihr nicht nothwendig, sondern nur unter bestimmten näheren Zwecken nothwendig eigen sein soll.

Daher ziehen sie das mit hieher, was wir theils unter der Lehre von den allgemeinen Eigenschaften, theils von der Verbindung des Worts zum Satze und des Satzes zur Periode abgehandelt haben, bestreifen hin und wieder auch das, was wir in dem Begriffe der pathetischen Darstellung zusammenfassen, — obgleich sie den eigentlichen

Inhalt dieses Begriffes, nämlich die Erregung der Affecte, an einem andern Orte abzuhandeln pflegen, und andre mischen auch noch andres zufälligeres, und der Lehre von den Gattungen angehöriges darunter.

Am gründlichsten ist auch hierüber Aristoteles, der, fast allein von allen griechischen und römischen Rhetorikern, das Verhältniß der Darstellung zu den andern Erfordernissen der Rede untersucht und theoretisch feststellt (Rhet. III. 1). Er begreift natürlicher Weise unter der Darstellung auch die mündliche (ὑπόκρισις) und weis't die Verwandtschaft dieser mit der Schauspielkunst nach. Die Nothwendigkeit der Phrastik in unserem Sinne gründet er freilich nur auf die Verdorbenheit der Staaten und der Zuhörer (διὰ τὴν μοχθηρίαν τῶν πολιτειῶν, τοῦ ἀκροατοῦ) und darauf, daß die Rhetorik dem Schein zugewandt sei (ἀλλ' ὅλης οὔσης πρὸς δόξαν τῆς πραγματείας τῆς περὶ ῥητορικὴν, οὐκ ὀρθῶς ἔχοντος, ἀλλ' ὡς ἀναγκαίου τὴν ἐπιμέλειαν ποιητέον), und verkennt dabei die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Gemüthes und Geistes: wohl aber erkennt er die subjective Natur der Phrastik, und daß sie eine Sache der Kunst ist (ἀλλ' ἅπαντα φαντασία ταῦτά ἐστι καὶ πρὸς ἀκροατήν. — καὶ ἔστι φύσεως τὸ ὑποκριτικὸν εἶναι καὶ ἀτεχνότερον· περὶ δὲ τὴν λέξιν ἔντεχνον). Gegen Ende des Kapitels kommt er auf die Verwandtschaft und den Unterschied der dichterischen von der blos rhetorischen (oder prosaischen) Darstellung und bestreift dabei die geschichtlichen Veränderungen innerhalb der Sprache, die jene erstere genommen hat, ohne freilich die Erläuterungen für die Sache entnehmen zu können, die wir von unserm heutigen Standpuncte zu geben vermögen, sondern er läßt die weiteren Untersuchungen und die daraus zu entnehmenden Bestimmungen fallen (ἔστω οὖν ἐκεῖνα τεθεωρημένα, III. 2). Wir würden dagegen seine Gedanken so ergänzen können: Ebenso wie sich die Dichtkunst allmählig über die Abschilderung des Gemein-Wirklichen erhebt, von da aber nicht selten ins Unwirkliche und blos Fantaseiliche verfällt, und daher in einer noch höheren Stufe der Kunst dahin zurückkehrt, daß sie ihre Anschauungen in immer größerer Wahrheit der Wirklichkeit nur hindurchscheinen läßt: eben so wird sich die bessre Kunst der Rede darin zeigen, daß sie die Wirklichkeit des gegebenen Falls in immer einfacherer Wahrheit zum Spiegel ihrer Idee zu machen weiß. Die rhetorische Kunst der Darstellung unterscheidet sich aber von der poetischen dadurch, daß die erstere doch immer nur eine Ueberzeugung hervorbringen will, und die Darstellung also nur als Mittel dazu verbraucht, während sie bei der letzteren eine unmittelbare Wirkung und Bedeutung hat: — wodurch indeß eine dereinstige Annäherung der Rede an die Poesie nicht ausgeschlossen ist.

Im zweiten Kapitel setzt er nun auseinander, wie die rhetorische Darstellung überhaupt und im Unterschiede von der poetischen beschaffen sein müsse, wenn sie ihren Zwecken entsprechen solle; im dritten führt er die Ursachen an, wodurch die Darstellung kalt lasse (ψυχρόν); im vierten spricht er vom Bilde und von der Vergleichung; im fünften von der Sprachreinheit; im sechsten von dem Eindrucksvollen (περὶ ὄγκου); im siebenten vom

Ziemenden und Anständigen (τὸ πρέπον); im 8. vom Rhythmischen, im 9. von der periodischen und nicht periodischen Sprache; im 10. von dem Feinen und Gefälligen (τὰ ἀστεῖα καὶ τὰ εὐδοκιμοῦντα); im 11. von der Art, wie man für die Anschauung ein Bild gebe (πρὸ ὀμμάτων), — was er dahin erklärt, daß, wenn die Feinheit des Ausdrucks überhaupt in der metaphorischen und anschaulichen Darstellungsweise bestehe, diese letztere insbesondere durch das Bild einer Lebensthätigkeit erweckt werde (λέγω δὴ πρὸ ὀμμάτων ταῦτα ποιεῖν, ὅσα ἐνεργοῦντα σημαίνει). Und hiermit berührt er also das Gebiet derjenigen Sphäre der Darstellung, die wir die pathetische genannt haben, und die hauptsächlich darin bestand, daß das Gedachte so viel als möglich wie ein äußerlich Thätiges und Lebendiges hingestellt werde und dadurch unmittelbar Wirkungen der Neigung oder Abneigung zu seiner Verwirklichung hervorbringe, — woher die Verwandtschaft dieser Darstellungsweise nicht nur mit der Poesie überhaupt, sondern namentlich auch mit der dramatischen.

Im 12. Kapitel spricht er von dem Unterschiede der Darstellung hinsichtlich der Gattung, — womit er indeß hauptsächlich nur die Unterschiede der geschriebenen und der öffentlich zu haltenden (οὐ γὰρ ἡ αὐτὴ γραφικὴ καὶ ἀγωνιστική) so wie der Staats- und der gerichtlichen Rede meint, und wobei er die schöne Bemerkung macht, daß es mit der Sprache des Volksredners gerade so sei wie mit der perspectivischen Malerei (Theatermalerei würden wir sagen); je größer die Versammlung, desto ferner müsse der Zuschauer stehen, und darum sei Feinheit für die Volksrede nicht nur überflüssig, sondern selbst fehlerhaft (ἡ μὲν οὖν δημηγορικὴ λέξις καὶ παντελῶς ἔοικε τῇ σκιαγραφίᾳ· ὅσῳ γὰρ ἂν πλείων ᾖ ὁ ὄχλος, πορρώτερον ἡ θέα· διὸ τὰ ἀκριβῆ περίεργα καὶ χείρω φαίνεται ἐν ἀμφοτέροις).

In der Poetik hat Aristoteles natürlicher Weise von der poetischen Darstellung gehandelt (unter andern auch in einem Kapitel: ὅτι δεῖ πρὸ ὀμμάτων τίθεσθαι), auf die er auch von seiner Rhetorik aus hinweis't.

Dionysius von Halikarnaß behandelt die Lehre von der Darstellung in einem besondern περὶ συνθέσεως ὀνομάτων überschriebenen Buche, freilich mehr in Hinsicht auf die Wirkungen, die durch die elementarische Verbindung der Laute zu Wörtern, der Wörter zu Sätzen u. s. w. hervorgehen als in Hinsicht auf den ganzen Umfang des Begriffs der Darstellung, — wie denn dies auch nicht sein Zweck war. Den Inhalt dessen, was er abhandelt, gibt er selbst so an: Τίς ἐστιν ἡ τῆς συνθέσεως φύσις, καὶ τίνα ἰσχὺν ἔχει, καὶ τίνων στοχάζεται, καὶ πῶς αὐτῶν τυγχανει, καὶ τίνες αἱ γενικώταται αὐτῆς εἰσι διαφοραί, καὶ τίς ἑκάστης χαρακτὴρ καὶ ποίαν κρατίστην αὐτῶν πείθομαι. Dann spricht er noch von der Art und Weise, wie das Rhythmische und Wohllautende ꝛc. in der Poesie durch die Prosa nachgeahmt werden könne.

Aus seiner eigentlichen Rhetorik müßten die mehrerwähnten zwei Abhandlungen über die schematisirten oder figürlichen Reden (ἀγῶνες ἐσχηματισμένοι) hieher gezogen werden.

Die dem Demetrius aus Phalerum zugeschriebene, aber höchst wahrscheinlich einem kannten Verfasser zur Zeit der Antonine zugehörige Abhandlung περὶ ἑρμηνείας bringt stens nur die Regeln, die der Darstellung überhaupt angehören und handelt daher den verschiedenen Arten der Verbindung der sprachlichen Elemente zum Satze und Periode, hauptsächlich aber von den Charaktern oder Eigenschaften des Stils, deren ier einfache annimmt, die aber wieder gemischt vorkommen können (εἰσὶ δὲ τέσσαρες πλοῖ χαρακτῆρες, ἰσχνός, μεγαλοπρεπής, γλαφυρός, δεινός· καὶ λοιποὶ οἱ ἐκ τούτων ύμενοι). In dem Verfolg der näheren Erklärung dieser Charaktere werden dann auch andere in die Darstellung einschlagende Begriffe erläutert, wie περὶ ἐπαναλήψεως, ἐναργείας, περὶ δεινότητος, περὶ ἐσχηματισμένων, περὶ λειότητος u. s. w.; auch läuft kurze Theorie des Briefschreibens: πῶς δεῖ ἐπιστέλλειν mit unter, und zwar kömmt hierauf, indem er von dem Ungeschmückten redet und weil er lehrt, daß der Charakter Briefe auch ungeschmückt sein müsse (ἐπεὶ δὲ ἐπιστολικὸς χαρακτὴρ δεῖται ἰσχνότητος, περὶ αὐτοῦ λέξομεν).

Auch des Hermogenes Buch περὶ μεθόδου δεινότητος muß als eine Abhandlung über Lehre von der Darstellung angesehen werden, obgleich die verschiedenen Einzelheiten einer ganz empirischen Weise nur auf die nachdrucksvolle Redeweise (δεινότης) im ndern bezogen sind, — wogegen vieles, was zur Darstellungslehre im Sinne der n gehört, in seinen Büchern von den Erfindungen und von den Ideen vorkommt.

Cicero spricht in seiner mehr reflectirenden und geistreich unterhaltenden Weise im n Buche de Oratore, noch mehr im Orator vom 19. Kapitel an von der Elocution den dahin schlagenden Materien, und gibt sehr feine Winke darüber, ohne daß es dabei um eine vollständige Umfassung und wissenschaftliche Begründung des Gegenes zu thun ist. Er aber so gut wie Aristoteles setzen gerade das unterscheidende n des Redners in die Elocution.

Quinctilian handelt im 8. Buche seiner Institutionen mehr in systematischer Weise der Elocution, indem er der Klarheit und Durchsichtigkeit, dem Schmucke, der plification und den Arten der Gedanken (generibus sententiarum) besondere Betrachg widmet und hierauf zu der Tropen- und Figurenlehre übergeht.

Gerhard Johann Voß, der die Lehren der alten Rhetoriker systematisch und historisch eich vorträgt, handelt sehr ausführlich, v. S. 1—256 des 2. Theils seines Werks der Elocution, und zwar unter den drei Hauptbegriffen der Elegantia, Compositio Dignitas. Unter der Elegantia versteht er vorzugsweise die Reinheit und Klarheit spricht bei dieser Gelegenheit von allen den Eigenschaften, Fehlern und Vorkommnissen Ausdrucks, durch welche er verdunkelt werden kann. Unter der Compositio handelt von dem Verhältnisse des Buchstaben zum Worte und zum Satze in Hinsicht auf hllaut und Schönheit, von den Perioden und deren verschiedenen Arten rc., von dem umerus und den dahin schlagenden Materien. Unter der Dignitas versteht er fast nur

den tropischen Ausdruck und handelt deshalb von den verschiedenen Arten und Unterarten der Tropen im Gegensatz der Figuren, deren Lehre er im fünften Buche erledigt.

Wenn sonach die antike Lehre von der Darstellung hauptsächlich deshalb nicht genügt, weil sie nicht wissenschaftlich begründet und abgeleitet wird (mit Ausnahme des Aristoteles, der, wie wir sahen, ihre Nothwendigkeit aus der Verdorbenheit der Staaten und Menschen herleitet), und weil sie die Darstellung im engeren und prägnanten Sinn nicht von der Darstellung überhaupt unterscheidet, so genügt die neuere Rhetorik oder noch mehr die Stillehre, die diese letztere Unterscheidung zwar richtig gemacht hat, den noch aus dem ersteren Grunde nicht. Denn auch bei ihr erscheint die prägnante Darstellung mehr als etwas Zufälliges und Wünschenswerthes als nothwendig aus den allgemeinen und besonderen Zwecken des Schreibens hervorfließendes, und noch weniger erkennt man die einzelnen darüber gegebenen Vorschriften selbst als etwas aus einem gemeinschaftlichen Grunde mit Nothwendigkeit Folgendes.

§. 88.

Von der pathetischen Darstellung.

Wenn es die erste Stufe der Darstellung lediglich mit Vervollständigung des ideell Angeschauten oder Erkannten durch Nebengedanken zu thun hatte, ohne Rücksicht darauf, daß die Gedanken selbst in sinnlicher Anschaulichkeit und Plasticität auftreten; mit einem Worte, wenn sie nichts weiter als Erweiterung der Grundgedanken gibt; und wenn es dagegen die zweite Stufe zu ihrem unterscheidenden Merkmale hat, daß sie die Gedanken in solcher Veranschaulichung gibt; mit einem Worte, daß sie Phrastik im engeren Sinn ist, so läßt sie dennoch den ganzen Gang, den die künstliche Entwickelung des Gegenstandes in der Disposition gewonnen hat, nicht nur unverändert bestehen, sondern verfolgt und umfaßt ihn auch in seinem ganzen Umfange.

Ganz anders dagegen die dritte Stufe der Darstellung, die wir die pathetische genannt haben. Diese betrachtet vielmehr die vorausgegangene Disposition sowol als die Amplification und Phrastik als Mittel, durch welches sie sich zur Erscheinung bringt und unterscheidet sich von der vorigen hauptsächlich dadurch, daß sie das Erkannte überhaupt nicht als solches und in seiner ganzen Ausdehnung gibt, sondern daß sie irgend einen Gedanken oder ein Bild daraus herausgreift, den einen oder das andere in die Mitte stellt, und das Erkannte sich nur in demselben spiegeln läßt, — wobei indeß das Bewußtsein von der organischen oder figürlichen Gestaltung des Gegenstandes, wie sie die Disposition und Amplification nothwendig geben mußte, auch nothwendig vorausgesetzt wird. Wenn dies aber geschehen soll, so muß der ganze Gegenstand und nicht nur die

einzelnen Gedanken, die ihn umfassen und umschreiben, für das darstellende Subject eine Anschaulichkeit der Gestalt gewonnen haben, d. h. er muß in der Fantasie des Subjects ein Wirkliches und Aeußerliches geworden sein, in welchem dieses als bewegende Seele gleichsam wohnt und aus welchem heraus es mit seiner ethischen Bewegung ihn als etwas Wünschenswerthes oder Verwerfliches hinstellt. Hierdurch erst erscheint das concrete Augapfelbild, das der Schaffende bei der Meditation innerlich erschaut, in seiner concreten Natur äußerlich und zugleich eben so angethan, daß es wie ein andrer Gegenstand der Aeußerlichkeit Gefallen oder Mißfallen erregt, daß man seine Verwirklichung begehrt oder verabscheut oder mit andern Worten, daß diejenige Thätigkeit unsrer Natur erregt wird, die die Griechen das Pathos nennen. Genau und dem Wortsinne nach genommen ist Pathos (von παθεῖν) freilich mehr ein Leiden als ein Thun, und dies ist auch der Sache nach in gewissem Sinne wahr, dennoch aber ja nicht mißzuverstehen.

Pathos nämlich nennen wir diejenige Erregung unsrer Empfindung, durch welche wir uns, dem erregenden Gegenstande gegenüber, von uns aus getrieben fühlen, denselben in uns aufzunehmen oder nicht. Jede Empfindung ist, wie wir wissen, gleichzusetzen einer Anspannung und sie entsteht vielmehr nur dadurch und bei jeder Empfindung wird die eventuale Ruhe oder Gleichmäßigkeit unsres Totalgefühls aufgehoben. Indem nämlich durch die Empfindung ein neuer Inhalt in die Seele oder in das Totalbewußtsein kommt, wird dieses irritirt, und genöthigt, durch eine energische Thätigkeit seiner selbst, dem einwirkenden Gegenstande gegenüber, diesen von sich zu unterscheiden, durch diese Unterscheidung aber sich ihn unterzuordnen und hierdurch die Harmonie mit sich herzustellen, zugleich aber auch durch eine entsprechende Wortbildung die Anspannung aus sich zu entlassen und hierdurch ebensowol productiv zu werden.

Damit indeß dieser Act ganz zu seiner Vollständigkeit gelange, ist es nöthig, daß wir dem Eindrucke eine gewisse Dauer gönnen, damit seine individuelle Unterscheidung von dem Totalgefühle vollbracht werden kann; ist daher der Eindruck von peinigender, schmerzvoller, erschreckender, überhaupt von einer solchen Art, daß wir ihm gegenüber die Besonderheit unsres Totalgefühls nicht aufrecht erhalten zu können glauben, so verhält sich das Subject negativ und zugleich unmittelbar praktisch gegen den Eindruck und den Gegenstand, der ihn verursacht, d. h. es sucht ihn zu vernichten, oder ihm zu entfliehen, — überhaupt aber den Eindruck los zu werden und gleichsam von sich auszulöschen.

Es ergibt sich hieraus, daß in dem Acte, der durch die Empfindung in uns hervorgerufen wird, eigentlich zwei Seiten liegen, eine theoretische und eine praktische entweder der Assimilirung oder der Ausschließung von uns; daß aber bei Eindrücken, die die letztere zur Folge haben, die theoretische Bewältigung meist übersprungen wird und der Mensch möglicher Weise gleich zur praktischen fortschreitet, die dann eben zugleich als eine negative Handlung auftritt. Bei Eindrücken dagegen, die die Assimilirung zur Folge haben, findet zunächst eine theoretische Bewältigung oder Aneignung durch die individuelle

Unterscheidung und Aufnahme desselben in unser Totalgefühl statt, und es werden dies solche Eindrücke sein, die dem Zustande und der Beschaffenheit unsres leiblichen sowol als unsres sittlichen Gefühls entsprechen.

In beiden Fällen haben wir also zunächst zwar einen passiven Zustand, denn die Harmonie unsres Totalgefühls wird durch die Empfindung eventuell aufgehoben, aber bei verhältnißmäßiger Energie geht er auch sofort in einen activen über, entweder auf negative oder positive Weise.

Mit dieser theoretischen Bewältigung der angenehmen und mit diesem praktischen Entziehen der unangenehmen Empfindungen ist indeß die Wirkung derselben noch keineswegs geschlossen. Vielmehr liegt es in unsrer natürlichen Beschaffenheit, — was wir nach seinen Gründen hier nicht weiter zergliedern wollen, — daß wir den Gegenstand von dem die angenehme Empfindung für uns ihren Ausgang nimmt, immer näher an uns zu ziehen, ihn immer mehr, so weit es die Sphäre seiner Wirklichkeit nur immer erlaubt, in uns aufzunehmen suchen. Und eben so, daß, wenn der Gegenstand der angenehmen oder unangenehmen Empfindung für uns nur der Idee und Vorstellung nach da ist, wir den ersteren durch unsre Thätigkeit zu verwirklichen, der Verwirklichung des letzteren aber zu entfliehen und entgegenzuarbeiten suchen. Auch hier haben wir in beiden Fällen ein Leiden, das aber zum Thun forttreibt. Denn im ersteren Falle ist die Nichtverwirklichung des angenehmen Gegenstands ein Bewußtsein von der Unvollständigkeit unsrer Existenz und die Harmonie des Totalgefühls mithin aufgehoben; und im letzteren Falle ist die Vorstellung von der Verwirklichung eines unangenehmen Gegenstandes das Bewußtsein von der aufgehobenen Harmonie unsres Totalgefühls selbst; beides ist aber ein Leiden, das ein Thun unmittelbar zur Folge hat.

Wenn nun also Darstellung die Aufzeigung eines Gegenstandes nach seinen Einzelheiten oder nach seinen Beziehungen zur Wirklichkeit war, so ist pathetische Darstellung eine solche, durch welche die Verwirklichung eines Gegenstandes zu suchen oder zu verhindern oder überhaupt nur, durch welche ein Gegenstand nach der einen oder andern Seite aufzufassen ist. Gewöhnlich sagt man daher, daß diese Art der Darstellungsweise den Zweck habe, auf den Willen der Menschen zu wirken. Weil dies aber eben nur dadurch geschehen kann, daß ich das Gefühl der Harmonie oder Ruhe in ihnen auf die eine oder andre der besagten Weisen aufhebe; eine solche Aufhebung aber ein Leiden ist, das zunächst zum Thun fortleitet und in dieser näheren Bestimmung Pathos genannt wird, so begründet sich darin die Benennung von pathetischer Darstellungsweise.

Den Griechen, denen das Bewußtsein der Harmonie vorzugsweise zum Element ihres Lebens gehörte, mußte ein, wenn auch nur zeitweiliges Aufheben derselben in der That auch als ein wirkliches Leiden erscheinen: wogegen die thatkräftigeren Römer darin als den Hauptbegriff das Anreizen hervorheben und diese psychologischen Erscheinungen daher Affecte (affectus) nannten. Dem Deutschen erschienen sie wegen seiner

herrschenden Neigung zur Ruhe gleichfalls als Leiden, daher wir nur den eingebornen Ausdruck von Leidenschaft dafür besitzen und den des Affectes nur angenommen haben, indem ein Unterschied zwischen beiden Begriffen sich festsetzte, nach welchem Leidenschaft den Nebenbegriff der eventuellen geistigen Unmacht mit einschließt, und dies wiederum deshalb, weil in der christlichen Anschauung das Bewußtsein von dem Unterschiede des Geistes und der blos natürlichen Regung gesetzt ist, den eben die Griechen nicht kannten. Wollen wir daher den Begriff von Leidenschaft und leidenschaftlich im griechischen Sinne und gleichbedeutend mit Affect gebrauchen, so müssen wir zu den Ausdrücken von Pathos und pathetisch zurückgreifen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich erstlich den Zweck der pathetischen Darstellung nicht erreichen oder die Affecte nicht aufregen kann, ohne die sittliche Beschaffenheit derer zu berücksichtigen, zu denen ich rede und für die ich darstelle, und zweitens, daß ich dies nur im Dienste der Idee der Sittlichkeit überhaupt thun darf. Näher ausgedrückt: ich muß mich nicht nur genau in den sittlichen Gefühlskreis der Zuhörer versetzen können, sondern ich muß den Gegenstand selbst in seinen sittlichen Wirkungen hinstellen, und folglich muß mir selber eine höhere und höchste sittliche Idee vorschweben, nach welcher ich den Gegenstand als begehrungs- und verabscheuungswürdig darstelle.

Denn die Sittlichkeit (τὸ ἦθος), zunächst von dem Begriffe der Sitte, d. h. der unter einem Volke herrschenden Gewohnheit ausgehend, drückt das Bewußtsein und ein demgemäßes praktisches Verhalten von dem freien Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen aus, und kann wegen der Bestimmung von frei mithin nur dem Menschen zukommen.

Außer dem rein physischen Gefühle, das aber durch das sittliche gar sehr bestimmt und modificirt wird, ist es daher hauptsächlich dieses letztere, nach welchem die eben nicht blos materiellen Eindrücke ihre Wirkungen verschiedentlich üben, und ich werde also meine Absicht, auf die Willensthätigkeit Andrer einzuwirken, nicht erreichen, wenn ich diese ihre sittliche Beschaffenheit nicht kenne oder nicht berücksichtige.

Eben so wenig kann aber eine solche sittliche Bewegung erzielt werden, wenn der Gegenstand nicht selbst als insofern sittliche Wirkungen von ihm ausgehen, dargestellt wird; oder mit andern Worten: wenn er nicht selbst als mit bestimmter sittlicher Natur und mit einem solchen Charakter begabt aufgezeigt wird: — was daher am leichtesten geschieht, wenn er ein persönlicher ist oder doch durch die Darstellung zu einem solchen gemacht wird.

Beides aber, sowohl die Berücksichtigung der sittlichen Beschaffenheit der Zuhörer oder Leser als auch die Darstellung des Gegenstandes als eines sittlich-charakteristischen setzt voraus, daß ich ihn mir nicht nur überhaupt in seinen unmittelbarsten und nächsten Beziehungen zur Wirklichkeit, sondern auch namentlich in seinen thätigen und

energischen Bezügen zu derselben vorgestellt, beziehungsweise ihn zu einem solchen gemacht habe.

Beide Seiten umfaßt der griechische Begriff des Ethischen (τὸ ἠθικόν), so daß ein λόγος ἠθικός eine Rede ist, die einen Charakter bestimmt und treu darstellt und ihm die seinem Wesen entsprechenden Gesinnungen, Worte und Gedanken leiht und demgemäß auch die sittliche Natur des Hörenden auf irgend eine Weise bewegt (auch oratio morata genannt). Man vergleiche die Hauptstelle im Orator des Cicero, cap. 37, wo er sagt: **Duo sunt, quae bene tractata ab oratore, admirabilem eloquentiam faciant, quorum alterum est, quod Graeci ἠθικὸν vocant, ad naturas et ad mores et ad omnem vitae consuetudinem accomodatum; alterum, quod iidem παθητικὸν nominant, quo perturbantur animi et concitantur, in quo uno regnat oratio. etc.**

Die Griechen hatten wegen dieser Bedeutsamkeit der Charakterschilderung auch eine stehende rhetorische Vorübung (προγύμνασμα) in der sogenannten ἠθοποιΐα oder Charakterdichtung (ἠθοποιΐα ἐστὶ μίμησις ἤθους ὑποκειμένου προσώπου. Aphthonius c. 11.), und auch wir haben vorhin die Charakterschilderung als ein nothwendiges Glied in der stilistischen Bildung gefunden (vgl. II. §. 67 und 68).

Wenn ich aber auf diese Weise nicht nur ethisch, sondern hierdurch auch pathetisch wirken oder das Gefühl des Mangels von einem Guten oder das der Scheu und Furcht vor einem Bösen erwecken und nach diesen Puncten hin den Willen der Andern in Bewegung setzen will, so gehört nothwendig, daß ich selbst eine höhere sittliche Einsicht und einen höheren sittlichen Willen haben muß als jene. Und da der höchste Begriff oder die Idee der Sittlichkeit lediglich in dem Bewußtsein und einem demgemäßen praktischen Verhalten von der freien Unterordnung unserer besonderen Interessen unter das höchste Allgemeine oder unter Gott als Geist; mit einem Worte, da die Idee der Sittlichkeit nur in der christlichen Idee vollkommen ist, so kann ich mithin auch in Wahrheit vollkommen pathetisch nur darstellen und wirken, wenn ich selbst von ihr durchdrungen bin, und sie ebensowol erkenne und ihr gemäß zu leben den aufrichtigen Willen habe; nur von ihr aus kann mithin auch die wahre Begeisterung kommen. Denn wenn Sittlichkeit überhaupt das freie Unterordnen und ein in Gesinnung, Wort und That übergegangenes derartiges Verhalten eines Menschen unter eine Allgemeinheit ist, so muß die Idee der Sittlichkeit darin liegen, daß diese Allgemeinheit nicht eine irgend beschränkte, sondern die wahre universelle oder geistige Allgemeinheit ist, die aber nur in Gott besteht, wie ihn das Christenthum faßt. Nur das Bewußtsein aber, daß ich nicht für meine einseitigen und partikulären Interessen spreche, sondern für ein Gut, das für alle meine Volksgenossen, noch weiter für die ganze Menschheit ein Gut ist, und in welchem also das sittliche Verlangen aller zusammentrifft: nur ein solches erfüllt mich auch mit dem Geist der wahren Sittlichkeit und gibt mir die wahre Begeisterung, die, wie wir nun überall gesehen haben, wenn sie zugleich mit der individuellen Kenntniß von dem Gegen-

stande zusammentrifft, nach Stoff und Form und eben so auch in Hinsicht auf Prägnanz der Darstellung productiv förderlich ist.

Da nun aber die Menschheit nur allmählig zur richtigen Erfassung der Idee der Sittlichkeit gelangt, so muß freilich eine relative Vollkommenheit der pathetischen Darstellung eingeräumt werden, der aber nichts desto weniger die absolute als letztes Ziel immer entgegensteht.

Wenn aber eine solche Darstellung, selbst unter diesem relativen Maße gefaßt, der Aufrichtigkeit des sittlichen Strebens ermangelt, dann muß sie sich nothwendiger Weise selbst widersprechen und in jene Hohlheit verfallen, die beinahe alle pathetische Darstellungsweise mit Recht in Verruf gebracht hat.

Es braucht aber wohl kaum besonders ausgesprochen zu werden, daß es diejenige Darstellungsweise ist, die der rhetorischen insbesondere und ganz specifisch zukömmt. Denn sie ist es ja, welche mit höherer sittlicher Einsicht und Wärme als die Andern den Willen derselben für die Verwirklichung oder Verhütung irgend eines bestimmten Gegenstandes bewegen und welche mithin pathetisch sein soll, so daß wir beide Ausdrücke als durchaus gleichbedeutend setzen können.

An jener Klippe aber war es, daß nicht nur die antike Beredtsamkeit zu Grunde ging, sondern daß sie auch in der neueren Zeit aus denselben Ursachen, oder auch, weil sie nur Kanzelberedtsamkeit war und ihr mithin die Individualität des Falles und somit auch die Möglichkeit einer vollkommenen Plasticität abgehen mußte, eine falsche Stellung und einen übeln Nebenbegriff bekam und noch heutigen Tages an sich trägt. Denn so wie die Interessen, für die ich spreche, einseitige sind, so kann ich auch kein wahres Pathos haben, und weil ich es dennoch als Mittel für meine einseitigen Interessen arripire, so muß es nothwendig in Mißverhältniß zu der Bewegung stehen, die die Darstellung hervorbringt. Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so, ist es, wenn ich nur eine allgemeine sittliche Bewegung habe, und mir die Individualität des Gegenstandes abgeht, an dem sie sich insbesondere entzündet, und von dem aus sie in die Aeußerlichkeit der Gestalt übergehen kann, die wir vorhin als nothwendige Bedingung zum echten Pathos gefunden haben.

Daher ist es denn auch gekommen, daß Aristoteles diese ganze Lehre nur auf die Schlechtigkeit der Staaten und Menschen zurückführen konnte, und daß überhaupt die Redekunst im specifischen Sinne bei den Alten über den Begriff der subjectiven Ueberredung nicht hinausging: zu einer objectiven, noch weniger absoluten Begründung der Rhetorik, noch weniger der pathetischen Darstellung konnte sie nicht kommen.

Darin liegt auch ferner die Ursach, warum diese letztere, oder wie sie bei ihnen heißt, die Lehre von der Wirkung auf die Affecte, nicht wo sie eigentlich hingehört, in die Lehre von der Darstellung oder in die Elocution gekommen ist, sondern mit in die von der Composition gezogen oder als besondere Lehre abgehandelt wird. Darin die

Ursache, daß man die Affecte selbst zergliederte und Regeln gab, wie man insbesondere auf diesen oder jenen wirken könne, — was bei unserer Ansicht von der Sache verdächtig oder doch wenigstens unnöthig erscheint, weil ich es nur mit der Erweckung der sittlichen Thatkraft zu thun habe und dieser Punct nur ein einiger im Menschen ist: alle dabei allenfallsig nöthige Besonderheit sich aber durch den concreten Fall von selbst ergibt. Die Künste der besonderen Erweckung der Liebe, des Mitleids, der Furcht ꝛc. erscheinen dagegen wie schlechte Kunststückchen, denen man bei ihrer speciellen Absichtlichkeit die innere Leere der wahren sittlichen Bewegung schon von vornherein ansieht und ohne große Kritik auch gar bald nachweisen kann.

Eher kann man das, was Aristoteles und nach ihm andre Rhetoren von der Bestimmung der Charaktere der Jugend, des Mannesalters, des Greisenalters, der Adeligen (τὸ τῶν εὐγενῶν ἦθος ποῖον), der Reichen, der Gewaltigen und Glücklichen (περὶ τοῦ τῶν δυνατῶν καὶ εὐτυχῶν ἤθους) ꝛc. im zweiten Buche seiner Rhetorik vom zwölften bis siebenzehnten Kapitel gesagt hat, insofern billigen, als der Darstellende dadurch in die sittliche Späre dieser verschiedenen Menschen geführt wird: doch gehört das weitere in eine specielle Rhetorik.

§. 89.

Fortsetzung.

Nicht schwer ist dagegen die Berechtigung, noch mehr die Nothwendigkeit der pathetischen Darstellungsweise, unsern Principien gemäß, aus objectiven Gründen herzuleiten, weil sie nur das im besonderen und vorzugsweise bezwecken kann und soll, was die Sprache überhaupt bezweckt. Denn da das Wort so gut wie die ganze Sprache die Wirklichkeit im Lichte der Idee oder auf die bestimmteste geistige Weise abzuspiegeln und hierdurch ein Mittel der Mittheilung für den subjectiven Geist zu sein berufen und gebildet ist, und ihre höhere Vollkommenheit also nur darin liegen kann, daß einerseits die Wirklichkeit immer erkenntlicher, durchsichtiger und treuer in der Idee gefaßt erscheine; andrerseits diese Idee der des Geistes selbst vollkommen entspreche; die pathetische Darstellung aber eben nichts anders ist als die Sprache in der Seite ihrer Ausbildung, nach der sie die individuelle Welt immer vollkommner, gleichsam als diese selbst in ihrer äußerlichen Gegenständlichkeit und doch in der der Idee des Geistes entsprechenden geistigen Form und Fassung abspiegelt und hierdurch eine sittliche Bewegung in dem Herzen der Menschen zu einer dergemäßen Verwirklichung hervorbringt: so folgt von selbst, daß sie ebenso absolut berechtigt und begründet ist als die Sprache selbst und daß sie aus denselben Gründen als diese selbst hervorgeht und hervorzubringen ist.

Hieraus ergeben sich aber wiederum zwei sehr wichtige Folgerungen.

Obgleich nämlich die verschiedenen Darstellungsweisen, wie wir sie vorhin als Stufen zu der pathetischen gefunden haben, zu gleich bestimmten Zwecken und Gegenständen näher entsprechen und deshalb gewissen prosaischen Gattungen insbesondere eigen sind; und obgleich die pathetische Darstellungsweise der rhetorischen Gattung specifisch zukommt, weil es diese mit der Bewegung des Willens für die Verwirklichung und Nichtverwirklichung eines concreten Falles oder individuellen Gegenstandes zu thun hat, so ist damit nicht gesagt, daß sie dieser Gattung auch ausschließlich zukäme: vielmehr folgt aus jener ihrer absoluten Begründung, daß die andern Gattungen nicht nur so viel von ihr annehmen dürfen als es ihr gattungsmäßiges Wesen nur sonst erlaubt, sondern, daß sie dies auch sollen, und daß dies in ihrer Bestimmung mitgegeben ist. Denn die Prosa überhaupt, die es, wie wir wissen, zu ihrem Wesen hat, die Idee und Wirklichkeit in ihrer Getrenntheit zwar, aber auch zugleich in der durch die freie Subjectivität vermittelten gedankenmäßigen Möglichkeit der Wiedervereinigung der beiden getrennten Seiten darzulegen, hat es also auch als Aufgabe an sich, daß selbst noch innerhalb ihrer Sphäre die getrennten Seiten doch allmählig auch wiederum einander näher erscheinen. Da dies aber nur dadurch zu geschehen vermag, daß die Wirklichkeit einestheils vollkommen von der Idee bewältigt und in Einheit mit ihr gefaßt ist; anderntheils, daß sie nun auch in der That immer lebendiger und individueller in Bezug auf dieselbe dargestellt werde; hierin aber gerade die Aufgabe der rhetorischen Darstellung liegt, so folgt auch, daß auch die andern prosaischen Gattungen, soweit sie nur immer vermögen, — das rhetorische Darstellungselement in sich aufnehmen müssen, in welcher Vorstellung man aber freilich den einseitigen Begriff, den man mit rhetorischer Darstellung gewöhnlich verbindet, ganz fallen lassen muß.

Vielmehr muß man, da einmal hier ein Blick in die Zukunft der sprachlichen Darstellung offen steht, sich vorstellen, wie die pathetische oder rhetorische Darstellung ihrer Idee nach zugleich immer plastischer werden muß, und wie in demselben Maße als die Conflicte zwischen Idee und Wirklichkeit minder schärfere und größere werden, die rhetorische Darstellung sich auch dem Wesen der Poesie mehr nähern wird.

Ohne diese Aussichten hier noch mehr zu erweitern und unsre Hoffnungen mit Beweisgründen zu belegen, erinnern wir nur an die oft ausgesprochene Bemerkung, wie die Gestalt der Prosa durchaus keine zu allen Zeiten stetige ist, und wie sie vielmehr ihr Verhältniß zur Poesie stets verändert, und verweisen auf die bereits vorliegende Erfahrung, wie die Geschichte der prosaischen Gattungen unsre Ansicht auf das vollständigste bestätigt, und wie daher z. B. in unsern Zeiten die historische und didaktische Prosa zusehends immer anschaulicher und pathetischer, unsre Rede immer dichterischer wird, und wie sich dieser poetische Charakter eben sowol auch den vorhergenannten Gattungen einpflanzt, ohne daß dadurch ihr gattungsmäßiger Unterschied

aufgehoben würde. Das lebendigste Beispiel endlich, wie sich die pathetische oder rhetorische Darstellung in unserm Sinne mit der historischen und didaktischen Gattung einerseits und die Prosa überhaupt mit der dramatischen andrerseits berührt, gibt unser Schiller, der deshalb bedeutungsvoll genug an dem Eingang der Bestrebungen steht, von denen unser ganzes Jahrhundert und die Gegenwart insbesondere durchdrungen ist. —

Dies führt uns zur näheren Betrachtung des Gattungsmäßigen, zu dem wir nun in dem folgenden Abschnitte überzugehen haben.

Werfen wir indeß noch die Frage auf, wie es denn nun der Idealstilist zu machen habe, um sich die Fähigkeit der pathetischen Darstellung zu erwerben, so dient zur Antwort: Allerdings ist sie in ihren höheren Graden Folge von natürlicher Anlage, die hauptsächlich darin besteht, daß das Individuum seine Ideale in besonders lebhafter Nähe zu der Wirklichkeit anschaut und beide Seiten für ihn einen hohen Grad der Innigkeit haben, — wie denn auch das poetische Genie specifisch darin besteht, daß es die Wirklichkeit in unmittelbarer Einheit mit dem Idealen anschaut, und diese Anschauungen wiederzugeben sich gedrungen fühlt. Ersetzt aber und erworben kann diese Fähigkeit dagegen werden durch geistvolle Erkenntniß der Welt oder durch individuelle Kenntniß der Wirklichkeit in ihren Bezügen zur Idee des Geistes und durch den aufrichtigen Willen, die Idee der Wirklichkeit einzupflanzen und durch Wort und Gedanken dafür zu wirken. Alle Mittel also, welche zur Stärkung und Erhöhung dieser drei Vermögen dienen, sind mithin auch Mittel zur Erwerbung des pathetischen Darstellungsvermögens so gut wie sie Mittel zur Heuristik und Composition waren. Daher sieht man in unsern Zeiten, in denen eine geistige Erfassung der Welt doch unbestritten zunimmt, auch eine größere Verbreitung des rednerischen und dichterischen Vermögens, — was vorzüglich in Deutschland wahrzunehmen ist, das eine Legion von jungen Dichtern stellen kann.

Wie aber nun ein blos erweiterter oder auch bereits phrastisch ausgearbeiteter Gedankeninhalt die Form der pathetischen Darstellungsweise anzunehmen vermöge: — dies kann auf eine einigermaßen fruchtbare Weise nur an einem concreten Beispiele nachgewiesen werden, und wir würden also unsern vorhin disponirten Gegenstand in dieser Weise formell umgearbeitet als Beispiel aufzuzeigen haben. Allein abgesehen davon, daß dieser Gegenstand noch allgemeiner und daher didaktischer Natur ist, an welchem die echte pathetische Darstellung nur bis auf einen gewissen Grad eine Wahrheit hat; und abgesehen davon, daß sie gewisse Vorbedingungen der Stimmung, der Muße und andrer Begünstigungen macht, die wir jetzt nicht zu erfüllen vermöchten, würde auch der Umfang, den ein solcher Nachweis erfordert, weit über den sonstigen Zweck und den Raum hinausgehen, der uns in dem vorliegenden Werke gesteckt ist. Wir müssen

daher auf die gelungensten Beispiele der pathetischen Darstellung in den verschiedenen Litteraturen unmittelbar verweisen.

Schlüßlich ist denn endlich noch daran zu erinnern, wie nach der Ausführung der Darstellung, mag sie nun blos erweiternd oder phrastisch oder patbetisch sein, noch eine zweite Epanorthose oder eine Verbesserung in Beziehung auf Ausdruck und überhaupt auf die Einzelheiten stattfinden muß, — was aber nicht so viel heißt, daß diese an sich, sondern nur, daß sie in ihrer richtigen Beziehung auf ihre näheren und kleineren Einheiten betrachtet werden sollen. Hier kommt denn vorzüglich die Berücksichtigung auf Wohlklang, Rhythmus und auf die stilistischen Eigenschaften des einzelnen Worts ꝛc., überhaupt alles das in Betracht, worauf wir bereits oben (I. §. 131 und 32) aufmerksam gemacht haben und worauf wir hier lediglich zurückweisen.

Dritter Abschnitt.

Von den Gattungen und Formen des Idealstils.

§. 90.

Einleitung.

Schon in der Dispositionslehre, noch mehr aber in der Lehre von der Darstellung sind wir immer mehr und immer näher auf die durch die Verschiedenheit der Gattungen gebotenen Berücksichtigungen hingewiesen worden, die bei den verschiedenen Aufsätzen des Idealstils zu nehmen sind, und nachdem wir daher aus der Natur und der Idee der Sprache überhaupt und der schriftlichen Darstellung insbesondere, als dem Principe der Idealstillehre, die Gesetze entwickelt und die Beschaffenheit erkennt haben, wie das Elementarische aller Rede sich erzeugen, und wie es gestaltet sein müsse, und ebendaher die Gesetze entwickelt haben, nach welchen sich dasselbe in seiner Einzelheit und Manigfaltigkeit zur Einheit verbinden und formen müsse, um jener Idee zu entsprechen, bleibt uns, weil alle diese sich auf alle Arten von Aufsätzen des Idealstils ohne Unterschied beziehen, nun noch zu untersuchen übrig, inwiefern sie auf die besondern Arten eine besondere oder näher bestimmte Anwendung finden, oder mit andern Worten, inwiefern aus jener Idee der Sprache und der sprachlichen Darstellung auch noch besondere Gesetze für die einzelnen Gattungen fließen.

Dies werden wir aber nur vermögen, wenn wir erkennen, worin einerseits diese gattungsmäßige Verschiedenheit überhaupt besteht und wie sie in der natürlichen Entfaltung des Begriffs und der Idee der Sprache und der sprachlichen Darstellung mit Nothwendigkeit gegeben ist und welches andrerseits diese factisch sich herausgesetzten Gattungen des Idealstils oder diese bestimmten Verschiedenheiten selbst sind. Denn nur einer solcher Gegenüberstellung wird es bedürfen, um auch für jede einzelne Gattung die Gesetze mit derselben Nothwendigkeit herleiten und aufstellen zu können, mit der sie für das Elementarische und für die Verbindungen desselben zu einem stilistischen Ganzen bereits entwickelt und aufgestellt sind.

Und weil wir noch näher das Verhältniß des Besonderen zum Allgemeinen und die energische Zusammenfassung von beiden, so wie es uns als das letzte Princip aller Dinge erscheint, auch insbesondere als das aufgefunden haben, aus dem sich die Entstehung des Wortes und der Sprache so wie der darin liegenden Erscheinungen des Figürlichen und Tropischen; aus dem sich ferner die Gesetze für die allgemeinen Eigenschaften des Worts, für die Heuristik und Composition so wie für die Darstellung im eigentlichen Sinne des Worts mit consequenter Nothwendigkeit zustimmend entwickeln und erklären lassen: so werden wir auch näher die Erscheinung des Gattungsmäßigen aus diesem thätigen Verhältnisse des Besonderen zum Allgemeinen zustimmend zu erklären und die daraus fließenden Gesetze abzuleiten im stande sein müssen, wenn anders das Princip seine vollgültige Wahrheit behaupten soll.

Ohne zu wiederholen, was bereits im dritten Abschnitte des ersten Theils von §. 133—153 über die Gattungen und Formen des Stils überhaupt, namentlich aber im zweiten und dritten Kapitel dieses Abschnitts über die allgemeinen Gesetze, welche aus dem Gattungsmäßigen auf die Stillehre überhaupt hervorgehen, und von den Gesetzen der besonderen Gattungen überhaupt gesagt ist, die weder dem Ideal- noch Realstil insbesondere zukommen, werden wir doch hier einestheils die Erscheinung des Gattungsmäßigen und die Prosagattungen tiefer zu begründen haben, anderntheils aber nun von den einzelnen, dem Idealstil insbesondere zukommenden Gattungen und von den Gesetzen sprechen, die in Beziehung auf ihre Besonderheit beobachtet werden müssen.

Der ganze Abschnitt wird sonach nur in zwei Kapitel mit folgendem Inhalte zerfallen:

1tes Kapitel: von der Erscheinung des Gattungsmäßigen und von den Prosa-Gattungen des Idealstils überhaupt.

2tes Kapitel: von den Prosagattungen des Idealstils im besonderen.

Erstes Kapitel.

Von der Erscheinung des Gattungsmäßigen und von den Prosagattungen des Idealstils überhaupt.

§. 91.

Einleitung.

Um zu erkennen, wie es gekommen ist, daß wir gerade die bestimmten einzelnen Gattungen des Idealstils, wie die Erfahrung sie gibt, haben; zu erkennen, wie sie sich mit Nothwendigkeit aus der Idee des fortschreitenden Geistes und der ihr Wesen immer mehr aus sich heraussetzenden Sprache entsponnen und wie sie sich allmählig in den Unterschieden befestigt haben, mit denen wir sie jetzt bestimmt sehen; noch mehr,

um zu erkennen, welche Gesetze ihrem Gebrauche unterliegen, und wie diese aus der Natur und dem Wesen des Gattungsmäßigen, gegenüber der Idee der Sprache und des Stils, mit Nothwendigkeit hervorgehen, ist es unumgänglich nöthig, das Gattungsmäßige selbst in seiner Natur und seinem Wesen zu erkennen und es aus der Idee der Sprache und des Stils, insbesondere aus dem Principe der Subsumtion des Besondern unter das Allgemeine und der energischen Zusammenfassung von beiden, insofern es sich auf diesen Gegenstand bezieht, abzuleiten und alle Gattungen, die sich durch den sprachlichen Ausdruck herausgesetzt haben, überhaupt, so wie die prosaischen Gattungen insbesondere in ihrem Zusammenhange und gegenseitigem Verhältnisse zu beobachten und uns eine deutliche Vorstellung von dem inneren Connexe zu erwerben, in dem sie zu unserm sprachlichen Principe stehen.

Dies werden wir aber wiederum nur dann vollständig erreichen können, wenn wir das Gattungsmäßige selbst in seiner geschichtlichen Entstehung und in den Gründen, auf denen diese beruht, zu erfassen und seinen Begriff und seine in der Sprachidee enthaltene besondere Idee zu bestimmen suchen.

Da nun aber, wie sich aus dem Folgenden des näheren ergibt, und wir oben schon (I. §. 134—142) gesehen haben, einerseits sprachliche Zustände gefunden werden, bei denen sich noch gar keine gattungsmäßigen Unterschiede wahrnehmen lassen, worauf sich allmählig die drei poetischen Hauptgattungen ohne Gegensatz gegen Prosa und dann erst diese gleichfalls mit drei Hauptgattungen in derselben Allmähligkeit und in der bestimmtesten Analogie zu jenen entwickeln; andrerseits sich aber drei verschiedene Arten des Gattungsmäßigen, die objectiven, die subjectiven und die Formgattungen auseinander heraussetzen: diese beiderseitigen unterschiedlichen Erscheinungen aber in einem inneren zeitlichen Verhältnisse stehen und nur aus der Allmähligkeit der zeitlichen Entwickelung der Sprache und des Stils begriffen werden können, in der sich vornämlich drei Stufen wahrnehmen lassen, die sich nach den drei Hauptbegriffen von Gattungslosigkeit, poetischen Gattungen ohne Gegensatz gegen prosaische und von den prosaischen Gattungen im Gegensatz gegen die poetischen gliedern: so werden wir das Gattungsmäßige erst nach diesen drei geschichtlichen Stufen verfolgen müssen, um zu seinem vollständigen Begriffe und zu seiner Idee zu gelangen und die verschiedenen Prosagattungen, insbesondere aber die des Idealstils in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu erkennen und bestimmen zu können, und dabei einen Seitenblick auf die Lehre von den Gattungen thun, wie sie in den bisherigen rhetorischen und stilistischen Anweisungen beschaffen ist: nach diesem allem aber in dem gegenwärtigen Kapitel handeln:

1) Von dem Zustande der sprachlichen Gattungslosigkeit und von den poetischen Gattungen ohne Gegensatz gegen die prosaischen.
2) Von den prosaischen Gattungen im Gegensatz gegen die poetischen und von ihrem gegenseitigen Verhältnisse und Unterschiede zu- und untereinander.

3) Von dem Begriffe und der Idee des Gattungsmäßigen und wie sich der Idealstil im allgemeinen zu demselben zu verhalten habe; imgleichen wie die bisherige Lehre von den Gattungen beschaffen ist.

§. 92.

Von dem Zustande der sprachlichen Gattungslosigkeit und von den poetischen Gattungen ohne Gegensatz gegen die prosaischen.

Es läßt sich nicht nur ursprünglich bei einem jeden Volksstamme ein Zustand denken, in welchem der eine nicht wesentlich anders schaut, denkt und handelt als der andre, sondern wir werden durch eine Menge von Gründen zur Annahme eines solchen Zustande, auch nöthigend hingewiesen, von denen wir nur den einen anführen wollen, daß, wenn wir von den Culturvölkern absehen, uns die Erfahrung dergleichen in der Wirklichkeit noch zeigt. Genauer hingesehen kann dies auch gar nicht anders sein. Denn solche anfängliche Zustände haben das Eigenthümliche, daß das physische Leben noch so bedeutend vor dem geistigen vorherrscht, — was aber nichts anders heißt, als daß sich noch keine Unterschiede im Bewußtsein und mithin auch in der ganzen Existenz des Menschen eingesetzt haben. Und während daher der eine nach außen hin nicht mehr gilt als der andre gleiche Rechte, Lebensart, Genüsse 2c. hat, keine anderen Zwecke verfolgt und keine andere Thätigkeit übt, wird auch von Geburt und von Sitte sein Empfindungsvermögen auf dieselbe Weise gleichsam gespannt, und die Gegenstände machen deshalb auch keinen nur irgend bemerklichen Unterschied des Eindrucks auf den einen wie auf den andern, d. h. einer schaut, fühlt, denkt und lebt wie der andre.

Da nun aber die Sprache, wie wir wissen, durchaus der Art und Weise entspricht, wie die Eindrücke empfangen werden, und dies bei einfacheren Gemüthszuständen eine noch viel offnere Wahrheit hat als bei späteren complicirteren, so folgt von selbst, daß auch der sprachliche Ausdruck unter sogedachten Stamm- und Volksgenossen durchaus ohne innere Unterschiede und also bei dem einen wesentlich nicht anders als bei dem andern sein wird. Und zwar wird eine solche Gleichheit stattfinden sowol in Hinsicht auf das, was ausgedrückt wird als auf die Art, wie es ausgedrückt wird, das heißt, die Gleichheit des sprachlichen Ausdrucks wird ebensowol eine objective als eine subjective sein. Denn der eine hat, gesetztermaßen, keine andern gegenständlichen Eindrücke als der andre; die er aber mit den andern gemeinschaftlich hat, machen keinen verschiedenen Eindruck auf ihn als auf den andern.

Dies ist der Zustand der Gattungslosigkeit in der Sprache, der mithin eine vollkommne Gleichheit der Anschauungs- und Gefühlsweise der zu einem Stamme oder Volke verbundenen Genossen voraussetzt und deren negativer Ausdruck er ist. Auch läßt

sich dabei schon wahrnehmen, daß diese Unterschieds- oder Gattungslosigkeit ebensowol eine objective als eine subjective ist.

Wenn nun ein solches Volk durch die geographische Lage seiner Wohnsitze sehr von andern abgeschlossen ist oder nicht durch andre zufällige Umstände in Berührung mit andern kommt und hierdurch zu veränderter Thätigkeit und Lebensweise fortgeführt wird, so vermag es Jahrhunderte und Jahrtausende auf dieser Stufe der Gleichheit stehen zu bleiben, ohne seinen Lebensinhalt zu vermehren, seine Sitte zu verändern xc. und somit wird auch seine Sprache keine bemerkliche Veränderuug erleiden und lediglich in diesem Zustande der Gattungslosigkeit verharren. Die nomadischen Völker belegen diese Behauptungen auf das hinlänglichste.

Wenn dagegen ein Volk durch seine geographische Lage oder durch physische oder sittliche Bedürfnisse oder durch außer ihm liegende Zustände angeregt wird, zu anderweiten Thätigkeiten als den blos familienmäßigen fortzuschreiten, und namentlich wenn es in Conflicte mit andern Völkern kommt, dann erst tritt es aus diesem absoluten Mangel alles Unterschieds heraus und die Möglichkeit zu einer sprachlichen Gattungsverschiedenheit ist gegeben.

Ein solcher Fortschritt muß indeß auch schon durch eine innere Thätigkeit eines Volks vermittelt und vorbereitet sein, die durchaus von äußeren Anläßen unabhängig ist.

So wenig nämlich auch bei dem Einzelnen ein Unterschied zwischen ihm und der Gesammtheit seiner Volksgenossen dem Bewußtsein nach vorhanden ist und so wenig er sich ihnen gegenüber als etwas selbständiges weiß, ähnlich wie auch das Kind nicht im stande ist, sich ohne seine Eltern und Geschwister zu denken, so zeigt sich doch fast bei allen Völkern ein mehr oder minder dunkeles Unterscheiden der sichtbaren Besonderheit oder mit einem Worte der Welt von einer höheren und unsichtbaren Allgemeinheit oder von Gott, wenngleich die Abstractionskraft noch so schwach ist, daß diese Allgemeinheit wieder nur unter einer sinnlichen Besonderheit repräsentirt gedacht wird.

So wie aber ein Wort nur entstand, wenn ein Gegenstand oder eine Besonderheit von einem empfindenden Subjecte als der Allgemeinheit verschieden zwar, dennoch aber zuletzt in Einheit mit ihm gefaßt wurde; überhaupt also, so wie Sprache sich zeigte, wenn sich der Gegensatz zwischen Besonderheit und Allgemeinheit hervorthat, dennoch aber durch die energische Thätigkeit des Subjects wieder aufgehoben wurde: eben so zeigt sich jetzt, wo der erste allgemeine Unterschied zwischen der sichtbaren Besonderheit und der unsichtbaren Allgemeinheit im Menschen gemacht und zugleich auf gewisse Weise wieder gelös't wird, das heißt, wo zuerst ein religiöses Bewußtsein erwacht, auch die Spur eines sprachlichen Unterschieds, den wir eben den gattungsmäßigen nennen, auf folgende Weise:

Indem nämlich ein solches religiöses Gefühl oder Bewußtsein schon viel leichter als blos einzelne Eindrücke des Natürlichen bei dem einen stärker als bei dem andern ist und

in wird, und dies die Folge hat, daß einige der Volksgenossen **vorzugsweise** das aussprechen, was zu diesen religiösen Vorstellungen gehört, und daß vielleicht ein besonderer Stand, der Priesterstand, für Verwaltung der erwachten religiösen Bedürfnisse sich bildet und absondert, so hat dies wiederum die nothwendige Folge, daß sich ein etwas erhöhterer sprachlicher Ausdruck, dem gegenüber bildet, der bisher üblich war und innerhalb dessen die gewöhnliche Mittheilung durch Sprache vor sich geht. Erhöhter aber ist er, weil er geistiger ist, und geistiger, weil er das Besondere in viel allgemeinerer Weise oder in viel höherem Bezuge faßt. Und denken wir uns, wie dies den nothwendigen Einfluß auf die zu einem solchen Gebrauche unterliegende Sprache hat, daß viele Wörter dann auch einen geistigeren Sinn bekommen; daß vielleicht auch neue hinzugebildet werden; auch gewisse grammatische Formen und syntaktische Wendungen vorzugsweise dabei in Anwendung kommen; daß vorzugsweise tropische und allerlei bildliche Ausdrücke nöthig werden, und daß solcherlei Art aneinandergereihete Gedanken dann eben so nothwendig einen höheren Wohllaut und einen lebendigeren Rhythmus in sich haben müssen als die gewöhnliche Sprachweise, so ist es keine Frage, daß sich hierdurch eine von dieser unterschiedliche Ausdrucksweise festsetzen muß, der man die Bezeichnung des **Gattungsmäßigen** deshalb nicht versagen kann, weil man Gattung alles das nennt, was durch eine besondere Art seines Seins näher verbunden und in dieser Verbindung zeughaft oder productiv insofern ist, als die Einheit des Verbundenen etwas neu entstandenes ist, das vorher eben noch nicht so da war. Dies sagt wenigstens der Wortbegriff aus, der die Bedeutung von **Verbindung** und **Erzeugung** in sich schließt. Denn gatten heißt ursprünglich verbinden und von der geschlechtlichen Verbindung aus erzeugen, ähnlich wie γένος und genus Geschlecht und Art von γίγνεσθαι, gignere herkömmt.

So unleugbar aber in der Entstehung einer solchen verschiedenen Ausdrucksweise der Anfang und der Uebergang zu der Entstehung dessen gemacht wird, was man das Gattungsmäßige in der Sprache nennt, so kann man sie, genauer betrachtet, doch noch nicht vollkommen eine eigentliche Gattung nennen.

Denn wenn auch, — was vorzüglich dazu gehört — der Inhalt dessen, was zu dieser höheren Anschauungsweise gehört, **schriftlich** gefaßt und festgehalten wird, und dieser ungefähr das umfassen würde, was wir die **mythische** Poesie eines Volkes nennen; und wenn eine solche schriftliche Abfassung vorzüglich von einem Stande von Priestern herrührt, der sich vielleicht auf eine Besonderheit der Abstammung gründet, so daß die sprachliche Verschiedenheit auch noch eine dialektische Grundlage hat, allerdings einen Unterschied zwischen vulgairer und zwischen geistiger Ausdrucksweise begründet, so ist die letztere von der ersteren doch nur dem **Grade** nach, keineswegs aber dem **Gegenstande** und eben so wenig selbst der **Vorstellungsmäßigkeit** oder der **Darstellung im engeren Sinne** nach verschieden.

Denn dem Gegenstande nach kann in die mythische Poesie nichts anders sein und

geben als das religiöse Bewußtsein des ganzen Volks, und dieses Bewußtsein ist selbst nichts anders als das Product seines gesammten geistigen Lebens, an welchem der Antheil des einzelnen durchaus nicht geschieden werden kann, — ähnlich wie etwa noch bei uns die Entstehung eines Gerüchtes seinem ganzen Inhalte nach meistens nicht von einer einzelnen bestimmten Person erdacht wird und herrührt, sondern bei einer möglichen Zergliederung sich als das Product aller derer erzeigt, durch deren Mund es gegangen ist. —

Und beinahe eben so ist es auch mit der Form der Darstellung. Denn auch die Vorstellungsmäßigkeit, unter der der übersinnliche Inhalt gefaßt ist, ist der Hauptsache nach das Product der fantaseilichen Vorstellung des ganzen Volks und nicht des Einzelnen und etwa der Art und Weise, wie er sich denselben in Beziehung auf Sinnlichkeit und Wirklichkeit vorgestellt hätte, — wie denn in solchen Zeiten überhaupt nicht an eine solche subjective Trennung von Inhalt und Form zu denken ist, wie sie in späteren Zeiten vorkommt.

Aller Unterschied führt sich mithin in objectiver und subjectiver Beziehung auf etwas Graduelles zurück und auf eine gewisse Arbeit und Kunst der Sammlung und Verbindung, die allerdings wol eine gattungsmäßige Verschiedenheit vorbereitet und an dieselbe streift, diese doch aber im vollen Sinne des Worts deshalb noch nicht ist, weil der Begriff der eigentlichen Erzeugung eines Besonderen oder Neuen fehlt gegen das, was im allgemeinen schon vorhanden ist.

Aehnlich zwar, aber doch schon bedeutend modificirt, und einem solchen Unterschiede des Besonderen gegen ein Allgemeines in Hinsicht auf Erzeugung des Inhalts und der Vorstellungsmäßigkeit zugeneigt, und mithin auch dem Begriffe der gattungsmäßigen Verschiedenheit näher kommend, ist dagegen die sprachliche Ausdrucksweise, die die Thaten eines Volkes mit den feindseligen Mächten der Natur oder im Conflicte mit andern Völkern zum Inhalte hat; — eines Volkes also, das zu der oben bezeichneten Stufe der Thätigkeit fortgerissen wird, die über die blos familienmäßige hinausgeht und die seinen Lebensinhalt vermehrt.

Solche heroische Thaten, denn diese sind offenbar hier gemeint, haben nämlich zwar das ähnliche mit der Bildung des religiösen Bewußtseins, — wenn man diese eine That des Volks nennen darf und will, — daß auch sie die Bewegung kund geben, in der sich der Geist desselben eine Gestalt gibt, und daß auch sie ein Product der Gesammtheit, wenn auch nicht eines ganzen Volkes, so doch wenigstens eines oder einiger besonderer Stämme desselben sind. Allein sie unterscheiden sich auch sehr wesentlich von der Bildungsthat des religiösen Bewußtseyns und der religiösen Vorstellungen, daß sie den Volksgeist schon in realer Gestaltung zeigen, und daß bei ihnen der Einzelne, — der Heros — zwar nicht im Unterschiede aber doch als hervorragende Persönlichkeit über die anderweite Volksmasse auftritt, die zum bloßen Substrat und zur füllenden

Unterlage für jene Thaten herabsinkt. Die Geltung des Einzelnen als solchen ist hiermit nicht nur blos angedeutet, sondern sie tritt wirklich schon hervor, wenn gleich nicht in dem Sinne, daß er etwas anders wollte als die Masse, und daß diese nicht bei seinem Thun zugleich mitwirkend gedacht werden müßte, vielmehr nur als deren culminirender Repräsentant.

Der Ausdruck solcher heroischen Thaten durch die Sprache gibt die epische Poesie, mit der näheren Bestimmung, daß diese lediglich Volksepos ist, d. h. daß sie heroische Thaten zu ihrem Inhalte hat, die für das gesammte Volk oder den Volksstamm von wesentlichem idealem und realem Interesse sind, und also nicht nur erfolgreiche Wirkungen überhaupt gehabt haben, sondern auch in dem dem Volke entsprechenden religiösem und sittlichem Geiste ausgeführt sind.

Vergleichen wir aber dieses Volksepos mit der mythischen Poesie, so hat es zwar allerdings mit dieser das gemeinschaftlich, daß es keinen andern Inhalt hat, als bei dem das Volk selbst productiv mit betheiligt ist, und daß es auch keine andre Vorstellungsmäßigkeit hat, als die ihm nicht nur vollkommen entspricht, sondern bei der es gleichfalls productiv mit betheiligt ist (denn die heroische Sage entsteht wie der Mythus durch Mitwirkung der Fantasie aller); es gleicht ihr endlich auch darin, daß es ein allgemeiner höherer Ausdruck des Volksgeistes ist, und daß ihm der des gewöhnlichen Lebens als ein indeß nur graduell verschiedener gegenübersteht: dennoch aber unterscheidet es sich von ihr dadurch sehr wesentlich, daß, während die mythische Poesie das Wirkliche und Unwirkliche oder Sinnliche und Geistige noch in völliger Vermischung und das Volksbewußtsein noch in völliger Versenkung in sich selbst darstellt, die heroische Poesie das Unwirkliche oder Göttliche als die bewegenden Ursachen des Wirklichen und die Volksthätigkeit als Gegenstand und Inhalt auffaßt und darstellt. Für den noch ganz in sich versenkten Menschen gibt es nur eine Gegenwart: jetzt schaut sich das Volk schon als etwas in der Vergangenheit wirklich Gewordenes an. Der noch ganz in sich versenkte Mensch ist ferner mit den Gegenständen noch ganz eins, und vermag sich selbst als Bestehendes noch nicht im Unterschiede der Gegenstände, mit einem Worte noch nicht als Ich gegenüber von Andern zu fassen: jetzt aber faßt sich wenigstens das Volk als ein solches Ich, andern Volks-Ichs gegenüber.

Dieses Fassen des zeitlichen und örtlichen oder gegenständlichen Unterschiedes hat aber für die Darstellung den merkwürdigen Einfluß, daß der Darstellende sich als den Ausgangspunct oder als den terminus a quo nimmt, von dem er auf einen terminus ad quem hinbezieht. Denn der Zeit nach ist nun erst der Unterschied zwischen der Gegenwart des Darstellenden und zwischen der Zeit des Inhalts des Dargestellten vorhanden, die für ihn nun erst eine vergangene wird und ist, und dem Gegenstande nach ist nun erst der Unterschied zwischen ihm als einer Existenz und zwischen dem Inhalte als andere Existenzen vorhanden, die in einen allgemeinen Bezug gesetzt sind. Diese

durch Sprache ausgedrückte allgemeine Beziehung zwischen mir als dem Sprechenden oder Darstellenden überhaupt zu dem Inhalte des Gesprochenen und Dargestellten als etwas außer mir Existirenden ist aber nichts anders als die Kategorie der dritten grammatischen Person. Ein solches Verhältniß ist aber ein bestimmtes Anschauungsverhältniß des Darstellenden zum Gegenstande, das nicht nur eine Menge von bestimmten, vorhin näher aufgeführten Veränderungen auf die Sprache und sprachliche Darstellung hervorbringt, sondern das auch einen Unterschied der Anschauung der Dinge der gegenüber begründet, die im gewöhnlichen Leben bei den noch ganz in sich versenkten Volksgenossen herrscht, — als welche wenigstens die Masse des Volks seinen Heroen gegenüber erscheint, und hiermit erst tritt das nähere und specifische Merkmal dessen ein, was einen Gattungsunterschied in Sprache und Schrift oder in der Darstellung überhaupt begründen kann. Denn nun erst ist eine besondere Art des Anschaun's durch den Inbegriff alles dessen, was zu ihr gehört, ein- und aufgetreten und hat sich so als etwas productiv neues gegen eine in einem Volke herrschende, gänzlich unterschiedslose Geltung verschafft. Und wenn daher die mythische Poesie den gattungsmäßigen Unterschied allerdings vorbereitet, so tritt er vollständig erst hier ein, — womit indeß immer noch nicht gesagt ist, daß ein Unterschied zwischen der Anschauungsweise des Einzelnen als solchen und zwischen der volksmäßigen Allgemeinheit vorhanden wäre.

§. 93.

Fortsetzung.

Der ganze Unterschied, der sich durch die mythische Poesie und durch das Volksepos gegen die gewöhnliche Ausdrucksweise herausgesetzt hat, besteht nach allem diesem darin, daß die beiden ersteren den allgemeinen oder geistigen Inhalt der Volksthätigkeit in sich fassen, während die letztere es nur mit den besonderen Zuständen und Thätigkeiten der Einzelnen zu thun hat; jene sind daher idealerer, diese ist realeren Inhalts, so jedoch, daß der Unterschied noch nicht ein entschieden gattungsmäßiger, sondern blos ein graduell verschiedener ist, indem der gewöhnliche Ausdruck seines idealen Antheils eben so wenig ganz beraubt ist, als die Poesie des realen Antheils an dem Lebensinhalte des Volks entbehrt, und daß nur die Abstufung stattfindet, daß allerdings das Volksepos selbst, der mythischen Poesie gegenüber, realeren Inhalts ist, — weshalb es auch allerdings dem Begriffe des gattungsmäßigen Unterschiedes näher kommt.

Je mehr sich aber bei dem Fortgange eines Volkes zur Cultur die Thätigkeiten individualisiren, je mehr individualisiren sich auch die Sphären der Empfindung, der Wünsche, Freuden und Leiden ꝛc. ꝛc., und hierdurch erwacht allmählig das Bewußtsein des Menschen als eines einzelnen Wesens im Unterschiede von den andern seiner Volks-

genossen so wol als der noch entfernter stehenden Mitmenschen; mit einem Worte, es erwacht das Bewußtsein seiner Subjectivität oder seiner subjectiven Freiheit. In dieser bezieht er die Erscheinungen und Dinge immer mehr auf sich und schaut diese mithin auch auf eine nur ihm eigene Weise an und gewinnt dadurch einen eigenen, zunächst nur innerlichen Inhalt in der Art der Wirkung der Gegenstände auf seine Empfindung und in dieser seiner eigenthümlichen Anschauung der Welt. Er als Subject stellt sich als Object in die Mitte der Erscheinungen, in welchem sich diese spiegeln; er schaut sie nur, insofern sie einen Bezug und eine Wirkung auf ihn haben und zieht auf diese Weise die ganze Welt, so weit er sie erkennen mag, in sich hinein, und ist sich mithin einziger Gegenstand, insofern er nämlich alle andern nur insoweit anerkennt, als sie sich in ihm spiegeln und hierdurch in Einheit mit ihm zusammengehen. Der Ausdruck einer solchen inneren Anschauung ist nichts anders als die lyrische Poesie, in der also das Grundverhältniß der ihr zu Grunde liegenden Anschauung ist, daß der Darstellende mit dem Inhalte der Darstellung zusammenfällt, — was, abstract genommen, das Verhältniß der ersten grammatischen Person gibt. Hiermit ist aber gesetzt, daß der auszudrückende Inhalt sowol als die Form, durch welche er zum Ausdruck kommt, das Product eines Einzelnen als solchen, oder im Unterschiede gegen die gesammten Andern ist. Indem aber eine solche wesentlich verschiedene Grundanschauung auch in dem Material der Darstellung der Sprache eine Menge von Verschiedenheiten nach allen den Seiten, wodurch sie äußerlich wird, hervorbringen muß, so wird der Inbegriff aller dieser sprachlichen Verschiedenheiten, als etwas gegen die epische Gattung neu Gewordenes, auch eine neue Gattung nothwendig constituiren, die eben die lyrische Poesie ist.

Hierbei ist freilich zu merken, daß, so wie der Unterschied von Subject und Object überhaupt nur etwas Relatives ist, auch der Begriff der lyrischen Gattung sehr relativ nach der Beziehung hin ist, wie weit und wie tief ich das Bewußtsein von dem Unterschiede des Einen von dem Andern nehme und worauf ich denselben zurückbeziehe.

Erstlich würde die lyrische Poesie gar kein Interesse haben, wenn das subjective Gefühl, das der Einzelne darstellt, dem subjectiven Gefühle von hunderten und tausenden nicht entspräche, so daß diese dasselbe, nur aber vielleicht nicht in der sinnlichen Lebendigkeit und Intensität gehabt haben, um von demselben zum Ausdrucke durch Sprache geleitet zu werden, oder daß es ihnen nicht gelungen ist, ihr Gefühl auf die Weise wiederum zu objectiviren als es einem gewissen Einzelnen gelungen ist. Und insofern kann ich also der lyrischen Poesie auch wiederum Objectivität nicht nur zuschreiben, sondern sie vom ästhetischen Standpuncte aus auch geradezu von ihr fordern.

Zweitens aber kömmt es ja gar sehr darauf an, von welchem Umfange der Unterschied ist, der zwischen dem Gefühl des Einen und des Andern stattfindet und bis zu welcher Tiefe er hinabgeht, — beides nach dem Maße der in dem Begriff des Geistes liegenden Möglichkeit gerechnet. Dem Umfange nach, ob in dem Bewußtsein des Ein-

zelnen wirklich der Gegensatz gegen die gesammte übrige Menschheit vorhanden ist und ob er sich also frei gegen dieselbe fühlt; der Tiefe nach, ob er auch wirklich und in welchem Grade er das Bewußtsein seiner Einzelnheit als eines Wesens hat, das sich in seiner geistigen Freiheit der ganzen übrigen Welt entgegenzusetzen vermag. Und hiernach läßt sich ermessen, inwiefern der lyrischen Poesie eines Einzelnen oder eines Volkes der gattungsmäßige Unterschied und Charakter des Lyrischen mehr oder weniger zukommt. So hat z. B. die gesammte griechische Lyrik, gegen die gesammte deutsche gehalten, jenen Charakter nur in sehr geringem Grade, weil es dem Griechen in seiner classischen Zeit nie gelingen konnte, sich in der Vereinzelung zu schauen, wie es dem Germanen und Christen möglich war, dessen religiöses Bewußtsein auf dieser Basis ruht, — daher denn die griechische Lyrik auch durchaus noch einen natürlichen oder nicht durch das Bewußtsein und die subjective Freiheit vermittelten objectiven Charakter hat. So hat die ritterliche deutsche Lyrik oder das Minnelied, gegen das Volkslied des 15ten und 16ten Jahrhunderts, und dieses wieder gegen die Lyrik des 17ten und 18ten gehalten, einen durchaus natürlich-objectiven Charakter. Und eben so schreiben wir der Göthe'schen Lyrik Objectivität mit Recht zu, obgleich diese nicht mehr eine blos natürliche, sondern durch seine subjective Freiheit wahrhaft vermittelt, und daher zugleich kunstmäßig ist.

Von allen diesen relativen Unterschieden müssen wir natürlich hier absehen und uns begnügen, die betreffende gattungsmäßige Erscheinung nur in ihrer allgemeinen Wahrheit aufzuzeigen.

Haben wir aber in der epischen Poesie den dargestellten Gegenstand ohne innere Beziehung auf den Darstellenden oder in Abstraction von demselben; in der lyrischen dagegen den Darstellenden in Abstraction von den Gegenständen gefunden, indem er sich selbst Inhalt und Gegenstand ist, so muß nun, bei gesetztem geistigen Fortschritt, unausbleiblich und mit der nothwendigsten Folge allmählig eine Grundanschauung eintreten, in welcher das Object in seiner Gegenwirkung gegen das Subject erscheint. Denn in der lyrischen Anschauung hat das Subject das Object in sich hineingezogen und sich an demselbem gleichsam nur hypostasirt. Diese Hypostase ist aber nur ein innerlicher Vorgang für dasselbe und es hat die Gegenstände selbst in ihrer Wirklichkeit unberührt und unverändert gelassen. So wie wir es aber in dem Wesen des menschliches Geistes begründet gefunden haben, daß er von dem blos Inneren zum Aeußeren, von der bloßen Idee zur Verwirklichung desselben nothwendig fortschreitet, weil er ohne diese nicht zu seiner Befriedigung gelangt, so fängt er nun auch an, jenes Insichhineinziehen der Gegenstände dadurch wirklich machen zu wollen, daß er sie seiner Anschauung gemäß bilden und formen und auf diese Weise über sie herrschen will. Hier erfährt er nun aber, insofern auch diese Subjecte und mit Freiheit begabte Wesen sind, einen nothwendigen Widerstand und so entsteht ein gegenseitiges Widerspiel und Widerstreben von energischen Subjectivitäten, die sich also gegenseitig Subject und Object sind. Hierzu gehört aber

daß die einander entgegenstehenden Personen nicht nur eine sittliche Berechtigung ihres verschiedenen Sprechens, Wollens und Handelns haben, — ohne was man sich mit Verachtung oder Abscheu von ihnen wegwenden würde, sondern auch daß diese Acte als Motive ihrer sittlichen Anschauung erscheinen und endlich, daß sie in der unmittelbaren Nähe ihrer Persönlichkeiten diese gegenseitigen Acte aneinander entzünden und ablaufen lassen, weil sich sonst die subjectiven Beweggründe in ihrer Succession und zugleich in ihrer drastischen Lebendigkeit und Sinnlichkeit nicht enthüllen könnten. Mit einem Worte, die Personen müssen in den in die Wirklichkeit eingreifenden Conflicten ihres sittlichen Wollens und den dadurch hervorgehenden Handlungen angeschaut werden, und diejenige sprachliche Darstellung, der ein auf einer solchen Anschauung ruhender Inhalt zu Grunde liegt, ist die dramatische Poesie. Diese hat also eine nothwendige innere Verwandtschaft mit der epischen, deren Gegenstand gleichfalls bedeutsame Handlungen sittlich oder geistig hervorragender Persönlichkeiten sind, — welche Handlungen wiederum einen Kampf und Conflict voraussetzen. Allein der große Unterschied liegt darin, daß bei der epischen Poesie dieser Conflict ein rein äußerlicher, bei der dramatischen dagegen ein durch die verschiedene sittliche Anschauung, also ein durch die subjective Freiheit der Helden vermittelter und motivirter ist, — was aber wiederum zur Folge hat, daß die Handlungen in der Succession ihrer unmittelbaren Gegenwart vorgehend dargestellt werden müssen; die Darstellung also sich soweit objectivirt und in die Plasticität der Aeußerlichkeit herausgesetzt hat, daß die Beziehung des Inhalts auf den Darstellenden ganz ausfällt, oder vielmehr, daß er durch seine Vermittelung ganz äußerlich geworden ist. Eine Grundanschauung aber, deren Inhalt durch Vermittelung ein rein äußerlicher und zugleich vollkommen persönlich handelnder geworden ist, drückt nichts anders als das Verhältniß der zweiten grammatischen Person aus, deren Wesen eben darin liegt, daß der Inhalt des Dargestellten außerhalb des Darstellenden fällt, aber dennoch nur durch diesen vermittelt und ausgesagt wird.

Indem nun der Inbegriff der aus dieser Anschauung auf Sprache und Darstellung fließenden Besonderheiten wiederum etwas productiv Neues im Gegensatz der epischen und lyrischen Anschauung ist, construirt sich der Unterschied der dramatischen Gattung. Und weil zugleich kein neues Verhältniß zwischen Object und Subject oder zwischen Inhalt und Darstellung denkbar möglich ist, so kann es auch keine neue Gattung geben, die mit den drei vorigen auf gleicher Stufe stünde: vielmehr sind alle sonst noch vorkommenden nichts als Individualisationen oder Mischungen jener, die wir deßhalb die Grundgattungen nennen müssen.

Denn mit der dramatischen Poesie sind wir wieder auf den Anfangspunct zurückgekommen, in welchem Subject und Object oder Darstellung und Inhalt noch unterschiedslos ineinanderlag, d. h. in welchem hinsichts der Producirung des einen und des andern noch kein Unterschied zwischen dem Einzelnen und der Gesammtheit der Volksgenossen

gesetzt war. Nachdem aber in der epischen Poesie das Object, in der lyrischen das Subject für sich allein herausgetreten ist, reichen sich beide in der dramatischen wieder die Hand und gehen mit sich zusammen, so aber, daß das, was die Eigenthümlichkeit dieser Gattung ausmacht, dennoch das Product eines einzelnen Geistes im Unterschiede gegen den Geist der andern Volksgenossen ist.

Dieser allgemeine Character der dramatischen Poesie modificirt sich eben so wie die lyrische und auch die epische Gattung nach den verschiedenen Standpuncten, auf welchen ein bestimmtes Volk zur geistigen Entwickelung überhaupt steht, d. h. er ist relativ entweder mehr subjectiv oder objectiv.

§. 94.

Von den prosaischen Gattungen im Gegensatz gegen die poetischen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen und Unterschieden.

Schon in der Erklärung der Entstehung der lyrischen Poesie, noch mehr in der Erklärung der durch die verschiedene Innerlichkeit hervorragenden Persönlichkeiten bedingten epischen und der dramatischen Poesie nothwendig inwohnenden Conflicte liegt die Hindeutung auf einen innerhalb eines gedachten und im geistigen Fortschritte begriffenen Volkes eintretenden Zustand, in welchem anfangs einzelne, dann immer mehrere den bis dahin allein giltigen Kreis der sittlichen Anschauung und des sittlichen Lebens durchbrechen, — was sich gar bald durch bestimmte Erscheinungen in dem Reiche der Idee sowol als in dem realen Thun desselben näher kund gibt. Denn sobald in der lyrischen Poesie die inneren Bewegungen Gegenstand der Darstellung geworden sind und sobald der der dramatischen nothwendige Conflict eine sich kundgebende Verschiedenheit der sittlichen Anschauung voraussetzt: sobald ist auch gesagt, daß der bisherige sittliche Zustand dem geistigen Bewußtseyn nicht ganz mehr entspricht. Die nothwendige Folge hiervon wird aber sein, daß gerade die mit einem höheren Bewußtsein begabten in eine Opposition gegen Gebräuche, Einrichtungen und Meinungen treten, die darin wurzeln, und daß die minder geistig und sittlich starken hieraus einen Beweg- und Entschuldigungsgrund nehmen, ihren einseitigen Interessen und ihren beschränkteren Zwecken zu huldigen, indem sie den bisherigen sittlichen Halt, der sie davon abhielt, bei Seite werfen und sich doch dabei klüger dünken dürfen als ihre (wie ihnen vorkommt) beschränkteren Vorfahren. Denn wir fanden die Sittlichkeit als den Inbegriff aller der Lebensäußerungen, durch die sich das innerhalb eines Volkes herrschende Bewußtsein von dem richtigen Verhältnisse des Besondern zum Allgemeinen kund gibt, — welches Bewußtsein den Einzelnen auch ohne besondere Ueberlegung abhält, nach einem blos subjectiven Belieben und nach blos ein-

seitigen Interessen zu handeln. Und so lange eben ein solches sittliches Bewußtsein noch Elasticität genug hat: so lange treten auch die Triebe in ihrer Einseitigkeit und bloßen Selbstbeziehung nur selten hervor und ein jeder handelt ohne weitere Anstrengung nur so, wie es jenem Bewußtsein entspricht.

Wenn aber die Idee einer solchen innerhalb eines gewissen Volkes herrschenden Sittlichkeit der Idee des Geistes nicht entspricht, so ist es natürlich, daß wenn nun die geistigen Begriffe sich erweitern und vervollkommneren, die Sittlichkeit angegriffen werden muß, — was sich eben in den besagten Erscheinungen kund gibt.

Macht hiermit allerdings der Fortschritt zu einer höheren Stufe des sittlichen Bewußtseins die Auflösung des früheren unvollkommneren unumgänglich nöthig, so ist hiermit indeß keineswegs gesagt, daß auch die dabei gewöhnlich eintretende sittliche Verschlechterung nothwendig mit gegeben sei: vielmehr ist dies nur eine Zufälligkeit, die sich aber leicht erklären läßt.

Es ist ferner keineswegs gesagt, daß mit der Entstehung und ersten Ausbildung der dramatische Poesie, noch weniger der lyrischen diese Durchbrechung des als gegeben angenommenen sittlichen Zustandes wirklich schon eingetreten sei, sondern daß sie sich nur von fern ankündige: aber es liegt auf der Hand, daß nur noch wenige Schritte in derselben Richtung vorwärts dazu gehören, um sie auch wirklich herbeizuführen.

Wenn dies aber geschieht, und wenn sich also auch in weiteren Kreisen eine solche verschiedene sittliche Anschauung einfindet, so wird hiemit keineswegs der bisherige reale Zustand zum Besseren und Höheren sogleich verändert, sondern er ragt vielmehr noch eine geraume Zeit, immer mehr in sich absterbend, in die Wirklichkeit hinein, und die wirklich allmählig wahrzunehmenden Veränderungen machen sich, der Erfahrung gemäß, leider immer nur als Verschlechterung des sittlichen Zustandes kund. In denen aber, die ein höheres Bewußtsein davon haben, wie derselbe sein, respective werden müßte, entsteht deßhalb nun bestimmter und deutlicher auch das eines Unterschieds und einer Disharmonie zwischen der sittlichen und geistigen Idee, die sie in sich tragen und zwischen der des wirklichen Zustandes ihres Volks, in welchem die Wurzeln ihres leiblichen Daseins liegen, und je mehr ein solches disharmonisches Bewußtsein sich in ihnen ausbildet und gleichsam auswächst, je mehr erfüllen sich die Bedingungen zu dem Zustande, auf welchem die Entstehung der Prosa ruht.

Denken wir uns nämlich ein solches Bewußtsein sich in der Sprache äußernd, und denken wir uns, daß eine so wesentliche Verschiedenheit der Anschauung sowol von der der andern Volksgenossen als von der der Wirklichkeit überhaupt nothwendig alle die productiven Veränderungen auf den sprachlichen Ausdruck nach sich ziehen muß, durch welche sich der Begriff des Gattungsmäßigen erfüllte, so liegt auf der Hand, daß sich nun eine neue sprachliche Gattung bilden mußte, die zunächst und im allgemeinen allen

den vorausgegangenen drei poetischen Grundgattungen entgegensteht, und die wir in diesem Gegensatze allgemein die Prosa nennen.

Denn wenn auch die poetischen Gattungen schon eine gewisse Verschiedenheit von dem anderweiten sprachlichen Ausdrucke in sich tragen, so setzen sie, jede in sich selbst betrachtet, doch immer noch eine einheitliche und zur Unmittelbarkeit zusammengeschlossene Anschauung und Darstellung der Idee und des Wirklichen in sich voraus, die bei der Prosa nun gerade nicht mehr vorhanden ist, und in diesem Unterschiede nennen wir denn diese letztere die sprachliche Darstellung der vor der unmittelbaren Anschauung getrennten Idee und Wirklichkeit im Gegensatz der Poesie, welche die sprachliche Darstellung der vor der unmittelbaren Anschauung einheitlich gefaßten Idee und Wirklichkeit ist.

In diesem ausgesprochenen Wesen der Prosa liegt nun aber gleich wieder ein doppeltes. Insofern nämlich angenommen werden muß, daß diejenigen, welche sich einer solchen Ausdrucksweise bedienen, deshalb auch das Streben haben müssen, durch ihre Darstellung zugleich die Art und Weise auszusprechen, nach der ihnen die jeweilige Verbindung der getrennten Seiten wieder möglich erscheint, — weil das, was ich im Geiste als das Höhere und Bessere erkennen, mich nicht nur zum sprachlichen Ausdruck, sondern auch zur Verwirklichung des Erkannten nach einer inneren Forderung unsrer Natur fortdrängt; und insofern angenommen werden muß, daß es diejenigen sind, die sich in der eindringenden Auflösung der bisherigen sittlichen Anschauung ein höheres Bewußtsein bewahrt haben, so folgt, daß in diesem Wesen der Prosa auch das Streben des Ausdrucks nach der Verbindung der vor der Anschauung getrennten beiden Seiten liegt, — was wir durch den Ausdruck der Idealprosa bezeichnen wollen. Und diese Idealprosa unterscheidet sich daher von der Poesie näher dadurch, daß jene die Vereinigung der getrennten Seiten durch subjective und verstandesmäßige Vermittelung wiederherzustellen sucht, während diese entweder die gedachte Einheit ohne eine solche Vermittelung unmittelbar hat, oder — was freilich noch nicht in der Erscheinung vollständig vorliegt — sie durch eine solche bereits vollbracht hat.

Diejenigen hingegen, die bei einer Auflösung des bisherigen sittlichen Zustandes der Einseitigkeit der blos selbstischen Interessen und der unsittlichen Gemeinheit verfallen, werden die Wirkung auf die Sprache ausüben, daß sie deren idealen Antheil immer mehr exstirpiren, und daß sie sich aus ihr eine Ausdrucksweise bilden, die nach Inhalt und Form durchaus nur ihren blos endlichen oder realen Tendenzen entspricht. Und so wie daher schon vorher der Poesie gegenüber sich eine Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens gestaltete, die, je weiter nach der Entstehung der Prosa hin, immer mehr dadurch in Gegensatz gegen jene trat, daß sie immer realer wurde und sich ihres idealen Antheils entledigte, ohne dies jedoch ganz zu erreichen, so entsteht nun auf der Basis derselben eine sich immer schärfer ausprägende Ausdrucksweise des sogenannten gemeinen Lebens in der kein bemerkbarer idealer Antheil mehr bleibt, die wir im Gegensatz der Ideal-

prosa die Realprosa nennen und die, weil sie nichts anders als die blos realen Beziehungen der Menschen in ihren socialen und geschäftlichen Verhältnissen zu einander ausdrückt, sich auch sogleich als Geschäftsprosa charakterisirt. In ihr ist das erreicht, daß die Wörter zu bloßen Chiffern herabgesetzt erscheinen, und ihr entspricht es, jeden nicht ganz nothwendigen sinnlichen Bestandtheil der Sprache auszustoßen, — wodurch sich freilich der Ausdruck: **verba sicut nummi** rechtfertigt.

Somit erscheint denn die Prosa nicht nur in gattungsmäßigem Unterschiede gegen die poetischen Gattungen in ihrer Gesammtheit, sondern auch sogleich bei ihrem Auftreten in einem solchen Unterschiede von Idealprosa gegen Realprosa.

Wenn aber, wie vorhin gesagt wurde, die Entstehung der Prosa zwar nicht zeitlich mit der der dramatischen Poesie zusammenfällt, so folgt sie ihr doch unmittelbar nach und setzt sie voraus, — daher denn auch in allen Litteraturen die Entstehung von beiden ganz nahe beieinanderliegt.

Der Name Prosa (von **prorsus, a, um**, aus **proversus**, geradeaus gekehrt, schlicht) bezeichnet nur das Entfesseltsein der Rede von der Schranke des Metrums, daher sie im Lateinischen auch geradezu **oratio soluta** im Gegensatz der **oratio devincta** oder **astricta** heißt, — was auch wohl das griechische *καταλογάδην* besagt, indem prosaische Schriften *ἄμετροι λόγοι* oder *τὰ δίχα μέτρου καὶ καταλογάδην γεγραμμένα* genannt werden. Denn was gerade aus geht, ist durch nichts mehr gehindert, und das *καταλογάδην γράφειν* soll wol auch nichts anders als ein Herausnehmen (*καταλέγειν*), nämlich aus den metrischen und rhythmischen Fesseln bedeuten. Diese Benennung, wenn gleich sie nur den äußeren Unterschied zu bezeichnen scheint, drückt dennoch das Wesen der entstehenden Prosa recht gut aus, insofern in diesem das Entschwinden der schwunghaften und harmonischen Bewegung liegt, — was umgekehrt der Poesie in ihrem sprachlichen Ausdrucke eigen ist. Sie büßt aber, selbst als Idealprosa gefaßt, eine solche Bewegung ein, weil sie sich in der ihr zu Grunde liegenden getrennten Anschauung von Idee und Wirklichkeit eine Harmonie in der Gestalt der Symmetrie erst selbst schaffen muß, während sie der Poesie von vornherein, mithin aber auch Metrum und Rhythmus gegeben ist. Und schon daß man dieses beides als Schranke fühlt, ist ein Zeichen von dem eingetretenen prosaischen Bewußtsein.

Uebrigens ist zu bemerken, daß, weil mit der Entstehung der Prosa bei den Griechen der Schriftgebrauch überhaupt erst allgemeiner wurde, schreiben vorzugsweise prosaisch schreiben (*λογογραφεῖν*) hieß, ähnlich wie bei uns Schriftsteller, ganz dem griechischen *συγγραφεύς*, *λογογράφος*, *λόγων συνθέτης* entsprechend, auch vorzugsweise prosaischer Schriftsteller im Gegensatz gegen den eigentlichen Dichter heißt. Und eben so ist zu bemerken, daß der griechische Ausdruck *λόγος πεζός* und der diesem nachgebildete römische von **oratio pedestris** nur die niedere, am Boden sich haltende Schreibart,

den vorausgegangenen drei poetischen Grundgattungen entgegensteht, und die wir in diesem Gegensatze allgemein die Prosa nennen.

Denn wenn auch die poetischen Gattungen schon eine gewisse Verschiedenheit von dem anderweiten sprachlichen Ausdrucke in sich tragen, so setzen sie, jede in sich selbst betrachtet, doch immer noch eine einheitliche und zur Unmittelbarkeit zusammengeschlossene Anschauung und Darstellung der Idee und des Wirklichen in sich voraus, die bei der Prosa nun gerade nicht mehr vorhanden ist, und in diesem Unterschiede nennen wir denn diese letztere die sprachliche Darstellung der vor der unmittelbaren Anschauung getrennten Idee und Wirklichkeit im Gegensatz der Poesie, welche die sprachliche Darstellung der vor der unmittelbaren Anschauung einheitlich gefaßten Idee und Wirklichkeit ist.

In diesem ausgesprochenen Wesen der Prosa liegt nun aber gleich wieder ein doppeltes. Insofern nämlich angenommen werden muß, daß diejenigen, welche sich einer solchen Ausdrucksweise bedienen, deshalb auch das Streben haben müssen, durch ihre Darstellung zugleich die Art und Weise auszusprechen, nach der ihnen die jeweilige Verbindung der getrennten Seiten wieder möglich erscheint, — weil das, was ich im Geiste als das Höhere und Bessere erkennen, mich nicht nur zum sprachlichen Ausdrucke, sondern auch zur Verwirklichung des Erkannten nach einer inneren Forderung unserer Natur fortdrängt; und insofern angenommen werden muß, daß es diejenigen sind, die sich in der eindringenden Auflösung der bisherigen sittlichen Anschauung ein höheres Bewußtsein bewahrt haben, so folgt, daß in diesem Wesen der Prosa auch das Streben des Ausdrucks nach der Verbindung der vor der Anschauung getrennten beiden Seiten liegt, — was wir durch den Ausdruck der Idealprosa bezeichnen wollen. Und diese Idealprosa unterscheidet sich daher von der Poesie näher dadurch, daß jene die Vereinigung der getrennten Seiten durch subjective und verstandesmäßige Vermittelung wieder herzustellen sucht, während diese entweder die gedachte Einheit ohne eine solche Vermittelung unmittelbar hat, oder — was freilich noch nicht in der Erscheinung vollständig vorliegt — sie durch eine solche bereits vollbracht hat.

Diejenigen hingegen, die bei einer Auflösung des bisherigen sittlichen Zustandes der Einseitigkeit der blos selbstischen Interessen und der unsittlichen Gemeinheit verfallen, werden die Wirkung auf die Sprache ausüben, daß sie deren idealen Antheil immer mehr exstirpiren, und daß sie sich aus ihr eine Ausdrucksweise bilden, die nach Inhalt und Form durchaus nur ihren blos endlichen oder realen Tendenzen entspricht. Und so wie daher schon vorher der Poesie gegenüber sich eine Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens gestaltete, die, je weiter nach der Entstehung der Prosa hin, immer mehr dadurch in Gegensatz gegen jene trat, daß sie immer realer wurde und sich ihres idealen Antheils entledigte, ohne dies jedoch ganz zu erreichen, so entsteht nun auf der Basis derselben eine sich immer schärfer ausprägende Ausdrucksweise des sogenannten gemeinen Lebens, in der kein bemerkbarer idealer Antheil mehr bleibt, die wir im Gegensatz der Ideal-

prosa die *Realprosa* nennen und die, weil sie nichts anders als die blos realen Beziehungen der Menschen in ihren socialen und geschäftlichen Verhältnissen zu einander ausdrückt, sich auch sogleich als *Geschäftsprosa* charakterisirt. In ihr ist das erreicht, daß die Wörter zu bloßen Chiffern herabgesetzt erscheinen, und ihr entspricht es, jeden nicht ganz nothwendigen sinnlichen Bestandtheil der Sprache auszustoßen, — wodurch sich freilich der Ausdruck: verba sicut nummi rechtfertigt.

Somit erscheint denn die Prosa nicht nur in gattungsmäßigem Unterschiede gegen die poetischen Gattungen in ihrer Gesammtheit, sondern auch sogleich bei ihrem Auftreten in einem solchen Unterschiede von *Idealprosa* gegen *Realprosa*.

Wenn aber, wie vorhin gesagt wurde, die Entstehung der Prosa zwar nicht zeitlich mit der der dramatischen Poesie zusammenfällt, so folgt sie ihr doch unmittelbar nach und setzt sie voraus, — daher denn auch in allen Litteraturen die Entstehung von beiden ganz nahe beieinanderliegt.

Der Name Prosa (von prorsus, a, um, aus proversus, geradeaus gekehrt, schlicht) bezeichnet nur das Entfesseltsein der Rede von der Schranke des Metrums, daher sie im Lateinischen auch geradezu oratio soluta im Gegensatz der oratio devincta oder astricta heißt, — was auch wohl das griechische καταλογάδην besagt, indem prosaische Schriften ἄμετροι λόγοι oder τὰ δίχα μέτρου καὶ καταλογάδην γεγραμμένα genannt werden. Denn was gerade aus geht, ist durch nichts mehr gehindert, und das καταλογάδην γράφειν soll wol auch nichts anders als ein Herausnehmen (καταλέγειν), nämlich aus den metrischen und rhythmischen Fesseln bedeuten. Diese Benennung, wenn gleich sie nur den äußeren Unterschied zu bezeichnen scheint, drückt dennoch das Wesen der entstehenden Prosa recht gut aus, insofern in diesem das Entschwinden der schwunghaften und harmonischen Bewegung liegt, — was umgekehrt der Poesie in ihrem sprachlichen Ausdrucke eigen ist. Sie büßt aber, selbst als Idealprosa gefaßt, eine solche Bewegung ein, weil sie sich in der ihr zu Grunde liegenden getrennten Anschauung von Idee und Wirklichkeit eine Harmonie in der Gestalt der Symmetrie erst selbst schaffen muß, während sie der Poesie von vornherein, mithin aber auch Metrum und Rhythmus gegeben ist. Und schon daß man dieses beides als Schranke *fühlt*, ist ein Zeichen von dem eingetretenen prosaischen *Bewußtsein*.

Uebrigens ist zu bemerken, daß, weil mit der Entstehung der Prosa bei den Griechen der Schriftgebrauch überhaupt erst allgemeiner wurde, *schreiben* vorzugsweise *prosaisch schreiben* (λογογραφεῖν) hieß, ähnlich wie bei uns *Schriftsteller*, ganz dem griechischen συγγραφεύς, λογογράφος, λόγων συνθέτης entsprechend, auch vorzugsweise *prosaischer* Schriftsteller im Gegensatz gegen den eigentlichen Dichter heißt. Und eben so ist zu bemerken, daß der griechische Ausdruck λόγος πεζός und der diesem nachgebildete römische von oratio pedestris nur die niedere, am Boden sich haltende Schreibart,

also das bezeichnet, was wir Realprosa genannt haben, die aller höheren Beziehungen entleert ist, und die auch ψιλὸς λόγος heißt.

Wenn wir nun aber Stil überhaupt den sprachlichen Ausdruck für die Beziehung des Besonderen zum Allgemeinen oder der Idee zur Wirklichkeit genannt, Prosa dagegen für den sprachlichen Ausdruck der getrennten Anschauung von Idee und Wirklichkeit erklärt haben, so sieht man, daß Stil ein allgemeinerer, Prosa ein engerer Begriff ist, — daher ich auch von Stil bei Gegenständen der Kunst sprechen kann. So wie ich aber von Idealstil oder Idealprosa spreche, so fällt beides mit dem Begriffe von Idealprosa und Realprosa zusammen, und Idealstil so gut wie Idealprosa ist nichts anders als der sprachliche Ausdruck (und der Inbegriff der ihm zugehörigen gattungsmäßigen Unterschiede) für das Streben, die vor der Anschauung getrennte Idee und Wirklichkeit durch subjective Vermittelung wieder zur Einheit zurückzuführen; und Realstil so gut wie Realprosa der sprachliche Ausdruck für die blos endlichen oder realen Beziehungen der Dinge.

Indessen wird man den Ausdruck Ideal- und Realstil vorziehen, wenn man von den betreffenden Verhältnissen im allgemeinen, und dagegen Idealprosa und Realprosa, wenn man von ihnen im besonderen, das heißt mit Beziehung auf vorliegende Schriftwerke selbst redet.

Die Idealprosa ist, für sich betrachtet, wiederum eine doppelte. Entweder nämlich kann ihr Inhalt seinem Wesen nach, und ohne Rücksicht auf die Form- und Darstellungsmäßigkeit, mit der er sich zum Ausdruck bringt, in dem Darstellenden selbst gegeben sein und lediglich aus ihm hervorgebracht werden: oder aber er kann aus dem bestehen, was im Gebiete des Geistes oder der Wirklichkeit bereits zur Erscheinung und zur Aeußerlichkeit geworden ist. Im ersteren Falle ist also ihr Inhalt ein subjectiver, im zweiten ein objectiver, und wir werden die erstere daher auch subjective, die letztere objective Prosa nennen müssen. Und stellen wir diese beiden im Begriffe der Idealprosa enthaltenen Hauptgattungen neben die Realprosa, so bekommen wir also drei Gattungen von Prosa die sich nach den Kategorien der drei gramatischen Personen eben so verhalten wie die drei poetischen Grundgattungen, indem nämlich die objective Prosa der dritten, die subjective der ersten, die Real- oder Geschäftsprosa der zweiten entspricht. Denn wenn der Gegenstand, wie bei der objectiven Prosa, als außerhalb des Darstellenden befindlich ausgedrückt wird, so ist dies das Verhältniß der dritten Person; wenn der Gegenstand, wie bei der subjectiven Prosa, mit dem Darstellenden identisch ist, so ergibt sich das der ersten; und wenn er endlich durch die unmittelbar lebendige Wechselbeziehung mit einem andern als dem Darstellenden, wie bei der Geschäftsprosa der Fall ist, erzeugt und ausgedrückt wird, so ergibt sich das Verhältniß der zweiten Person, die die Scheidung der dritten von der ersten Person voraussetzt und auf der Beziehung von beiden beruht.

Dieselben Verhältnisse wiederholen sich innerhalb der engeren Sphäre der objectiven

Prosa insbesondere, und die Analogie mit den poetischen Gattungen tritt deshalb noch bestimmter ein. Denn in der objectiven ist Inhalt und darstellendes Subject auseinandergehalten, und daher gibt sie, wenn man die grammatischen Personenverhältnisse noch einmal in diesem specielleren Kreise auf sie anwendet, wieder drei Grundgattungen ab, während bei der subjectiven und der Geschäftsprosa eine solche Anlegung der grammatischen Kategorien und also auch die Entstehung neuer Grundgattungen aus ihrem Hauptbegriffe unmöglich ist.

Wenn aber innerhalb der prosaischen Anschauung der Inhalt wiederum so dargestellt wird, als wenn er, als etwas bereits Gewordenes und Wirkliches, außerhalb des Darstellenden fällt, so ergibt sich die historische Prosa, die mithin dem Verhältniß der dritten grammatischen Person entspricht.

Wenn er dagegen, und zwar allgemein als ein dem Darstellenden äußerlicher, dennoch zugleich näher so dargestellt als wie ihn dieser faßt, so daß er also ein durch ihn in einer bestimmten Weise so gewordener erscheint, so entsteht die didaktische Prosa, welche dem Verhältniß der ersten grammatischen Person entspricht. Denn wenn auch der Stoff oder Inhalt, der hier zugleich geistiger Art ist, auch etwas äußerlich gegebenes ausmacht, so kommt es doch auf den inneren Zusammenhang an, in welchem er von dem Darstellenden gefaßt wird, so daß er also wenigstens seiner inneren Form nach — was doch das hauptsächlichste an ihm ist — ein Product des Darstellenden ist.

Und wenn endlich der Gegenstand, obgleich auch im allgemeinen gegeben, doch im besonderen als ein Product der lebendigen Wechselbeziehung von dem Darstellenden zu den die Darstellung unmittelbar aufnehmenden ausgedrückt ist, und wobei es gleichgiltig ist, daß diese Aufnehmenden scheinbar rein passiv sich verhalten, so entsteht die oratorische Prosa, der das Verhältniß der zweiten Person zu Grunde liegt. Denn wenn auch der Zuhörende, dem Redner gegenüber, stumm ist, so bestimmt er doch durchaus die Darstellungsweise dieses, eben so wie dieser wieder den Willen jener zu bestimmen sucht. Ein Darstellungsverhältniß aber, in welchem der Inhalt dem Darstellenden zwar äußerlich gegeben ist, der aber doch nur durch die geistige Productivität desselben auch für andere äußerlich und anschaulich gemacht wird und zwar in der Weise, wie ihn jener anschaut, ist eben das der zweiten grammatischen Person. Wenn ich daher z. B. sage: Du träumst, so fällt der Inhalt zunächst außerhalb des sprechenden Subjects; aber er wird nur durch Vermittelung desselben ausgesprochen oder dargestellt und zwar in Beziehung und vermöge der Wechselwirkung von demjenigen, dem der Inhalt als zugehörend beigelegt wird auf den, der den Inhalt ausspricht.

Diese drei Gattungen der objectiven Prosa drücken deshalb auch dieselben Stufen aus, die wir bei den entsprechenden poetischen Gattungen fanden. In der historischen Prosa und in der epischen Poesie tritt das Object, in der lyrischen Poesie und in der didaktischen Prosa das Subject einseitig hervor: in der dramatischen Poesie so wie in

der oratorischen Prosa dagegen erscheint das Object vollständig durch das Subject vermittelt, und so wie daher die dramatische Poesie die vollkommenste poetische, so ist die oratorische Prosa die vollkommenste prosaische Gattung. Eben so findet sich dieselbe Analogie zwischen der oratorischen und historischen Prosa wie sie sich zwischen der dramatischen und epischen Poesie fand ꝛc.

Endlich haben auch wiederum die historische und didaktische Prosa die innere Verwandtschaft mit einander, daß ihnen beiden eine Erkenntniß, und zwar der ersteren von factischen, der letzteren eine von theoretischen Gegenständen zu Grunde liegt, und daß in ihnen beiden der Zweck, durch die Darstellung dieser Erkenntniß auf den Willen der Andern zu wirken, wenigstens nicht gattungsmäßig eingeprägt ist, — daher man beide auch wohl unter der Benennung von akroamatischer Prosa zusammenfaßt.

§. 95.

Fortsetzung.

Stellen wir die bis hieher aus dem Begriffe der Prosa näher herausgetretenen Gattungen nebeneinander, so haben wir es also mit drei prosaischen Grundgattungen, der subjectiven, objectiven und Geschäftsprosa zu thun, die den drei poetischen Grundgattungen entsprechen und neben denen es nun nicht noch mehr geben kann. Nehmen wir indeß die drei in dem Begriff der objectiven Prosa enthaltenen specielleren Gattungen, die in näherer Weise den poetischen entsprechen, hinzu, so erhalten wir fünf prosaische Hauptgattungen, die jedoch, wie sich ergeben hat, nicht auf gleicher Stufe nebeneinander stehen. Sie alle aber haben das gemeinschaftliche, daß ihre gattungsmäßigen Unterschiede auf dem Verhältnisse des Inhalts oder Gegenstandes zu dem darstellenden Subjecte beruhen, — daher wir sie auch mit der gemeinschaftlichen Benennung von objectiven Gattungen belegen können.

So wenig es aber neben diesen noch andre geben kann, so unendlich zahlreich kann es theils nach dem Principe der Individualisation theils nach dem der Mischung unter ihnen geben. Denn da sich ihre Unterschiede auf das Verhältniß des Inhaltes zum darstellenden Subjecte zurückbeziehen, so wird jede Individualisation des Inhalts auch eine speciellere Gattung begründen können, und z. B. die historische Prosa Weltgeschichte oder Völkergeschichte, Culturgeschichte, Religionsgeschichte ꝛc. sein können je nach den unendlich vielen Specialitäten, nach denen das factisch Gewordene vorliegt. Ferner aber kann nach Zweck und Methode eine Individualisirung des Gattungsmäßigen hinsichtlich des Stoffes und der Darstellung stattfinden, wie z. B. ein und derselbe geschichtliche Stoff hinsichts der Methode ethnographisch oder synchronistisch ꝛc. oder hinsichts des Zweckes für Gelehrte, für Schüler, für's Volk ꝛc. dargestellt werden kann.

Und endlich kann eine Mischung der Darstellungsform, die ursprünglich einem gewissen Inhalte angehört, mit einer andern stattfinden, und also z. B. ein historischer Stoff gefühlsmäßig oder oratorisch vorgetragen werden, wodurch sich wieder eine Menge von specielleren Untergattungen erzeugen können: — über welches alles wir auf I., §. 141 und 142 zurückweisen.

Hier nur soviel, daß von alle den denkbaren Möglichkeiten der Bildung speciellerer Untergattungen sich in einer bestimmten Litteratur immer nur gewisse erzeugen und ausbilden, und daß sie hauptsächlich nach dem Principe der Individualisation selbst immer individuellere werden. Denn so wie eine Sprache von ihrem Wurzelstoffe, von ihren Ableitungsmitteln ꝛc. immer nur einen gewissen Gebrauch macht und also nur eine kleine Anzahl von den Wörtern wirklich ausbildet, die sie der denkbaren Möglichkeit ausbilden könnte; wie sie ferner zu gewissen Zeiten nur einige Wörterfamilien vorzugsweise vermehrt und nur gewisse Wortbildungselemente in Thätigkeit setzt; und wie sie endlich auch schon ausgeprägte Wörter und Formen fallen und veralten läßt: eben so bildet sie auch von den möglichen Untergattungen nur gewisse, ihrer geistigen Thätigkeit gerade entsprechende aus, ohne dabei eine Regelmäßigkeit und Stetigkeit zu zeigen (vgl. I. S. 492). Wie sie aber hauptsächlich nach dem Principe der Individualisation speciellere werden, liegt auf der Hand.

Ueberhaupt aber bleibt es für die Stillehre unfruchtbar, alle möglichen Untergattungen, wie sie sich auch wirklich in den verschiedenen oder in einer bestimmten Litteratur ausgeprägt haben, aufzuzählen, weil, eben so wie neugebildete Wörter, nur wenige sich in allgemeineren Gebrauch setzen und vielfacher angebaut werden, und weil, je specieller sie sind, eine allgemeine Stillehre auf die weiterabliegenden Besonderheiten immer weniger Rücksicht zu nehmen hat, da sich die Regeln darüber aus den allgemeinen Regeln über das Gattungsmäßige von selbst ableiten. Es reicht daher vollkommen aus, wenn jede Hauptgattung nur die wichtigsten und gebräuchlichsten speciellen Untergattungen aufführt, und einen allgemeinen Blick in die Verschiedenheit derselben thun läßt.

In dem Zusammentreffen der poetischen sowol als der prosaischen Grundgattungen in einem und demselben den drei grammatischen Personen entsprechenden Grundverhältniß des Inhalts zur Darstellung muß sich, je freier der Geist sich in ihnen bewegen gelernt hat, nothwendiger Weise allmählig ein allgemeiner Begriff oder eine schematische Form festsetzen, die dieses Verhältniß in abstracter Weise, d. h. ohne besondere Rücksicht auf die Art des Inhalts umfaßt und ausdrückt und den Inbegriff dieser bestimmten Formen werden wir gleichfalls in dieser seiner engeren Sphäre Gattung, weil er sich aber abstract gegen die Art des Inhalts verhält, insbesondere Formgattung nennen müssen, deren es sonach auch nur drei geben kann.

Eben so gut nämlich, wie diese gedachten Verhältnisse eine bestimmte Form für die allereinfachste Aussage: ich denke, du denkst, er denkt bildet, eben so muß dies auch der Fall für dasselbe Verhältniß bei einem größeren Gedankencomplexe sein, und eben

so wie sich diese Form bei dem nackten Satze abstract gegen den Inhalt selbst verhält: eben so auch bei einem größeren Darstellungsganzen.

Diese drei allgemeinen Formgattungen sind aber keine andren als der Monolog in Beziehung auf die erste; der Dialog in Beziehung auf die zweite und die Abhandlung in Beziehung auf die dritte Person, und eben wegen ihrer Abstraction und Allgemeinheit müssen sie sowol für die poetischen als für die prosaischen Gattungen ihre Anwendung finden. Offenbar aber entspricht der Monolog der subjectiven, die Abhandlung der objectiven und der Dialog der Geschäftsprosa, so wie der Monolog der didaktischen, der Dialog der oratorischen, die Abhandlung der historischen Prosa; und eben so der Monolog der lyrischen, der Dialog der dramatischen und die Abhandlung der epischen Poesie.

Hieraus erklärt es sich denn, wie diese drei Formgattungen nicht nur in gleicher Weise in den beiden Gebieten der Poesie und der Prosa vorkommen, sondern wie auch jeder Inhalt beliebig unter die eine oder die andre Form gebracht werden kann, so daß nur die Angemessenheit über die Wahl derselben eine entscheidende Stimme abzugeben vermag. Daß aber die Abhandlung der historischen Poesie und Prosa und nicht vielmehr, in Bezug auf Prosa überhaupt genommen, der didaktischen Prosagattung zugehören soll, — daran wird hoffentlich niemand Anstoß nehmen, der bedenkt, daß dieser freilich viel zu enge und unentsprechende Ausdruck von Abhandlung hier nur eine Form bezeichnen soll, in der der Stoff als außerhalb des Darstellenden stehend gefaßt ist.

Nur der Dialog läßt übrigens eine Individualisation der in ihm liegenden Form zu. Denn entweder ist er wirklicher oder Dialog im engeren Sinne, in welchem eine Wechselseitigkeit der Aussagen von dem einem zum andern stattfindet oder er ist nur einseitiger, oder Dialog im weiteren Sinne, in welchem die Wechselseitigkeit zwar formell angelegt ist, aber von Seite des Andern unterdrückt oder ausgesetzt bleibt. Dieser Andre kann aber in einem solchen einseitigen Dialoge dem Sprechenden wiederum entweder wirklich gegenwärtig sein oder nicht, und so entsteht im ersteren Falle die Formgattung der Rede; im letzteren die des Briefs. Diese neuen Formen mit jenen summirt geben also die fünf Hauptformgattungen des Monologs, des eigentlichen Dialogs, der Abhandlung, der Rede und des Briefs, welche wiederum den fünf objectiven prosaischen Gattungen in der Weise entsprechen, daß der Monolog der subjectiven, die Abhandlung der historischen, die Rede der oratorischen, der Brief der Geschäftsprosa und der eigentliche Dialog der didaktischen Gattung zukommt; der letztere dieser letzteren aber in der Weise, daß das Lehren sehr wesentlich nicht ein einseitiges Vortragen eines Gegenstandes ist, sondern eine wechselseitige lebendige Thätigkeit des Lehrenden zu dem Lernenden und umgekehrt voraussetzt.

Eben so wie die objectiven Gattungen können sich die Formgattungen näher individualisiren, wie z. B. der Brief innerhalb der Poesie als Heroide und als Epistel

im engeren Sinne; innerhalb der Geschäftsprosa als Anweisung, Schein, Quittung und Wechsel u. s. w., — was alles der Betrachtung der einzelnen Grundgattungen angehört. Nur soviel im allgemeinen, daß, je individueller die Form wird, sie auch zuletzt auf blos gegenseitig angenommener Uebereinkunft beruht, und sich dadurch einer theoretischen Ableitung und Bestimmung von selbst entzieht.

Das Gattungsmäßige, das wir in den objectiven Gattungen sowol als den Formgattungen gefunden haben, macht gewisse Bestimmungen für die Heuristik sowol als namentlich für den inneren Bau der betreffenden Stilganzen nöthig und singularisirt sich an diesen letzteren also in objectiver Weise. Insofern daher diese Bestimmungen, die, noch weiter zurückverfolgt, von der Natur des Gegenstandes und dem Zweck der schriftlichen Darstellung abhängen, nothwendig in diese letztere aufgenommen werden müssen und sie nicht nur überhaupt modificiren sondern sie erst ihrem Wesen nach zu dem machen, was sie in ihrer Bestimmtheit ist oder wenigstens sein will, so ist es also auch gleichgiltig, von welchem Subjecte sie beobachtet und angewandt werden: kurz, der Gegenstand verlangt die Anwendung derselben von sich selbst aus.

Auf einer ganz andern Linie liegen und einer ganz anderen Sphäre gehören dagegen diejenigen Modificationen an einem Stilganzen an, welche nicht dem Gegenstande in seiner objectiven Bestimmtheit, sondern lediglich dem darstellenden Subjecte als solchem zufallen, und die deshalb so oder anders sein können, ohne daß dadurch der Inhalt selbst in seiner Bestimmtheit leidet und anders wird. Man würde daher zu sagen versucht sein, daß sie auch ganz wegfallen könnten, wenn dies nicht aus sogleich näher zu entwickelnden Gründen zu viel gesagt wäre.

Zunächst aber nur dies, daß die hier gegebene Bestimmung von dem Verhältnisse des Darstellenden als individuelles Subject zu dem Gegenstande mit der zusammenzufallen scheint, die wir oben (§. 88 und 89) bei Gelegenheit der Lehre von der pathetischen Darstellung von dieser gegeben haben. Auch dort hieß es, daß das, was wir Darstellung im engeren Sinne nannten, oder die Art und Weise, wie der Inhalt vorstellungsmäßig, sinnlich ergreifbar und auf die Empfindung und den Willen der Aufnehmenden wirksam gemacht werde, lediglich aus dem subjectiven Verhältnisse des Darstellenden zum Inhalte hervorgehe. Und allerdings berühren sich die beiden Gegenstände, von denen dort die Rede war und hier die Rede sein soll, in ihrem inneren Grunde und weisen auf dasselbe Verhältniß zurück. Dennoch läßt sich der eben wegen dieser inneren Gleichheit des Grundverhältnisses allerdings feinere Unterschied doch nicht unschwer festhalten. Dort wurde nämlich ein gewisses energisches allgemeines Verhältniß des darstellenden Subjects zum Objecte hinsichtlich der Vorstellungsmäßigkeit dieses letzteren gemeint, so daß, wenn dieses in Hinsicht auf gewisse Gattungen nicht zu stande kommt und hinlänglich heraustritt, auch der gattungsmäßige Unterschied nicht eintreten und vollständig werden kann. Hier dagegen ist nicht von dem vorstellungsmäßigen, sondern von dem

blos empfindungs- oder besser gefühlsmäßigen Verhältniß des Subjects zum Objecte die Rede, das nicht nur seine Berechtigung hat, sondern auch sehr wirksam, und daher dem Zwecke der Darstellung sehr dienstbar werden kann. Insofern nun die Vorstellungsmäßigkeit auch nur durch eine gefühlsmäßige Bewegung erreicht werden kann, und insofern sie eine solche voraussetzt, so fallen die beiden zu betrachtenden Puncte freilich zusammen: dennoch aber fragt es sich, ob nicht das gefühlsmäßige Verhältniß auch für sich und wie weit es für sich (d. h. ohne ganz in dem blos vorstellungsmäßigen aufzugehen) bemerklich werden dürfe, und hierauf gründet sich nicht nur ein Unterschied überhaupt, sondern macht sich auch eine Auseinanderhaltung jener Lehre von der Darstellungsmäßigkeit im engeren Sinne und von den Modificationen nöthig, die durch den Unterschied von der subjectiven Gefühlsmäßigkeit auf die Darstellung überfließen. Denn wenn ich z. B. von der oratorischen Gattung die Vorstellungsmäßigkeit bis auf einen gewissen Grad hinwegnehme, so fällt der zu Grunde liegende Gegenstand in die Abhandlung zurück und das Specifische der oratorischen Gattungsmäßigkeit hebt sich ganz auf, wie dies z. B. bei der Schulrede häufig der Fall ist, die wenigstens meistentheils zwischen der Abhandlung und der eigentlichen Rede in der Mitte bleibt. Wenn ich dagegen das blos gefühlsmäßige Verhältniß des Redners von seiner sonst vollkommenen Rede wegnehme, so bleibt sie immer noch Rede im speciellen Sinne.

Mehr also kommt es darauf zu erkennen an, ob überhaupt ein solcher blos gefühlsmäßiger Einfluß auf die Darstellung zu gestatten sei und ob er nicht lieber ganz ausbleiben solle; wenn das erstere aber der Fall ist, worin dies seinen Grund habe und in wiefern ein solcher Einfluß den allgemeinen und besonderen Zwecken des Schreibens förderlich sein könne.

Denn was den ersten Punct betrifft, so scheint ein subjectiv-gefühlsmäßiger Einfluß auf die Darstellung dem andern stilistisch-ästhetischen Gesetze, das wir namentlich bei der Lehre von der Darstellung im engeren Sinne (§. 88 und 89) gefunden haben, geradezu zu widersprechen, daß nämlich der Gegenstand so äußerlich und plastisch als möglich heraustreten solle, — was voraussetzt, daß jede Nabelschnur, durch die das Subject mit dem Object zusammenhängt, zerschnitten und überhaupt dieser Zusammenhang so unkenntlich gemacht werden soll, daß der Aufnehmende den Darstellenden ganz vergessen und nur den Gegenstand zu haben glauben soll.

Allerdings ist dies das letzte Ziel und die letzte Vollkommenheit der schriftlichen Darstellung: allein man muß wohl bedenken, daß, da die Prosa der sprachliche Ausdruck für die Anschauung der getrennten Idee und Wirklichkeit ist, jenes Ziel über ihren Begriff hinausliegt und ihre Gränze bezeichnet. Denn sobald das Object so vollständig durch das Subject vermittelt ist, daß diese Vermittelung gar nicht mehr wahrgenommen wird, so ist eben die Einheit von Idee und Wirklichkeit wieder (scheinbar unmittelbar) vollkommen hergestellt und die Prosa dadurch überwunden. Weil aber hierzu gehört,

daß die Wirklichkeit auch selbst schon der Idee des Geistes gemäß gestaltet sein müßte; ein solcher Zustand der Welt aber in einer Unendlichkeit der Zukunft hinausliegt, die wir nicht einmal mit dem Gedanken ganz erreichen können, so brauchen wir ihn auch hier nicht zu berücksichtigen und müssen vielmehr immer einen solchen vor Augen haben, in welchem die richtige Idee von der Gestaltung der Welt nur allmählig durchdringt und noch allmähliger diese selbst eine solche annimmt: mit einem Worte, wir können nur solche Zustände vor Augen haben, in denen eben die Wirklichkeit der Idee noch nicht entspricht. Wenn dies aber der Fall ist, so kann auch nicht von einer vollkommenen oder absoluten Vermittelung des Objectes durch das Subject die Rede sein, und alle Vollkommenheit kann nur eine relative sein. Gleichwohl ist damit nicht gesagt, daß nicht eine allmählige Annäherung an jenes Ziel stattfinden solle und wirklich stattfinde: vielmehr liegt die Nothwendigkeit eines Strebens dahin in der sittlichen und geistigen Bestimmung des Menschen.

Auf unsern Gegenstand angewandt, heißt dies so viel, daß in Pr sadarstellungen nothwendig immer noch ein Schein von der Art und Weise auf den Gegenstand fallen muß, wie sich das darstellende Subject ihn durch Gefühl und Gedanken vermittelt hat und wie er demselben gegenübersteht. Denn da wenigstens die Idealprosa nicht nur überhaupt die getrennten Seiten darstellt, sondern auch so, wie sich das Subject der Möglichkeit nach sie wieder als vereint vorstellt, und hierin, bewußt oder nicht, zugleich sein Streben liegt, auf die Realisirung dieser seiner Idee von der möglichen Vereinigung des getrennten durch die Darstellung zu wirken; gesetzter Maßen also eine Abstraction seiner Idee und der eben bestehenden Wirklichkeit vorhanden ist, die das darstellende Subject durch seine Anschauung und durch die Art wie er die Wirklichkeit auf sein Gefühl und seine Gedanken wirken läßt, auszufüllen trachtet: so folgt, daß in seiner Darstellung des Gegenstandes noch etwas zurückbleiben muß, was rein ihm angehört, und was, wenn man es seinem Inhalte nach zergliedert, theils seiner vernünftigen Einsicht, theils seiner Einbildungskraft, theils seinem Gefühle zukömmt. Was die erste betrifft, so geschieht ihr durch die Befolgung der Gesetze der Dispositions- und Compositionslehre Genüge; was die zweite betrifft, so ist von ihrer Berechtigung und dem Bereiche ihrer Thätigkeit, durch welche der Unterschied der objectiven Gattungen zum Ausdruck kommt, vorhin bei dieser sowol als früher bei der Lehre von der Darstellung im engeren Sinne die Rede gewesen: hier bleibt also nur noch die Betrachtung des gefühlsmäßigen Verhältnisses des Subjects zur Darstellung übrig. Dies ist ungefähr das, was die Griechen ἠθικὴ λέξις, die Römer oratio morata nennen, jedoch in einem etwas andern Sinne und in beständiger Verbindung mit der pathetischen Darstellung, der sie freilich zu Grunde liegen muß, — wogegen nicht gerade jede ethische eine pathetische Darstellung zu sein braucht.

Dächten wir uns nun diesen gefühlsmäßigen Einfluß auf die Darstellung weg, so

könnte also der doppelte Fall stattfinden, daß sie sich entweder ganz in den Gegenstand hineingezogen und in diesem ganz verkörpert hätte: dann wären wir nicht mehr auf dem Gebiete der Prosa; oder es hätte gar kein solcher vom Subjecte aus auf das Object stattgefunden: dann könnte die Prosa keine wahre Idealprosa sein. Denn eben so gut als das Wort nicht anders zu stande kam, als daß die Empfindung auf eine bestimmte Weise erregt war, und diese durch die entsprechende Entladung in der Stimme Anlaß zur Production desselben wurde: eben so kann auch keine nur einigermaßen originale Darstellung hervorgehen, wenn der Gegenstand, um den sie sich dreht, nicht ebenfalls die Empfindung auf eine bestimmte Weise erregt hat, und wenn sie nicht der letzte Grund der Production ist. Mit einem Worte, sie kann in der Prosadarstellung nicht ganz ausfallen, wenn diese ausdrücken soll, daß ihr Gegenstand subjectiv vermittelt worden ist, weil sie es zu ihrem Wesen hat, die vor ihrer Anschauung getrennte Idee und Wirklichkeit durch subjective Vermittelung wieder zur Einheit zurückzuführen.

Freilich findet in dem Begriffe der Subjectivität auch zugleich eine große Relativität statt, d. h. es gibt unendliche Grade bis zu dem Puncte, wo sich der Mensch als geistiges Wesen in seiner vollkommenen Freiheit und Unabhängigkeit von der realen Welt erkennt; noch mehr, wo er erkennt, wie er in dieser Unabhängigkeit dennoch nur auf der Grundlage seiner eigenen Sinnlichkeit und der bestehenden Welt diese ideale Freiheit auch real machen könne, und daher ist das Subject dem Objecte gegenüber nur in unendlicher Abstufung frei, und kann mithin auch nur in dieser eine gefühlsmäßige Besonderheit an dem Gegenstande abdrücken. So behaupten z. B. die Griechen, trotzdem, daß die Entstehung der Prosa, und namentlich der oratorischen, schon ganz bestimmt auf den Aufbruch des Subjectiven deutet, den Deutschen gegenüber, immer noch den Charakter der Objectivität, d. h. der Einzelne war seinem Bewußtsein nach immer noch nicht den Gegenständen und der volksmäßigen Anschauung gegenüber vollkommen frei. Daher kommt es denn auch, daß bei ihnen erstlich dieser Einfluß des Subjectiven auf die Darstellung viel weniger bemerkbar ist als bei den Deutschen, zweitens aber, daß er immer mehr bemerkbarer wird in den Jahrhunderten von Alexander abwärts.

Gefühlsmäßiger Einfluß auf die Darstellung wird also die besondere Art und Weise sein, wie der Gegenstand die Empfindung des Darstellenden reizt und der sich nach Abzug aller der objectiv zu leistenden Forderungen noch an dem Ausdrucke geltend macht; der Inbegriff dieser sprachlichen Modificationen aber, weil er wie anderes Gattungsmäßiges etwas productiv neues ist, wird subjective Gattung genannt, und dem der objectiven und Formgattungen gegenüber gestellt werden müssen.

Streng genommen wird es nun so viel subjective Gattungen geben müssen als es darstellende Subjecte gibt, eben so gut wie es streng genommen so viele Sprachweisen gibt als es Sprechende gibt; allein nicht nur weil das menschliche Gefühl zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern eine Verwandtschaft und Gleichheit hat, sondern auch,

weil, wie wir gesehen haben, das Streben nach objectivirender Gestaltung aus der Zulassung der subjectiven Gefühlsmäßigkeit nicht ausgenommen ist, und hierin die Unterdrückung alles dessen gesetzt ist, was dem Willkürlichen und Ideelosen allein angehört und also von andern durch das Gefühl nicht aufgenommen und zurückgefühlt werden könnte, wird es möglich, diese verschiedenen subjectiven Ausdrucksweisen oder Färbungen des Gegenstandes doch unter gewissen Allgemeinheiten zusammenzufassen und so werden subjective Gattungen, so wird eine Lehre von ihnen möglich.

Es kann niemanden entgehen, daß das, was wir hier subjective Gattungen nennen, nichts anders ist, als was die alten Rhetoriker theils die genera dicendi theils die Charaktere des Stils nannten, in die sie wiederum hin und wieder die Lehre von gewissen Stileigenschaften hineinmischten. Im Deutschen dagegen oder überhaupt in der modernen Zeit pflegt man es Stilarten zu nennen, — wobei dies Wort im engeren und ungenaueren Sinn gebraucht ist: genauer dagegen ist es der Begriff der Schreibart oder Diction im Gegensatze des eigentlichen Stils (vergl. I. S. 486 und 487).

Wenn wir aber eingesehen haben, daß dieser gefühlsmäßige Ausdruck deshalb in der Prosa nicht ganz ausbleiben darf, weil sonst die Bewegung und Theilnahme des Subjects, den ideal angeschauten Gegenstand in die Wirklichkeit einzusetzen, sich nicht kund geben könnte, so ist es auch nicht schwer, die andere Frage zu beantworten, inwiefern ein solcher einfließender gefühlsmäßiger Ausdruck den allgemeinen und besonderen Zwecken des Idealstils förderlich sein wird. Denn wenn es Zweck des Idealstils ist, die Gegenstände in ihren wahrhaften geistigen Beziehungen oder in ihrem idealen Lichte darzustellen, und hierin zugleich die sittliche Bewegung erkennbar sein muß, daß er sich auch in dieser idealen Gestalt realisiren möchte, und weil gerade diese sittliche Bewegung es ist, welche ähnliche Wirkungen bei den Aufnehmenden hervorbringt, so liegt auch auf der Hand, daß ein solcher gefühlsmäßiger Ausdruck den allgemeinen und besonderen Zwecken des Idealstils förderlich sein muß, freilich nur unter der Bedingung und nach dem Maße, als dadurch der darzustellende Gegenstand nicht verdunkelt werde, — welcher Punct zugleich der ist, was eine Lehre über die subjectiven Gattungen möglich und nothwendig macht. Denn die höhere sittliche Bewegung, die der Eine kund gibt, ist auch ein Aufruf an die Sittlichkeit des Andern und weckt ihn aus dem gleichgiltigen Bewußtsein über die Unvollkommenheit der Dinge und hilft diese somit allmählig bekämpfen. Uebrigens ist sogleich erkennbar, daß ein solcher gefühlsmäßiger Ausdruck auch vornämlich nach der Verschiedenheit der objectiven Gattung zuläßig und nöthig wird.

Eigentlich gehört eine tiefere Untersuchung über die subjectiven Gattungen in die Aesthetik: wir nehmen aber das wichtigste, was sich daraus von einer solchen gattungsmäßigen Verschiedenheit für die Darstellung ergibt, hiermit auf und sprechen im folgenden Kapitel über diesen Gegenstand, in soweit dies der Standpunct der Idealstillehre überhaupt zuläßt.

Zur Uebersicht über die bisher verhandelten gattungmäßigen Unterschiede siehe die beifolgende Tabelle.

§. 96.

Von dem Begriffe des Gattungsmäßigen und wie sich der Idealstil im allgemeinen zu demselben zu verhalten habe; ingleichen, wie die Lehre von den Gattungen bisher beschaffen ist.

Fassen wir das im vorigen Paragraphen weiterhin Begründete begriffsmäßig zusammen, so werden wir zu sagen haben, daß Gattung überhaupt der Inbegriff der sprachlichen Besonderheiten ist für den Ausdruck der Beziehung zwischen dem Darstellenden und dem Inhalte (Gegenstande). Objective Gattung ist hiernach dasselbe mit vorwiegender Hinsicht auf die Natur des Gegenstandes; subjective Gattung dasselbe mit vorwiegender Hinsicht auf die Natur des Darstellenden, und Formgattung endlich ebenfalls dasselbe ohne vorwiegende oder besondere Beziehung weder auf die Natur des Gegenstandes noch des Darstellenden, und also die gedachte Beziehung lediglich in ihrer Abstraction von beiden Hinsichten gedacht. Die Formgattung fällt daher ihrem Grundbegriffe nach ganz mit der grammatischen Person zusammen und unterscheidet sich von ihr nur hinsichts des Umfanges, in welchem die Beziehung auftritt. Bei der grammatischen Person nämlich ist der Inhalt nur ein ganz einfacher und die Beziehung von dem Darstellenden auf den Inhalt umfaßt diesen nur als eine einfache Aussage: bei der Formgattung dagegen umfaßt sie ihn als einen in eine Menge Aussagen auseinandergesetzten, aber in einer Redeeinheit verbundenen.

Und nehmen wir zu diesen Bestimmungen noch die gegebene von Stil überhaupt als den sprachlichen Ausdruck für die Beziehung des Besonderen zum Allgemeinen oder der Idee zur Wirklichkeit zugleich mit der verwandten aber doch auch durch feinere Unterschiede von ihr getrennten von Prosa hinzu, so haben wir alle diese Begriffe auseinandergehalten, aber doch auch in ihrem inneren Zusammenhange vor uns.

Es erhellet zugleich, wie der Begriff von subjectiver Gattung eins ist mit dem der Diction oder Schreibart und wie man sich für diese Ausdrücke auch wol des Stils bedient, den wir dann zum Unterschiede von Stil in seiner wahren und inneren Bedeutung den äußeren genannt haben. Nicht minder erhellet aber, wie man Ursache hat, diese beiden Begriffe wol auseinanderzuhalten und unter dem ersteren also die Grundanschauung des Darstellenden von dem Besonderen zum Allgemeinen, unter dem letzteren dagegen nur die Art und Weise zu verstehen, vermöge deren diese Anschauung durch die sprachlichen Mittel sinnlich und vorstellig gemacht wird. Daher fanden wir vorhin den Begriff des inneren Stils, obgleich er auch für die Poesie und für alle Künste gebraucht wird, doch hauptsächlich als Prosastil eintreten, und deshalb findet sich der Begriff des

äußeren Stils oder der Verschiedenartigkeit der Diction hauptsächlich erst ein, wenn schon ein Unterschied zwischen sinnlicher und unsinnlicher oder verstandesmäßiger und prägnanter Darstellung vorhanden ist.

Indem es sich aber nur darum handelt, zu wissen, was denn diese verschiedenen Begriffe des Gattungsmäßigen für einen Einfluß auf die Praxis des Idealstils haben, so kommt derselbe hauptsächlich nach den drei Beziehungen von Nothwendigkeit, Angemessenheit und Einheit in Betracht; und indem wir hinsichts derselben auf das zurückverweisen, was darüber bereits in der allgemeinen Stillehre §. 143—146 beigebracht worden ist, haben wir nur weniges hinzuzufügen, was die Praxis des Idealstils insbesondere betrifft.

Hier ist denn zu sagen, daß derselbe im allgemeinen sich gegen die aus der Natur des Gattungsmäßigen fließenden Bestimmungen viel freier verhalten kann als der Realstil, und zwar aus dem Grunde, weil er der wahrhaft productive, d. h. derjenige ist, durch welche die in Sprache und Litteratur eines Volkes bereits niedergelegten Gedanken in neue Beziehungen gebracht und hierdurch neue Gedanken selbst erzeugt werden. Der Idealstil ist es, durch welchen hauptsächlich sich die Verschiedenheit des Gattungsmäßigen selbst erzeugt hat und durch welchen es auch in einem beständigen Flusse erhalten wird. Der Realstil, der es nur mit dem Ausdruck der realen Beziehungen der Dinge zu einander zu thun hat, ist dagegen viel strenger an die gattungsmäßigen Bestimmungen gebunden, — was so weit geht, daß gewisse Aufsätze, wie z. B. Wechsel, Verschreibungen, Testamente u. dgl. nur unter Beobachtung einer gattungsmäßigen Formularität eine reale Giltigkeit haben.

Trotz dieser Freiheit, mit der der Idealstil den gattungsmäßigen Bestimmungen gegenübersteht, und mit der er modificirend auf dieselben einzuwirken vermag, hat er sich dennoch auch insofern streng an jene Bestimmungen zu halten, als die Modificationen, die er sich erlaubt, nach Zweck des Schreibens, Natur des Gegenstandes und relativen Umständen ꝛc. eine hinlängliche Berechtigung in sich selbst tragen, und es hat damit ungefähr dieselbe Bewandniß wie mit dem Gebrauch neu gebildeter Wörter. Nur wenn diese dem darzustellenden Begriffe und Gedanken vollkommen entsprechen und anliegen und wenn sie aus der Tiefe des Sprachgefühls geschöpft sind, werden sie Anklang, Wohlgefallen und Nachahmung finden, und eben so werden auch nur die gattungsmäßigen Modificationen eine Wahrheit haben, wenn sie aus der sinnlichen Fülle einer neuen geistigen Anschauung hervorgehen.

Wie es aber der Stilist anzufangen habe, um darin den richtigen Weg und das rechte Maß zu finden, — darüber können außer den vorhin (I. §. 143—146) angegebenen keine besonderen erwartet werden; vielmehr kömmt es auch hier wie bei allen einzelnen Operationen der Composition hauptsächlich auf die drei Hauptforderungen einer individuellen und geistigen Erkenntniß des Gegenstandes so wie auf die Macht der sittlichen

die subjective Prosa noch die verschiedenen Schreibarten und noch weniger die Form-
tungen mit aufzunehmen; die Geschäftsprosa aber kann dann noch weniger aus
Begriff des Gattungsmäßigen hervorgehen.

Zweites Kapitel.

Von den Prosagattungen des Idealstils im besonderen.

§. 97.

Einleitung.

Nur durch eine aus der Natur des Gegenstandes sich von selbst ergebende, in
selbst sowol als mit allen andern Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache und
sprachlichen Darstellung zusammenstimmende Ansicht, wie wir sie in dem vorigen aufge
haben, glauben wir nicht nur überhaupt den richtigen Begriff des Gattungsmäßige
finden, sondern durch eine solche Darstellung der Lehre von demselben diese auch fü
Praxis bedeutungsvoll zu machen, — was man von den bisherigen Lehren über d
Punkt mit Recht wol nicht sagen kann. Denn entweder mischen sie das verschiedena
durcheinander, oder sie bleiben nur in allgemeinen Andeutungen stehen: immer
lassen sie weder die Beziehung deutlich erkennen, in welcher ein vorliegender gattu
mäßiger Begriff auf den Begriff von sprachlicher Darstellung überhaupt, noch auch
welcher er zu dem concreten Falle eines einzelnen Aufsatzes steht. Dennoch aber
mir eine Einsicht in die erstere Beziehung die allgemeine Norm an die Hand geben,
ich durch die Ausführung meines besonderen Zweckes zugleich die allgemeinen Zwecke
Darstellung erfülle, und ferner muß mir eine Einsicht in die letztere Beziehung die bes
dere Art der Heuristik und Disposition nachweisen, nach der ich bei der Ausführung mei
besonderen Zweckes zu verfahren habe.

Hierzu ist aber durchaus nöthig, daß dem Schreibenden das Verhältniß der objectiv
zu den subjectiven und den Formgattungen sowol als das der subjectiven zur objectiv
Prosa und innerhalb dieser wieder das Verhältniß der historischen zur wissenschaftlichen u
oratorischen Prosa vollkommen deutlich sei, weil er ohne dieses das Verhältniß seiner vo
liegenden Composition zu den allgemeinen Zwecken der schriftlichen Darstellung und eb
so wenig die richtige Art und Weise erkennen würde, wie er von seinem besonder
Zwecke zu einer entsprechenden Invention und Disposition des speciellen Gegenstande
kommen kann, über den er schreiben will.

Nur mit dem Bewußtsein des richtigen Verhältnisses seiner vorliegenden Arbeit
dem Gattungsmäßigen derselben wird es ihm auch gelingen, sich richtig in den verschie-
denen Untergattungen zu bewegen, die aus jenen Hauptgattungen hervorgehen und

ung zu

wol als
emnach
gleichen
r Dar-

höpfung
te, von
darüber
Behand-

s, was
jen der-
den wir

Wirklichkeit.

lprosa.

it der getrennten Idee und Wirklichkeit durch
lung herzustellen.

zweiten Person.
tsprosa.

r der dritten Person.
che (theoret.) Prosa.

der Erkenntnisse nach ihrem
et. Zusammenhange.

r dritten Person.
handlung.

hauung
b darin
wieder
sich auf
ir uns,

e subjectiv
ngen mit
egriff des

Von

Nur d
sowol
lichen
Klar
sonde
bede
nit
andi
e w
Be
er
e Ei
h di
lung
rt de
eren
ierzu
subj
und
scher
en
nig
an
n k
ur
atti
Un

nter ihnen gefaßt sind; nur dann mit richtigem Tacte selbst eine Modificirung zu ewirken oder eine neue Untergattung zu erzeugen.

Das Verhältniß der verschiedenen Arten der drei Hauptgattungen in sich sowol als u einander nach Umfang, Inhalt und Geschichte deutlich zu bezeichnen, wird demnach ie Aufgabe der Darstellung der besonderen Prosagattungen vorzugsweise sein; imgleichen ie Angabe der Verschiedenheit hinsichts der Heuristik, der Disposition so wie der Darstellungsweise, insofern sie eben durch die Gattungsverschiedenheit bedingt ist.

Hierdurch ist aber schon von selbst gesagt, daß es nicht auf eine Erschöpfung essen abgesehen ist, was sich, namentlich in Hinsicht auf Inhalt und Geschichte, von iner jeden besonderen Gattung beibringen läßt, sondern daß wir eben nur soviel darüber u geben beabsichtigen, als daran das Verhältniß einer jeden Gattung und ihre Behandungsweise hinlänglich deutlich erkannt werden kann.

Indem wir nun durch die Trennung der Real- von der Idealstillehre alles, was n die Real- oder Geschäftsprosa gehört, und also auch die zahlreichen Gattungen derelben, einem besonderen Theile des gegenwärtigen Stilwerks aufbewahren, werden wir ier zu handeln haben

1) Von der subjectiven Prosa.
2) Von der objectiven Prosa, und zwar insbesondere
   a) Von der historischen Prosa.
   b) Von der didaktischen oder wissenschaftlichen Prosa.
   c) Von der oratorischen Prosa.
3) Von den Formgattungen, und zwar insbesondere
   a) Vom Monologe.
   b) Vom Dialoge im eigentlichen Sinne.
   c) Vom Briefe, insofern er dem Idealstil zufällt.
   d) Von der Abhandlung.
   e) Von der Rede im engeren Sinne.
4) Von den subjectiven Gattungen oder den Schreibarten (Dictionen).

§. 98.

Von der subjectiven Prosa.

Wenn wir vorhin Prosa überhaupt den sprachlichen Ausdruck für die vor der Anschauung von der Idee getrennte Wirklichkeit nannten, und den Unterschied wahrnahmen, ob darin zugleich das Streben liegt, diese Trennung durch subjective Gedankenvermittelung wieder aufzuheben und die Einheit der getrennten Seiten wieder herzustellen; und wenn sich auf diesen Unterschied zunächst der der Ideal- und Realprosa gründete, so müssen wir uns,

um füglich zu dem Folgenden überzugehen, erst etwas näher darüber erklären, was damit gemeint sei.

Wir haben nämlich schon oft gesehen, wie das Individuum sowol als das Volk anfänglich durchaus in einer gewissen Einheit seines wirklichen Zustandes mit seinem idealen Vermögen lebt, oder mit andern Worten: daß das Einzelne ihm auch das Allgemeine ist. Je mehr sich aber sein Gesichtskreis erweitert, und je mehr er die Dinge und ihre wirklichen Verhältnisse unterscheiden lernt, je mehr erscheint ihm auch die Wirklichkeit anders als seine Idee sich von ihr vorstellt, d. h. er hält etwas anders für das Schöne, Wahre, Rechte, Gute, mit einem Worte für das allgemein Giltige, — woraus zugleich das Bestreben für ihn entspringt, die Wirklichkeit nach diesem bloß innerlich geschauten Bilde umzugestalten, — welcher Umgestaltung aber wiederum eine Darstellung derselben durch den idealen Gedanken vorauszugehen pflegt.

Eine solche Idealanschauung und Idealdarstellung der Wirklichkeit nennen wir nun im allgemeinen die dichterische: allein es liegt noch ein großer Unterschied darin, ob jene Anschauung und Darstellung eine unmittelbar und in jeder ihrer Einzelheiten concret einheitliche mit der Wirklichkeit ist, oder ob die Einheit nur durch Reflexion gewonnen und als das Resultat des Gedankencomplexes hervorgegangen ist. Im ersteren Falle gewinnen wir dann die eigentliche Poesie, im letzteren nur Idealprosa, obgleich nicht zu leugnen ist, daß beide eine innere Verwandtschaft mit einander haben. Aber auch hinsichts dieser letzteren findet wieder der Unterschied darnach statt, ob jene reflexive Gedankeneinheit zunächst für die Erkenntniß oder für das Gefühl dargestellt ist, d. h. ob die Gegenstände in Beziehung auf ihre durch das Subject vermittelte ideale Einheit unterschieden und erkannt oder ob sie durch das Gefühl oder die totale Auffassung des Lesenden oder Hörenden angeschaut werden sollen, und dies gibt den Unterschied der Gefühls- oder subjectiven Prosa von der objectiven ab.

Da nun aber die Poesie es gleichfalls zu ihrem Wesen hat, daß sie durch die Plasticität, in der sie die Gegenstände darstellt, zunächst für die Anschauung durch den Geist und durch diese auf das Gefühl wirkt, so erhellet schon von vorne herein ihre nahe Verwandtschaft mit der subjectiven oder Gefühlsprosa; ja sie unterscheidet sich lediglich dadurch von ihr, daß die wahre Poesie in allen ihren einzelnen Momenten eine vollbrachte Einheit der Idee mit der Wirklichkeit darstellt, während die Idealprosa eine solche nicht durchweg, sondern nur als Intention und als Ganzes des Gemüths erkennen läßt. Oder mit andern Worten: die wahre Poesie läßt jene Einheit in allen ihren concreten Einzelheiten erscheinen; die Gefühlsprosa läßt nur die Beziehung der beiden Seiten durch die vorgeführten Bilder und Gestalten erkennen. Weil indeß zu gewissen litterarhistorischen Zeiten die Poesie gleichfalls nichts mehr als die Beziehung, und nicht die zu stande gekommene Einheit von Idee und Wirklichkeit für die Anschauung ausdrückt, und daher nicht mehr wahre Poesie bleibt, sondern nur ihre Formen und Gewande und allenfalls auch ihre

Stoffe beibehält; und weil umgekehrt die Gefühlsprosa gleichfalls namentlich in gewissen Zeiten und bei gewissen Verfassern immer weniger jene bloße Beziehung und immer mehr jene Einheit auch in den einzelnen Bildern und Gestalten gibt, wenn sie auch der äußeren poetischen Formen entsagt, so erhellet, wie beider Gattungen Gebiete auf verschiedene Weise in einander übergehen und wesentlich nicht mehr zu trennen sind. In der That bilden sie auch die Punkte, in denen sich Prosa und Poesie zuerst am leisesten von einander trennen und wo sie sich später wieder die Hand reichen und schon diese litterarhistorische Erscheinung wäre hinlänglich, diejenigen zu widerlegen, welche an einer absoluten Trennung von Poesie und Prosa festhalten möchten.

Daher ist denn die Gefühlsprosa nicht nur von jeher immer sehr schwankend bestimmt worden, sondern man ist von jeher auch darüber im ungewissen gewesen, ob man sie zur Poesie oder zur Prosa ziehen soll; am häufigsten hat das erstere statt gehabt, und nachdem sie Adelung unter dem Begriffe der rührenden Schreibart viel zu eng faßte, ist Hillebrand (Lehrbuch der Litterar-Aesthetik 2ter Bd. S. 355—362) unsres Wissens der erste gewesen, der sie in ihrem ganzen Umfange als prosaische Gattung anerkannt hat, ohne jedoch ihr Verhältniß zur Poesie und die Möglichkeit ihres Ueberganges in dieselbe genau genug zu bestimmen, wenngleich er die Verwandtschaft beider vollkommen einsieht. „Die wahre ästhetische Gefühlsprosa — sagt er a. a. O. — ist die freie Sprache des Herzens, insofern sie in schöner aber unmetrischer Form die wirklichen Bewegungen desselben darlegt, und die sinnliche Veranschauung, die sie gibt, darf nur dazu dienen, das innere eigenthümliche Leben der Gefühle zu ästhetisch wirksamer Erscheinung zu bringen.“

Eben so schwer als sie gattungsmäßig von der Poesie auseinanderzuhalten, ist es aber auch, ihr in der Geschichte der Litteratur ihre richtige Stellung zu geben, und zwar eben wegen ihrer sich gleichsam verschiebenden Natur. Denn insofern die gefühlsmäßige Anschauung ganz nothwendig der theoretischen vorausgeht, sollte man auch von vornherein vermuthen, daß die subjective Prosa der objectiven durchaus auch vorausgehen müßte. Und diese Vermuthung bestätigt sich dadurch, daß, wie wir nachher im Zusammenhange sehen, die erstere der Erfahrung gemäß in einer nachweisbaren inneren Verwandtschaft mit der epischen Poesie steht. Man scheint daher zu dem Schlusse berechtigt, daß, eben so, wie die epische Poesie den übrigen poetischen Gattungen vorausgeht, auch die Gefühlsprosa den prosaischen Gattungen vorausgehen müsse. Dieser Schluß ist indeß nicht richtig und die beiden Wahrheiten erklären sich vielmehr auf eine andere Weise. Alles kommt nämlich hier darauf an, daß man den relativen Begriff von Subjectivität in Bezug auf den unterliegenden Gegenstand näher bestimmt, und daß dabei der Unterschied zwischen Poesie in ihrer wahren Natur von der unterschieden wird, die den prosaischen Keim schon in sich hat, dennoch aber die Form und äußere Gestaltung noch an sich trägt.

Betrachten wir aber die Geschichte der Poesie und Prosa von diesem Gesichtspunkt aus, so sehen wir, daß, wenn zwar das Eintreten der Prosa immer schon eine Verschiedenheit der Anschauungsweise des Einen von den andern seiner Volksgenossen voraussetzt, diese doch nur sehr allmählig eintritt, und der poetische Geist gleichsam noch eine Zeit lang mit in die Prosa übertragen wird, während die Poesie, obgleich sie ebenso allmählig eine innere prosaische Natur annimmt, doch keineswegs die poetischen Formen alsobald verläßt, — was auch ein ganz unnatürlicher Sprung sein würde. Daher sehen wir die objectiven Prosagattungen offenbar viel früher entstehen als subjective Prosa, wenn gleich jene noch nicht in dem vollkommnen Sinne prosaisch sind, daß sie eine gänzlich verschiedene Anschauung des Einen von den Andern oder eine gänzliche Trennung der Idee von der Wirklichkeit und die nur durch das Subject zu Stande gebrachte Beziehung von beiden zu einander ausdrückten. Und umgekehrt sehen wir die Poesie immer prosaischer werden, ohne daß sie jedoch das Metrum, den ebenmäßigen Rhythmus und den ganzen poetischen Darstellungsapparat 2c. ablegte und die Form der prosaischen Darstellung annähme. Erst wenn der Gebrauch der objectiven Prosa ein hinlänglich geläufiger geworden ist, und wenn sich der Begriff von Prosa in seinem höchsten Unterschiede gegen wahre Poesie überhaupt am vollständigsten ausgebildet hat, wechseln sich gleichsam die Rollen aus, d. h. die Prosa ergreift nun auch Stoffe frei von sich aus, oder solche, bei deren Darstellung sie von keinem näheren, in der Wirklichkeit liegenden Zwecke geleitet wird: mit einem Worte sie stellt ihre Weltanschauung um der Darstellung willen oder für die Anschauung und für das Gefühl dar und geht so auf das ästhetische und poëtische Gebiet in allgemeiner Felonie über, — mögen sonst auch noch Gedichte in eigentlicher dichterischer Form neben ihr herlaufen oder nicht. Somit hat die Gefühlsprosa einen doppelten geschichtlichen Zusammenhang nach Seite des Inhalts mit der Poesie und nach Seite der Form mit der objectiven Prosa, und sie wird deshalb historisch auch erst an solchen Puncten einer Litterargeschichte entschieden eintreten, wo der Begriff der Subjectivität in seinem vollständigen Sinne eintritt und also auch der Begriff von Prosa im schärfsten Gegensatze gegen den von wahrer Poesie zu nehmen ist: — in welchen Zeiten sie denn allein noch ein Band zwischen Poesie und Prosa lebendig erhält.

So wie dagegen nach diesem schärfsten Gegensatze zwischen Poesie und Prosa der natürliche Fortschritt dieser letzteren nothwendig darin besteht, daß sie Idee und Wirklichkeit in immer engerer Beziehung faßt, — woraus wiederum folgt, daß diese Beziehung zugleich immer mehr für die Anschauung dargestellt wird, so ergibt sich nicht nur eine zukünftige Annäherung und ein endliches Zusammengehen von subjectiver mit objectiver Prosa, sondern auch ein solches von Poesie und Prosa überhaupt. Die subjective Prosa wird sich sonach als besondere Gattung weiterhin ganz verlieren, aber sie wird nicht nur die thätige Vermittelung zwischen ihr und der objectiven Prosa sowol als der Poesie bilden, sondern sie wird auch als darstellendes Moment in der objectiven Prosa enthalten bleiben

nd die Abstraction derselben von dem Leben und der Sinnlichkeit schmelzen, sie entfernen nd mit sich erfüllen.

Was sich hieraus dialektisch ergeben hat und in dieser Weise behauptet ist, belegt ich vollkommen an der Erfahrung oder an der Geschichte der subjectiven Prosa, die wir ier indeß mit Hinweisung auf „Rinne's innere Geschichte der Entwickelung der deut. Nat.-Litt." (Thl. I. §. 54—58, Thl. II. §. 95—97, §. 140—143 und §. 161—162) nur ir ihren allgemeinsten Grundzügen geben können.

Insofern der wesentliche Inhalt der Gefühlsprosa in der That das subjective Gefühl ist, und ohne was der Begriff dieser Gattung ganz weg- oder mit dem des subjectiv Gattungsmäßigen zusammenfallen müßte, ist sie freilich der Lyrik entsprechend, die gleichen Inhalt hat und sie unterscheidet sich von dieser letzteren nur dadurch, daß diese das subjective Gefühl harmonisch mit der Wirklichkeit darstellt, — woraus zugleich die zwar bewegte, aber doch auch ebenmäßige Fassung in Metrum, Rhythmus, Bild ꝛc., noch mehr aber dies folgt, daß eine einzelne momentane Gefühlsbewegung und Stimmung schon ein ästhetisches Ganzes für sich gibt, während jene das subjective Gefühl im Gegensatze gegen das herrschende Gefühl anderer und gegen die anderweit bestehende Wirklichkeit darstellt, — woraus andrerseits folgt, daß sie die harmonische Bewegung des Rhythmus verläßt und sich höchstens an einen symmetrischen anlehnt; noch mehr aber, daß sie einer stofflicheren Unterlage bedarf, an der die subjective Weltanschauung oder die Art und Weise, wie Idee zur Wirklichkeit bezogen ist, hindurchscheinen kann. Einzelne Gefühle und Stimmungen als solche in dieser Weise darzustellen, ist deshalb zwar keineswegs ausgeschlossen, aber es ist schwierig, sie deutlich erkennen zu lassen und ein Interesse dafür zu erregen: daher denn nicht sowol einzelne momentane Stimmungen als vielmehr die ganze Gefühlsweise des Subjects Gegenstand wird. Aber auch in diesem Falle flicht die subjective Prosa noch andre der Gefühlsstimmung entsprechende Interessen und Zwecke ein oder schiebt etwas Gegenständliches unter und nimmt von dieser Mischung einen gewissen typischen Charakter an. So erscheint sie z. B. satirisch, humoristisch, erbaulich, didaktisch u. s. w.

Am leichtesten aber läßt sich offenbar das Interesse bei einem untergelegten erzählenden Stoffe erhalten, und wenn derselbe eben benutzt wird, um die gesammte Gefühlsstimmung und Weltanschauung des Subjects daran darzustellen und hindurchscheinen zu lassen, so tritt eine solche Darstellung vorzugsweise in das ästhetische und Kunstgebiet. Daher greifen denn alle von tieferer poetischer Anlage und von ästhetischer Bildung vorzugsweise zu solchen Stoffen, und nur diejenigen, bei denen die subjective Stimmung allzu unbeherrscht überwiegt oder die mehr reflexiver und theoretischer Natur sind, werden dieses Mittel der Darstellung ihrer subjectiven Weltanschauung unangewandt lassen.

Daraus ergibt sich allerdings ein gattungsmäßiger Unterschied der Gefühlsprosa darnach, ob das Gefühl mehr als solches und unmittelbar und höchstens mit eingelegten

verwandten Zwecken und Gegenständen ꝛc. dargestellt wird, oder ob ihm von vorherein eine Erzählung untergelegt wird, an der es nur hindurchscheint. Im ersteren Falle haben wir es dann mit der Gefühlsprosa im engeren Sinne: im letzteren mit der im weiteren, oder, um es gleich herauszusagen, mit dem zu thun, was wir jetzt Roman nennen. Hillebrand drückt a. a. O. diesen Unterschied so aus: „Die Gefühlsprosa zerfällt in die schildernde, die sich in selbständigen Vorträgen äußert und in der die Gemüthsbewegungen und Gefühlslagen nach ihrem wirklichen sujectiven Vorhandensein ausgesprochen werden, und in erweckliche, die als Bestandtheil andrer Schriftwerke erscheint und die Vorstellungen zur Anschauung bringt, durch die Gefühle allererst veranlaßt werden sollen und hat daher Rührung im weiteren Sinne zum Zwecke, — wodurch sie sich von der bewegenden oder rednerischen Prosa unterscheidet.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß die gleichsam zu Hilfe oder als Darstellungsmittel der subjectiven Weltanschauung genommenen erzählenden Stoffe keineswegs historische in der Art sein werden, daß man unter ihnen geschichtliche Prosa im objectiven Sinne der Gattung verstehen könnte, — was sich ja widersprechen würde: vielmehr sucht die subjective Prosa nach erzählenden Stoffen einer gewissen, ihren Zwecken näher entsprechenden Art, und in diesem Verlangen kommt ihr die epische Poesie in ihrer Entfaltung bis zu solchen Zeiten entgegen, und hierin liegt nicht nur der Berührungspunct der Gefühlsprosa im weiteren Sinne mit der Epik, sondern auch die Wahrheit, daß der Roman in der That das subjective Epos sei, — was wir im folgenden näher sehen.

§. 99.

Fortsetzung.

So wie nämlich die subjective Anschauungsweise immer mehr in ein Volk eindringt, und der Einzelne also anfängt anders zu fühlen, zu denken und zu handeln als der Andere; und so wie hieraus ein allmähliges Auflösen der sittlichen, politischen und socialen Zustände und ein Aufhören der Theilnahme Vieler an den allgemeinen Angelegenheiten erfolgt, die meisten, und unter ihnen auch oft die Geistigeren und Fantasiereicheren, sich vielmehr zurückziehen und in kleineren Kreisen ein selbstgestaltetes Leben führen: eben so greift auch die schaffende Fantasie immer mehr nach Gegenständen, die einer solchen Lebens- und Anschauungsweise entsprechen. Der Lyrik ist ein solcher Gemüthszustand nicht günstig, denn zu ihr gehört eine gehobene und harmonische Stimmung; der Dramatik noch weniger, denn dazu gehört eine innige und lebhafte Theilnahme an den sittlichen und geistigen Bewegungen der Nation: beides ist aber eben als nicht vorhanden gesetzt. Der Geist fällt daher auf Untersuchung und Darstellung von historischen und wissenschaftlichen Gegenständen der verschiedensten Art, entweder im Sinne

der objectiven Prosa oder in dem der subjectiven im engeren Sinne: oder aber, wenn ihm eine solche Beschäftigung zu ernst dünkt und er productiv im engeren Sinne des Worts zu sein, und sein Lebensbewußtsein auszusprechen und zu verkörpern sich gedrungen fühlt, so kommt er zunächst auf die epische Poesie zurück. Das eigentliche oder nationale Epos aber, so wie es eine die ganze Nation durchdringende Thätigkeit zum Gegenstande hat und sich gleichsam auch durch die schaffende Fantasie Aller stofflich und sagenmäßig gebildet hat, ist schon vorhanden und kann zum zweitenmale eben wegen des subjectiver und einseitiger gewordenen Lebens nicht wieder erscheinen; auch würde ein solcher alle angehende und einschließender Gegenstand der subjectiven Stimmung durchaus nicht entsprechen und genügen. Weil aber doch anfänglich die Fantasie den durch Sage und Geschichte gegebenen Boden nicht gleich zu verlassen wagt, so greift sie nach gewissen Einzelheiten aus dem mythischen und sagenhaften Stoffe; nach dem was auf der bereits fertigen und im allgemeinen Bewußtsein und Ruhm stehenden epischen Unterlage gleichsam dazwischen liegt und wohl gar schon als Episode wirklich eingestreut ist: oder sie begnügt sich mit einer die epische Ruhe und Ausführlichkeit auflösenden und abkürzenden drastischeren Darstellung der geschilderten Begebenheiten. Namentlich aber was die erstere Art von Arbeiten betrifft, so findet darin die schaffende Fantasie eine ihr durchaus entsprechende Thätigkeit. Denn sie gestaltet selbständig, indem sie das Kleinere, Einzelne, zu einem Ganzen ausführt, und ihrer subjectiveren Stimmung gemäß hat sie es doch auch nur mit dem zu thun, was gerade mehr dem Gemüthsantheile und dem Inneren der Mythen-und Sagen als den bedeutungsvollen Thaten der Heroen angeht und was uns diese in ihrem Zusammenhange mit den die Nation gleichsam erst gestaltenden Bewegungen erkennen läßt. Auf solchen Puncten verweilend übt sie nun ein freies Spiel, und da, wie gesagt, solche Darstellungen immer doch noch den größeren epischen Hintergrund als Folie haben, so behalten sie Durchsichtigkeit und ästhetisches Interesse genug. Was mithin in den eigentlichen Nationalepen nur als einzelner Durchgangspunct und als Motiv für einzelne Handlungen erscheint, — das wird nun passender Gegenstand für die Ausführung und Darstellung als eines besonderen Ganzen.

Wenn aber ein Gott oder ein Held nicht nach seiner Bedeutung für die Nation, überhaupt nicht nach seinen objectiven Beziehungen, sondern vielmehr gerade vorzugsweise nach seinem subjectiven und individuellen Sein und Handeln dargestellt wird, so ist kein Moment aus seinem Leben für eine solche Darstellung günstiger als das der Liebe. Denn die Liebe ist ebensowol die allgemeinste natürliche und geistige Empfindung und doch zugleich die subjectivste; in der Einheit ihres sinnlichen und geistigen Elements ist sie ferner auch vorzugsweise poetisch, und in den unendlichen Graden und Mischungen dieses Affects läßt sie sich am leichtesten als Motiv für Handlungen darstellen.

Daher wird denn die Liebe der Geschlechter immer mehr in solchen Productionen das einzig Bewegende und der Mittelpunct, auf den sich aller Inhalt bezieht. Noch

mehr aber, je weiter sich das Bewußtsein von seinem Zusammenhange mit der nationalen und allgemein menschlichen Gesammtheit verliert, und je mehr sich dagegen die Fantasie in der Darstellung solcher Gefühle gefällt und sich in ihnen versenkt, je mehr wird entweder die Liebe von ihrer blos sinnlichen Seite Gegenstand der Darstellungen und diese verfallen ins Unsittliche; oder der sittliche Antheil verdünnt und verflüchtet sich in die Sentimentalität, und das eine liegt daher dem andern gewöhnlich gegenüber oder herrscht, nach Umständen, einseitig vor. Die ganze Kunst der Darstellung und die ganze Pracht der Diction wird dann verwandt zu einer Feier des Liebegefühls, die ihm in der Ganzheit der sittlichen Weltordnung nicht gebürt; ja selbst das Unsittliche, in das es ausartet, wird verdeckt durch den Glanz der Gewande, die man ihm umwirft: unter geist- und geschmackvollen Griffeln wird eine Vergöttlichung des Fleisches daraus.

Aus demselben Grunde des Zurückziehens von den allgemeinen und politischen Angelegenheiten des Staatsganzen folgt dann auch ein Zurückziehen von dem Städtischen zum Ländlichen und ein Wohlgefallen an der Schönheit der Natur als solcher, — was gleichfalls in früheren und objectiven Zuständen eines Volkes unerhört ist, und wo empfindungsvolle Theilnahme und Schilderung der Natur nur als Mittel zu anderen Zwecken, nie aber für sich oder als Hauptsache vorkommt, eben wie bei der Empfindung der Liebe auch. Denn bei der politischen und sittlichen Verderbtheit der allgemeinen Zustände entfliehen die Besseren dem Qualm des Drängens um die Machthaber und bereiten sich ein Glück in der ländlichen Zurückgezogenheit. Bei der Leere eines solchen Lebens von allgemeinem Inhalte verfällt daher die productive Fantasie nothwendiger Weise auf eine Art Hypostasirung der ungeistigen Natur und der einfachen Verhältnisse, die hier vorkommen, und es setzt sich eine gewisse Gefühlsseligkeit und Versenkung des Gemüths in die Empfindung der Naturschönheit und des Naturlebens so wie ein Ekel an Geschäften und an Thaten als Grundstimmung fest. Solche Zustände und Empfindungen, poetisch dargestellt, geben aber nichts anders als die Idylle, die, anfangs an die vorbeschriebenen epischen Gedichte von kleinerem Umfange und Inhalte sich anschließend, und namentlich auch das Element der Liebe als das bewegende in sich aufnehmend, sich bald als selbstständige Gattung herausarbeitet, bald aber auch als bloßes Moment andre Gattungen durchdringt und entweder in dieser Selbstständigkeit oder in ihrer Verbindung mit anderen Stoffen in die Prosa übergeht. Und so gibt sie zwar auf der einen Seite noch deutlich genug ihren Zusammenhang mit der epischen Poesie zu erkennen, von der anderen aber zeigt sie auch ihre subjective Natur und geht in dieser in die Gefühlsprosa über.

So wie aber diese subjective Epik sich einmal den Schranken des Metrums, überhaupt aber der engeren poetischen Einrahmung und Einheit begeben hat, so ist es auch nur ein Schritt, daß sie von der poetischen Erhebung der schönen Natur fortschreitet zu ähnlichen Schilderungen von Oertlichkeiten überhaupt, insofern sie etwas Merkwürdiges

und Besonderes darbieten, und von hieraus eben auch nur ein geringer Schritt zur Darstellung des örtlich Sonderbaren, und, weil hierzu das Ferne am günstigsten ist, des Unglaublichen, Wunderbaren, Fernen überhaupt. Indem aber die bloße Schilderung der ungeistigen Natur, wenn sie einen größeren Umfang gewinnt und nicht zur Unterlage von Thätigkeiten erscheint, kein hinlängliches Interesse unterhält, so wird sich ihr bald auch die Erzählung von den Schicksalen, Begebenheiten und Thaten solcher Personen unterschieben, die eben etwas Besonderes und Ungewöhnliches durch ihr Leben aufzuweisen haben, — was wiederum mit der subjectiven Neigung und Stimmung solcher Zeiten zusammenhängt.

Hierdurch aber tritt jene Wendung ein, wo das Leben eines Subjectes als eines solchen, d. h. eines einzelnen, innerlich besonders bestimmten Geistes Gegenstand der erzählenden Darstellung wird, welche, insofern dies für die Anschauung, mit einem Worte poetisch und in hinlänglicher Ausführung der Einzelheiten geschieht, das subjective Epos oder den Roman abgibt, so daß alles, was das nationale Epos in seinem Wesen ausmacht, sich hier von seiner umgekehrten Seite zeigt, — was wir hier nicht weiter ausführen wollen.

Der Roman in diesem Sinne muß dann nun freilich lediglich durch die Darstellung des Stoffs an sich, nicht durch die Beziehung desselben auf allgemeine Zustände und Wahrheiten interessiren, und daher findet hier ein Zusammenhang zwischen der rhetorischen Diction im verdächtigen Sinne des Worts oder mit der Schönrednerei und dem Romane oder überhaupt mit der subjectiven Prosa statt, den man wol insgemein als die poetische Prosa begreift, — welche unnatürliche Vermischung des Wesens der Prosa mit dem der Poesie, historisch betrachtet, gar nicht unbegreiflich ist, und einen nothwendigen Durchgangspunct bildet, daher wir sie an ganz bestimmten analogen Puncten der Litteraturgeschichte eintreten sehen. Hillebrand hätte sie daher a. a. O. nicht aus dem Begriffe der subjectiven Prosa ausschließen sollen, wenngleich sie nur eine ästhetische Verirrung derselben ist. Aber sie existirt doch nicht neben derselben, sondern gehört durchaus mit zur Entwickelung ihrer factischen Erscheinung.

Es ist aber leicht begreiflich, wie der Roman in dieser seiner Stellung und Natur, in der Folge, je mehr das Subject von seiner Vereinzelung aus die objectiven oder allgemeinen Zustände wieder in seine Betrachtung zieht und selbst an ihnen wieder thätigen Antheil nimmt, auch fernerhin alle möglichen didaktischen Stoffe in sich aufnehmen kann, wodurch er also wieder allgemeinen Inhalt bekommt und zugleich seine wahrhafte Kunstgestaltung vorbereitet. Denn auf diesem Wege wird die Erzählung von dem Leben des Subjects immer mehr nur Mittel zum Ausdruck des Allgemeinen; und je mehr dies der Fall ist und je mehr also das subjectiv vermittelte Besondere und Individuelle nur als ein solcher Ausdruck behandelt wird, je mehr wird der Roman wahrhaft kunstvoll werden und also auch nach Seite der Kunst das Epos vertreten.

Es versteht sich von selbst, daß er also im Stande ist, auch allen objectiven Stoff, insofern er an den historischen Verlauf eines Einzellebens angeknüpft oder vielmehr mit ihm verwebt ist, in sich aufzunehmen, und, so wie er als wahrhafter Kunstroman die Vereinigung der subjectiven Prosa mit der Poesie dargestellt hat, nun auch die der objectiven mit ihr und hierdurch die Vereinigung dieser beiderseitigen Prosa-Unterschiede zugleich zu vollbringen vermag, — was alles eine Geschichte des Romans im besonderen darzulegen und factisch nachzuweisen hat.

In einer beständigen Analogie mit dieser weiteren Entfaltung des Romans läuft dann auch die subjective Prosa im engeren Sinne, die ihre subjectiven Anschauungen als solche und nicht in den erzählenden Verlauf von Begebenheiten, Handlungen ꝛc. versenkt darstellt, wenn sie auch zuweilen daran streift. Je höher aber die Geschmacksbildung und die Kunstdarstellung steigt, je mehr wird sie sich überzeugen, daß in diesem Zwitter-Zustande zwischen objectiver Erkenntniß und subjectiver Darstellung nicht zu verweilen ist, und sie wird also entweder ganz in die objective Prosa oder in den Roman übergehen.

Hiermit haben wir den ganzen Gang der subjectiven Prosa umschrieben, wie er, am reinsten und vollständigsten in der Geschichte der griechischen und deutschen Litteratur, sich abdrückt.

Denn ein Blick auf die griechische zeigt, wie die Umwandlung der objectiven Natur der epischen Poesie sich zunächst knüpft an die sogenannten Mythographen und Metamorphosendichter, an die Heroide und die poetische Epistel überhaupt; wie zugleich die Idylle eintritt und wie das Moment der Liebe und der Naturschilderung immer mehr Platz nimmt; wie ferner die allmählige Umwandlung dieser noch poetischen Gattungen in den Roman und die prosaische Diction vor sich geht und wie es vorzugsweise die Rhetoren sind, durch welche dieser Uebergang vollbracht wird. Schon ganz äußerlich an den bloßen Titeln der griechischen Romane läßt sich das Gesagte wahrnehmen, wie der Inhalt einerseits vorzugsweise nur Liebesgeschichten sind, wie sich diese aber zugleich an eine gewisse Oertlichkeit anlehnen. Man denke nur an die Milesischen Märchen, an die Babylonica oder die amores Rhodanis et Sinonis von Jamblichus, an die Aethiopica oder die amores Theagenis et Charicleae von Heliodor, an die Ephesiaca oder die amores Anthiae et Abrocomae des Xenophon ꝛc. Die Verwandtschaft, die diese Geschichten zugleich mit dem Idyllischen oder auch mit dem Seltsamen, Fernen und Wunderbaren ꝛc. haben (was wir bei uns Robinsonade nennen würden) ist in dem Titel des Romans von Longus: Pastoralia de Daphnide et Chloë und in dem des Romans von Antonius Diogenes: *Τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα* gleichfalls schon äußerlich angedeutet. Wie endlich solche Geschichten mit Leichtigkeit auch wieder in die metrische Fassung zurücktreten können und hierdurch also auch äußerlich ihre Verwandtschaft oder vielmehr Einerleiheit mit der epischen Poesie als subjectives Epos sich bezeugt, — dies sieht man

an den betreffenden Gedichten des Theodorus Prodromus **de Rhodanthes et Dosiclis amoribus lib. IX.**, in jambischen Versen aus dem 12. sec. und aus dem Gedichte des Niketas Eugenianus **de amoribus Chariclis et Drosillae**, gleichfalls aus dem 12ten Jahrhundert.

Wollten wir die Geschichte der subjectiven Prosa im engeren Sinne verfolgen, so könnten wir schon die Denkwürdigkeiten und die Kyropädie des Xenophon, ja sogar einige Schriften von Platon hieherziehen. Namentlich aber gehören Lukian mit mehreren seiner Werke, Plinius der jüngere und viele Andere, später auch die christlichen Schriftsteller mit ihren Werken erbauenden Inhalts hieher, — was wir nur wie von ferne andeuten, nicht ausführen wollen.

Ganz analog, wenn auch mit den Modificationen, die durch die welthistorische Stellung dieser Völker und durch das Uebergreifen der alten in die neue Litteratur geboten sind, verhält es sich mit der Geschichte der subjectiven Prosa bei den modernen Völkern, von denen wir nur die der Deutschen noch einen Augenblick ins Auge fassen: sie wiederholt und ergänzt die betreffende Geschichte in der alten Litteratur.

Auch hier sehen wir objective Prosa der Entstehung der subjectiven vorausgehen, aber jene hat auch noch gar nicht das wahre Wesen der Prosa, — das der subjectiv-vermittelten Anschauung an sich, — in welcher Gestalt sie vielmehr erst im vierten Zeitraume der deutschen Nationallitteratur, also erst seit dem 17ten Jahrhunderte erscheint, wo ihr dann die subjective Prosa ganz naturgemäß schon voraufgegangen ist.

Diese letztere aber beginnt eben so naturgemäß zunächst mit der Auflösung der großen Epopöen der früheren Jahrhunderte aus den fränkischen und brettonischen Sagenkreisen, dann aus dem deutschen, in gedrängtere, unmetrische Erzählungen und zieht dadurch den Namen des Romans auf sich herab. Sie schreitet nach dem Charakter des Subjectiven dahin fort, daß sie die verschiedensten Stoffe von kleineren Erzählungen, mochten diese nun aus den kirchlichen und klösterlichen Legenden, oder aus der antiken Geschichte und Sage im Geiste der modernen Zeit (romantische Stoffe) oder aus dem unmittelbaren Volksleben entsprungen sein, auf ähnliche Weise erzählend darstellt, und zeigt die Analogie mit der antiken subjectiven Prosa, daß die Liebe bald auch als das hauptsächliche bewegende Element erscheint. Nur das Eigenthümliche kommt hinzu, daß eine große Menge solcher kleineren oder novellenartigen Erzählungen den Sinn der Anerkennung des Geistigen im Gegensatze des blos Natürlichen so wie überhaupt die Anerkennung des richtigen Verhältnisses zwischen diesen beiden Seiten in sich tragen, — was insbesondere den Inhalt der so zu nennenden legendarischen und der Volksnovellen ausmacht, — welche letztere endlich in den lustigen Schwank, die Eulenspiegeleien und das Verkehrte überhaupt ausgehen.

Dieses letztere Element hängt aber wiederum zusammen mit der allgemeinen oppositionellen Richtung des Subjects gegen die bestehenden Zustände, namentlich gegen die

unnatürliche und ungeistige Herrschaft der Kirche und des Adels, und hierin also geht die Umwendung von dem objectiven zu dem subjectiven Leben des deutschen Volkes allmählig vor sich.

Dieser in die Geschichte der epischen Poesie verflochtenen Geschichte der subjectiven Prosa im weiteren Sinne läuft ganz parallel die derselben im engeren Sinne und thut sich kund in einer Menge von Schriften ethischen, moralisirenden, humoristischen und satirischen Inhalts, in denen allen die veränderte sittliche Anschauung als solche vorgetragen wird, und in denen sich dieselben Stufen der immer subjectiver werdenden Auffassung wie in jenen erzählenden Stoffen nachweisen lassen.

Nachdem aber der Deutsche im 17ten Jahrhundert einmal auf dem extremen Puncte der subjectiven Vereinzelung angekommen war, so daß ihm alles politische und nationale Bewußtsein entging: da drang auch, eben so wie im Alterthum, das idyllische Moment nicht nur in die Erzählung, sondern auch in alle litterarische Gattungen und erfüllte sie eine lange Zeit in ganz ungewöhnlicher Weise. Der Roman aber, der noch immer einen Zusammenhang mit der romantischen Epopöe erhalten hatte, wurde durch mancherlei innere Uebergänge, die in der Litteraturgeschichte genauer zu ersehen sind, Geschichts- und Liebesroman, und zwar von Seiten der romantischen Sage sowol als von Seite des Volksmäßigen, ging dann von diesem letzteren aus, ganz analog mit dem antiken Roman, in die Robinsonade und die Abenteuergeschichten und von diesen in die Familiengeschichte über, wodurch er sich erst seinen eigenthümlichen subjectiven Boden und Standpunct errang. Denn indem das Subject von sich aus nun gleichsam die Arme wieder nach seinem Zusammenhange mit der Nation und dem Staate ausstreckt, läßt es die allgemeinen Zustände in den seinigen und in seiner Anschauung spiegeln und wird so didaktischer Roman in den verschiedensten Nuancen.

Indem aber der Roman, von hier aus sich immer mehr als Kunstgestalt begreifend, zu den früheren Zeiten zurückgreift und den früheren nationalen Geist mit den Forderungen der Gegenwart zu versöhnen strebt, wird er national-historischer oder historisch-romantischer, und Kunstroman oder subjectives Epos immer mehr in dem Sinne, daß die Darstellung irgend einer bedeutungsvollen Persönlichkeit zum Spiegel nicht nur der allgemeinen Zuständen ihrer Zeit sondern auch indirect zum Spiegel dessen gemacht wird, wie der Darstellende eine Harmonie des Individuellen mit dem Allgemeinen sich möglich denkt.

Parallel mit der Geschichte des Romans läuft aber auch die der subjectiven Prosa im engeren Sinne und sie ergießt sich überaus reich in solchen Zeiten, wo einmal die Unruhe und das Bewußtsein über die Ungehörigkeit und Verdorbenheit der politischen nationalen und sittlichen Zustände ꝛc. erwacht ist. Sie verschwindet aber auch allmählig wieder oder tritt wenigstens sehr zurück, je mehr sie einsieht, daß sie in diesem Ansich ihres Wesens weder zur eigentlichen Kunstgestalt gelangen noch auf wissenschaftlich

Giltigkeit Anspruch machen kann. So breit ihr Fluß daher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, so sehr versiegt er in dem jetzigen, namentlich in den gegenwärtigen Decennien.

§. 100.

Fortsetzung.

Was nun die Compositionsregeln der der Gattung der subjectiven Prosa zugehörigen Aufsätze betrifft, die ihr insbesondere zukommen, so würden wir zunächst als sehr wesentlich zu unterscheiden haben, ob sie der subjectiven Prosa im engeren oder im weiteren Sinne zukommen sollen. Da wir aber aus der geschichtlichen Betrachtung dieser Gattung schon gesehen haben, daß die subjective Prosa im engeren Sinne nur die unvollkommnere, aphoristische und halbschichtige Form derselben im weiteren Sinne gegenüber ist, die vollkommnere aber die unvollkommnere nothwendig in sich faßt, ja voraussetzt, so müssen auch die stilistischen Regeln, die sich für diese insbesondere geltend machen, auch die für jene mit einschließen und aus ihnen zu entnehmen sein, und so hätten wir es also nur mit den Compositionsregeln für den eigentlichen Kunstroman als der vollkommensten und objectivsten Form der subjectiven Prosa zu thun.

Es kann und soll hiermit nicht gesagt sein, daß die verschiedenen Gestalten, in denen die subjective Prosa im engeren Sinne auftritt, wie z. B. wenn sie blos einzelne Empfindungen und Reflexionen gibt, oder wenn sie zu vollständigeren und umfassenden ethischen, philosophischen, humoristischen Betrachtungen fortschreitet oder wenn sie gleichsam zu Galerien von Bildern, Scenen und Gestalten wird, oder unter welcher Form sie sonst noch ihre subjectiven Weltanschauungen sinnlich vorstellig macht, nicht ebenfalls eine gewisse Berechtigung ihrer Form hätten und nicht zu einer relativen Vollkommenheit darin gelangen könnten: vielmehr können alle diese Gestalten eben unter gewissen Bedingungen und Umständen die angemessensten und treffendsten sein. Demungeachtet aber hebt sich dadurch nicht auf, weder daß die vollkommenste oder absolute Form der subjectiven Prosa in dem Kunstroman liege, noch auch daß in diesem alle die anderen relativ-vollkommnen Formen, unter denen jene noch vorkommen kann, nicht zugleich enthalten wären.

Denn der Stoff der subjectiven Prosa ist und bleibt zwar allerdings die subjective Weltanschauung oder die Art und Weise, wie die gegenständliche Welt auf ein der Idee fähiges oder sittliches Wesen wirkt, aber es liegt auch in der Idee ihrer Form, daß diese subjective Empfindung zugleich so anschaulich wie möglich dargestellt werde. Da nun aber eine Empfindung oder Anschauung sich jederzeit auf eine in der objectiven Wirklichkeit, noch näher in sittlichen Thatsachen gegebene Bewegung und Thätigkeit zurückbezieht, die wiederum an Persönlichkeiten geknüpft ist, so versteht es sich von selbst,

daß ihre Darstellung dann am sinnlichsten sein wird, wenn diese Persönlichkeiten in dieser ihrer Thätigkeit selbst vor der Anschauung erscheinen, so daß jene plastisch im vollsten Sinne des Worts wird.

Und da ferner solche Anschauungen eben so wenig als solche Thätigkeiten in der Wirklichkeit isolirt erscheinen, so erhellet auch ferner, das nur ein auf eine gewisse Einheit bezogener Complex der einen wie der anderen auch das in vollkommner sinnlicher Anschauung geben kann, was doch der Intention nach eigentlich ausgedrückt werden soll.

Wenn ich aber Handlungen nach ihren sittlichen Motiven in den bewegten Persönlichkeiten so darstelle, wie sie in einem auffassenden Subjecte von gleichfalls sittlicher Natur reflectiren; oder nochmehr, wenn ich diese Reflexe nur insoweit auf die besagte Weise darstelle, als dadurch die gegenständliche Welt selbst in diesen Persönlichkeiten durchsichtig und anschaulich wird, und etwa noch hinzufüge, daß sie nach irgend einer Seite bemerkenswerth oder bedeutungsvoll sein müssen, weil sich sonst in ihnen der Geist der jedesmaligen Zeit nicht bezeichnen ließe, so heißt dies nichts anders, als daß die subjective Prosa ihren vollkommnen oder kunstgemäßen Ausdruck nur im Romane finden kann, als derjenigen Schriftgattung, in welcher an einer sittlichen Individualität in ihrer handelnden Bewegung sich die Allgemeinheit spiegelt, unter der sie handelt.

Ehe aber die Darstellung zu diesem Punkte kommen kann, muß sie alle die einzelnen Momente, die in dieser Vollständigkeit liegen, erst in ihrer Succession durchmachen, weil ohne dieses das darstellende Subject nicht zum Bewußtsein darüber gelangen könnte. Das Genie vermag zwar solcher Zeit vorauszugreifen und Vollkommenes zu jeder Zeit zu vollbringen: allein dann ist es ein unbewußtes Thun für dasselbe: die Aufgabe der Gattung besteht aber gegentheils gerade darin, daß die Vermittelung des Objects durch das Subject vollständig werde, — wozu ihm ein seiner Schöpfung vorausgehendes Bewußtsein nicht erspart werden kann, wenn er bei dem concreten Schaffen auch nicht im besondern davon ausgeht.

Und so erhellet also andrerseits, daß in den Vorschriften über die vollkommne Vollbringung des Kunstromans auch nothwendiger Weise alle die über die verschiedenen andern Formen der subjectiven Prosa im engeren Sinne mit implicirt sein müssen, indem sie selbst nur die einelnen Stufen und abgelös'ten Momente jener Vollkommenheit sind.

Die subjective Prosa in diesem ihrem Gipfel als Kunstroman wird aber nun zu vollkommnen Kunstproducten und liegt mithin über dem Gebiete der Idealstillehre hinaus, die es gleichsam nur mit der Beschreibung des Weges dahin, nicht aber mit der Sache selbst in ihrer Vollendung zu thun hat, — welche Bestimmungen vielmehr der Poëtik zukommen, und es fragt sich daher, inwiefern hier von den Compositionslehren zum Kunstromane die Rede sein wird und kann.

Hier ist denn nun zu sagen, daß der historische Kunstroman in seiner Vollendung noch gar sehr in der Zukunft liegt.

Wer diesen Ausspruch zu hart findet, der muß sich freilich erinnern, daß es zweierlei Forderungen sind, die in Bezug hierauf geltend gemacht werden können und müssen. Viele begnügen sich damit, daß der Roman nur überhaupt Interesse habe und die Spannung erhalte, und wenn er mit diesen Vorzügen außerdem noch einen treuen Spiegel der Zeit gibt, in den die Erzählung fällt und die Charakteristik der vorgeführten Personen Wahrheit hat, dann meinen sie, daß ihm das Prädikat der Vollendung nicht versagt werden könne. Ueberhaupt scheinen sie keine Ahnung zu haben, daß die wahre Kunst noch etwas ganz anderes und höheres zu fordern berechtigt sei. Nun läßt sich allerdings sagen, daß für gewisse Bedürfnisse dergleichen Leistungen ausreichen und daß bei weitem die Mehrzahl der Leser geistig befriedigt sein wird.

Allein hierbei ist das Interesse doch immer nur ein stoffliches, und das an der Darstellung reicht höchstens so weit, daß die Kunst bewundert wird, durch die der Stoff hinlänglich durchsichtig geworden und eine geistige Unterhaltung und ein Wohlgefallen und Wiegen des Geistes auf der treffenden Sinnlichkeit der Diction ꝛc. erzielt ist.

Die wahre Kunst aber will alle diese Vorzüge zwar auch und wo möglich im höchsten Grade; aber sie will außerdem noch, daß die Darstellung nicht nur die Gegenstände ꝛc. vollkommen durchsichtig erscheinen lasse, sondern auch, daß der so dargestellte Stoff selbst nur ein Mittel sei, um die Art und Weise erkennen zu lassen, wie der Darstellende das Besondere zum Allgemeinen bezogen, respective wie er es zur Einheit zusammenzufassen denkt. Mit andern Worten, die Weltanschauung des Dichters muß sich dadurch mit abdrücken, und es darf dies nicht irgend eine beliebige und untergeordnete oder enge sein, sondern sie muß die höchste Tiefe und Intelligenz der Zeit an sich tragen. Der Dichter muß sich so weit in sich selbst vertieft haben und so weit in seiner geistigen Erkenntniß und Anschauungsweise gekommen sein, daß er in den sittlichen Widersprüchen der Welt, der Geschichte und der Zeit zu einer vollkommnen Klarheit und Harmonie mit sich selbst gekommen ist, und nur auf diesen Rahmen darf er sein Gemälde, — welches es auch sei, — aufspannen. Hierdurch ist es allein möglich, daß wir durch ein sogestaltetes Werk nicht nur unterhalten und unterrichtet, sondern daß wir auch sittlich erhoben und erkräftigt werden, — was ohne Widerspruch von jedem Kunstwerke verlangt werden muß, wenn es diesen Namen verdienen soll. Nur so kann der Dichter ein Freund und Liebling der Götter genannt werden, und nur so kann er durch das G a n z e seines Werkes und seiner Werke befriedigen, und nicht nur durch Einzelnes, — was wol überhaupt das schlimmste Urtheil ist, was man über ein Kunstwerk sagen kann: wogegen umgekehrt vieles Einzelne unvollkommen sein kann, ohne daß dadurch das Ganze den Anspruch auf Kunstwerth verliert.

Und betrachten wir unsern historischen Roman von diesem Gesichtspuncte aus, dann möchte ich den noch kennen lernen, der diesen Anforderungen entspräche.

Wenn nun gleich eine solche Palme nicht so leicht errungen wird, und wenn die meisten Bedürfnisse auch schon durch geringere Leistungen befriedigt werden, so müssen wir doch Wehe über eine Zeit rufen, die jene höhere Anforderung nicht anerkennt und ihr zu genügen sich nicht mit allem Ernste bestrebt.

Und wohl also ist für die Idealstillehre noch Raum genug vorhanden, um für die Heuristik, Disposition und Darstellung der subjectiven Prosa die allgemeinen Bedingungen auszusprechen und aufzustellen, die zu jenem Ziele führen können.

1) Heuristik.

Was nun zuerst die Heuristik des historischen Romans betrifft, so muß als nothwendige Grundbedingung gefordert werden, daß der Dichter selbst einen eigenthümlichen Entwickelungsproceß in sich durchgemacht, oder mit andern Worten, daß die Welt ihn auf individuelle Weise berührt habe, und daß er von dieser hierdurch entstehenden eigenthümlichen Auffassungsweise der Gegenstände aus doch zur vollkommnen Klarheit mit sich selbst und der Welt gekommen sei. Denn nur so ist er im stande, eine neue, die Wirklichkeit treu abspiegelnde Gedankenschöpfung zu liefern, — was unbedingt von dem wahren Dichter verlangt werden muß; nur so ist er im stande, ein Augapfelbild in sich zu entwerfen, nach welchem sein Stoff eben die Stellung hat, nur Offenbarungsmittel seiner Weltanschauung zu sein. Ferner aber muß er auch den sittlichen Drang haben, durch diese Offenbarung mitzuwirken zu der idealeren Gestaltung der Wirklichkeit, weil es ihm, wenn er irgend noch eine andre Bewegung in gleicher Stärke daneben hat, sonst nicht gelingen würde, diejenige Selbstbeherrschung dem Stoffe gegenüber auszuüben, um eben nur so viel davon zu geben, als der Ausdruck jener seiner Anschauung nöthig macht. Diese sittliche Bewegung hat man bisher auch wol den reinen Kunsttrieb oder die reine Kunstidee genannt, die eben nichts will als den vollständigen Ausdruck der inneren Schauung, — was auch, recht verstanden, ganz dasselbe ist.

Was aber den eigentlichen Stoff betrifft, so kann er von einer doppelten Seite her entnommen sein: entweder nämlich aus der Geschichte oder aus dem eignen Leben. Ist das erstere der Fall, so versteht es sich von selbst, daß ein möglichst genaues Specialstudium des Gegenstandes nach Ort, Zeit, Sitte, Trachten, Personalitäten, Umständen rc. rc. hinzukommen muß, so daß er hinlänglich sinnlich und in seiner dermaligen Gestalt vor der reproducirenden Fantasie des Dichters und gleichsam vor dessen unmittelbarer Anschauung steht; ist das letztere der Fall, so ist die Schwierigkeit mehr eine negative, indem sie nämlich in der Unterdrückung alles dessen durch unser Leben und unsre Empfindung gegebenen Stoffs besteht, der mehr oder weniger eine nur subjective Bedeutung und ein nur subjectives Interesse hat, — weshalb schon Schiller ganz richtig sagt, daß sich der Meister des Stils mehr in dem zeige, was er verschweigt, als was er gibt:

in beiden Fällen aber besteht die Kunst und die Aufgabe der Heuristik darin, nur solchen Stoff aus der für den Dichter vorliegenden Fülle desselben zu wählen, der nöthig und geeignet ist, die allgemeine Idee daran auszudrücken, und die in dem Ganzen enthaltenen Einzelheiten haben überhaupt nur insofern Berechtigung, als sie die Beziehung zu jenem nach verschiedenen Verhältnissen in sich tragen und an sich nachweisen lassen.

Bei dem besten Willen aber wird sich, besonders wenn wir uns dem Auffinden und Ergreifen des Stoffs eine zeitlang ausschließlich und mit Vorliebe gewidmet haben, derselbe für sich geltend zu machen suchen und, wenn wir ihm nachgeben, die ideale Wirkung des Ganzen schwächen oder ganz untergehen lassen. Nur die Klarheit über das, was wir nun eigentlich durch das Ganze ausdrücken wollen, und wie derselbe sich zur Idee des Geistes überhaupt verhält, so wie die Kraft und Wahrheit unsers sittlichen oder ästhetischen Dranges gibt uns eine hinlängliche Sicherheit gegen jene Versuchung so wie eine öftere Uebung uns zugleich eine Fertigket in solchem richtigen Verfahren verleiht.

Vorzüglich glücklich und treffend muß deßhalb das durch die Meditation erzeugte Augapfelbild sein, d. h. wir müssen in der inneren präformirten Anschauung des Ganzen den Stoff schon in seiner strictesten Beziehung auf die Idee erblicken und hiernach die Auswahl des Stoffes leiten.

Wenn der Stoff aus unserm eignen Leben genommen ist oder dasselbe ganz umfaßt, so hat dies die eigenthümliche Schwierigkeit, ihn aus der Unmittelbarbeit, die er für uns hat, herauszuheben, ihn abzuklären und so erst geistig zuzubereiten, — was wir, wie dies anzustellen sei, näher zu erklären hier von der Hand weisen müssen. Dagegen sind wir dadurch gegen blos aufgenommenen Stoff im Vortheil, daß er eben Unmittelbarkeit und sinnlichen Boden für uns hat und seine sinnliche Darstellung oder Zurückversetzung aus der geistigen Abklärung durchaus Naturwahrheit haben muß, — wogegen wir zu historischem Stoffe nur durch Vermittelung des Verstandes gelangen können, von welchem aus dann erst eine Versinnlichung wieder stattfindet.

Im allgemeinen ist aber die Schwierigkeit, zu geeignetem Stoffe der letzteren Art zu gelangen. und ihn wieder anschaulich darzustellen, nicht so groß als die Operation der geistigen Abklärung des selbst erlebten Stoffes. Denn bei jenem ist der Schreibende eben nicht mit seinem Selbst in der Art implicirt, daß es ihm so schwer fallen sollte, in der nachfolgenden Veranschaulichung, die freilich immer ein Werk seiner Subjectivität bleibt, das Object hinlänglich durchsichtig zu machen: bei diesem dagegen bleibt er jeden Augenblick in Gefahr, das Innerliche nicht gegenständlich genug werden zu lassen, und diese Gefahr wird um so größer als die Innerlichkeit selbst eine reiche und tiefe ist.

Wenn aber der Darstellende einmal zu der Macht der hinlänglichen Objectivirung seines inneren Reichthums gekommen ist, dann steht er auch in unendlichem Vortheil gegen denjenigen, der nur historisch Aufgenommenes darstellt, und es geht dies so weit,

daß man, von dem höchsten Standpuncte der Kunstkritik aus, sagen muß, es werde das höchste in der Kunst der sprachlichen Darstellung auch nur dann erreicht, wenn der Gegenstand das eigne Innere und Selbsterlebte ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein anderer einen gleichen Grad der sinnlichen Wahrheit und Tiefe für uns haben kann: hierin aber ohne Widerstreit die Macht der Darstellung beruht.

Trotz der Universalität also, die dem großen Genius eigen ist und trotz der unbeschränkten Freiheit des Geistes, der kein Gegenstand unerreicht bleibt, ist jedem Menschen ein gewisses Maß für die individuelle Anschauung im Reiche des Sinnlichen und der eigenen Erfahrung gegeben, und dieses wird er als schaffender Künstler ohne Gefahr nicht überschreiten, und wir haben daher schon einmal im Vorübergehen darauf hingedeutet, wie sich in der That für jeden ausgezeichneten Künstler und Dichter ein Kreis umschreiben läßt, in dem seine Schöpfungen am glücklichsten sind. Und könnten wir denn eigentlich sagen, daß unsere universellsten Geister, wie Göthe und Schiller in ihren besten Werken eigentlich etwas anders gezeichnet haben als sich selbst und ihren eignen Geist?

Je reicher daher und je individueller die Masse des Erkenntniß- und Anschauungswürdigen wird, je mehr tritt daher in Beziehung auf Production die Nothwendigkeit einer Selbstbeschränkung ein, und daher läßt sich nicht undeutlich in unserer neuesten Litteratur wahrnehmen, wie der Roman aus diesen und den vorhin entwickelten Gründen nicht nur immer mehr historischer, sondern wie er auch immer mehr blos biographischer Roman wird, umfasse er nun das eigene Leben oder das eines historisch bedeutungsvollen andern Menschen.

Und so muß es ja auch sein! Die Erkenntniß des Besonderen muß Hand in Hand gehen mit dessen deutlicher Beziehung auf sein Ganzes und auf das Ganze überhaupt. Und so muß auch das individuelle Sein nur immer bestimmteres Mittel der Darstellung des Allgemeinen werden, oder mit andern Worten, die subjective Prosa muß einen immer objectiveren Inhalt und eine immer idealere Form gewinnen.

§. 101.

Fortsetzung und Schluß.

2) Disposition.

Was die oben (§. 69—83) gegebenen Regeln über die Disposition betrifft, so steht ihnen die subjective Prosa, vorzüglich wenn sie entweder ein aphoristischer Erguß von Betrachtungen, Anschauungen und Reflexionen ist, oder wenn sie sich zur Gestaltung im Kunstromane, besonders zum historischen und biographischen erhoben hat, begreiflicher Weise am allerfreiesten unter allen Prosagattungen gegenüber: gleichwol ist sie doch keineswegs von ihnen entbunden, und diese werden vielmehr ihre innere Wahrheit und

Haltbarkeit gerade daran am besten bekunden, daß sie diese auch an dieser freisten aller Prosagattungen nachweisen.

Hatten wir nun dort gesehen, daß sich alle Disposition zuletzt auf einen Syllogismus der ersten Figur zurückführen lassen muß, und nachgewiesen, wie die drei nothwendigen, in einem bestimmten logischen Verhältnisse zu einander stehenden Theile des Ober- und Untersatzes und der Conclusion die drei nothwendigen organischen Theile jedes Prosa-Aufsatzes in der Form der Einleitung, der Abhandlung (Beweisführung) und des Schlusses ausmachen müssen, und hieraus die näheren Regeln für die Disposition des Ganzen abgeleitet, so heißt dies, auf unsre Gattung angewandt, folgendes:

Der Roman muß, er mag nun, wie sonst die Familiengeschichten, ab ovo anfangen oder, wie gewöhnlich, mediam in rem versetzen, immer nothwendiger Weise den Leser in eine bestimmte Wirklichkeit einführen, und die Kunst der Darstellung besteht namentlich darin, dies mit dem wenigsten Aufwande von Gedanken und Schildereien zu thun, dennoch aber doch auch so viel des Stofflichen zu geben, daß sich der Leser hinlänglich vertraut nach Ort, Zeit, Persönlichkeit, Sitte ꝛc. mit dem fühle, was ihm der Erkenntniß und deutlichen Anschauung des Folgenden halber zu wissen nöthig ist. Es ist ferner wesentlich, daß diese Wirklichkeit zunächst in ihren festen und ruhenden Zuständen vorgeführt werde, — was nicht dadurch aufgehoben wird, wenn wir z. B. beim Beginn eines Romans unmittelbar in ein Getümmel oder eine leidenschaftliche Bewegung irgend einer Art versetzt würden. Dies darf man vielmehr nur als eine Inversion der Versetzung in die bestehenden Zustände einer Wirklichkeit ansehen, — wovon man sich sogleich dadurch überzeugen kann, daß der Dichter, nachdem er uns in eine solche Bewegung versetzt hat, uns sogleich hinter die Handlung führt und uns von den gegebenen Zuständen und Personen zu unterrichten sich genöthigt sieht.

Somit ist aber aller der Inhalt, der hierzu dient, nichts weiter als was wir in der Dispositionslehre als dem Wesen der Einleitung zugehörig gefunden haben. Denn diese hat nichts zu geben als die Auseinanderlegung irgend einer Besonderheit oder einer concreten Wirklichkeit, und sie entspricht so dem Inhalte des Untersatzes in dem Syllogismus der ersten Figur; nur daß dieser terminus minor aus psychologischen und rhetorischen Gründen in der Darstellung eines Schriftganzen zuerst gesetzt werden muß, so daß er eben den Wortsinn einer Einleitung erfüllt. So z. B. geht in Göthes Wahlverwandtschaften die Einleitung bis zu dem Puncte, wo der Hauptmann und Ottilie in Eduards Haus kommen, obgleich, wie dies in jedem kunstvoll angelegten Romane der Fall sein wird, der Samen zu der künftigen Bewegung des Ganzen, oder das, was in der Dispositionslehre, wie wir sogleich näher sehen werden, dem Transitus major entspricht, auf eine unverkennbare Weise schon zum Theil hinein verwebt ist.

Diesen bestehenden Zuständen und den gegebenen Charakteren der Personen ꝛc. gegenüber hat sich nun nämlich die Allgemeinheit oder die göttliche Weltordnung, unter welcher

Form sie auch erscheinen mag, zu entfalten und diese Entfaltung bildet den eigentlichen historischen oder erzählenden Inhalt. Offenbar aber entspricht dies der Bestimmung und Aufgabe dessen, was wir oben unter dem allgemeinen Begriffe der Beweisführung oder Abhandlung zusammenfaßten, die in nichts anderem als in der Entwickelung eines idealen Inhalts oder einer Allgemeinheit, gegenüber einem besonderen Inhalte, in seiner inneren Nothwendigkeit bestand, — was im Syllogismus der Obersatz ist.

Soll sich aber der allgemeine Inhalt seiner inneren Nothwendigkeit nach entfalten, so muß der besondere sich in Bewegung setzen, damit er eben zur Manifestirung jenes tauglich werde. Er muß mithin durch irgend etwas sollicitirt erscheinen, damit er aus sich selbst hervorgehe, und dieses Hervorgehen aus seinem gegebenen ruhenden Zustande bildet dann den nothwendigen Uebergang zu der künftigen Handlung und entspricht somit vollkommen dem Begriffe des Transitus major, der darin bestand, daß das Unvollkommene und Mangelhafte an ihm, seiner Idee gegenüber, zum Vorschein komme und aufgedeckt werde. Denn eine Bewegung kann nur vor sich gehen, wenn eben irgend ein Bedürfniß oder ein Mangel 2c. an dem Bestehenden hervortritt.

Der eigentliche Körper des Romans wird also durch die dem Schicksale, den Umständen 2c. oder unter welcher Gestalt man sich sonst die Idee in ihrer allgemeinen Macht erscheinend denken mag, gegenüber hervortretenden Bewegungen, Thätigkeiten 2c. des Helden und der neben ihm handelnden Haupt- und Nebenpersonen gebildet, so wie der große Uebergang durch das, wodurch das Innere des Helden 2c. zur That hervorgelockt wird. So bildet in den Wahlverwandtschaften das Eintreten Ottiliens und des Hauptmanns in Eduards Haus den eigentlichen Anfangspunct der Begebenheiten, durch die die Leidenschaften und daraus folgenden Handlungen der vier Hauptpersonen zur erscheinenden Thatsache kommen.

Hierin liegt auch die nothwendige innere Verwandtschaft des (historischen) Romans mit dem Epos einerseits und dem Drama andrerseits.

Denn nehmen wir noch hinzu, daß die Thätigkeiten und das Streben der handelnden Personen gegenüber jenen allgemeinen Mächten nothwendig zu einem Resultat in Beziehung auf jene führen, mit einem Worte, daß eine Katastrophe eintreten muß, deren Entwickelung den Schluß bildet; bedenken wir, daß dies weiter nichts ist, als was wir in der Lehre vom Schlusse so ausdrückten, wie sein Wesen in nichts weiterem bestünde als in dem offenbar gewordenen lebendigen Verhältnisse des Besonderen zum Allgemeinen, bedenken wir endlich, daß zwischen diesen beiden terminis wiederum ein vermittelnder Punct liegen muß, der die Entfaltung des Schlusses möglich macht, und daß dieser ganz das ist, was wir oben in dem Wesen des Transitus minor zusammenfaßten: so folgt mit Nothwendigkeit, daß die Disposition des Romans ganz und gar auch nur auf der oben gegebenen Grundlage aller Disposition ruhen muß und daß es keines großen Aufwandes von Witz bedarf, um die Wahrheit dieser Verhältnisse, insofern sie beim

Romane stattfinden, einzusehen; es folgt aber auch bei einem Seitenblicke auf die epische und dramatische Gattung, wie jene Dispositionsgrundsätze auch in ihnen als wesentlich walten müssen, und wie z. B. hierauf die Nothwendigkeit der Eintheilung eines vollständigen Dramas in fünf Acten beruht, so daß, ganz äußerlich genommen, der erste Act der Einleitung, der zweite dem Transitus major, — der dritte der Abhandlung, der vierte dem Transitus minor, der fünfte der Entwickelung der Katastrophe in dem Schlusse entspricht, was natürlich cum grano salis zu beurtheilen ist. Denn auch der zweite und vierte Act werden großentheils mit zu dem Wesen des dritten zu ziehen sein, — ohne was sonst auch das richtige oben aufgestellte Verhältniß der eigentlichen Abhandlung zu den Nebentheilen nicht heraus käme. Mit Zusammenziehung der beiden Uebergänge läßt sich daher ein Drama auch leicht in drei Acte verkürzen, — was wir hier alles nicht näher verfolgen können.

In unserem Beispiele aber wird der Transitus minor durch die Entsagung Ottiliens gebildet: alles übrige ist die Exposition der Katastrophe und daher dem Schlusse zugehörig.

Genug also dafür, daß die Disposition für den Roman und durch diesen für alle Aufsätze der subjectiven Prosa wesentlich durchaus keine andere als die schon im allgemeinen aufgestellte und erläuterte ist.

Wenn daher durch die Meditation und Heuristik hinlänglicher Stoff aufgefunden ist und das Augapfelbild deutlich genug vor der Seele des Dichtenden steht: dann hat der Dichter denselben also nach diesen fünf topischen Hauptpuncten zu sichten und zusammenzustellen. Indem er dies aber thut und das gegenseitige Verhältniß dieser drei oder fünf Haupttheile scharf genug im Auge behält, — dann hat er das beste Mittel in der Hand, nicht nur jeden einzelnen Topus an den rechten Ort zu bringen, sondern es muß ihm auch klar werden, wie und wo er sich vor einem Sichgeltenmachen des Stoffs am besten hüten könne.

Ueberhaupt aber ist wohl bei keiner prosaischen Gattung mehr darauf hinzuweisen, beständig nur im Hinblick auf das Idealbild zu arbeiten als bei dieser, da nur ein solcher uns das Verhältniß aller Einzelheiten zum concreten Ganzen lebendig erhält, und nur durch einen solchen es möglich wird, daß ein Werk zu stande komme, dessen sämmtliche Einzelheiten ihren nothwendigen inneren Zusammenhang erkennen lassen. Die eigentliche Darstellung hat dann dagegen dafür zu sorgen, daß diese Nothwendigkeit in dem Gewande der Freiheit und Grazie erscheine.

3) Darstellung.

Was die Darstellung betrifft, so gehört es zu den wesentlichen Unterschieden der subjectiven Prosa, daß sie ihre Objecte für die Anschauung hinstellt, widrigenfalls sie mehr oder weniger in die eine oder die andere der objectiven Prosagattungen fallen würde.

Wir haben aber oben (§. 84—89), namentlich §. 88—89, verglichen mit dem

und die bestimmte eines besonderen Volkes zu geben, und es genügt daher hier um so mehr, nur eine ganz allgemeine Uebersicht der speciellen Gattungen zu geben, als, wie schon erwähnt, der Kunstroman, namentlich insofern er historischer und biographischer geworden ist, die Spitze der Gattung ausmacht und er die früheren unvollkommneren Specialgattungen ihren wesentlichen Momenten nach in sich schließt. Ueberhaupt aber darf das bereits (§. 92 und 93) Erinnerte nicht außer acht gelassen werden, wie der Begriff einer Gattung nicht fertig in die Litteratur hereinspringt, sondern wie er sich erst allmählig innerhalb derselben entfaltet und ausbreitet, so daß die früheren unvollkommneren nicht nur überhaupt von den späteren aufgenommen und vervollkommnet werden, sondern wie dadurch jene auch nothwendiger Weise absterben und außer Gebrauch kommen; — wenn gleich damit nicht geleugnet zu werden braucht, daß sie nicht auch zu gewissen relativen Zwecken wieder aufgenommen und belebt werden dürften, gerade wie dies auch mit abgestorbenen Wörtern der Fall ist.

So wie alle Gattungen so stellt auch die subjective Prosa im allgemeinen den Gang der Bewegung und Entwickelung dar, daß sie anfangs mit der objectiven Anschauungsweise eines bestimmten Volks noch wesentlich zusammen hängt und sich erst von dieser loszumachen trachtet; weiterhin entfernt sie sich immer mehr von ihr, bis sie auf ein gewisses Niveau der subjectiven Vereinzelung sowol hinsichts der Anschauung als Darstellung ankommt. Auf diesem Wege wird denn auch ihr Inhalt entweder immer fantaseilicher, empfindungsvoller und leerer oder er wird allgemeiner und abstracter; ihre Form aber immer loser und willkürlicher. Dies heißt ebensoviel als wenn wir sagten, die subjective Prosa hängt anfangs noch mit der objectiven, und zwar zunächst mit der historischen, dann mit der wissenschaftlichen, zuletzt mit der rhetorischen Prosa noch sehr merklich zusammen, wird aber von Stufe zu Stufe immer mehr das, was wir subjective Prosa im engeren Sinne genannt haben, und macht sich also in demselben Verhältniß selbständig und von dem Wesen der objectiven Prosa los.

Von jenem niedrigsten Standpuncte der subjectiven Vereinzelung erhebt sich nun die subjective Prosa allmählig wieder in der Art, daß sie zwar jenen subjectiven Durchgangspunct der Selbstvermittelung ihrer Weltanschauung nicht aufgibt, aber doch von ihm aus sich langsam wieder mit der objectiven Wirklichkeit zusammenfindet und so also von sich aus wieder zur Einheit mit der Welt kommt. Auf diesem Wege wird sie dann nach Seiten des Inhalts immer thatsächlicher und objectiver, nach Seite der Form immer geschlossener und kunstvoller werden und so zuletzt auf den historischen und biographischen Roman kommen, und also nicht nur eine Verbindung der subjectiven Prosa im engeren und weiteren Sinne, sondern auch wieder eine Verbindung mit der objectiven, insbesondere mit der historischen Prosa darstellen, von der sie ausgegangen ist. Dies ist aber dasselbe, als wenn wir sagten, die subjective Prosa wird immer mehr solche im uneigentlichen Sinne oder Roman, indem sie zugleich den Inhalt der subjectiven Prosa

Dies ist auch der Punct, in der sich die Darstellungsform der subjectiven Prosa in ihrer höchsten Vollendung von der der rhetorischen Prosa unterscheidet. Denn auch diese hat für die Anschauung, jedoch mehr in dem Sinne dessen, was wir oben (§. 88 u. 89) pathetische Darstellung genannt haben, darzustellen, und troß dem, daß beide sehr nahe aneinander stoßen, so bringt doch die Verschiedenheit, daß die rhetorische Prosa unmittelbar auf den Willen der Zuhörer wirken, und nur die Beziehung eines concreten Gegenstandes zu seiner Idee darstellen will, und daß sie alle sinnlichen, ja selbst die poetischen Darstellungsmittel nur im Dienste dieses Zweckes in Bewegung setzt: wogegen der Roman nur mittelbar auf den Willen wirken und die Einheit der Idee mit dem Wirklichen als zustande gebracht darstellen will, einen sehr bemerklichen Unterschied in die beiderseitigen Begriffe der anschaulichen Darstellung.

Dies macht sich insbesondere auch noch an der Diction bemerklich. Denn während die rhetorische Darstellung die unmittelbare sittliche Betheiligung des Redners an dem Gegenstande und also eine möglichst energische Diction verlangt, die sich bis zur leidenschaftlichen Bewegung steigern kann, verlangt die Diction des Romans gerade umgekehrt möglichste Einfachheit und maßvolle Enthaltsamkeit: vielmehr muß die sittliche Betheiligung des Dichters eben so gut wie das Tropische und Figürliche der Diction in die Gestaltung des Ganzen verlegt sein und also weder einzeln noch an einem besonderen Orte bemerklich werden, — ohne was sich wieder der Begriff der wahren Kunst als der durch die Darstellung zu stande gebrachten Einheit von Inhalt und Form aufheben würde. —

Wenn daher die subjective Prosa noch nicht zu ihrer Vollkommenheit im Romane gekommen ist, so nähert sie sich sehr oft der rednerischen Prosa, so daß ihre beiderseitigen Charaktere geradezu in einander übergehen und ein Unterschied dann höchstens von der äußeren Form oder von der Natur des Stoffes hergenommen werden kann. Dies ist z. B. mit den Schriften Abrahams v. Sct. Clara so wie in unzähligen andern der Fall, — wie wir denn auch schon vorhin (§. 99) diesen Zusammenstoß der rednerischen mit der subjectiven Prosa eben so factisch als erklärlich gefunden haben.

4. Gattung.

Die Gattungen der subjectiven Prosa anlangend, so haben wir schon vorhin bei der geschichtlichen Betrachtung derselben (§. 98 u. 99) gesehen, wie ihr allgemeinster Unterschied der von Gefühlsprosa im engeren und weiteren Sinne, d. h. Ausdruck des Gefühls als solchen oder durch das Mittel einer Erzählung, gewöhnlich Roman genannt, ist. Wir haben aber auch ferner gesehen, wie dieser Unterschied keineswegs ein feststehender ist, sondern wie sich diese beiden Gattungen vielmehr auf die manigfaltigste Weise einander näheren und in den verschiedensten Stufen einer solchen Annäherung geradezu auch in einander übergehen. Einen näheren Nachweis über die derartige Bewegung der subjectiven Prosa hat aber nicht die Stillehre sondern die Litteraturgeschichte überhaupt

Der historische Roman endlich kann in alle mögliche Untergattungen eingehen, in die die historische Prosa selbst zerfällt, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er immer mehr die individuelleren Untergattungen derselben aufzusuchen hat. So kann er politisch, culturgeschichtlich, religions-, kunstgeschichtlich; er kann reisebeschreibend, naturbeschreibend, er kann Sittengemälde; er kann kriegsgeschichtlich und dgl. sein; kurz in alle Nuançen der historischen Prosa eingehen, und wir dürfen nur an die speciellen Völker- und Stammgeschichten und an die Lebensbeschreibungen berühmter Männer denken, so eröffnet sich eine solche Fülle von Quellen für kleine gattungsmäßige Unterschiede des historischen Romans, daß man sich sogleich davon abwendet und zu der Betrachtung zurückkommt, daß alle diese möglichen gattungsmäßigen Verschiedenheiten nur rein materielle sind und am Ende immer wieder auf den biographisch-historischen Roman als die Blüthe der ganzen Gattung hinweisen, — womit wir die weitere Betrachtung über diesen Gegenstand auf sich ruhen lassen können.

§. 102.

Von der objectiven Prosa.

A. Von der historischen Prosa.

Aus dem Verhältnisse, in welchem die historische Prosa zu der Poesie einerseits und zu den Prosagattungen andrerseits steht, und das wir vorhin (§. 94 und 95) bereits näher erkannt haben, geht hervor, daß, da die objective Prosa (§. 98) überhaupt älter ist als die subjective, und die historische Prosa die früheste unter den Gattungen der objectiven Prosa ist, jene auch die älteste Prosagattung überhaupt sein und der Poesie zeitlich mithin am nächsten liegen muß.

So wie dies schon aus natürlichen Gründen einleuchtet, wird es auch durchaus empirisch bestätigt, und es ist daher interessant zu beobachten, daß, nachdem die anderen Prosagattungen den ganzen Reichthum ihrer Unterschiede entfaltet haben, sie in einer späteren Zeit in einem sichtbaren Zurückgehen zur historischen Prosa begriffen sind, diese letztere aber zugleich wieder in die nächste Verbindung mit der Poesie tritt, und sich gleichsam von freien Stücken und nachdem sie alle ihre Unterschiede herausgesetzt hat, mit ihr vermählt wie sie anfangs ohne ihr Bewußtsein und ohne daß sie ihre Unterschiede ihr gegenüber entfaltet hatte, mit ihr vermählt war.

Wie dies gleichfalls nach einer naturgemäßen Nothwendigkeit erfolgt, wird nicht zweifelhaft bleiben, wenn wir erst näher erkennen, wie die historische Prosa entsteht und warum sie in dieser Entstehung die älteste Prosagattung überhaupt ist und sein muß.

Mit Beziehung auf das bereits I. §. 148—150 darüber Gesagte können wir uns auf folgendes beschränken.

Das mythische und heroische Epos ebensowol als die lyrische und dramatische Poesie hat es nämlich, wie wir wissen (§. 92 und 93), in jenen Zeiten, in denen es das Bewußtsein noch nicht bis zu dem seines Unterschieds mit Andern gebracht hat, durchaus also eigentlich auch nur mit einem allen andern Volksgenossen gleichen Inhalte zu thun, und das Verdienst des Dichters besteht fast allein in der größeren Lebendigkeit und in einem daraus fließenden stärkeren idealen Drange, die innere Anschauung dieses Inhaltes auszusprechen und ihm so eine ideale Form zu geben. Und selbst die lyrische Poesie, obgleich sie nur subjectiven Inhalt zu haben scheint und in gewisser Hinsicht allerdings auch hat, drückt doch am Ende nur dieselbe Empfindung aus, die die andern auch haben und der Dichter ist gleichsam nur der Vorsänger derselben. Von dieser Art ist die ionische, von dieser die dorische Lyrik des Pindar, und wollten wir auf die noch ältere jambische Lyrik der Griechen zurückgehen, so würde sich ihr Inhalt noch mehr als objectiver ausweisen. Und daß ebenso die dramatische Poesie an ihren mythischen, heroischen und geschichtlichen Stoffen einen dem Bewußtsein jedes Griechen gleichsam schon eingebornen Inhalt hatte, und daß darin ein Hauptunterschied des antiken Drama's von dem modernen lag, braucht nicht erst besonders gesagt zu werden.

Erst wenn das Bewußtsein diese in den drei poetischen Grundgattungen liegenden Stufen in sich durchgemacht hat und in der dramatischen Poesie bereits auf den Conflicten verweilt und sie zur Hauptaufgabe der Darstellung macht, in die der Einzelne mit seiner subjectiven Berechtigung gegen die beschränktere objective tritt; mit einem Worte, wenn der Eine Anschauungen, Erfahrungen und Erkenntnisse hat, die dem Andern nicht in gleicher Weise zukommen; wenn sich das Leben überhaupt schon weit individueller gestaltet und dies auch ein in gewisser Weise anders modificirtes Innere des Menschen zur Folge hat: erst dann kann der Drang entstehen, die gegebenen Zustände nach ihrem factischen Zusammenhange zu erfassen und sie zum Gegenstande der Betrachtung und Darstellung zu machen: es kann, kurz gesagt, dann erst der historische Sinn entstehen. Denn während sich die Poesie begnügt, das darzustellen, was alle andern schon als ihren eignen Inhalt haben, und also in der Darstellung an sich Befriedigung und Zweck findet; und während sie zugleich also diesen Inhalt als das Besondere ganz so gibt wie er in der Idee der Volksgenossen ruht, so daß mithin Form und Inhalt in harmonischer Einheit unmittelbar heraustritt: während dem bringt das Bewußtsein, einen andern Inhalt zu haben als die übrigen, zu der Darstellung desselben durch das allgemeine Medium der Sprache fort um dieses Inhalts selbstwillen, weil, wie wir wissen, jeder mit einer gewissen Intensität aufgenommene Inhalt einer Anspannung gleicht, die sich naturgemäß eine ihr entsprechende Entladung suchen muß.

Da nun aber der Inhalt ein besonderer ist und auch die Form lediglich von dem darstellenden Subjecte und nur insofern ausgeht, als dadurch jener Andern kund werde; dies aber nichts anders heißt als daß Inhalt und Form oder Idee und Wirklichkeit

nicht mehr unmittelbar eins sind, so folgt, daß die Darstellung eines Inhalts nur um dieses Zweckes halber nichts anders als Prosa und zwar zunächst nur objective Prosa ist.

Und da ferner jeder Inhalt, dessen ich mir als eines besonderen bewußt werden soll, zunächst nur nach seinem endlichen Vorkommen oder nach seiner Facticität aufgenommen werden kann und muß, die Erkenntniß des Factischen als eines solchen aber eben das historische Wissen ist, so folgt das Entstehen der historischen Prosa mit einer unbedingten Nothwendigkeit aus dem Fortgange des Bewußtseins zur subjectiven Gewißheit von selbst.

Daher kommt es denn, daß die objective Prosa nicht nur überhaupt früher ist als die subjective, sondern auch, daß die historische Prosa die früheste und erste aller Prosagattungen sein muß, aber auch, daß sie nicht unmittelbar aus der epischen Poesie hervorgeht, sondern erst die Entwickelung der andern poetischen Grundgattungen zu ihrer Voraussetzung hat, so daß sie den Anfang einer verständigen Erkenntniß der Dinge im Gegensatz der unmittelbaren Auffassung derselben ausmacht.

Jener anfänglich rein natürliche Drang nach Ausdruck unsres innerlich besonders Angeschauten nimmt jedoch bald noch einen bestimmten realen oder einen allgemeinen idealen Zweck an, woher denn die historische Prosa auch ebensowol dem Real- als dem Idealstil zukommen kann. Benachrichtigungen, die ich Andern um eines gewissen besonderen Zweckes willen von irgend einem Faktischen zukommen lasse, machen die reale historische Prosa aus. Schriftliche Niederlegung eines solchen, das dann freilich auch von irgend einem allgemeinen Bezuge sein muß, um es dem Gedächtnisse der Menschen überhaupt zu überliefern, bilden die ideale historische Prosa, — wie denn Herodot, der allgemein als der Vater der Geschichtschreibung angesehen wird, diesen idealen Zweck in seinem Geschichtswerke sehr schön in den Worten ausspricht: ὡς μήτε τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων τῷ χρόνῳ ἐξίτηλα γένηται, μήτε ἔργα μεγάλα τε καὶ θωϋμαστά ἀκλέα γένηται. —

Nicht sowol welches der Inhalt an sich ist, sondern vielmehr dieser Zweck einerseits und der Fortgang des Bewußtseins zur verständigen Erfassung der Dinge andrerseits bilden das Wesen der idealen historischen Prosa oder der Geschichtschreibung und geben die Möglichkeit zu einer Entwickelung derselben zu ihrer Idee und machen eine Geschichte dieser Gattung denkbar, — daher denn weder die überwiegend fantaseilichen Völker wie die Inder, Perser &c. aus der Poesie zur historischen Prosa fortschreiten, noch die überwiegend verstandesmäßigen wie die Chinesen und andre über das blos annalistische Aufzeichnen der Begebenheiten hinauskommen und zu eigentlicher Geschichtsprosa fortschreiten können.

Sehen wir aber auf diesen Gang der Entwickelung, den sie nimmt, und lösen wir uns jene beiden Momente auf, durch die sie gebildet wird, so haben wir einerseits die

streben nach individueller Erkenntniß des Faktischen und andrerseits die Darstellung desselben in dem richtigen Verhältniß zum Allgemeinen und die Bewegung dieser beiden Momente bildet auch in der That den Inbegriff aller Geschichte der historischen Prosa, und läßt sie allein wissenschaftlich begreifen.

Anfangs nun ist der Geist hinlänglich beschäftigt, nur erst das Einzelne zu ergreifen und festzuhalten, und daher beginnt die Geschichtschreibung auch überall mit einem einfachen Aufzeichnen des durch die Tradition oder die Anschauung Aufgenommenen. In diesem Zustande hat sie daher auch noch einen ganz einfachen objectiven Charakter, d. h. es tritt weder eine subjective Theilnahme noch ein subjectives Urtheil hinzu und der ganze Antheil des Schreibenden beschränkt sich auf das Zusammentragen des Stoffs und höchstens auf einen, wenn auch nur äußerlichen Zusammenhang, in den derselbe gebracht wird. Auch wird dabei das Wirkliche von dem Unwirklichen nicht weiter gesichtet und daher erscheint Mythe, Sage und eigentliche Thatsache noch in gleichem Werthe nebeneinander, wodurch diese Stufe der Geschichtschreibung eine besonders nahe Analogie mit der epischen Poesie erhält. Ist indeß der Charakter eines Volkes vorwiegend verstandesmäßig, so kommt es kaum zu einem solchen zusammenhängenden Darstellen des Stoffs, wie wir es z. B. schon bei Herodot finden, sondern es findet nur ein annalistisches und chronistisches Aufzeichnen der gleichzeitigen oder vergangenen und im Gedächtnisse aufgetragenen Begebenheiten statt. Mit einem Worte, diese erste Stufe der Geschichtschreibung geht noch nicht über die der bloßen Stoffsammelung hinaus, entzündet sich, wie begreiflich, zunächst an dem nationalen historischen Inhalte, und umfaßt erst allmählig auch ferner liegenden, vorzüglich insofern er auf jenen in näherer Beziehung steht. Daß ihm das einfache Aneinanderreihen des einzelnen Stoffs oder die εἰρομένη λέξις eigenthümlich und entsprechend sein wird, versteht sich von selbst.

Wenn nun auch diese Art der historischen Thätigkeit, die wir die materielle nennen, nie aufhört, indem nicht nur neuer Stoff immer mehr hinzutritt, und der alte immer individueller erforscht wird, so wird sie doch vom Geiste insofern überwunden, als der auf diese Weise zu Tage geförderte, und durch die schriftliche Darstellung leicht zu empfangende Stoff nun vom subjectiven Geiste beherrscht und seiner Anschauungsweise gemäß dargestellt wird. Und dies hängt also mit seiner Bewegung zum Subjectiven aufs innerste zusammen. Denn je reicherer Stoff nun dem Darstellenden vorliegt, und je mehr er das Gegebene in einer andern Weise als die andern seiner Volksgenossen anschaut, und je mehr, (was zugleich damit verbunden ist) die Idee sich im Bewußtsein von der Wirklichkeit trennt: je mehr wird er seine Thätigkeit darauf richten, nicht nur das blos Gedachte und Fantaseiliche des gegebenen Stoffs von dem wirklich Geschehenen zu sichten und also eine Verstandeskritik an demselben zu üben, sondern er wird das letztere auch nach seinem realen Zusamenhange aufzuzeigen und erklärlich zu machen suchen: mit einem Worte, es wird eine Art der Geschichtschreibung entstehen, die wir

die **pragmatische** zu nennen pflegen, und diese wird allerdings eine zweite jedoch nur die eine Seite derselben darstellen.

Während nun die materielle Geschichtschreibung nicht über das Einzelne als solchen hinauskommt, sucht die pragmatische es nach seinen Ursachen und in Zusammenhange und mithin als **Ganzes** aufzuzeigen, und scheint so den Erford der Geschichtschreibung zu genügen.

Allein gerade in ihrem zunächst kritischen Verhalten und in ihrem ernstlichen Be der Auffassung und Darstellung des Gegenstandes, **nur** insofern er sich durch die seitige Beschaffenheit der Quellen gleichsam von selbst objectivirt und darstellt, li Gefahr und die Einseitigkeit der streng pragmatischen Norm, die alle subjecti allgemeine Betrachtungsweise als der wahren Geschichtsschreibung ungehörig und s von sich weis't.

Sie vergißt nämlich dabei, daß das Besondere und Einzelne, selbst wenn ich seinen realen und causalen Bezügen betrachte, doch immer nicht die letzte und i Wahrheit der Sache geben kann, und daß ich, je ängstlicher ich mich an dasselbe Gefahr laufe, von ihr gerade immer mehr abzukommen. Vielmehr ist ja das Ei jederzeit nur der äußere Träger einer Innerlichkeit und einer an sich unfaßbaren lität und Allgemeinheit, und diese ist die jenen Einzelheiten immanente Wahrheit eben herausgefunden werden soll. Die streng pragmatische Geschichtschreibung brin daher keineswegs immer zur richtigen Erkenntniß der Thatsachen, wenn gleich sie sorgsames Quellenstudium und durch ein kritisches Zusammenstellen derselben ihr a ordentlich vorarbeitet, — wobei es denn freilich auch nicht fehlen kann, daß sie oft schon das Richtige erkennt: vielmehr bleibt sie durch ihre Art der Zusammenstel des Besonderen zu einem Allgemeinen bei einer mehr oder minder umfassenden rea Allgemeinheit stehen.

Sie vergißt ferner, daß ihr eigenthümliches Thun der kritischen Sonderung Zusammenstellung der Quellen und Thatsachen und der Darstellung derselben in ih pragmatischen Zusammenhange ganz wesentlich ein subjectives ist, das sie doch sonst perhorrescirt und daß ohne ein solches ein Auffassen der Dinge im Geiste und in Wahrheit gar nicht denkbar ist.

Ihr gegenüber und sie voraussetzend, erhebt sich daher eine andre Art der Geschi schreibung, die, als ihr Gegensatz, zugleich die andre Seite ihrer zweiten Haupts ausmacht. Diese hat, von anderswoher als von der bloßen Betrachtung der geschichtlich Thatsachen, obgleich nicht mit Ausschluß derselben, mit einem Worte von einer theo tischen oder philosophischen Erkenntniß aus eine **ideale** Einheit für die Anschauung d Dinge gefunden oder glaubt sie wenigstens gefunden zu haben, und legt sich dieser gem auch die geschichtlichen Thatsachen zurecht, beurtheilt und erklärt sie und führt sie a

e ideale Einheit des Zusammenhanges zurück, und macht in dieser Art ihres Thun's ispruch auf den Namen einer philosophischen Geschichtschreibung.

Sie ist ohne Zweifel darin gegen die blos pragmatische im Vortheil, daß sie die zelnen Thatsachen von einem allgemeinen Standpuncte aus betrachtet, und daher ge- gt es ihr nicht selten, das richtige Verhältniß derselben zu einander besser und leichter erkennen als jener mit sammt ihrer Specialkenntniß. Sie hat ihre Berechtigung darin, ß die Wahrheit der Dinge eben nur in ihrer Idee oder in dem an ihnen sich kund benden Verhältniß zu einer über aller Endlichkeit schwebenden Allgemeinheit, d. h. in em Verhältniß zur Idee des Geistes liegt, und daß mithin außer ihr von einer entlichen Wahrheit nicht die Rede sein kann. Und während daher die pragmatische schichtschreibung es nur zu einer Zusammenfassung der historischen Einzelheiten in er realen Allgemeinheit und Einheit bringt, faßt sie die philosophische in ihrer dealen und macht so Anspruch auf die Erkenntniß der eigentlichen historischen Wahrheit.

Allein erstlich fragt sich, ob der philosophische Standpunct der richtige und also rklich der höchste allgemeine ist; mit einem Worte, ob die philosophische Ansicht, die ich den Gegenständen hinzubringe, die wahre ist, — was sich nur dadurch beweisen würde, enn durch sie und in ihrer Anwendung auf das historisch Gegebene sich dieses in seiner türlichen Lage nicht nur vollkommen zustimmend zeigte, sondern wenn sich auch alle inzelheiten dadurch wahrhaft erleuchteten und so sich selbst erklärten.

Zweitens aber fragt es sich, ob die Einzelheiten hinlänglich nahe an die ideale inheit herangebracht worden sind, so daß sie dadurch jene Selbstprobe an sich auf- igen könnten, oder ob die philosophische Betrachtung der Geschichte nur bei allgemeinen esichtspuncten stehen bleibt.

Weder das eine noch das andre ist aber, der Erfahrung gemäß, in einer befriedigen- den Weise der Fall, und daher hat die pragmatische Geschichtschreibung oft Recht genug, ihr subjective Willkür und Mangel an positiver Erkenntniß des Einzelnen vorzuwerfen, — wogegen sie aus einer solchen Mangelhaftigkeit noch kein Recht hat, die philosophische Geschichtschreibung als ihr gar nicht angehörig ganz zu verwerfen; kein Recht, das unmittelbare Versetzen in den Gegenstand und das Arbeiten aus demselben heraus als das allein giltige Verfahren anzuerkennen.

Wohl aber liegt es auf der Hand, daß wir es hier ebensowol mit einer Einseitigkeit nach Seiten der Idee zu thun haben, als wir es vorhin mit einer solchen nach Seite der Realität zu thun hatten. Und eben so liegt es auf der Hand, daß nur durch eine Verbindung der beiderseitigen Normen und durch eine Ueberwindung der ihnen anhaften- den Einseitigkeiten die Geschichtschreibung ihren wahren Triumpf feiern kann.

Nur wenn also derjenige, der Geschichte schreiben will, zu einer vollkommen klaren und befriedigenden Weltanschauung hindurchgedrungen ist und durch Vertiefung in sich selbst von sich aus oder durch Vermittelung seiner subjectiven Bildung zu einer Harmonie

mit sich und der Welt gekommen ist; nur wenn er andrerseits sich mit Liebe einer hin-
länglichen Erkenntniß des Stoffs hingegeben hat und ihm dieser in seinem realen und
pragmatischen Zusammenhange so wie in seiner einzelnen Wirklichkeit hinlänglich vertraut
ist, — was aber ohne Selbstanschauung der Quellen, der Lokalitäten rc. nicht möglich
ist: nur dann wird er auch im stande sein, das Einzelne in seinem richtigen Verhält
zur Weltidee zu erkennen und die historische Wahrheit zu erfassen, weil er nur dann i
stande ist, jenes an diese mit Sicherheit anzulegen und es als dessen Manifestation a
zuzeigen. Nur in jener philosophischen Sicherheit (um sie so zu benennen) vermag
sich denn auch gefahrlos in den Gegenstand selbst zu versenken, weil er dann nicht me
zu befürchten braucht, die rechte Beziehung der Einzelheiten zu der höchsten Idee zu v
lieren, und von hier aus wird es ihm dann auch erst gelingen können, das Object du
seine subjective Vermittelung in seiner Reinheit und in seiner thätigen Lebendigkeit
plastischen Persönlichkeit darzustellen. Und tritt endlich hierzu noch jener ideale Tr
der Darstellung in seiner vollen Energie, mittelbar durch dieselbe auf die Gesinnung
und Handlungsweise der Menschen und hierdurch auf die idealere Gestaltung der Reali
zu wirken, so kommen wir nicht nur auf jene oft genannten Bedingungen für die Han
habung des wahren Idealstils zurück, sondern wir erkennen diese dritte Stufe
Geschichtschreibung, die wir die ästhetische nennen müssen, weil Idee und Wirklich
wieder in möglichst nahe Verbindung gebracht werden, auch als diejenige, in der
nicht nur die objectiven Gattungen untereinander, sondern auch diese mit der subjectiven
Prosa und durch diese mit der Poesie wieder verbinden, — wenn auch nur für eine noch
weit liegende Zukunft hinaus gedacht; wir erkennen insbesondere, wie sämmtliche Prosa-
gattungen, nachdem sie sich in ihren Unterschieden entfaltet und von einander getrennt
haben, wieder auf die historische Prosa zurückgehen, von der sie sich hervorbewegt
haben, und wie in dieser die Verbindung mit dem Wesen der Poesie zugleich vor-
gebildet liegt.

Denn alle Erkenntnisse bieten auch eine historische Seite dar, und es wird immer
mehr erkannt werden, wie ich nur in Auffassung und Gegenüberhaltung derselben gegen
ihre Idee und durch diese gegen die Idee des Geistes überhaupt zur Erkenntniß ihrer
Wahrheit gelangen kann, — wodurch also die innige Verbindung der didaktischen mit
der historischen Prosa ausgesprochen ist. Die Vollkommenheit der Darstellung aber liegt
offenbar darin, wenn ich jeden Gegenstand nicht nur in jenem Verhältnisse, sondern auch
in seiner lebendigen Wirksamkeit und gleichsam als Lebendiges selbst hinstelle, — wodurch
das Wesen der pathetischen Darstellung oder der rhetorischen sowol als der subjectiven
Prosa ausgesprochen ist. Mag daher immer fort noch ein Unterschied bleiben, ob ich
einen Gegenstand historisch oder rein ästhetisch darstelle: eine immer innigere Annäherung
beider Darstellungen ist damit doch ausgesprochen und muß zugegeben werden, ebensogut
wie es zugegeben werden muß, daß die idealproductive Fantasie immer mehr darin ihre

Wirksamkeit setzen wird, den gegebenen Stoff in seiner idealen Wahrheit darzustellen als selbst neuen zu erfinden.

Hiermit sehen wir aber, wie der ganze Inhalt, den die Geschichte der historischen Prosa darbietet, in der That kein anderer ist als der einer Bewegung der blos äußerlichen Auffassung der Gegenstände zu einer rein subjectiven und von dieser zu einer solchen, in der das Subject nur als Vermittelung für die geistige Darstellung der Objecte in ihrer lebendigen Wahrheit erscheint.

Und nehmen wir hinzu, wie diese drei Stufen der Geschichtschreibung sich in unendlichen Mischungen und Annäherungen in den einzelnen Geschichtswerken der litterarischen Völker darstellen, so haben wir in der That den Sinn und das Wesen der Geschichte dieser prosaischen Gattung in seiner allgemeinen Bewegung aufgezeigt und können von dem Nachweis dieser Erklärungen an den historischen Litteraturen der einzelnen Völker abstehen.

Daß aber diese Gesichtspuncte, die wir der Geschichte der historischen Prosa untergelegt haben, keine willkürlichen sind, wird sich daran zeigen, daß wir die Theorie der Geschichtschreibung aus ihnen in natürlicher Folge abzuleiten vermögen, — wobei wir uns übrigens der Kürze halber auf das zurückbeziehen, was wir im 95sten Paragraphen der allgemeinen Stillehre darüber bereits gesagt haben.

§. 103.

Fortsetzung.

Welche Wichtigkeit in dem Begriffe der Geschichtschreibung liege, und wie diese, in ihrer Vollendung gedacht, die Erfordernisse aller andern Gattungen, der prosaischen sowol als der poetischen in sich hineinziehe, haben die früheren Theoretiker, namentlich die speciell über diesen Gegenstand schreiben, mehr geahnet als deutlich ausgesprochen, noch weniger aber die hohen an den Geschichtschreiber zu machenden Forderungen aus der Natur und Idee der betreffenden Kunst und der sprachlichen Kunstdarstellung überhaupt, mit der sie freilich aus jenem gedachten Grunde auch ganz zusammenfallen, abgeleitet und begründet. Weder wie der Redner, noch wie der Philosoph und Gelehrte, noch selbst wie der Dichter beschaffen sein müsse, um seiner Idee zu entsprechen, ist in so zahlreichen und meistens ausgezeichneten besonderen Abhandlungen (von denen man die wichtigsten in Eschenburgs Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, herausgegeben von M. Pinder, S. 340 nachsehen kann) beschrieben worden als wie man dies von dem Geschichtschreiber gethan hat, und wir dürfen nochmals wiederholen, daß, wenn es uns gelingt, jene höchsten Forderungen aus der Darstellung der Geschichte der gedachten Gattung folgerichtig und zusammenhängend abzuleiten und zugleich eben daraus erklärlich

finden zu lassen, — dies kein geringes äußeres Argument für die Richtigkeit unse
manchem vielleicht zu kühn erscheinenden Ansichten sein wird.

Schon in der ältesten dieser Abhandlungen, die wir von Lucian aus Samos
u. d. T. *Πῶς δεῖ συγγράφειν* besitzen, heißt es, daß es nur dem Weisen gezieme, Gesch
zu schreiben (— *ὡς μόνῳ ἂν τῷ σοφῷ πρέποι ἱστορίαν συγγράφειν*), und wenn wir
fast übereinstimmend geforderten Vorzüge, die der wahre Geschichtschreiber besitzen s
kurz zusammenfassen, so gehen sie auf nichts weniger hinaus, als daß dazu der sittl
tüchtigste, erfahrenste, weiseste, gebildetste und edelste Mensch, und außerdem, was
speciell als Geschichtsforscher sein soll, auch das zusammen von ihm gefordert wird,
der Redner, der Philosoph und der Dichter sonst nur für sich leistet.

Solche Anforderungen kann man nur dann nicht übertrieben finden, wenn man
der vorhin aufgestellten drei Hauptbedingungen zur vollkommenen Geschichtschreibung:
individuellen Kenntniß des Gegenstandes, der Erkenntniß seiner richtigen Beziehung
Idee des Geistes und der sittlichen Bewegung zu seiner Darstellung erinnert; wenn m
sich erinnert, wie jene alle Gattungsunterschiede in sich zurücknimmt, und also auch d
Wesen der rhetorischen und didaktischen Prosa so wie das der Poesie in sich einschli
Und wenn man sich dann zerlegt, was darin enthalten ist, dann wird man solche
Forderungen nur eben als aus dem vollständigen Begriffe der Geschichtschreibung no
wendig hervorfließend erkennen.

Denn abgesehen von dem, was er speciell als Geschichtsforscher zu leisten hat,
und die eigentliche Forschung, d. h. die Anschauung der Quellen und ihre gegenseitig
Beurtheilung und Zusammenstellung rc., kann dem Geschichtschreiber nicht erlass
werden — so besagt die eine Forderung, daß er das Verhältniß des Einzelnen zu
Weltidee richtig erkennen soll, nichts weniger, als daß er durch möglichste Vertiefung
sich und durch subjective Selbstvermittelung und also nicht etwa durch eine blos verst
desmäßig aufgenommene philosophische Ansicht zu einer harmonischen Weltanschauung
gekommen und mit sich selbst vollkommen im Klaren sein muß. Welche innere Durch
bildung, welche Erfahrung und welche Weisheit setzt aber diese eine Forderung schon
voraus, so daß wir sie selten genug für sich, geschweige denn in Verbindung mit de
andern finden!

Und welche sittliche Vollkommenheit, welche Selbstverläugnung, welchen Edelmuth,
welche Wahrheitsliebe, welche ideale Höhe setzt die Forderung voraus, daß der Geschicht
schreiber von dem reinen Drange der Darstellung des Wahren belebt sein soll! Und mit
Recht sagt daher schon Lucian a. a. O. *Τοιοῦτος οὖν μοι ὁ συγγραφεὺς ἔστω, ἄφοβος,
ἀδέκαστος, ἐλεύθερος, παῤῥησίας καὶ ἀληθείας φίλος, ὡς ὁ Κωμικός φησι, τὰ σῦκα σῦκα, τὴν
σκάφην δὲ σκάφην ὀνομάσων, οὐ μίσει, οὐδὲ φιλίᾳ νέμων.* Und kurz vorher: *μάλιστα δὲ
καὶ πρὸ τῶν πάντων ἐλεύθερος ἔστω τὴν γνώμην, καὶ μήτε φοβείσθω μηδένα, μήτε
ἐλπιζέτω μηδέν.* Mit Recht sagt er, daß er mehr für die Zukunft als für die Gegenwart

schreiben müsse, — wenn wir auch nicht unterschreiben wollen, was er weiterhin sagt, daß der wahre Geschichtschreiber weder von Mitleid noch Scham berührt werden (οὐδὲ φειδόμενος ἢ ἐλεῶν ἢ αἰσχυνόμενος ἢ δυσωπούμενος) und noch weniger, daß er ein ἄπολις, αὐτόνομος und ἀβασίλευτος sein soll.

Und wenn endlich troß dem, daß sich allerdings noch ein Unterschied zwischen historischer Darstellung und zwischen Poesie festhalten läßt, doch von ihm gefordert wird, daß er die Begebenheiten in möglichst sinnlicher Anschaulichkeit und gleichsam in ihrer dramatischen Wahrheit vorführen, daß er nur so viel von dem erforschten Stoffe geben soll als nöthig ist, um die historische Idee daran zu verkörpern; daß er das in die Erscheinung Getretene zu seiner Idee zurückführen und es doch eben auch erscheinen lassen soll: — heißt dies etwas andres, als daß wir die natürliche Befähigung sowol als die Kunstbildung von ihm verlangen, die wir sonst nur von dem Redner, noch mehr von dem Dichter verlangen?

Deshalb sagt schon Plutarch: τῶν ἱστορικῶν κράτιστος ὁ τὴν διήγησιν ὥσπερ γραφὴν πάθεσι καὶ προσώποις εἰδωλοποιήσας.

Daß hiernach aber eine diesen Anforderungen sich auch nur annähernde historische Darstellung außer ihrem geschichtlichen Werthe auch noch wissenschaftlichen und poetischen haben wird, versteht sich von selbst, und eben so, daß die Höhe der Anforderungen an die historische Kunst, wie man sie in dieser Vollkommenheit insbesondere zu nennen pflegt, daher rührt, daß in ihr der Ziel- und Einheitspunct aller schriftlichen Darstellung überhaupt liegt.

Wenn nun eine solche Vollkommenheit der historischen Prosa für uns auch nur in der Zukunft liegt (wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die verschiedenen Stufen immer auch eine relative Berechtigung und Vollkommenheit haben, und daß wir von dieser vollkommensten nur als Repräsentant der übrigen sprechen), so kann doch eine Compositionslehre dieser Gattung nur mit Rücksicht und Hinblick auf sie aufgestellt werden, wenn sie wissenschaftlich irgend genügen soll.

1) Heuristik.

Da der Historiker den Stoff nicht wie der Redner oder Philosoph oder wie der Poet **erfindet**, d. h. aus der Eigenthümlichkeit seiner Weltanschauung schöpft, sondern da er ihm in jedem Falle gegeben ist, so kann also auch hier nicht von einer Heuristik im engeren Sinn die Rede sein. Dies Gegebensein ist aber selbst wieder verschiedener Art darnach, ob der Historiker die Begebenheit selbst mit erlebt oder aus den Relationen von Augenzeugen oder endlich ob er sie aus den verschiedensten Arten von schriftlichen Quellen entnommen hat: wie er sich aber dazu zu verhalten hat, gehört nicht der stilistischen, sondern der speciell technischen Anweisung an, und die heuristische Anweisung beginnt für uns durchaus erst mit dem Puncte, wo der Stoff schon in die Sphäre des Gedankens eingegangen ist.

Diese erste technische Vorarbeit besteht daher nur in dem Sammeln und Festhalten

der einzelnen Materien, gleichviel in welcher Art dies geschieht und in welchen Verhältnissen sie zu einander stehen, — was gleichfalls Lucian a. a. O. schon in den Worten ausspricht: — καὶ ἐπειδὰν ἀθροίσῃ ἅπαντα ἢ τὰ πλεῖστα, πρῶτα μὲν ὑπόμνημά τι συνυφαινέτω αὐτῶν καὶ σῶμα ποιείτω ἀκαλλὲς ἔτι καὶ ἀδιάρθρωτον· κ. τ. λ. Dann aber kommt es hauptsächlich darauf an, diesen Stoff sich im Bewußtsein gegenwärtig zu erhalten und ihn durch eine ausreichende Meditation so lange in Gedanken gleichsam hin- und herzuwerfen, bis sich mir ein Punct zeigt, den ich als die lebendige Einheit des Ganzen, als das punctum saliens im Ei erkenne, aus welchem die ganze weitere Stoffbildung hervorgegangen und auf welchen Zusammenhang aller Stoff mithin auch zurückzuführen ist, — wodurch sich zugleich jener Ausspruch bewahrheitet, daß der Geist seinen Gegenstand nur insoweit erfaßt, als er sich selbst in ihm wiederfindet, denn jener gefundene Einheitspunct oder jenes Augapfelbild vom Ganzen ist in der That nur das Erzeugniß des meditirenden Subjects.

Habe ich aber einen solchen Punct gefunden, dann kann es auch nicht schwer fallen, sich erst das Wichtigste, dann auch das minder Bedeutende in Bezug auf ihn vorzustellen und an der Zusammenstimmung desselben mit der Idee muß diese zugleich ihre Wahrheit und Richtigkeit bekunden; nicht schwer fallen, sich den einzelnen Stoff nach dieser Norm ordnend zurecht zu legen und ihn sowol abzufachen als auch sich ihn immer näher in Bezug auf seine lebendige Wirklichkeit vorzustellen und eben nur soviel von ihm zu gebrauchen als zur Veranschaulichung der Idee des Geschehenen in möglichster Unmittelbarkeit nöthig ist, — was dann aber schon über die Heuristik hinausliegt.

Wenn den Historiker aber nicht der reine Drang zur Darstellung der Wahrheit belebte, ohne welche, wie Polybius so schön sagt, die Geschichte ein Lebendiges ohne Auge sein würde, so würde sich dies gleich hier rächen, indem er dann unmöglich zur inneren Anschauung einer idealen Einheit kommen könnte, in der alle Einzelheiten nicht nur zusammenstimmen, sondern aus der sie sich auch erhellen und erklären, — wie wir dies I. S. 519 und 20 näher nachgewiesen haben.

Schon hier kömmt auch der Einwurf in Betracht, den man wol gegen die Möglichkeit einer wahrhaften Kunstvollendung der historischen Prosa gemacht hat, daß nämlich eine historische Darstellung, wenn sie nicht gerade die der Weltgeschichte ist, niemals wie ein ästhetisches und vollkommen freies Ganzes ein eigentliches Ganzes bilde, sondern doch immer nur der Theil eines größeren sei. Allein dieser Einwurf hat nur eine scheinbare Wahrheit. Denn ebensogut wie jede speciellere Geschichtsdarstellung allerdings ein Ausschnitt aus der Geschichte in ihrem großen und ganzen Sinne ist: eben so ist auch jedes poetisches Ganze ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, wenn es irgend echte Poesie enthält. Aber eben so gut wie die materielle Einheit dieses letzteren nur der Ausdruck der ideellen ist, und wie die Idee in dem Stoffe so hindurchscheint, daß ich einen Rückblick in das ihm Vorhergegangene und einen Vorblick in das ihm Nachfolgende

gewinne und der Zusammenhang desselben mit der Wirklichkeit im Ganzen sich hierdurch von selbst gibt: eben so wird durch eine kunstvolle Behandlung auch jeder historisch gegebene Stoff eine formell unabhängige Einheit bilden können, und sein größerer Zusammenhang durch die Art der Darstellung hinlänglich klar werden.

Ist also die ideelle Einheit eines gewissen, nach seinen Einzelheiten noch ungeordneten Stoffes und ebensowol auch eine allgemeine Vorstellung von ihrem Zusammenhange oder von ihrer Einheit mit der Wirklichkeit gefunden, so kann es dann auch, einem solchen Idealbilde des Ganzen gegenüber, keine Schwierigkeit machen und kein Fehlgreifen dabei zu fürchten sein, den Stoff nach seinen Haupt- und Nebentheilen topisch so zu ordnen, daß das Untergeordnete desselben in sein richtiges Verhältniß zu dem ihm zunächst Uebergeordneten und so fort bis unter die Einheit des concreten Ganzen selbst zu stehen kommt.

2) Disposition.

Eben so wie der Gefühlsprosa so scheint auch der historischen Prosa, die in ihrer vollendeteren Gestalt nichts mehr als eine logisch-abstracte oder dialektische Anordnung ihres Stoffes zu vermeiden hat, und die vielmehr darauf ausgeht, ihrem Gegenstande den Gang der lebendigen Wirklichkeit unterzulegen, und die inneren Momente ihrer Bewegung unter den besonderen Bedingungen der belebenden und energischen Einheit des Ganzen hervortreten zu lassen, eine Dispositionsnorm zu widerstreben, die am Ende auf nichts als die dialektische Form des Syllogismus zurückführt.

Aber eben so gut wie die Gefühlsprosa beim Lichte besehen die allgemeinen Dispositionslehren auch für sich bindend erkennen und wie sie von sich aus nach ihnen greifen mußte: eben so wird dies auch bei der historischen Prosa der Fall sein, wenn man nur den engeren Begriff der Darstellung, die allerdings das Nothwendige bis auf einen gewissen Punct wieder aufheben und in Freiheit verwandeln kann, nicht darein mengt, wohl aber im Sinne behält, daß eine solche Aufhebung der nothwendigen Form dennoch erst die Bildung derselben voraussetzt, und daß sie nicht die innere Gedankenform, sondern nur die Vorstellungsmäßigkeit verändert, — wie denn ein solches Verhältniß schon bei der strengen und aufgelös'ten Periodenform (§. 57) vorgekommen ist.

Denn bedenken wir, daß in dem Syllogismus bei der rhetorischen Umdrehung der Prämissen, die freilich nöthig wird, durchaus nichts weiter liegt, als daß das Verhältniß gefunden werden soll, in welchem eine Besonderheit zu ihrer Allgemeinheit steht und daß dies gefunden wird, wenn ich den beiderseitigen Inhalt einander gegenüberstelle und ihn vergleiche; und bedenken wir, daß ein Factum auch weiter nichts ist als ein aus seiner Idee in die Wirklichkeit Uebergegangenes, und die historische Aufgabe also lediglich darin besteht, es aus dieser in die Idee zurückzuführen, und zwar indem es dieses Uebergehen selbst als Inhalt hat; hierin aber durchaus auch nichts anders liegt als das Auffinden des Verhältnisses einer Besonderheit zu seiner Allgemeinheit: so erhellet auch aufs

bestimmteste, wie auch die historische Prosa in ihrer Dispositionsregel durchaus nur an die allgemeinen gebunden sein kann. Und zerlegt man sich dies näher, so wird man finden, daß es auch ganz mit der Darstellungsnorm zusammenstimmt, die schon bisher, wenngleich unbewußter Weise, in den besseren historischen Schriften geübt worden ist. Da wir aber eine solche nähere Nachweisung schon bei der Gefühlsprosa gegeben haben und die für die historische Prosa eben dahin führen würde, so können wir sie uns hier ersparen.

Es braucht also wol kaum gesagt zu werden, daß der dem Augapfelbilde gegenüber classificirte topische Stoff nun so geordnet werden muß, daß zuerst derjenige davon gewählt und aufgestellt wird, der uns irgend eine gedachte Wirklichkeit in ihrem gegebenen Zustande, zugleich aber nach der Weise vergegenwärtigt, nach welcher ihre innere Bewegung, der unter irgend einer Gestalt sich manifestirenden göttlichen Weltregierung oder Weltidee gegenüber, nothwendig und erklärlich wird. Das Heraussetzen dieses Conflicts unter jenen Bedingungen aber führt das Factum herbei und läßt es uns somit in seinem charakterisirenden Causalzusammenhange und in der Succession seiner Verwirklichung erkennen, so daß es in der That als die vom Geiste vollbrachte Zurückführung einer gegebenen Wirklichkeit zu seiner Idee erscheint. Wie aber hierin nichts anders als die organische Gliederung dessen liegt, was wir oben Einleitung, Abhandlung und Schluß nebst den Uebergängen genannt haben, brauchen wir nicht weiter nachzuweisen.

Diese Verhältnisse werden auch im geringsten nicht anders, ob ich es mit der Universalgeschichte oder mit deren höchstem Gegensatze — mit der Biographie zu thun habe. Denn was diese letztere betrifft, so liegt es gleich von vornherein auf der Hand, daß sie keiner anderen organischen Gestaltung fähig ist (was wir schon bei der Betrachtung des Romanes gesehen haben) und worin diese für sie insbesondere besteht. Was aber die erstere betrifft, so droht unsre Dispositionsnorm bei ihrer Allgemeinheit in der unendlichen Fülle und Verschiedenartigkeit des Stoffs ganz zu verschwinden oder wenigstens keinen bemerkbaren Einfluß auf die organische Gestaltung auszuüben. Allein auch dies ist nur scheinbar, vielmehr bewährt sie ihre Eingänglichkeit und Wahrheit an der Weltgeschichte gerade auf eine sehr schlagende Weise, und zwar eben sowol im Ganzen als in ihren Theilen. Denn erstens ist die Weltgeschichte, als Ganzes betrachtet, nichts anders als die endliche Entfaltung der göttlichen Idee oder der Weltidee und jede andre Einheit, unter der man sie etwa darzustellen versucht sein möchte, könnte neben jenen nur eine ungereimte und gottlose Idee sein. Die Darstellung des Zustandes, in welchem der Mensch noch ganz in den Armen und der Gewalt der Natur ruht und die Schilderung dieser selbst, insofern es zu der nachfolgenden Entwickelung des Ganzen nöthig erscheint, und nach dem Maße seines Umfanges, bildet offenbar die Einleitung; der Kampf des Geistes im Menschen mit der Natur an ihm selber sowol als außer sich, als in welchem sich die Weltidee oder die Erziehung des Menschen zur Freiheit manifestirt, den eigentlichen

rper, und die Darstellung, in wie weit sich diese Freiheit ihrer Idee gegenüber wirklicht hat oder nicht, den Schluß des Ganzen. Da aber dieser Kampf eben ein mer fortdauernder ist, so wird die specielle Schwierigkeit allerdings darin liegen, in lem fortdauernden Kampfe dennoch die bereits daraus hervorgegangenen Erfolge hin- glich deutlich als dessen Resultate heraustreten und das daran noch Mangelnde als die fgabe der Zukunft erblicken zu lassen.

Dieselbe organische Gestaltung wird sich aber auch in der Bearbeitung jedes einzelnen ößeren oder kleineren Theils derselben wiederholen und so also wie eine Nachbildung s besonderen in jener allgemeinen Gestaltung der Weltgeschichte enthalten sein. Denn fenbar zerfällt sie zunächst nur in zwei große Haupttheile: in die alte und die neue eschichte, und die Abtheilung dieser letzteren in eine mittlere und eine neure ist nur ne Wiederholung desselben Unterschiedes im engeren Kreise, der vorher auf den wei- ten Kreis angewendet ist. Die alte Geschichte hat als Inhalt die Erhebung des Menschen bis zum Eintritt der subjectiven Freiheit in seine Idee, oder materiell genom- men, die gewaltsam oder blos natürlich zu stande gebrachte Einheit der Völker unter die ale Alleinherrschaft des römischen Kaisers. Die neue Geschichte hat als Inhalt die allmählige Einsetzung der Idee der subjectiven Freiheit in die Wirklichkeit oder die all- mählige Verbindung der Völker im Geiste. Zerlegt man aber wie gewöhnlich die neue Geschichte wieder in eine mittlere und eine neue und diese vielleicht wieder in eine neuere und eine neueste, so hat man dadurch nur gewisse Stufen des allmähligen Ein- tretens der Idee der subjectiven Freiheit oder der christlichen Idee als besondere Einheiten genommen. —

Doch wir dürfen uns nicht weiter in diesen Stoff einlassen, und es soll nur damit gesagt werden, wie jene Dispositionsnorm auch auf die Universalgeschichte im Ganzen sowol als in ihren Theilen nicht nur überhaupt ihre Anwendung findet, sondern auch die allein richtige für sie ist und wie tief eine solche in ihre Gestaltung eingreift. Denn es versteht sich von selbst, daß ich bei der Darstellung aller solcher Theile immer von dem Gegebenen ausgehe, ihm die Idee der Freiheit gegenüber halte und dann ermesse, inwie- fern der zu schildernde geschichtliche Abschnitt sich zu ihr verhält. Hierdurch habe ich also nicht nur jene Dispositionsnorm überhaupt befolgt, sondern der Auffassung und organischen Gestaltung aller Einzelheiten ist dadurch zugleich eine durchgreifende Richtung gegeben.

Von untergeordneter Wichtigkeit ist die Frage, ob jene Dispositionsnorm auch für die untergeordneten Stufen der Geschichtschreibung (womit vorzugsweise Aufsätze und Werke gemeint sind, die das blos Stoffliche als solches geben) anzuwenden sei. Die Antwort liegt hier aber schon gewissermaßen in der Frage. Allerdings nämlich kommt sie ebenso gut in Anwendung, weil wenigstens kein Grund vorhanden wäre, einer andern zu folgen: aber es ist dies nur in sehr untergeordneter Weise möglich, indem das Verhältniß von Besonderheit und Allgemeinheit nur sehr unbemerklich an dem Stoffe

heraustritt, da er sich ja fast nur als Einzelheit gibt und also ein organisches Verhältniß seiner Gestaltung noch nicht in dem Grade erfordert und möglich macht.

Noch untergeordneter endlich sind die Fragen, ob und inwiefern in der historischen Prosa Reden, Urtheile und Digressionen zulässig sind und ob Beweisstellen in dem Texte oder unter demselben mit angeführt werden sollen oder nicht. Denn sie weisen alle zurück auf die verschiedenen Stufen, die die Geschichtschreibung in sich durchmachen muß, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, und es kömmt mithin ganz und gar darauf an, ob ich von dem absoluten oder relativen Standpunct über diese Fragen entscheide. Von jenem aus, auf welchem der objective Stoff von dem darstellenden Subject bis zu dem Grade durchdrungen erscheint, daß er wieder ganz in die handelnden Persönlichkeiten zurückgegangen ist, und auf welchem also die Geschichtsdarstellung vollkommen zur poetischen Kunstgestalt geworden ist, kann natürlicher Weise von solchen in den Stoff eingemischten und also noch immer von ihm in etwas unterschiedenen Ingredienzien nicht mehr die Rede sein. Und hat man eine solche Idee der historischen Kunst im Sinne, dann wird es einem freilich ganz schauerlich zu Muthe, wenn man die Meinungen früherer Rhetoriker damit vergleicht, wie die des berühmten Gerh. Joh. Voß, der in seiner Ars historica etc. Lugd. Bat. 1653. 4. über diesen Punct sagt: Res, ex quibus conflatur historia meo judicio non incommode ad quatuor capita revocantur: narrationem, judicium de rebus, concionem et digressionem.

Von dem relativen Standpunct aus dagegen muß man sagen, daß solche Beiwerke, um sie so zu nennen, nicht nur zulässig, sondern nach Umständen auch durchaus nothwendig werden, daß sie aber ebenso gut auch fehlen können: — alles nach den besonderen Zwecken und also nach den besonderen Stufen für die ein Geschichtswerk bestimmt ist, so wie nach den Verhältnissen seines Umfangs und seiner Ausführlichkeit. Denn wie sollten Reden, wenn sie von Einfluß auf die nachfolgenden Begebenheiten sind, von der pragmatischen; Beweisstellen von der kritischen; Urtheile und Digressionen von der reflectirenden und philosophischen Geschichtsdarstellung ausgeschlossen sein! Und welche vielfache Zwischenstufen liegen nicht zwischen der einen und der andern Art der Geschichtschreibung, und welche vielfache Verbindungen gehen sie nicht untereinander ein, je nach ihren verschiedenen specielleren Zwecken, so daß ein Werk sie alle umfassen und also auch zu dem Gebrauch aller dieser verschiedenen Nebenbestandtheile berechtigt sein kann!

Wenn indeß von diesem Standpuncte aus ein solcher Gebrauch sich auch rechtfertigt, dessen besondere Bestimmungen der historischen Technik und nicht der Stillehre angehören, so hat diese doch auch bei der Annahme ihrer Berechtigung einige allgemeine Regeln zu geben, unter denen diese allein stattfinden kann.

Und was dabei die Urtheile und die sogenannten Digressionen betrifft, so versteht es sich von selbst: daß sie sich nur innerlich aus der Sache selbst herausbilden müssen und ihr in keiner Weise irgendwie äußerlich anhängen oder als zugegeben erscheinen

irken: sonst werden sie wirkliche Parerga, die in keiner Art der Darstellung stilistische Rechtfertigung finden können.

Was aber die der Erzählung eingeflochtenen Reden betrifft, so fällt der Umstand, daß der Redende sie meist aus dem Stegreife hielt, und der Geschichtschreiber eine Nachbildung derselben selbst machen mußte, für uns fast ganz weg, indem sie in der Regel vorher aufgesetzt werden und also im Original zu bekommen sind. Wenn es aber einmal passend und nothwendig erschiene, eine solche Rede in der Geschichtserzählung mit einfließen zu lassen, und ihr Inhalt würde nur den Hauptgedanken nach bekannt, weil sie in der That nur aus dem Stegreife gehalten worden wäre, so wäre nicht einzusehen, warum eine Ausführung derselben von Seiten des Geschichtschreibers, wenn er sich nur wahr genug in die Situation und das Gemüth der redenden Person zu versetzen vermag, jetzt ungeeigneter sein sollte als in der alten Zeit. Denn obgleich manchmal viel auf eine einzelne Wendung rc. ankömmt, so ist doch immer der richtig aufgefaßte Geist der Rede die Hauptsache und der einzelne Gedanke nur der zufällige Träger desselben, und ihre Substituirung kann unter jener Bedingung auch für uns nichts verfängliches enthalten.

Die Berechtigung zur Anführung der Beweisstellen endlich hängt ganz von dem Zwecke und der Natur des Gegenstandes ab und kann nur von diesem Gesichtspuncte aus beurtheilt werden.

§. 104.

Fortsetzung.

3) Darstellung.

Auch bei der Darstellung des historischen Stoffs im engeren Sinne, von der nun zu reden ist, kommt es auf den Unterschied des absoluten und relativen Standpunctes an, von welchem aus sie beurtheilt und bestimmt werden kann. Wie sie von dem ersteren aus beschaffen sein und zu einer geistigen Vergegenwärtigung der Facta in der Unmittelbarkeit ihres Geschehens führen und mithin auch alle Eigenschaften in sich aufgenommen und alle Forderungen erfüllt haben müsse, die an die Geschichtsdarstellung in ihren untergeordneten Stufen zu machen sind: dies versteht sich von selbst und ist davon auch schon hinlänglich die Rede gewesen. Wir haben es daher hier vorzugsweise nur mit der Betrachtung einiger Erfordernisse zu thun, deren Erfüllung sich bei den verschiedenen Stufen der historischen Darstellung auch vorzugsweise nothwendig macht.

Hieher rechnen wir zuerst die Klarheit. Denn obgleich diese Eigenschaft eine allgemeine ist, so kommt sie doch hier vorzüglich insofern in Betracht, als bei keiner andern Gattung so viel darauf ankommt, daß der Gegenstand so entschieden und fest

durch die Darstellung hervortrete, als nur möglich. Und dies aus dem einfachen Grunde, weil es bei ihr Zweck insbesondere ist, etwas bereits wirklich Gewordenes mitzutheilen, während die subjective Prosa sowol als die didaktische und rhetorische zunächst doch nur innere Anschauungen, wenn gleich mit möglichst nahem Bezug auf etwas Wirkliches geben.

Der Mangel an Klarheit rührt immer von der Unvollkommenheit der subjectiven Vermittelung des Gegenstandes her und sie wird deshalb in dem Grade schwieriger zu handhaben, als die Stufe, auf welcher der geschichtliche Aufsatz steht, selbst eine höhere ist, weil sich diese nur hierauf beziehen und dadurch erst selbst gebildet werden.

Bei der materiellen historischen Prosa ist mithin die Klarheit verhältnißmäßig am leichtesten zu erreichen oder sie besteht vielmehr nur in der Bestimmtheit und Vollständigkeit der wörtlichen Abzeichnung des Gegenstandes, wie er in der unmittelbaren Anschauung aus den verschiedenartigen Quellen entnommen ist. Da dies indeß doch nur durch eine Uebertragung in die Vorstellung möglich ist, und mithin immer ein subjectiver Antheil übrig bleibt, so treten auch alle die Bedingungen ein, die einen Gegenstand aus seiner materiellen Unmittelbarkeit, wenn auch nur als einen einzelnen, in das Reich der Vorstellungen und somit des Geistes erheben, — was wir oben (I. §. 7) näher gesehen haben.

Den Gegenstand als solchen, d. h. also nach seinen wesentlichen und zufälligen Merkmalen zu verzeichnen oder zu beschreiben, bleibt also die Hauptaufgabe dieser Stufe und die Klarheit zeigt sich vornämlich in der geordneten Bestimmtheit und Vollständigkeit, mit welcher diese Merkmale als Einheit angeschaut und auf sie bezogen sind. Sie wird aber erreicht, wenn ich erst die hauptsächlichsten dieser Merkmale in ihrer gegenseitigen Beziehung, dann die untergeordneten in ihrer Beziehung auf die Hauptmerkmale und so weiter herab mit hinlänglich deutlichen und bezeichnenden Begriffen nebeneinander stelle.

Schwerer schon ist die Klarheit bei der pragmatischen Historie zu erreichen, denn hier habe ich mir den Gegenstand aus zerstreut liegenden Merkmalen erst zu einem Ganzen zusammenzusetzen: wovon aus dann erst seine Darstellung beginnen kann. Und ferner habe ich ihn nicht als einen solchen für sich, sondern in seinem Causalzusammenhang mit andern kenntlich zu machen: und dies also, daß er in den vielfachen Beziehungen auf seine Quellen und deren Beschaffenheit und Verhältniß zu einander, oder in Beziehung auf Forschung und Kritik einerseits und in den vielfachsten Beziehungen auf andre neben ihm existirende und ihm voraufgegangene Gegenstände dargestellt wird: dies erhöht natürlich die Schwierigkeit, ihn selbst in dem Reflexe dieser verschiedenen Lichter erkennen zu lassen, und gar oft schieben sich daher diese andern Gegenstände vor ihn vor und verdunkeln ihn mithin.

Immer habe ich indeß hierbei doch nur mit der Auffindung der Beziehung zwischen wirklichen Gegenständen zu thun. Noch mehr erhöht sich aber die Schwierigkeit der

Klarheit bei der philosophischen Geschichtschreibung. Denn hier soll ich den Gegenstand in Beziehung auf die Idee des Geistes oder auf ein höchstes, allumfassendes Allgemeines betrachten und darstellen, was an und für sich nicht angeschaut, sondern eben nur im Geiste gefaßt wird. Je einzelner aber ein Gegenstand ist, je schwieriger wird es, die lebendige Beziehung zwischen ihm und jener Idee des Geistes aufzufinden und mithin auch schwieriger, sie an ihm klar hervortreten oder ihn selbst klar an der Idee hindurchscheinen zu lassen; mit einem Worte: ihn geistvoll oder in seiner geistigen Wahrheit darzustellen.

Die Schwierigkeit der Klarheit culminirt sich endlich, wenn ich den Gegenstand nicht nur in seinen endlichen und geistigen Beziehungen, sondern auch in der Unmittelbarkeit seiner eignen Bewegung, d. h. in seiner sinnlichen Wahrheit darstellen will. Alle früheren Forderungen an die gedachte Eigenschaft sind in dieser Art der Darstellung mit eingeschlossen und müssen bereits geleistet sein und nun kommt noch die neue hinzu, daß ich ihn nicht wie bisher als einen feststehenden und nach allen seinen Merkmalen gegebenen, sondern erst in der Bewegung zu einer solchen festen Gestaltung begriffenen darstellen soll.

Diese Eigenschaft der Klarheit wird aber durch nichts anders erreicht als durch die für den guten historischen Stil überhaupt geforderten Bedingungen; nur in Beziehung auf die letzte Stufe muß auch noch ein angebornes Talent und eine Uebung insbesondere hinzukommen, aus dem Aeußeren das Innere zu erkennen und überhaupt beides in beständigem lebensvollem Bezuge zu einander aufzufassen; bei der Breite des wirklichen Daseins eines jeden Dinges aber zugleich denjenigen Zug der Aeußerlichkeit zu erkennen, an welchem sich die innere Bedeutung zumeist eröffnet und die übrige Ausdehnung des Stoffes in der Vorstellung mit- oder gleichsam nachscheint.

Dies wird nur möglich durch eine zweite Eigenschaft, die für den historischen Stil gleichfalls vorzugsweise gefordert wird, nämlich die Würde und beide Eigenschaften sind nur verschiedene äußerliche Seiten einer und derselben inneren Wahrheit.

Schon in dem idealen Zwecke der historischen Prosa, nur das zu erzählen, was auf irgend eine Weise seine Bedeutung aufs Ganze nachweisen kann, einerseits; und in der unnennbar großen Masse der einzelnen Facten, zu der jedes einzelnen Menschen Leben neue Beiträge liefert, andrerseits liegt die nothwendige Beschränkung der Darstellung auf verhältnißmäßig nur wenige Begebenheiten. Was daher erzählt, was historisch dargestellt werden soll, muß die Berechtigung seiner Nothwendigkeit und Angemessenheit zum Ausdrucke einer Idee an sich tragen: außerdem ist es unwürdig und hierdurch implicite auch schädlich, in dem Andenken der Menschen fortgetragen und bewahrt zu werden. Dies scheint freilich nur eine sehr relative Bestimmung, allein sie ist auch absolut in Hinsicht dessen, daß die Ideen selbst eine unendliche Stufenfolge zu der Idee des Geistes bilden. —

Die Sprache und der Gedanke kann und muß alles in sich aufnehmen und tragen können: das Gute wie das Böse; ja das Gute erscheint ja nur durch den siegreichen Kampf mit dem Bösen. Hieraus folgt aber auch, daß dieses letztere nur insoweit dargestellt werden darf als dadurch das erstere eben hinlänglich in die Vorstellung tritt. Sobald aber Unsittlichkeiten, Grausamkeiten rc. durch Sprache und Gedanken so ausgeführt werden, daß sie sich als ein Ganzes für die Vorstellung selbst hinstellen, dann ist die Darstellung selbst unsittlich und grausam rc. und beleidigt die Würde derselben. Dasselbe ist aber der Fall, wenn irgend eine Art der endlichen Existenz und des endlichen Thuns für sich hingestellt und für die Vorstellung näher bezeichnet wird und also die Beziehung desselben auf seine Idee nicht mehr bemerklich bleibt. In diesen Fehler kann die blos stoffliche oder auch noch die pragmatische Geschichtschreibung leicht verfallen, weil die erstere es nur mit Darstellung der Einzelheiten an sich, die letztere es nur mit der der blos endlichen Beziehungen der Facta untereinander zu thun hat. Die philosophische Geschichtsdarstellung kömmt zwar wenig in Versuchung, gegen die Würde zu fehlen; dafür aber vermag sie auch desto weniger unmittelbar das Gefühl der Würde in dem Menschen zu erwecken, — was nur geschieht, wenn ich das Gute in seinem Gegensatze und in seinem siegreichen Kampfe mit demselben erblicke, — woraus, beiläufig gesagt, sich die Nothwendigkeit der ästhetischen Geschichtschreibung ergibt. Vgl. II. §. 6 und §. 16—18.

Mit siegendem Spotte verfolgt Lucian in der mehrangeführten Abhandlung das Unwürdige in der Geschichtschreibung seiner abderitischen Zeitgenossen: dennoch aber hat er den Begriff der historischen Würde nicht in seiner Ganzheit gefaßt, wenn er nach seinem strengen Begriffe von der Wahrheitsliebe auch von dem Geschichtschreiber fordert, daß keine Schonung, kein Mitleiden, keine Scham ihn von dem Aussprechen der Wahrheit abhalten soll.

Wir sehen also, daß, wenn die Würde der Darstellung lediglich darin besteht, daß nichts begrifflich und vorstellungsmäßig ausgedrückt werde, was nicht seine stricte Beziehung auf die Idee nachweisen kann, dies dem Wesen nach auch nichts anders ist als was die Klarheit in ihrer höchsten Stufe der ästhetischen Darstellung auch erfordert.

Nicht viel anders verhält es sich auch mit einer dritten Forderung, die vorzugsweise an den historischen Stil gemacht wird, — nämlich die Kürze. Auch sie erscheint zunächst nur ganz relativ nach Zweck und Bestimmung der historischen Schrift, und ist der allgemeinen Bestimmung jederzeit untergeordnet, daß jene vollkommen und klar ausdrücke, was der Gegenstand erfordert. Aber sie gewinnt auch eine absolute Bedeutung, wenn wir sie als die Vorschrift betrachten, daß nichts Stoffliches Platz finden soll, was seine ideale Beziehung nicht hinlänglich nachweisen kann, — was nun aus dem Vorhergehenden hinlänglich deutlich ist. Umgekehrt wird sie jedesmal fehlerhaft, wo sie nach dem Umfange und Inhalte der auszudrückenden Ideen aber auch das unterdrückt, was nöthig ist,

um diese selbst hinlänglich zu manifestiren, — so gut als dies auch ein ästhetischer Fehler ist. Hierbei haben wir freilich wieder die vollkommenste Stufe der Geschichtschreibung im Sinne, und erscheint sie daher auf einer der untergeordneten, so muß sie sich wenigstens nach Verhältniß ihres speciellen Zweckes hinlänglich rechtfertigen können.

Die Betrachtung dieser Eigenschaften hinsichts der verschiedenen Stufen der Geschichtschreibung geben uns gleichsam von selbst an die Hand, daß, ehe die höchste erreicht werden kann, die historische Darstellung hauptsächlich dreier Mittel vollkommen mächtig sein muß, die sich von selbst als Beschreibung, Schilderung, noch weiter als Charakterschilderung hinstellen, und erst wenn der historische Stil diese Darstellungsmittel sich vollkommen zu eigen gemacht hat, kann er zur ästhetischen Geschichtschreibung fortschreiten. Weil diese Stufen aber zugleich specielle gattungsmäßige Unterschiede begründeten, so sprechen wir besser im Zusammenhange hiervon bei den Untergattungen der historischen Prosa.

4) Gattungen.

Eben so wie bei der Gefühlsprosa ist die Möglichkeit der Untergattungen der historischen Prosa eine unendliche, weil alles, was wir im Reiche der Natur und des Geistes erblicken, ein Gewordenes ist und also von seinen allgemeinsten Kategorien herab bis zum einzelnen Gegenstande eine Geschichte zuläßt. Aber auch blos auf diejenigen gesehen, die sich wirklich ausgeprägt haben, so sind ihrer bei der immer fortschreitenden Individualisation sowol als allgemeinen Zusammenfassung des Inhaltes so wie bei der daraus hervorgehenden Verschiedenheit des Umfanges; bei der Verschiedenheit der Methode und des Zweckes der Darstellung, und bei der Mischung, welche die nach diesen Kategorien sich bildenden Gattungen untereinander eingehen, noch immer so unendlich viele, und stellen sich nach den früheren Zeiten der Litteraturen hin so unentschieden oder unreinbar, daß es eben so unmöglich als unnöthig ist, eine erschöpfende Classification davon zu geben, weil die stilistischen Verschiedenheiten, die solche speciellere Untergattungen herbeiführen, nicht mehr bemerkbar sind. Es genügt daher vollkommen, nur die verschiedenen Gesichtspuncte und die daraus fließenden Hauptkategorien der historischen Gattungen kennen zu lernen — wodurch der Blick über die weiteren Unterscheidungen schon hinlänglich eröffnet wird.

Nach welchem dieser Gesichtspuncte die Gattungsmäßigkeit der historischen Prosa auch betrachtet werde, — immer werden die zu einer Hauptkategorie gehörenden Gattungen anfänglich noch in einander implicirt sein und ihre Unterschiede erst allmählig aus sich heraussetzen. Dies ist freilich bei allem Gattungsmäßigen der Fall und wir bemerken es nur deshalb besonders, weil wir die einzelnen zu einer Hauptkategorie gehörenden Gattungen an diesem historischen Faden aufreihen.

Dem idealen Zwecke der historischen Prosa gemäß, der wieder seinen Grund hat in dem Gefühle der Unzulänglichkeit des Gegenwärtigen und in dem lebendigeren geistigen

Bewußtsein, so daß aus dem bisherigen blossen Singen des Geschehenen ein Sagen desselben wird, kömmt aber gewiß zunächst der Inhalt zur Berücksichtigung.

Die allgemeinste Kategorie des Inhalts aber ist die von Natur und Geist, und hiernach gibt es allerdings eine Geschichte der Natur oder des Ungeistigen und eine Geschichte des Geistes. Weil aber diese Seiten anfänglich nicht getrennt, sondern vielmehr nur in ihrer Wechselwirkung erscheinen, und diese den Menschen als des allein geistfähigen Wesens zu Handlungen treibt, so ist die erste Gattung das, was man Geschichte im eigentlichen Sinne, nämlich Darstellung der Thaten der Menschen oder Menschengeschichte nennt; besonders insofern eben Natur und Geist noch ganz ungetrennt wirken, und daher vorzugsweise Mythen- und Sagen- und dann Heroëngeschichte. Indem sich aber allmählig jene beiden Seiten trennen, und also eine Natur- und eine Geistes- oder Culturgeschichte bilden, setzt sich dennoch jene, die Einheit von beiden umfassende Menschengeschichte (in der mithin der Begriff von Natur den speciellen Sinn der Menschennatur annimmt) fort und bildet so den großen Strom der Geschichte im engeren Sinne. Jede von diesen drei neuen Hauptbegriffen zerschlägt sich nun wieder in speciellere: der von Menschengeschichte z. B. nach den kriegerischen, politischen, commerciellen, industriellen und andern Handlungen und darnach gibt es eine Kriegs-, eine Staaten-, eine Handelsgeschichte rc. Der Begriff des Staatlichen geht wieder nach den verschiedenen Verfassungen und nach den Staatslenkern auseinander und so gibt es eine Geschichte der Republiken, der Monarchien rc.; eine Regentengeschichte u. s. w. u. s. w.

Der Begriff des Geistes zerschlägt sich nach den verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit, als nach Religion, Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, Recht und hiernach gibt es Religions-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichten rc. So verschieden nun die Künste, so unendlich die Wissenschaften sind: eben so viele Specialgeschichten von Kunst und Wissenschaften rc. sind wiederum denklich und so sehen wir auch von hieraus den Uebergang aller andern poetischen so wie prosaischen Gattungen in die historische als nicht nur möglich, sondern auch als wahrscheinlich und nothwendig.

Der Begriff der Natur zerschlägt sich zunächst darnach, ob ich sie nach ihren in ihr waltenden Kräften oder nach den in ihr begriffenen Gegenständen unterscheide. Die letzteren sind anorganische oder organische, diese letzteren wieder Pflanzen oder Thiere rc.; und jeder dieser Unterschiede begreift wieder eine Geschichte unter sich. Doch genug, um einen Blick in die unendliche Gattungsverschiedenheit der Geschichtschreibung nach ihrem Inhalte zu eröffnen, der natürlicher Weise die reichsten Quellen für sie abgibt.

Die zweite Hauptkategorie bildet die nach dem Umfange, in welcher Hinsicht die Geschichte Individual-, Special- oder Universalgeschichte sein kann. Auch hier beginnt sie mit der implicirten Mitte der beiden Gegensätze, und ist daher zuerst Specialgeschichte und setzt die Unterschiede erst später heraus. Wenn man nun bedenkt,

daß sie in diese drei Unterschiede nach allen den Seiten eingehen kann, die die Verschiedenheit des Inhalts gewährt, so eröffnet sich eine neue Aussicht in eine neue Unendlichkeit von gattungsmäßigen Modificationen. Die wichtigsten liegen natürlich auch hier nur in den Hauptbegriffen, nach denen sich die Geschichte ihrem Inhalte nach zerspaltet, — also z. B. nach Seite der eigentlichen Geschichte in Geschichte eines einzelnen Menschen oder in die Lebensbeschreibung (die sich wieder in Selbstbiographie specialisirt), in die National- und die Universalgeschichte, die man auch Weltgeschichte geradezu nennt u. s. w.

Die dritte Hauptkategorie ist die nach der Form der Darstellung, welche wiederum nach den drei Unterschieden der Stufen der Formvollendung, der Anordnung und des Zweckes zerfällt.

Was nun die Stufen der Formvollendung betrifft, so haben wir vorhin gesehen, daß sie sich hauptsächlich auf die der Beschreibung, der Schilderung und der Charakteristik zurückführen lassen. Die Beschreibung gibt den Gegenstand nach allen seinen nothwendigen und zufälligen Merkmalen, die Schilderung nur nach seinen bezeichnenden: beide aber fassen ihn nur als ruhenden. Die Charakteristik aber gibt nur solche Merkmale des Aeußerlichen, die auf die Erkenntniß des Inneren des Gegenstandes führen, und kommt deshalb vorzugsweise nur in Beziehung auf Menschen vor. Auch faßt sie ihren Gegenstand am liebsten als bewegten, weil sich an der Bewegung gerade die Merkmale am meisten offenbaren, durch die das Innere erkannt wird.

Die geschichtlichen Gegenstände machen aber auch eine Beziehung auf das Zeitliche nöthig und können daher nie so absolut als ruhende dargestellt werden, und dies gibt nach Seite der Beschreibung die Erzählung, nach Seite der Schilderung die schildernde Erzählung und nach Seite der Charakteristik die dramatische Charakteristik ab, die dann schon in die vollkommen ästhetische Geschichtschreibung übergeht. Alle diese Unterschiede liegen aber gleichfalls anfänglich noch ineinander und geben, erst später sich heraussetzend, dann wieder eine Menge von gattungsmäßigen Modificationen ab, wenngleich der eine Unterschied mehr für diesen, der andre für einen andern Inhalt besonders geeignet ist. So gäbe es also z. B. eine blos beschreibende Geschichte der Natur oder eine erzählende, eine blos schildernde oder eine schildernd-erzählende ꝛc.; eine beschreibende oder erzählende Kunstgeschichte und dgl.

Als am wichtigsten von allen tritt aber aus diesen Unterschieden die Charakteristik überhaupt heraus.

Was die Anordnung betrifft, so kann sie nach Seiten des Räumlichen geographisch oder ethnographisch, nach Seiten der Zeit chronologisch oder synchronistisch sein.

Und was endlich den Zweck betrifft, so sind seine Unterschiede freilich nur untergeordnet; doch kann man wohl unterscheiden, ob die Geschichte für Volk, für Gelehrte,

Eine solche Art der geistigen Thätigkeit in Hinsicht auf sprachliche Darstellung ist aber nichts anders als was man *didaktische Prosa* nennt, und wir sehen also, wie ihr die historische Prosa nicht nur nothwendig vorausgehen muß, sondern wie sie die ursprüngliche sprachschaffende Thätigkeit nur in bestimmterer und manigfaltigerer Weise wiedergibt, wie wir dies ja von allen gattungsmäßigen Verschiedenheiten beständig behauptet haben.

Wenn nun die objective Prosa überhaupt Ausdruck der Beziehung von Idee zur Wirklichkeit als *Erkenntniß* war (gegenüber der subjectiven Prosa, die derselbe Ausdruck als Gefühl oder Anschauung ist); die historische Prosa insbesondere die Mittheilung dieser Erkenntnisse nach ihrem *factischen* Zusammenhange ist, so ist die didaktische Prosa eine Mittheilung der Erkenntnisse nach ihrem *begrifflichen* oder *theoretischen* Zusammenhange, und daher auch oft *theoretische Prosa* genannt, — welcher Name sich durch die Bedeutung θεωρεῖν (eigentlich schauen) als einem intellectuellen Schauen oder Ergreifen, schon seit Platon in diesem Sinne gebraucht, rechtfertigt. *Didaktische* Prosa aber heißt sie wegen ihres idealen Zweckes (den sie indeß mit der historischen und rhetorischen Prosa theilt), durch die Darstellung ihrer geistigen Erkenntnisse diese auch andern mitzutheilen, und also vorzugsweise zu *lehren*. Denn wenn der Mensch auch zunächst vermöge seiner geistigen Beschaffenheit durch inneren Drang zur theoretischen Betrachtung der Dinge geführt wird, so liegt doch in der Darstellung derselben der, wenn auch nicht in der Form der Darstellung mit ausgedrückte Zweck, Anderen diese Erkenntnisse zu überliefern und indirect dadurch das Reich der Wahrheit und der idealeren Gestaltung der Dinge zu befördern. Endlich heißt sie auch *wissenschaftliche* Prosa, — was nichts anders besagt als theoretische. Denn Wissenschaft entsteht nur durch theoretisches oder begriffliches Gestalten der Anschauungen und der empirischen Erkenntnisse. Der Name von *abhandelnder* Prosa, den man ihr auch zuweilen gibt, soll so viel als *beweisender* heißen, insofern nämlich das Wesen dieser Gattung in der Stärke und Wahrheit der Beweise und in der Ueberzeugung ruht, die sie vermöge derselben gewährt.

Aus dieser ihrer Natur und ihrem Begriffe erhellet ganz deutlich ihr Verhältniß zur Poesie, der sie von der einen Seite am schroffsten gegenübersteht, indem diese gerade keinen Begriff *an sich* duldet, sondern durchaus nur *unmittelbare* Einheit des begrifflichen Inhalts mit seiner Sinnlichkeit verlangt. Von der andern Seite hingegen muß man sagen, daß sie ihr am nächsten verwandt ist, indem Poesie sowol als Wissenschaft am unbeschränktesten vermögen, das Besondere im Lichte des Allgemeinen darzustellen; ja indem beide hierin ihre wesentliche geistige Bestimmung haben. Die historische Prosa ebensowol als die rhetorische sind dagegen nur in beschränkterer Weise, d. h. mit näherer Beziehung auf bestimmte Besonderheiten darauf angewiesen.

Eben so aber wie die didaktische Prosa aus der historischen hervorgeht: eben so

liegt die eine neben der andern auch in ihrer beiderseitigen weiteren Entfaltung sich nahe und beide reichen einander beständig die Hand: ja wir werden sogleich erkennen, wie in einer noch weiteren Zukunft hinaus die erstere mit der letzteren immer näher wieder zusammengeht. Denn je mehr die Geschichte Stoff aufschichtet, je mehr wird sie genöthigt, denselben begrifflich zu vergeistigen und somit die eigentliche Wissenschaft zu Hilfe zu nehmen, — wie wir dies vorhin in ihren verschiedenen Stufen gesehen haben. Umgekehrt dagegen wird das allmählige Ausbilden der Wissenschaften selbst wieder etwas Factisches und bietet so der Geschichte einen immer neuen Reichthum dar, der selbst begrifflicher Natur ist.

Aus dieser engen Wechselbeziehung, in der beide Gattungen stehen, ist es deßhalb begreiflich, warum die Völker, wie die meisten orientalischen, die nicht zur eigentlichen historischen Prosa kommen, noch weniger eine didaktische haben können; und hieraus wieder ist es klar, von welcher hohen Bedeutung der unermüdliche, immer fortschreitende und ungehemmte Anbau beider Gattungen ist.

Denn indem es die Poesie mit den geistigen Anschauungen nur insofern zu thun hat, als diese in Einheit mit der Sinnlichkeit sind, kann sie ohne anderweit gesetzten geistigen Anstoß, und streng in ihrer Sphäre verweilend, nicht eigentlich zu geistigem Fortschritt gelangen, — wovon auch die vorzugsweise poetischen oder fantaseilichen Völker den factischen Beweis liefern. Vielmehr geschieht der Fortgang nur dadurch, daß die Anschauungen progressiv vermehrt werden und dadurch der Mensch genöthigt wird, über seinen unmittelbaren Zustand hinauszugehen, sich in sich zu vertiefen, Besonderheit von Allgemeinheit zu scheiden, durch bewußte Thätigkeit beides aufeinander zu beziehen, und so immer höher aufsteigend, zu dem Begriffe der universellen Allgemeinheit oder des Geistes aufzusteigen, den bestehenden Zustand dagegen zu vergleichen und so endlich zu einer Umgestaltung desselben der Idee des Geistes gemäß zu gelangen.

Der reinste Begriff der Wissenschaft liegt begreiflicher Weise in der der Philosophie als derjenigen Wissenschaft, die es mit den der Sinnlichkeit am weitesten entfernten oder mit den sogenannten reinen Begriffen zu thun hat, — weshalb sie auch die Wissenschaft κατ᾽ ἐξοχήν genannt wird. Denn allerdings liegt in den Begriffen noch der Unterschied, daß sie nach der einen Seite immer concreterer, nach der andern immer abstracterer Natur sind. Man spricht wol auch von einer Wissenschaft des Mühlenbau's oder der Pferdedressur und von einer Philosophie des Kriegs oder des Landbaus. Allein je concreter der Begriff ist, der das Object der sogenannten Wissenschaft ausmacht: je weniger darf er sich diesen Namen anmaßen, wenn man auch nicht so streng sein will, nur solchen Gegenständen den Namen der Wissenschaft zuzugestehen, die in der Art blos sogenannte reine Begriffe sind.

Wohl aber geht auch aus dieser Betrachtung hervor, daß, so wie man der Philosophie eine Fessel ihrer Untersuchung, — von welcher Art die Fessel oder die Untersuchung auch

sein mag — anlegt, man auch die göttliche Bestimmung hemmt, daß der Mensch von den gegebenen Zuständen zur Verwirklichung idealerer fortschreitet.

Wegen dieses ihres idealen Zweckes, in welchem die Richtung auf eine idealere Gestaltung der Endlichkeit immanent gegeben ist, und wegen der inneren Beziehung zur Geschichte behält die didaktische Prosa, wenngleich sie es nur mit Begriffen und Abstractionen zu thun hat, doch ein beständiges inneres Verhältniß zur Wirklichkeit, und das allmählige, immer vollständigere Lossagen des Gedankens von der Endlichkeit bis zum vollkommenen Gegensatze derselben in dem Begriffe des absoluten Geistes und die allmählige Hinbewegung desselben von dieser höchsten und letzten Abstraction zur freien immer vollkommneren Durchspiegelung des Wirklichen in ihm bildet in der That die ganze Bewegung und den wesentlichen Inhalt des geschichtlichen Ganges der didaktischen Prosa oder der Wissenschaft.

Denn anfänglich ist das Allgemeine, auf das sie die einzelnen Begriffe zurückbezieht, noch selbst nur ein concret Allgemeines, wie z. B. die Elemente; und es bedarf schon ziemliche Anstrengung und Uebung, ehe der Mensch geistige Begriffe als das Allgemeine setzt: noch mehr aber, ehe endlich der Geist selbst oder der absolute Geist als die höchste Allgemeinheit gefaßt wird, der also einerseits aller Endlichkeit im vollsten Gegensatze gegenübersteht, andrerseits aber alles Endliche hervorbringt und in sich trägt und hält; mit einem Worte, ehe er zu dem Begriffe von Gott im christlichen Sinne gelangt.

Von da ab ist es nun die Aufgabe und Bewegung der Wissenschaft, die Beziehung der einzelnen Begriffe und durch diese der einzelnen Dinge zu Gott aufzufinden und diese Beziehung im Zusammenhange und von jenem letzten Principe aller Dinge aus darzustellen.

Hierdurch wird sie genöthigt, einestheils den endlichen Inhalt immer mehr zu zergliedern und durch Aufzeigung seines Verhältnisses zur göttlichen Idee zu beleuchten; andrerseits diese Idee selbst in immer nähere Beziehung zur Endlichkeit zu bringen und sie namentlich als Mittel der Manifestation zu erkennen und aufzuzeigen: mit einem Worte, die Abstraction, die zwischen Allgemeinheit und Besonderheit oder zwischen Gott und Welt liegt, dadurch immer mehr als aufzuheben dadurch nachzuweisen, daß die letztere als freies Mittel der Darstellung des ersteren erscheine.

Alle Begriffe erhalten auf diese Weise eine bestimmte Beziehung zu jener höchsten Allgemeinheit oder zur Idee des Geistes; oder noch näher, sie werden integrirende Momente derselben in Hinsicht auf die Endlichkeit. Durch das richtige Verhältniß aber, welches auf diese Weise die Gedanken und Begriffe zum Ganzen gewinnen, wird, wie wir so oft gesehen haben, auch allein einer derartigen Verwirklichung vorgearbeitet und so eine idealere Gestaltung des Endlichen gewonnen.

Um aber zu solchen Resultaten zu gelangen, wird die didaktische Prosa immer mehr genöthigt werden, von den ihr Object betreffenden Begriffen, wie sie sich bisher gebildet und gestaltet haben, auszugehen, ihnen die Idee des Geistes gegenüberzuhalten und so zu der Erkenntniß von dem richtigen Verhältniß zu gelangen, das sie eben in jener haben sollen: mit einem Worte, sie wird von der Geschichte der Wissenschaft ausgehen und so ihre Verbindung mit der historischen Prosa zu stande bringen müssen, ebenso gut wie diese auf ihrem weiteren Gange und auf ihren höheren Stufen sich mit jener verbinden mußte, — wie denn in der That auch in unsern Zeiten die Wissenschaften diese sogenannte historisch-philosophische Behandlungsweise, nach Herders Vorgange, angenommen haben.

Auf einer noch höheren Stufe der Darstellung kann sie endlich ihren wissenschaftlichen Inhalt ganz an die historische Prosa in ihrer vollkommensten Gestaltung abgeben, — wodurch sie freilich ihre specifische Gattungsverschiedenheit verliert und nur als Mittel erscheint; — womit indeß nicht gesagt sein soll, daß diese letztere überhaupt aufzugeben sei und daß sie nicht eine relative Nothwendigkeit behalte.

§. 106.

Fortsetzung.

Aus der Entstehung, dem Begriffe und der, wenn auch nur in ihrer allgemeinsten Bewegung angedeutenden Geschichte, so wie aus dem Ziele derselben die besonderen stilistischen Regeln ableitend, können wir, nach den bei den vorausgegangenen Gattungen gegebenen Erörterungen kürzer sein.

1) Heuristik.

Die Heuristik der didaktischen Prosa kann zunächst nicht, wie dies wol der subjectiven und historischen Prosa auf ihren niederen Stufen und für gewisse relative Zwecke erlaubt ist, sporadisch und für einzelne kleine Aufsätze für sich genügend abgemacht werden, oder noch deutlicher gesagt, sie erlaubt nicht eben so wie die andern Gattungen ein blos subjectives und, der Idee gegenüber, blos approximatives Genügen; vielmehr wird verlangt, daß wer etwas wahrhaft wissenschaftliches schreiben will, auch schon vollkommen mit dem Stande der betreffenden Wissenschaft vertraut sein müsse, und daß er jene Versenkung in sich selbst durchgemacht habe, nach welcher er eben im stande ist, das wissenschaftliche Object in selbständiger Weise zur Idee des Geistes zu fassen. Er muß also den Gegenstand nach seiner factischen Seite genau kennen und ihn dessen Idee gegenüber hinlänglich durchdrungen, und so eine Seite aufgefunden haben, nach der derselbe von jener Idee beleuchtet, in neuer Wahrheit erscheine, und in keiner Gattung ist wol die Mittelmäßigkeit und der Mangel an Originalität unerlaubter, ja beleidigender und in gewisser Hinsicht sogar unsittlicher. Denn da die Behandlung der Wissenschaft

verhältnißmäßig doch nur für wenige, eben wegen ihrer Allgemeinheit, Beruf sein kann; andrerseits aber die Gestaltung der Wissenschaft so großen Einfluß auf die Gestaltung des Lebens hat, so muß hier eine größere Prüfung von Seiten des Schreibenden statt-finden und der innere Beruf und der wahrhafte ideale Drang entschieden sein, und es darf die hinlängliche individuelle Kenntniß des Gegenstandes nicht fehlen. Ist dies der Fall, dann hat auch die Heuristik nichts besonderes an sich, als daß eine größere Abstraction von der Unmittelbarkeit und ein klares Bewußtsein von dem Verhältniß aller einzelnen Begriffe und von deren Zusammenhang mit ihrer Einheit so wie von den Gründen verlangt wird, nach welchen dieses Verhältniß und hierdurch der Zusammenhang des ganzen Begriffssystems stattfindet.

Bei keiner andern Gattung ist daher auch eine so strenge Topik und Classification der Begriffe nöthig als bei dieser, und nur wenn dieser Bedingung vollkommen genügt ist, ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß der Gegenstand weiterhin auch in klarer Anschaulichkeit dargestellt werden könne.

2) Disposition.

Auch die Disposition anlangend hat die didaktische Prosa keine besondere Gesetze zu verfolgen, als daß sie von dem Gegebenen ausgeht, das Vernunftmäßige dagegenstellt und mit triftigen Beweisen versieht, und dann die vollständigen Folgen daraus zieht.

Zwar scheint es nun, daß der Vorzug der Philosophie gerade darin bestehe, von nichts Gegebenem auszugehen, und sie rühmt sich dessen auch wol mit Recht gegen andre Wissenschaften von concreterer Natur; und mithin scheint es ferner, daß dann auch eine andre Disposition eintreten müsse. Allein wenn wir dies auch zugeben, so würde eine solche Ausnahme erstlich dann eben nur der reinen Philosophie zukommen; zweitens aber wird sich dennoch immer mehr herausstellen, daß auch diese Wissenschaft dann am kürzesten zum Ziele kommt, wenn sie uns in gedrängter Uebersicht erklärt, um was es sich bei ihr handle, und wie sich die bisherigen Darstellungen dagegen verhalten: mit einem Worte, wenn sie von dieser historischen Grundlage aus den Gegenstand in der besagten Weise einleitet. Wenigstens wird es ihr dadurch gewiß am leichtesten gelingen, den Leser auf den Punct hinzuführen, auf welchen die Aufmerksamkeit vorzugsweise gerichtet sein muß. Stellt sie dann die dem Darstellenden zukommende eigenthümliche Anschauungsweise in ihrer Ausführung und mit den nöthigen Gründen dagegen, so kann es nicht fehlen, daß dadurch der Lesende das Verhältniß, in welchem dessen Leser zu den früheren steht, am leichtesten und bestimmtesten faßt und dadurch am vollkommensten in die Ueberzeugung des Darstellenden eingeführt wird. Und daß eine Zusammenfassung dessen, was nach einem gewissen Gegenstande hin bereits geleistet worden ist, mit dem, was darin mangelhaft und was mithin noch zu leisten ist, und eine Bewältigung des vorliegenden Stoffs immer mehr zur Beleuchtung desselben nöthig wird, haben wir nun schon öfter gesehen.

Wohl aber muß das bei der Disposition dieser Gattung von Aufsätzen bemerkt werden, daß alles, was über die Begriffsbestimmungen und über die Beweisführung als nothwendig gilt, hier mit besonderer Schärfe und Klarheit angewandt werden muß. Hierzu gehört mithin, daß alles, was zu den Voraussetzungen, oder an deren Stelle zu dem Principe gehört, gehörig auseinandergesetzt und klar gemacht; daß nichts darin aufgenommen werde, was zur Entwickelung des Ganzen in der Folge nicht nothwendig erscheint ꝛc. Es gehört dazu, daß in der eigentlichen Abhandlung kein nöthiges Mittelglied übersprungen oder an eine nicht ganz geeignete Stelle gebracht werde, und die Abhandlung in der That als die natürliche Selbstbewegung des Begriffs erscheine; daß die Beweise bündig, schlagend und einfach sind und den Vorblick auf das Princip und den Rückblick auf die Folge klar erkennen lassen, und daß endlich die Folgerungen in der That das zusammenfassen, was in den Prämissen auseinandergelegt ist ꝛc. Das alles aber setzt wiederum voraus, daß der Gegenstand in dem inneren Zusammenhange seines nothwendigen Seins hinlänglich deutlich von dem Darstellenden erkannt, und so lange intellektuell von allen Seiten beschaut worden ist, bis ihm sein gesammter Inhalt und seine organische Bewegung klar vor der Seele steht.

Ein strenges Festhalten an dem durch die Classificirung entstandenen topischen Schematismus ist hierdurch zugleich mit ausgesprochen.

3) Darstellung.

Was die Darstellung im engeren Sinne betrifft, so wird der didaktischen Prosa, da ihre specifische Bestimmung die der Ueberzeugung für den Verstand ist, sich vorzugsweise an die Art halten, die wir oben (§. 84—89) die mittlere genannt und deren nähere Bestimmungen wir im 87sten Paragraphe näher auseinandergesetzt haben. Hiernach wird sie den Gang, den die verstandesmäßige Disposition aufgefunden hat, genau verfolgen und ihn durch Inversionen, wie sie für die Fantasieerweckung wol zweckmäßig sind, nicht unterbrechen; eben so wenig wird sie auch an der vollständigen Aus- und Durchführung der Disposition etwas ermangeln lassen, und wird nicht, wie dies die rednerische Gattung zu thun pflegt, nur einen Begriff oder einen Gedanken herausnehmend und ihn versinnlichend, den ganzen übrigen Inhalt an diesem vorstellungsmäßigen Gedanken nur hindurchscheinen lassen. Wohl aber wird sie dem in der Disposition schematisirten und gegliederten gesammten Inhalt nicht nur seine ihm nöthige Erweiterung geben, sondern ihn auch an alle den Puncten, wo ein fantaseilicher Schein zur Erleuchtung beiträgt, in das Vorstellungmäßige einführen. Daß dies freilich an den rechten Stellen geschehe, versteht sich von selbst und es würde einer wissenschaftlichen Darstellung mehr als jeder andern zum großen Nachtheile gereichen, wenn sich an irgend einem Puncte und in irgend einer Weise eine bloße Lust oder ein Luxus der Vorstellungsmäßigkeit bemerklich machte. Umgekehrt dagegen darf sie nicht glauben, daß, wie sehr ihr Einfachheit, Würde, verstandesmäßige Bestimmtheit vorzugsweise eigen sein muß, Trockenheit, Abstraction und

Kürze zu ihren Vorrechten gehöre; vielmehr haben diese Eigenschaften eine relative Berechtigung nur als Mittel zu höherem Zwecke und sie müssen wieder aufgegeben werden, wenn sich ihre Nothwendigkeit hierzu nicht nachweisen läßt. Auch darf sie nicht den Grund dafür anführen wollen, wie wol häufig geschieht, daß durch die philosophische Darstellung der Geist eben gewöhnt werden müsse, von allem Vorstellungsmäßigen zu abstrahiren, und auf diese Weise eben das sogenannte reine Denken zu erlernen. Vielmehr darf dies nur durch den Gegenstand selbst herbeigeführt werden, — wie denn die Erfassung der philosophischen Wahrheit eine Versenkung in ihn und ein Lossagen von allem Vorstellungsmäßigen von selbst erfordert. Die Schwierigkeit braucht also nicht auf diese Weise gesucht zu werden, und die Vorstellungsmäßigkeit der Gedanken wird, als Mittel zum rechten Zwecke recht gebraucht, nicht nur auch für die philosophische Darstellung zulässig, sondern sogar nothwendig oder wenigstens empfehlenswerth sein. Und in der That ist auch die neuere Zeit ganz von jenem Vorurtheil abgekommen und selbst die Hegel'schen Schriften, die sonst wegen ihrer Trockenheit und der Schwierigkeit ihres Verständnisses verrufen sind, zeigen nicht selten einen recht frisch-sinnlichen Ausdruck.

Weil dem allen ungeachtet die philosophische Darstellungsweise sich nicht nur an die Strenge der verstandesmäßigen Disposition zu halten und jene Sinnlichkeit der Diction doch nur sehr sparsam zu gebrauchen hat: im Ganzen dagegen die bis zur scheinbaren Kälte gehende Einfachheit, die Schmucklosigkeit und würdevolle Ruhe ihre vornehmsten Zierden und die Schärfe, Tiefe und Consequenz der Gedanken ihre vornehmsten Tugenden bleiben werden (so lange sie wenigstens noch in der specifisch-eigenthümlichen Form der didaktischen Darstellung verharrt), so wird ihr auch die periodologische Fassung am meisten zusagen. Aus allen diesen Gründen aber entsagt sie freilich der höchsten stilistischen Vollkommenheit, — wie relativ vollkommen ihre Darstellung sonst auch sein mag. Deshalb nahmen auch mit einem richtigen Gefühle die alexandrinischen Grammatiker und Rhetoren die philosophischen Bücher nicht mit in den Kanon der stilistischen Musterschriften auf.

4) Gattung.

Die den Untergattungen der didaktischen Prosa zu Grunde liegenden Unterschiede beziehen sich erstlich auf den Gegenstand oder auf das Stoffliche, — wobei wir auf das §. 104. 4. schon Beigebrachte zurückkommen. In dieser Beziehung begründen sie wenig bemerkliche oder eben nur der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes zukommende stilistische Besonderheiten, die uns daher hier nicht weiter angehen.

Zweitens auf den Umfang. Hiernach ist eine didaktische Schrift entweder Abhandlung, d. h. wissenschafliche Bearbeitung eines speciellen didaktischen Gegenstandes; oder Lehrbuch, d. h. eine seiner Erschöpfung entnommene, und mehr oder weniger gedrängte schematische Zurückführung eines wissenschaftlichen Systems irgend einer Art auf seine gesammte innere Gliederung; oder endlich System selbst, d. h. die auf ihr Princip zurückgeführte und in ihrem Zusammenhange mit demselben nachgewiesene und

verstandesmäßig geordnete Darstellung einer gesammten Wissenschaft, namentlich der Philosophie selbst.

Drittens auf Zweck und Methode. Hier machen sich vorzüglich die Unterschiede der dogmatischen, commentirenden und kritischen Methode der wissenschaftlichen Darstellung geltend.

Die dogmatische ist die streng wissenschaftliche, die wir bisher vorzugsweise im Sinne gehabt, und ihr deshalb auch nichts weiter hinzuzufügen haben. Die commentirende oder erklärende bestimmt Hillebrand (a. a. O. S. 368) genügend als eine solche wissenschaftliche Darstellung, die eine bereits dogmatisch behandelte Aufgabe entweder in ihrer systematischen Haltung nachweist, oder nach einzelnen Theilen näher entwickelt und erläutert, in ihren Beweisen ergänzt und befestigt oder deren Methode und ganze Ausführung beleuchtet und vertheidigt, oder endlich manches vollständiger begründet, mehrseitiger bestimmt und erweitert und durch Geschichtliches, durch Beispiele, durch Anführung fremder Meinungen und dergleichen verständlicher zu machen sucht. Ihr Zweck ist demnach überhaupt Verdeutlichung und sie fordert weder einen organischen Zusammenhang (weil dieser ihr schon in dem zu commentirenden Werke unterliegt) noch eine lebendig sich forterzeugende Bewegung der Gedanken. Dessen ungeachtet darf sie nicht ihres einheitlichen Charakters entbehren, der vielmehr in der Summe der einzelnen Commentarien gegeben sein muß. Wohl aber braucht sie sich nicht so entschieden im Gebiete des reinen Gedankens zu bewegen; vielmehr fordert ihr Zweck und ihre Natur eine Annäherung an das Concrete.

Die kritisch-wissenschaftliche Darstellung ist die Prüfung dessen, was in irgend einem Fache der Wissenschaft oder Kunst geleistet worden ist, ob und in wiefern es der Idee desselben entspreche. Sie ist deshalb nicht thematisch bestimmt und schreitet nicht positiv vor wie die dogmatische Prosa, sondern ist nach Gegenstand und Umfang desselben noch weniger als die commentirende durch das ihr unterliegende Erzeugniß bedingt.

Sie kommt, namentlich in unsern Zeiten hauptsächlich als Recension vor und daher knüpfen wir auch an sie die nähere Betrachtung der Bedingungen zu einer guten kritischen wissenschaftlichen Prosa überhaupt.

Die Recension so wie die Kritik überhaupt hat allerdings vorzugsweise einen skeptischen und negativen Charakter, — dies aber wohlverstanden nicht an sich, sondern nur relativ und als Mittel zu positiven und absoluten Zwecken. Denn eine Negation an sich, selbst mit Beziehung auf einen gewissen Gegenstand, ist etwas absolut Leeres und Todtes. Vielmehr ist das Negative nur als der Stoff zu nehmen, an welchem das Positive, selbst wenn es nicht im Besonderen ausgedrückt ist, hindurchspiegeln muß. Ich mag daher immer in den einzelnen Stücken und Gedanken zunächst nur etwas Negirendes vor mir zu haben glauben: allein durch das Ganze der verneinenden Einzelheiten muß

das Positive für den Geist zu entnehmen sein, — wodurch die Recension in der That auch allein bezeugen kann, daß sie selbst geistig sei. Hierdurch kann sie allein auch einen Beweis ihrer objectiven Natur und Wahrheit liefern, während sie außerdem, wenn auch ihre einzelnen Ausstellungen begründet sein mögen, ihre Berechtigung zu einem Urtheil über das unterliegende Ganze nicht nachzuweisen vermag.

Die allgemeinen Grundsätze aber auf die Recension angewandt, muß sie zunächst den Hauptbegriff und die Idee des zu recensirenden Werkes aufzufinden und darzulegen suchen, an dieser Darlegung aber zugleich das Verhältniß hindurcherkennen lassen, in welchem jene Idee des Buches zur Idee der Gattung, zu der es gehört und der schriftlichen Darstellung überhaupt mit Hinsicht auf den besonderen Inhalt steht.

Zweitens hat sie dann in der Darlegung der hauptsächlichen Gliederung, auf der die Exposition der Idee beruht, zu untersuchen, wie diese sich zu ihr verhält und nachzuweisen, ob und wiefern sie derselben entspricht oder nicht.

Dann erst kommt es ihr zu, über die weitere stoffliche Ausführung erst im allgemeinen ihr Urtheil abzugeben und dieses dann, lobend oder tadelnd, durch Anführung von Einzelheiten zu begründen.

Ohne daß diese Bedingungen erfüllt werden, kommt es einer Recension gar nicht zu, allgemeines Lob oder Tadel, Billigung oder Verwerfung über ein Buch auszusprechen, und ist es so schlecht, daß es sich entweder nicht der Mühe verlohnt, eine solche Untersuchung mit ihm anzustellen und diese dann zu veröffentlichen, oder gibt es keine Gelegenheit, durch Darlegung seiner Idee die positive Wahrheit derselben hindurchscheinen zu lassen, so soll man es gar nicht recensiren und sich des Spruches erinnern, daß wir Rechenschaft zu geben haben von einem jeden unnützen Worte, das aus unserm Munde geht. Verlohnt sichs aber nicht, das Allgemeine des Buchs anzuerkennen oder zu widerlegen, so lohnt sich's noch weniger, ins Einzelne zu gehen.

Auf diese Weise wird der Recensent freilich genöthigt, den Standpunct auf dem er der Wahrheit nach sowol der Wissenschaft als dem Buche gegenüber, steht, das er recensirt, erkennen zu lassen: aber nur so ist auch der Leser einer Recension vor Täuschung wegen einseitiger Ansicht oder bösem Willen und Ungewissenhaftigkeit des Recensenten gesichert; nur hierdurch wird ihm selbst ein Maßstab der Beurtheilung gegeben, ob der Recensent das Buch selbst versteht und gehörig würdigt, oder ob er aus Mangel an Einsicht in die Sache oder aus Partheisucht lobend oder tadelnd über dasselbe abspricht.

Denn es ist begreiflich, wie viel, ja wie alles auf das ankommt, worauf die Recension selbst den Nachdruck ihrer Darstellung legt. Gibt sie das, was die Idee und die Gliederung derselben ausmacht, wenn diese offenbar sehr gut ist, im allgemeinen zu und eilt mit billigenden Zugeständnissen darüber hin, und hebt dagegen mangelhafte Einzelheiten, die sich am Ende wol an jedem Werke auffinden lassen, hervor, so erscheint natürlich das Buch in einem schwachen Lichte, weil man nur die fehlerhaften Einzelheiten vor Augen hat.

Tadelt man dagegen an einem offenbar werthlosen Buche das Allgemeine mit mäßigen und blos beschränkenden Ausdrücken und hebt dagegen eine Anzahl preiswürdige Einzelheiten hervor, so erscheint das Ganze dennoch in einem günstigen Lichte: und in beiden Fällen ist der Leser betrogen.

Jede Recension, wenn sie Würde haben und Anspruch auf Giltigkeit machen will, muß sich deshalb mit Auseinandersetzung des Inneren eines Werkes hauptsächlich beschäftigen, und wenn sie noch so sehr durch den Raum beschränkt ist, so muß sie doch, wenigstens nach Verhältniß, auf diese Methode der Composition gebaut sein.

Hiermit soll nicht der Methode das Wort gesprochen werden, die in Darlegung des Verhältnisses der Idee eines Buchs, dieses ganz aus den Augen verliert und die also mehr die wissenschaftliche Ansicht ihres Verfassers positiv in den Vordergrund bringt als daß sie sich mit dem Buche selbst beschäftigte, und wie wir deshalb die Sache betrachten, immer müssen wir auf jene absoluten Grundsätze zurückkommen.

Wie sich übrigens der Recensent selbst darstellungsmäßig verhalten will, — dies mag ihm immer ganz den Umständen und den besonderen Fällen gemäß überlassen bleiben; wenn er nur jene absolute Norm dem zu recensirenden Buche gegenüber vollkommen frei im Geiste hat und sie seiner Darstellung zu Grunde legt.

§. 107.

Fortsetzung.

C) Von der oratorischen Prosa.

Durch die historische Prosa wird eine factische, durch die wissenschaftliche eine theoretische Erkenntniß ausgesprochen, wie eine solche von einem Einzelnen im Unterschiede seiner Volksgenossen und Mitlebenden gewußt wird und wie sie also im Bewußtsein dieser Andern vorhanden zu sein noch nicht angenommen werden kann. Und zwar wird eine solche besondere Erkenntniß nur eben hingestellt für jedermann, der sie aufnehmen will, und ohne daß die Absicht, dadurch eine Wirkung auf Andre hervorzubringen, irgend besonders in das Bewußtsein des Schreibenden tritt, wiewol sie im Allgemeinen oder psychologisch vorhanden ist, und ohne daß sich mithin auch eine solche Absicht in der Form der Darstellung besonders ausdrückte. Denn das Bewußtsein, das nun einmal aus seiner Unmittelbarkeit herausgegangen ist, und das in diesem Herausgehen einen andern Inhalt empfängt, hat zunächst genug zu thun, erst die Gegenstände überhaupt an sich zu fassen und sie als individuelle zu unterscheiden, und dann sie in einer bestimmten Beziehung zum Allgemeinen zu erkennen, — was wir oben bei der Zurückführung der Grundgattungen auf die Personalkategorien so ausdrückten, daß der Mensch erst die Gegenstände außer ihm als von ihm verschiedene, dann sich selbst als

einen Gegenstand gefaßt haben müsse. In Hinsicht auf das Stoffliche ist aber bei aller Freiheit, Unendlichkeit und Allgemeinheit, die dem Geiste als dessen Wesen zukommt, doch immer eine Beschränkung und eine Succession nöthig; auch setzt eine historische Kenntniß ein unmittelbares Bewußtsein und eine theoretische Erkenntniß eine historische voraus, und auf jeder dieser Stufen ist der Geist vollkommen beschäftigt, und muß sich nach der jedesmaligen Seite hin, die sie andeutet, erst hinlänglich entfalten und sich gleichsam mit dem entsprechenden Inhalte erst vollkommen sättigen.

Gleichwol kann er aber auch, wenn dies einmal geschehen ist, auf einer solchen Stufe nicht stehen bleiben, sondern er wird durch sein Wesen, den Gegenständen gegenüber, darüber hinausgedrängt, um sich selbst zu entsprechen.

Denn der Geist besteht in der freien Zusammenfassung des Besonderen mit dem Allgemeinen, der Idee mit der Wirklichkeit, und während das Fühlen, Denken und Handeln in den unmittelbaren Zuständen ungetrennt bei einander lag, so daß sich die Verschiedenheit der darin gefaßten Momente kaum wahrnehmen läßt, so muß nun der Geist, nachdem ein solcher zeitlicher Unterschied der Momente eingetreten und ein verschiedenes historisches und theoretisches Wissen und Erkennen vorhanden ist, nothwendig dahin geführt werden, sich demgemäß auch thätig zur Wirklichkeit zu verhalten, beziehungsweise sie demgemäß zu verändern und zu bilden. Ein solches energisches Verhalten zur Wirklichkeit liegt also nothwendig im Begriffe des Geistes, und in der Fähigkeit des Menschen zum Geiste ist mithin auch gesetzt, daß er nicht bei einer Erkenntniß stehen bleibe, sondern daß diese ihn zu ihrer Verwirklichung fortdränge und ihn ohne dieses nicht zur Ruhe kommen lasse, — wovon wir schon früher bei der Erklärung der Wort- und Sprachentstehung die psychischen Gründe erkannt haben. Denn eben so wie dort der durch die Empfindung aufgenommene Eindruck einen Inhalt ins Bewußtsein bringt, den dasselbe nicht anders erträgt als wenn es ihn als besonderen unterscheidet und in dieser Unterscheidung wiederum in dem Lautkörper des Worts außer sich setzt und hierdurch sein productives oder energisches Verhalten zur Wirklichkeit bezeugt: eben so muß hier noch so lange eine Unruhe und ein Drang in der Seele zurückbleiben, als sie die Dinge als solche zwar unterschieden, auch ihre allgemeine Beziehung zwar erkannt hat, aber eine solche Unterscheidung und Erkenntniß doch nur als etwas Innerliches, nach der Wirklichkeit hin noch nicht Ausgeströmtes und schaffend zu ihr sich Verhaltendes weiß.

Weil aber gleichwol zwischen diesem praktischen Drange und zwischen dem Thun selbst immer noch eine unbestimmte Menge von Vermittelungspuncten liegt und die Wirklichkeit nach allen Seiten ihres Bestehens Bedingungen auflegt, ehe sie sich verändern läßt, und weil namentlich der Einzelne mit seinen materiellen Kräften ihr gegenüber wenig vermag, so muß sich jener Drang auch wieder zunächst in der Sprache und namentlich insofern ausdrücken, als dadurch eine Beziehung auf Andre in der Weise

hineingelegt wird, daß sie einen gleichen Drang haben sollen, respective, daß ein gleicher Drang durch die Art der Darstellung in ihnen erweckt werden soll.

Hierdurch entsteht aber eine neue und von den beiden vorhergehenden wesentlich verschiedene Gattung der Prosa, die oratorische, und zwar deshalb verschieden, weil sie eine in jenen noch nicht vorhandene Beziehung, nämlich die auf Andre, und insbesondere auf den Willen der Andern mit in sich aufgenommen hat.

Während also die historische Prosa die Gegenstände nur überhaupt als andre hinstellt, — wodurch sie der Kategorie der dritten grammatischen Person entspricht; und während die didaktische Prosa sie so hinstellt, wie der Darstellende sie faßt, — wodurch sie der Kategorie der ersten grammatischen Person entspricht, muß die oratorische Prosa sie mit Beziehung auf Andre, d. h. zwar auch so darstellen, wie er sie im Unterschied von Andern, aber zugleich wie er sie in der Mitwirkung derselben als nothwendig zu realisirend anschaut, — wodurch sie der Kategorie der zweiten Person entspricht, die doch bekanntlich darin besteht, daß der Inhalt einem Andern als der Sprechende ist, zugetheilt wird, während der Sprechende doch den Inhalt faßt und bestimmt, so daß er jenem Andern nur durch dessen Vermittelung zukömmt.

Denn bei der oratorischen so gut wie bei der historischen und didaktischen Prosa wird vorausgesetzt, daß der darzustellende Inhalt nicht eben schon im Bewußtsein und in der Erkenntniß der Andern vorhanden sei: aber es kommt bei dieser ersteren noch dies hinzu, daß er als ein ihrem ethisch-praktischen Streben nothwendiger dargestellt werde. Der Darstellende muß also voraussetzen, daß erstlich der Gegenstand überhaupt ihnen nicht so bewußt ist als ihm; zweitens, daß sie ihn anders subsumiren oder anders aufs Allgemeine beziehen als er, und drittens muß er den Drang, den er selbst zu dessen Verwirklichung seiner geistigen Anschauung gemäß hat, nicht nur in ihnen überhaupt, sondern auch so zu erwecken suchen, daß sie ihn als ihnen zukommend und ihrem Wesen und ihren Interessen angehörig empfinden. Hierin besteht das Wesen der oratorischen Prosa, die mithin die Momente der historischen und didaktischen als entwickelt nicht nur voraussetzt, sondern auch als ihr angehörig mit in sich aufnimmt, und hierdurch beschließt sich erst ihr Gang vom ununterschiedenen Objecte und Subjecte bis zu dem durch Vermittelung des sich unterscheidenden Subjectes unterschiedenen Objecte.

Indem es nun aber einerseits die historische, noch mehr die didaktische Prosa zu ihrem Wesen hatte, daß sie in immer höherem Sinne die Dinge ihrer Unmittelbarkeit entzieht und dies auf die Sprache die nothwendige Folge hat, daß die Wörter und Gedanken immer mehr ihrer Vorstellungsmäßigkeit entkleidet und zu reinen Notionen für den Geist werden; andrerseits dagegen die oratorische Prosa es zu ihrem Wesen haben soll, die Gegenstände für Andre so darzustellen, als wenn die Anschauungsweise des Redners ihre eigne wäre; hierzu aber eben so nothwendig gehört, daß die Gegenstände diesen Andern von ihrer ganzen Unmittelbarkeit aus in allen den Bezügen auf die

Wirklichkeit erscheinen, in der er sie von ihnen angesehen wissen möchte: so folgt auch für die oratorische Prosa die Nothwendigkeit der durch den Geist vermittelten Zurückversetzung der Gegenstände in die Sinnlichkeit und Vorstellungsmäßigkeit nach allen Seiten und Momenten, die dieser Begriff in sich faßt. Hierdurch ist nicht nur klar, wie sich in der oratorischen Prosa der Begriff der Prosa selbst beschließt und neben ihr und den Gattungen, die sie voraussetzt und als Momente in sich enthält, nicht noch eine andre entstehen und bestehen kann, sondern auch, in welchem Verhältnisse sie zur Poesie überhaupt und namentlich zur dramatischen steht, mit der sie das Grundverhältniß der zweiten grammatischen Person gemein hat, und mit der sie auch zeitlich immer am nächsten zusammenliegt. Denn sie hat das mit der Poesie gemein, daß sie die Gegenstände durch alle Mittel der Sprache und Darstellung uns vorstellig oder als unmittelbar erscheinend zu machen sucht, — wie dies weder die historische noch die didaktische Prosa vermag, und steht hierdurch der Poesie wieder am nächsten: sie unterscheidet sich aber doch von ihr dadurch, daß die Poesie die Gegenstände in vollkommener Einheit ihrer Idee mit ihrer Sinnlichkeit darstellt, während die oratorische Prosa die beiden Seiten nur auf einander bezieht, so daß diese Beziehung mehr oder weniger strict sein, die oratorische Prosa sich mithin auch mehr oder weniger der Poesie nähern kann, ohne jedoch ganz mit ihr zusammenzutreffen. Noch näher hat sie mit der dramatischen Poesie das gemein, daß in beiden die Gegenstände in ihrer unmittelbaren Thätigkeit, aber nicht als solche (d. h. nicht wie sie in der gesammten Volksanschauung gleichsam vorgebildet liegen), sondern wie sie ein einzelner oder subjectiver Geist faßt, dargestellt werden: sie unterscheidet sich aber von ihr, daß die dramatische Poesie ihre Gegenstände, d. h. die handelnden Personen, wenn gleich untereinander in Conflicten begriffen, doch in Einheit mit sich selbst darstellt, während die oratorische Prosa die Gegenstände erst auf eine solche Einheit hinbezieht und die Zuhörer mit der Darstellung derselben allererst vereinigen will. Gleichwol aber erhellet auch, daß, weil die dramatische Poesie gerade auf der Darstellung von Conflicten ruht, nur noch ein einziger Schritt fehlt, daß sie selbst in das Gebiet der Prosa übertrete.

Insofern nun also das Specifische der oratorischen Prosa darin besteht, daß die Erkenntniß von irgend einem Gegenstande, die für Andre noch keine solche ist und mithin höher steht als das eventuale geistige Bewußtsein derselben, für sie so dargestellt wird, als wenn sie die ihrige wäre, und wenn sie beziehungsweise wirklich dazu gemacht wird; hierzu aber gehört, daß der Gegenstand (der, wie wir nachher sehen werden, ein concreter sein muß) einestheils in seiner höheren Wahrheit aufgezeigt werde, — widrigenfalls der Redeinhalt nicht als ein den Zuhörern (ihrer geistigen Natur gemäß) eigen sein sollender erscheinen könnte; anderntheils, daß diese Wahrheit in allen ihren Bezügen auf die Wirklichkeit durch alle Mittel der Darstellung im engeren Sinne sinnlich und anschaulich werde, und mithin also durch das Mittel der Rede ein Uebertreten de[illegible]

Zuhörers zu der Anschauungsweise des Redenden bewirkt wird, so hat die oratorische Prosa in der That das Ueberreden in diesem Sinne zu ihrem Zwecke, und ist wie sie schon Plato nannte, eine Künstlerin der Ueberredung (δημιουργός πειθοῦς) oder, wie Cicero sie bestimmt, eine facultas dicendo persuadere, — woher sie denn auch, da Rede hier ebenso wie Darstellung im prägnanten Sinne genommen ist, mit Recht rednerische, oratorische Prosa genannt wird.

Ueberreden heißt also in diesem Sinne nichts anders, als daß durch Veranschaulichung eines Gegenstandes in seinem idealen Lichte der Andre zu derselben Anschauung und mithin auch zu einem gleichen praktischen Verhalten geführt werde als der Redende hat, — was wir oben kurz so ausdrückten, daß die oratorische Prosa eine Erkenntniß in ihren ethischen, das heißt in ihren Beziehungen auf ihre von der Idee beleuchtete Wirklichkeit darstelle.

Weiter will wol auch die vielbesprochene Definition des Aristoteles (rhet. 1. 2), daß die Redekunst diejenige sei, zu erkennen, was in einem jeden Gegenstand Ueberredendes (πιθανὸν) enthalten sei, nichts sagen, und deshalb wol setzt er (I., 1) ausdrücklich hinzu, daß nicht überhaupt überreden (οὐ τὸ πεῖσαι ἔργον αὐτῆς), oder zum Bösen überreden (οὐ γὰρ δεῖ τὰ φαῦλα πείθειν) das Werk dieser Kunst sein könne, sondern nur eben (wie wir hinzusetzen), den Gegenstand in seinem idealen Lichte anschaulich darzustellen, das heißt so wie sie ihn selbst sehen müssen, wenn sie ihn aus dem geistigeren oder allgemeineren Gesichtspuncte betrachteten, aus dem der Redende ihn betrachtet. —

Wenn nun aber überreden im üblichen Sinne des Worts vielmehr das Gegentheil zu bezeichnen pflegt, so daß man sich so sehr in Acht nehmen muß, die Redekunst als eine Kunst dazu zu erklären, so darf man sich doch von dem Mißbrauche, der mit ihr getrieben worden ist, nicht abschrecken lassen, den ihr durchaus zugehörigen Begriff wieder in seine Würde zurückführen, und muß allen Nachdruck darauf legen, daß unter ihm nur das verstanden werden soll, was wir eben dafür in Anspruch genommen haben, nämlich durch Veranschaulichung eines Gegenstandes nach seinen ethischen Beziehungen, ihn in seiner höheren sittlichen Wahrheit erblicken zu lassen. Denn genau genommen kann ich durch die Rede einen Andern nicht zu dem hinführen, was blos mein einseitiger und endlicher Vortheil ist, — was man doch gewöhnlich unter überreden versteht, weil, was blos mich als besonderes Wesen angeht, nicht auch das Interesse des Andern sein kann; die Redekunst aber nur darin ihr Wesen hat, den Inhalt auch als den seinigen, d. h. also als einen solchen aufzuzeigen, der ein allgemeines und also auch ihm als geistigem Wesen angehörendes Interesse hat. Wird also überreden in jenem schlechten Sinne genommen, so berührt oder umfaßt es das Wesen der oratorischen Prosa gar nicht und ist nur ein von ihr herstammender Auswuchs nach der Seite ihrer blos sinnlichen Betheiligung.

Diese Reflexion kann freilich die Wahrheit nicht aufheben, daß nicht der eine von dem andern durch Darstellung in Worten zu Schlechtem verführt werde, vorzüglich wenn diese den Schein des Sittlichen und Wahren annehmen, aber sie soll wenigstens die Vorstellung wankend machen, als wenn die Ueberredung in diesem schlechten Sinne dem Wesen der oratorischen Prosa noch inwohne.

In jenem ihrem wesentlichen Sinne aber gefaßt, begreift sich nicht nur, welche hohe Würde und Bestimmung ihr gegeben sei, und wie nur die weisesten, gebildetsten und tugendhaftesten Männer sie in ihrer wahren Würde handhaben können, sondern es liegt auch offen vor, worin ihre Idee bestehe, nämlich den Menschen zu dem zu überreden und zu bewegen, was er als geistiges Wesen in einem bestimmten Falle von sich aus erkennen und thun soll.

Daß aber dies in Wahrheit die Idee der oratorischen Prosa sei, wird sich daran zeigen, daß nur von diesem Gesichtspuncte aus sich ihre Geschichte im Zusammenhange begreifen und sich zustimmend erklären läßt, — was wir übrigens mit Hinweisung auf II. §. 38—41 und §. 43—49 hier nur in großen Umrissen auszuführen brauchen.

Fassen wir aber die in dem Begriffe der oratorischen Prosa liegenden Hauptmomente zusammen, so bestehen sie erstlich darin, daß es sich um einen im Leben der Gemeinde oder des Volkes vorkommenden concreten Fall handeln müsse. Denn da es in der specifischen Bestimmung der oratorischen Prosa gesetzt ist, daß sie nicht eine Erkenntniß überhaupt beibringen soll, sondern da sie dies nur mit dem Zwecke thut, um dadurch die praktische Energie der Zuhörenden aufzurufen, so versteht es sich gewissermaßen von selbst, daß ein bestimmter wirklicher Fall unterliege, auf welchen die Energie des Wollens und Handelns sich richten soll. Ohne dieses ist es auch nicht möglich, daß die sinnliche Veranschaulichung so vollkommen werde, als sie es sein kann. Man dürfte zwar sagen, daß eine Erkenntniß doch auch mit dem Zwecke sinnlich dargestellt werden könne, um den Willen der Menschen überhaupt auf eine gewisse Weise in Bewegung zu setzen, z. B. daß sie wohlthätig, versöhnlich ꝛc. sein sollen, und dies geschieht auch allerdings, namentlich in der geistlichen Beredsamkeit oder Predigt: allein unsre Behauptung geht nur dahin, daß die Beredsamkeit unter übrigens gleichen Umständen nicht so vollkommen und specifisch sein kann, wenn es sich nicht um einen bestimmten einzelnen Fall handelt. Die praktische Thätigkeit so gut als die Versinnlichung durch sprachliche Mittel hat ihre Gränzen in der Materialität, und je weniger individuell bestimmt ihre Richtung und ihr Gegenstand ist, je schwächer und wirkungsloser ist sie mithin nothwendig für die Bestimmung des Willens und des Handelns.

Das zweite Hauptmoment, das dem wahren Begriffe der Rede im engeren Sinne inwohnen muß, ist dies, daß sie den Gegenstand in einer höheren sittlichen Wahrheit aufzeigen und ihn in diesem Lichte (positiv oder negativ) erscheinen lassen muß. Denn sobald einmal dieser oder jener anders anschaut als seine Mitlebenden, d. h. sobald er

den Begriff der Allgemeinheit höher faßt und die Dinge also auch höher bezieht, so muß auch der Begriff von der Art und Weise ein höherer werden, wie wir uns praktisch zu ihnen zu verhalten haben. Vermöge seiner geistigen Anlage ist aber jeder Mensch befähigt, höhere sittliche Begriffe aufzunehmen und ihnen gemäß zu handeln, und es kommt also nur darauf an, daß die höher Gebildeten die Andern dahin führen, — was durch Lehre nur mittelbar, durch die Rede aber unmittelbar geschehen kann und soll. Hierin liegt das allgemein menschliche Interesse und die Würde und Bedeutung, die ihr inwohnen soll.

In diesen beiden angegebenen Hauptpuncten der oratorischen Prosa ist zugleich ausgesprochen, wie sie einerseits mit der Geschichte der historischen Prosa, andrerseits mit der der didaktischen in der lebendigsten inneren Beziehung bleibt. Denn nicht nur daß die Fälle, an denen sich die Rede entzündet, nach Zeit, Volk, Umständen und Vorbedingungen ꝛc. selbst innerlich vielfältiger bestimmbar werden, verändert und erhebt sich ja auch das Urtheil und die Ansicht über die Gegenstände und die sittliche Anschauung wird eine höhere und vollkommnere, ja nachdem das Allgemeine als solches richtiger begriffen und die einzelnen Dinge hiernach bezogen werden.

Das dritte Hauptmoment endlich ist das der Veranschaulichmachung eines Gegenstandes nach seinen ethisch-praktischen Beziehungen, und je mehr ich denselben durch die Kunst der Darstellung unmittelbar vor mir zu haben glaube, und je mehr sich zugleich in dieser Darstellung die höhere sittliche Idee als Motiv derselben spiegelt, je mehr entspricht es seiner Bestimmung.

§. 108.

Fortsetzung.

Die Beredsamkeit zeigt sich zuerst als natürliche, d. h. sie entzündet sich nicht nur ganz unmittelbar an einem concreten Falle, sondern sie hat auch noch keinen von dem Bewußtsein der Zuhörenden verschiedenen Inhalt; ähnlich wie auch die Poesie in ihrem noch objectiven Zustande keinen andern hat, — wie wir dies vorhin näher gesehen haben. Vielmehr ist es nur das bei den meisten wenigstens schon vorhandene Bewußtsein, das durch den Redner, den wir uns allerdings von vorzüglicher geistiger Lebendigkeit denken müssen, einen Ausdruck durch Sprache gewinnt, — ähnlich wie dies auch bei den früheren poetischen Erzeugnissen eines Volkes der Fall ist.

Die Kunstberedsamkeit kann dagegen erst entstehen, wenn Einzelne schon auf einer bedeutend höheren sittlichen und geistigen Stufe stehen als die Masse der Uebrigen, bei der gleichwol das Vollbringen irgend einer Sache steht. Sie muß aber auch zugleich

unter solchen gesetzten Umständen entstehen, weil der Redende dann genöthigt wird, seine Einsicht von der Sache so auszudrücken und ihr namentlich eine solche vorstellungsmäßige Gestalt zu geben, daß sie von der Menge nicht nur überhaupt verstanden wird, sondern diese auch zu einem der Einsicht gemäßen Handeln hinführt. Indem aber der Inhalt des Darzustellenden einen Durchgangspunct durch das subjective Bewußtsein, d. h. durch ein Bewußtsein nimmt, das sich selbst im Unterschiede der Andern bereits hat fassen lernen, nimmt die Darstellung eben den Charakter der künstlichen an, und so wird die blos natürliche Beredsamkeit allmählig immer mehr eine künstliche, bis auch andre mehr äußerliche Erscheinungen an ihr sie entschieden zu einer solchen stempeln, und das Prämeditiren einer Rede sowol das schriftliche Ausarbeiten als eine Technik derselben herbeiführt.

So lange nun einerseits der Unterschied zwischen dem Bewußtsein des Redenden und dem der Menge nicht allzugroß ist, bei dieser noch die Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten steht und die sittliche Verderbniß andrerseits noch nicht vorherrscht: so lange wird die Kunstberedsamkeit in ihrer Blüthe stehen und einen gewissen Höhepunct unter einem Volke erreichen.

So bald aber die engeren religiösen und sittlichen Begriffe eines Volks weiteren und geistigeren allmählig weichen; diese gleichwol aber in das sittliche Gefühl desselben allgemeiner noch nicht eingedrungen sind, und mithin eine Entsittlichung entsteht; sobald hierdurch ferner die Entscheidung immer weniger bei der Gemeine als solcher stehen, dagegen aber nicht nur überhaupt ein einseitig verstandesmäßiges Bewußtsein vorherrschen, sondern auch die Wirkung der Beredsamkeit auf die Menge insbesondre wahrgenommen werden wird: so bald wird auch die Kunstberedsamkeit immer mehr sinken oder sich nur nach einer schlechten Seite hin ausbreiten und den verwerflichen Charakter annehmen, durch den sie bei jedem Wahrheitsfreunde in gerechten Verruf gekommen ist. Dieser Charakter besteht aber vornämlich darin, daß sie die Macht der anschaulichen Darstellung zu einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken benutzt und also einer niedrigeren und unsittlichen Sache den Schein der höheren sittlichen Wahrheit gibt; daß sie überhaupt sich von dem einzelnen wirklichen Falle entfernt und entweder, das Mittel zum Zwecke machend, ein blos eitles Spiel mit dem Vorstellungsmäßigen treibt oder eine blos allgemeine Wahrheit dadurch ins Licht zu setzen sucht.

Ueberhaupt aber wird das solchen Zeiten eigenthümliche einseitig verstandesmäßige Bewußtsein sich bemühen, seinen Erzeugnissen ein solches vorstellungsmäßiges Gewand umzuhängen, und so wird dieser schlechtere Begriff der Redekunst allen Kunst- und Gedankenerzeugnissen seinen Charakter aufprägen und dieser wird alle poetischen und prosaischen Gattungen durchdringen.

Mit diesen Zügen haben wir die Geschichte der oratorischen Prosa bis zu ihrer tiefsten Erniedrigung bei den Griechen und Römern umschrieben, — als den einzigen

Völkern des Alterthums, bei denen von Beredsamkeit und noch mehr von einer Geschichte derselben die Rede sein kann.

Von dem Augenblicke an, wo endlich die christlichen Religionsbegriffe, die in ihrer Idee und Wahrheit die absolut geistigen sind, hindurchdringen, und die rednerische Prosa sie darzustellen bemüht ist und sich eine geistliche Beredsamkeit im Unterschiede einer blos weltlichen zu gestalten beginnt, hört das Wesen der antiken Oratorie auf und beginnt die moderne.

Obgleich diese nun anfänglich eine ähnliche Geschichte hat wie die antike, d. h. wie sie zuerst auch nur eine natürliche Beredsamkeit ist, so gewinnt sie doch, je mehr die christliche Gesinnungs- und Anschauungsweise in den Gemüthern Raum gewinnt, eben wegen dieser Basis der absolut geistigen Anschauungsweise späterhin gerade den umgekehrten Gang ihrer Entwickelung.

Denn erstens beginnt sie mit dem Unterschiede der geistigen und weltlichen Beredsamkeit, mit der die antike endete; beide stehen jedoch in keinem nur einigermaßen gleichen Verhältnisse; vielmehr ist die letztere bis auf die neueren Zeiten der modernen Völker hin so unbedeutend, daß sie kaum in Betracht kommen, und nur von einer geistlichen Kunstberedsamkeit die Rede sein kann, deren Wesen doch gerade darin besteht, daß sie es nur mit allgemeinen geistigen Wahrheiten zu thun hat; daß sie sich nicht an einem concreten Falle entzündet, und daß von einer zur That fortschreitenden Entscheidung der Zuhörer nicht die Rede ist.

Der Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Beredsamkeit kann aber kein absoluter sein, denn der christlich-religiösen Anschauung gemäß sollen ja alle im Leben vorkommenden Fälle ihr gemäß betrachtet und also auch ihr gemäß gehandelt, respective zu einem solchen Handeln geredet und dazu überredet werden, und sie hat es vielmehr zu ihrem innersten Wesen, daß ihre Idee alle endlichen Geschäfte und Thätigkeiten durchdringe und erfülle. Und weil der ideale Inhalt der christlichen Religion zugleich der allgemein geistigste und mithin wahrhaft allgemein-menschliche ist, so bringt mithin die christliche Beredsamkeit nur das im Menschen zum Bewußtsein, was sein eigner wahrer Inhalt ist und erfüllt so das innerste Wesen ihrer selbst.

Und vergleichen wir die antike Beredsamkeit in ihrer Geschichte und in ihrer höchsten Vollendung mit dem, was diese prosaische Kunstgattung bei uns bisher geworden ist und was sie ihrer Idee nach sein kann und soll, so liegt am Tage, wie sie zu ihrer idealen Vollkommenheit allein gelangen und worin ihre Zukunft liegen kann.

Denn die antike Beredsamkeit war groß und relativ vollkommen, eben weil es sich um concrete Gegenstände handelte, und weil bei den Zuhörern die Entscheidung über den fraglichen Fall und ein darauf gegründetes unmittelbares Fortschreiten zur That stand. Hieraus folgte aber eine strictere Richtung der ganzen Rede auf die Schlagkraft der Beweisführung und somit auch eine energischere und materiellere Kraft der Induction;

es folgte die Möglichkeit einer sinnlicheren Veranschaulichung und durch beides die größere Gewalt auf den Willen der Zuhörer; es folgte endlich, daß kein Unterschied zwischen geistiger und irdischer Wahrheit stattfand.

Sie litt aber daran, daß ihren Beweisen eine allgemein geistige und sittliche Unterlage fehlte und daß diese wenigstens in weiterer folgerichtiger Consequenz nicht dahin zurückführen; und hieraus folgte, daß sie nicht selten wenigstens durch bloße Wahrscheinlichkeitsgründe zu täuschen als durch wahrhafte Ueberzeugung zu leiten suchte, und daß sie überhaupt die sinnlichen Mittel der Ueberredung nicht eben als bloße Mittel behandelte, sondern diese zum hauptsächlichsten Puncte der Kunst machte, und daher auch die Aufregung der Leidenschaften für erlaubt, ja für die Vollkommenheit der Kunst hielt, — wodurch denn der Mißbrauch derselben gleich von vornherein sanctionirt wird.

Die moderne Beredsamkeit dagegen hat es zu ihrem Vorzug, daß sie die Kraft ihrer Beweise auf allgemein sittliche und geistige Wahrheiten zurückführt, mehr durch Ueberzeugung leitet und deshalb feiner und gemäßigter ist und die Aufregung der Leidenschaften verschmäht, daher sie denn auch groß fast nur in der geistlichen Beredsamkeit ist, — wogegen sich die weltliche Beredsamkeit, wie sie bei einigen Völkern, als bei den Engländern, zur Bedeutung geworden ist, von der christlichen Wahrheit wenigstens insofern emancipirt, als sie dieselbe nicht positiv zu ihrem letzten Grunde und Ausdruck macht.

Daher ist sie denn meistens noch im allgemeinen stehen geblieben und zeigt die einzelnen Dinge nicht sinnlich genug in ihrem idealen Lichte, und daher ist sie schwächer an beweisender Kraft und an Wirkung auf den besonderen Willen der Zuhörer.

Soll also die moderne Beredsamkeit zu ihrer wahren Größe gelangen, so muß sie eine weltliche Beredsamkeit werden, die aber den Geist und die Wahrheit der geistlichen in sich aufgenommen hat; sie muß auftreten können für Gegenstände und vor Zuhörern, bei denen eine Entscheidung über dieselben liegt: dann werden auch die Vorzüge der schlagenderen Beweiskraft und der lebendigeren Veranschaulichung und die davon ausgehende größere Macht der Wirkung auf den Willen der Zuhörer nicht ausbleiben und sie wird, um je größere Gegenstände es sich handelt, auch die Größe und Vollkommenheit der antiken nicht nur erreichen, sondern eben so hoch über ihr stehen als die moderne Welt über der alten, der Geist über der Natur steht.

Und wollten wir endlich noch einen Blick weiter hinaus in die Zukunft der oratorischen Prosa thun, und wollten wir annehmen, daß das christlich-ideale Bewußtsein immer allgemeiner unter einem Volke würde, so daß es kaum nöthig wäre, die Zuhörer erst über das richtige Verhältniß eines concreten Falles zur sittlichen Idee zu belehren &c., so würde die Rede sich blos auf ein lebendigeres Aussprechen dessen zurückbeziehen, was alle als geistigen Inhalt schon in sich haben, und die Rede würde in jenen unmittelbaren Zustand der blos natürlichen Beredsamkeit zurückgehen, mit der sie begann und so gleichsam in sich selber endigen.

Hiermit ist aber zugleich gesagt, daß sie wesentlich auf die Darlegung des gegebenen Falles, also auf das, was die rhetorischen Techniker die Erzählung (διήγησις) nennen, zurückkommen und also mit der historischen Prosa wieder zusammenfallen würde, von der sie durch den Umweg durch die didaktische ausgegangen ist und deren Momente sie aufgenommen hat, so daß sich auch hierdurch der endliche Rückgang aller gattungsmäßigen Unterschiede in die historische Gattung bewiese: — was wir aber der Ferne der Aussicht halber einstweilen auf sich beruhen lassen.

§. 109.

Fortsetzung.

Aus der historisch-philosophischen Betrachtung der Natur und Entwickelung der oratorischen Prosa ergibt sich nun für die stilistische Behandlung derselben ungefähr folgendes als ihre besondere Regel.

1) Heuristik.

So wie die oratorische Prosa die historische und didaktische überhaupt voraussetzt und sie als Momente zu dem hinzubringt, was ihre specifische Eigenthümlichkeit ausmacht: so auch bei den drei Hauptoperationen, welche jeder Aufsatz in sich schließt.

Da nun das Eigenthümliche der historischen Heuristik in der in Gedanken zu stande gebrachten Zurechtlegung des gegebenen Stoffes zu einer in sich zusammenhängenden und wie Grund zu Folge sich verhaltenden Einheit von historischen Besonderheiten bestand; das Eigenthümliche der didaktischen Prosa dagegen in der Auffindung des richtigen Verhältnisses dieser realen Einheit zu einem idealen und in der inneren Anschauung aller jener Besonderheiten zu derselben nach einem solchen Verhältnisse bestand; die oratorische Prosa endlich die Anschauung des gedachten Gegenstandes in seiner sinnlichen Unmittelbarkeit und in seiner lebendigen Wirksamkeit als ein begehrungswürdiger oder verwerflicher zu ihrer Bestimmung hat, so folgt auch, daß die heuristische Thätigkeit dieser prosaischen Gattung hauptsächlich darin ihren Kern haben muß, daß die productive Fantasie ein Idealbild schaffe, welches den aussprechenden Inhalt als ein Lebendiges und Thätiges und ins Persönliche Zurückversetztes anschaut und aus diesem heraus sich aussprechen läßt, und welches die oben (II. §. 88 und 89) näher aufgestellten Bedingungen zur pathetischen Darstellungsweise erfüllt. Denn nur hierdurch wird es möglich, daß der Zuhörer eben durch das bloße Hören den Gegenstand so innerlich anschaut, wie ihn der Redner angeschaut wissen will, und daß das Pathos oder die sittliche Betheiligung, die er an demselben nimmt, sein eigner Inhalt oder sein eignes Hinzuthun sei.

Hierzu gehört aber, daß mir der Gegenstand hinsichtlich seines Faktischen und Theoretischen vollkommen klar und geläufig sei, und daß mithin nicht nur die historische und

theoretische Heuristik, sondern auch die historische und theoretische Disposition desselben bereits vollbracht sein muß, weil nur hierdurch der Geist vollkommene Freiheit und Sicherheit erhält, sich ohne Gefahr in die specifische Arbeit des eigentlich Oratorischen zu verlieren.

Mit diesen Vorbedingungen ist denn die oratorische Heuristik auch vorzugsweise nur eine fantaseiliche Meditation bis zu dem Puncte der Vollständigkeit des sinnlichen Gedankenbildes, aus welchem aller vorzutragender Inhalt als dessen Bewegung und Thätigkeit hervorsprechen soll, und ferner eine Auseinanderlegung, und, wenn man will, eine Aufnumerirung dieses Bildes nach seinen Haupt- und Nebentheilen.

Die Meditation ist also ein Zurückführen des Erkannten oder der Beweise in das Wirkliche, insofern es auf dasselbe Bezug hat und ein Versenken in das, **was** im Leben lebendig und wirksam ist und **wie** es dieses ist.

Wie dies noch näher anzustellen sei, — dies gehört einer speciellen ästhetischen Untersuchung an, von der eine specielle Rhetorik allenfalls die Resultate einzeln aufzunehmen hätte: wir dagegen müssen uns auf die oben (§. 59—68) gegebenen allgemeineren Bestimmungen so wie auf das beschränken, was bei den anderen prosaischen Gattungen über die Heuristik bemerkt worden ist.

2) **Disposition.**

Noch mehr Eigenthümliches als die oratorische Heuristik hat die Disposition dieser Gattung. Denn da sie die streng logische und syllogistische Anordnung schon als vollbracht und dem Geiste als sicher und geläufig inwohnend voraussetzt, aber nicht *selbst* durch Amplification und Phrastik zu erscheinen, sondern durch das oratorische Gedankenbild nur hindurchzuscheinen hat, so tritt auch die Disposition unter ein andres als jenes blos logische Gesetz.

Denken wir uns nämlich, wie der Redner der nun mehrfach ausgesprochenen Aufgabe gemäß ein Gedankenbild innerlich geschaffen hat, aus welchem der auszusprechende Inhalt wie aus einem persönlich Lebendigen sich gewissermaßen von selbst ausspricht; denken wir uns, wie er dieses Bild nach seinen Haupt- und Nebentheilen sich zerlegt und sich so einen hinreichenden Stoff von concreten Topen verschafft hat, so fragt es sich, wie er diese nun wieder von ihrer analytischen Beschaffenheit aus zusammensetzen soll, damit jenes Bild in der Succession der Gedanken doch wieder vor dem Geiste des Zuhörenden zur Einheit zusammentrete und jene durch die syllogistische Disposition gewonnene Beweiskraft doch auch hindurchscheine und in ihrer ganzen Schwere fühlbar werde; oder mit andern Worten, daß die Ueberzeugung durch die Beweisgründe eine Ueberredung durch die sittliche Betheiligung werde, die der Zuhörer an der Darstellung des Gegenstandes in seiner ethischen Wirksamkeit nimmt.

Hierauf ist nun erstlich zu antworten, daß, wenn auch jenes allgemeine Dispositionsgesetz, von dem Besonderen auszugehen, das Allgemeine dagegenzustellen und das

rhältniß von beiden aufzusuchen u... auszudrücken unter jeder Form giltig bleibt, die Rede haben mag; und wenn auch ferner jene ideale Vollkommenheit der Rede, die r im Sinne haben, höchst selten gefunden wird, und die meisten unsrer Reden mehr er weniger nur in lebendiger Diction dargestellte theoretische Wahrheiten nach ihren aktischen Bezügen sind, die also die syllogistische Disposition mehr oder weniger zweckt beibehalten, doch als allgemeines Gesetz für die specifische Disposition der Rede sagen ist, daß sie von vornherein gänzlich unbeschränkt bleibt. Denn wenn man sagen ollte, man dürfe ja nur den analytisch aufgelös'ten topischen Stoff des Bildes nach gischen Gesetzen, d. h. die Haupttheile als solche und die Nebentheile in ihrem verschie- n abgestuften Verhältniß zu- und nebeneinanderstellen, so würde ich eben nur eine rstandesmäßige Uebersicht des in dem Bilde liegenden Inhalts, aber dieses nicht selbst in seiner unmittelbaren Anschaulichkeit erhalten.

Dennoch ist hiermit nicht gemeint, daß eine solche künstliche und dem gedachten Zwecke entsprechende Zusammenstellung des topischen Inhalts ohne Gesetz geschehe, sondern nur ohne ein solches, das vom rein stilistischen oder rhetorischen Standpuncte aus gegeben werden könnte. Theoretisch kann vielmehr hierüber nur von der Aesthetik aus Belehrung erwartet werden, und zwar macht dieser Punct gerade einen ihrer schwierigsten aus, so daß ihre darüber zu gebenden Regeln nicht so ohne weiteres lemmatisch und summarisch herübergenommen werden können. Außerdem ist dieser Punct gerade einer von denen, bei welchen es sich noch am meisten fragt, ob eine theoretische Belehrung darüber die Ausübung desselben so wesentlich fördern kann, oder ob der Weg dazu durch unmittelbare Nachahmung und durch Beispiele nicht der kürzere und sichrere ist, und ob nicht natürliche Anlagen dazu erfordert werden, die weder durch theoretische noch praktische Unterweisung ersetzt werden können.

Ein weiteres Eingehen in diesen Gegenstand müssen wir daher hier ganz fallen lassen, und uns begnügen, an einem Beispiele nur den Punct selbst näher nachzuweisen, auf den es ankommt.

Wir hatten oben zur Erläuterung der Dispositionslehre das Beispiel einer Rede aufgenommen, dessen Inhalt die wahre Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten nachweisen sollte. Die ganze Disposition dazu führte aber zunächst nur zu einer verständigen Erkenntniß dieser Wahrheit: keineswegs aber dazu, daß diese Erkenntniß zu einem Bilde der Anschauung des Gegenstandes nach seiner ethischen Wirksamkeit für die Zuhörer geworden wäre.

Wir hatten ferner zu einem andern in die Dispositionslehre einschlagenden Gegenstande das Beispiel von dem reichsten Fürsten nach dem bekannten Gedichte von Justinus Kerner gewählt, das sich wiederum in dem Bilde des im Schooße des geringsten seiner Unterthanen sicher ruhenden historisch bekannten Herzogs von Württemberg concentrirt.

Wenn nun jener gedachte Geburtstagsredner auf den Einfall käme — gleichviel ob er an sich glücklich zu nennen sein dürfte oder nicht, — die ganze Erkenntniß jener gedachten Frage in das Bild eines solchen in der Liebe seiner Unterthanen sicher ruhenden Fürsten zu fassen und sie sowol als alles das, was er als Gelegenheitsredner zu sagen hat, aus diesem Bilde heraus sprechen zu lassen und hierdurch sinnlich anschaulich zu machen, so wäre dies ein solcher Fall, bei dem er sich für diese besondere Art der Darstellung aus der Stilistik und Rhetorik keine besonderen Regeln der Disposition versprechen dürfte, sondern bei dem er auf sein Kunsttalent oder allenfalls auf die Aesthetik zurückverwiesen werden müßte.

3) Darstellung.

Schon aus dem, was über die Disposition der Rede gesagt ist, geht hervor, daß die Darstellung im engeren Sinne des Worts das ihr specifisch eigenthümliche ist, — was, wie vorhin schon (§. 88 und 89) bemerkt, auch Aristoteles und Cicero vollkommen anerkannten. Alle weiteren Bestimmungen aber, die sowol die alten als neueren Rhetoriker über Disposition und Darstellung gegeben haben, können wir hier übergehen, da sie entweder aus dem über Disposition und Darstellung Gesagten von selbst hervorgehen, oder der besonderen Rhetorik angehören, und wir beschränken uns daher nur auf einige besondere Bemerkungen.

a) Einen wesentlichen Unterschied und Vorzug der modernen Rede vor der antiken hat man mit Recht in der Feinheit der Gedanken sowol als des Ausdrucks gefunden, — worunter offenbar nichts anders als die geistigere und individuellere Beschaffenheit der einen und des andern verstanden wird. Worin dies seinen Grund habe, ist aus dem allgemeinen Verhältniß der antiken zur modernen Beredsamkeit hinlänglich erklärlich, indem die letztere subjectiver, didaktischer und geistiger ist als die erstere und eine größere Entfernung von dem Sinnlichen und Concreten von selbst mit sich bringt.

An sich ist das nun freilich wol ein Vorzug. Wenn wir indeß bedenken, daß es die oratorische Prosa zu ihrem Wesen hat, auf die Menge der Zuhörer zu wirken, die von der verschiedenartigsten Fassungskraft, Bildung und Stimmung zu denken sind; alles, was irgend zu fein und sublim in Gedanken und Worten ist, mithin nicht darauf rechnen darf, verstanden zu werden, hierdurch aber nur nachtheilig für die Absicht des Redners wird, so muß dieser Vorzug auch in der That sehr zweifelhaft erscheinen, und mit Recht verlangt daher schon Aristoteles in der vorhin (§. 88 und 89) angeführten Stelle (rhet. III. 11), daß die Volksrede der Theatermalerei ähnlich sein soll, die schon vornherein auf die Entfernung berechnet ist, — wie denn überhaupt schon der Gegenstand der Rede von der Art sein muß, daß er eine feiner und tiefer gehende Untersuchung nicht erfordert.

Wie über diesen Punct zu urtheilen sei, kann nach der vorausgegangenen Darlegung der Geschichte, des Zieles und der muthmaßlichen Zukunft der Beredsamkeit nicht

zweifelhaft sein, — nämlich, daß, so wie die Rede selbst unter uns allmählig wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, auch die stärkere und derbere Zeichnung wieder zurückkehren soll; nicht jedoch in der unbewußten Weise, mit der dies bei den alten Rednern meistens geschah, sondern mit dem Bewußtsein von der Nothwendigkeit dieser Eigenschaft der Darstellung, so daß also nicht der Mangel der geistigen Feinheit des Redners, die Ursache davon ist, sondern daß dieser, mit ihr angethan, sie im Bewußtsein seines Zieles vermeidet.

Auch wird zu berücksichtigen sein, daß es jetzt gar verschiedene Kreise von Zuhörern und unendlich verschiedene Bildungsgrade derselben gibt, so daß also mehr Feinheit zu zeigen, nicht nur zulässig, sondern auch nothwendig wird, — was vorzüglich für die Schul- und akademische Rede gilt, welche theoretische Gegenstände nur in der äußeren Form der Rede gibt, ohne die Natur derselben umzuwandeln.

Dasselbe gilt nun auch für den Vortrag selbst, der bekanntlich bei den Alten nicht selten bis zu einem solchen Grade der theatralischen Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit ging, daß wir davor zurückschrecken und Widerwillen empfinden würden.

b) Ferner findet man in allen alten und neuen Rhetoriken den Wohlklang und alles, was näher oder entfernter damit zusammenhängt, für ein Haupterforderniß für die Wirksamkeit der Darstellung in der Rede aufgeführt. Es bedarf freilich keines Wortes darüber, welchen Einfluß derselbe auf die Ueberredung auch im besten Sinne des Worts und also auf den Zweck der Rede selbst hat: dennoch dürfen wir uns freuen, daß der Wohlklang und überhaupt die ganze sinnliche Wohlgefälligkeit der Rede nicht mehr in gleichem Grade bedeutungsvoll für uns ist als für die Alten, namentlich für die Athener, und daß wir im Ganzen doch mehr durch das Gewicht der Gründe und durch Ueberzeugung geleitet werden.

Da übrigens unter Wohlklang auch die richtige und schöne Architektonik des ganzen Baues der Rede oder der Gedankenrhythmus verstanden ist, so erhellet gleichwol, von welcher Wichtigkeit diese Forderung auch für uns ist, und wie sich in ihm die Vollkommenheit der geistigen und künstlerischen Behandlung des rednerischen Stoffes ganz vorzugsweise offenbaren muß.

c) In den neueren Rhetoriken findet man ferner als eine integrirende Forderung an die Darstellungsweise der oratorischen Prosa, daß sie rühren solle. Bei dem Worte Rührung denkt man indeß sogleich an jenen aufgelös'ten Zustand unsres Bewußtseins, in welchem sich dieses ganz der Mitleidenschaft für einen Gegenstand hingegeben hat und in welchem uns eben das energische Bewußtsein des Zusammenhanges unsrer Besonderheit mit der Allgemeinheit gleichsam ausgegangen ist. Es kann natürlich nicht daran gedacht werden, Rührung in diesem Sinne als eine Forderung für die Darstellung der Rede aufzustellen. Gleichwol aber versteht es sich andrerseits von selbst, daß das gleichgiltige, in der bloßen Unmittelbarkeit seiner Zustände ruhende oder gar dem Gegenstande abgeneigte

Bewußtsein des Zuhörers bis zu dem Grade erweicht und für die Ansicht des Redners geneigt gemacht und daß er also allerdings in seiner Seele von dem Gegenstande berührt und gerührt sein muß, um nur erst in den Stand gesetzt zu werden, die Ansicht des Redenden als sein eignes beßres und höheres Bewußtsein zu erkennen und durch dasselbe zum Handeln fortgeführt zu werden. In diesem Sinne genommen will dann aber Rührung auch nichts anders bedeuten, als was die Alten unter der Berücksichtigung der ἤθη und unter der Belebung der πάθη verstanden. Hierzu gehört aber nothwendiger Weise, daß der Redner den Stand, die Bildungsstufe und Fassungskraft, die Anschauungsweise und die Sphäre der Gedanken und Gefühle derer kennt und erforscht, zu denen er reden will (ἤθη), und daß er vermag, sich genau in diese Sphären hineinzuversetzen, und daß er auf den Grund dieses erst in den Stand gesetzt wird, die bezweckten Wirkungen auf die innere Bewegungen der Zuhörenden hervorzubringen, — wie hiervon schon oben (§. 88 und 89) im Zusammenhange geredet worden ist.

d) Endlich ist in den Rhetoriken auch noch besonders davon die Rede, wie der rednerischen Darstellung das Treffende und Kraftvolle des Ausdrucks (die δεινότης der Alten) vorzüglich eigen sein müsse, und auch dies bedarf keines weiteren Beweises. Wohl aber muß dabei noch insbesondere erinnert werden, wie auch diese Eigenschaft in keiner Weise an sich eine Geltung hat oder auf einen Vorzug Anspruch machen kann, und wie vielmehr die Kraft des Ausdrucks nur eine Folge und Begleiterin der Kraft des Gedankens im Verhältniß der Bedeutung desselben zum Ganzen sein muß. Umgekehrt müßte man dagegen die Einfachheit als die bei weitem wirksamere Tugend einer guten Rede hinstellen, und sagen, daß nur auf die Ungebildeten, — und auf die also, unsern Staatseinrichtungen gemäß, am wenigsten ankommt, — eine täuschende Wirkung durch die äußeren blendenden Mittel der Sprache erzeugt werden könne. Auch dieser Punct kommt also auf den Unterschied des Verhältnisses zurück, das bei der Ausübung der modernen und antiken Beredsamkeit stattfindet, und wie er zu beurtheilen ist, kann keinem Zweifel mehr unterliegen.

Nur also wo ein Gedanke durch seinen eigenen Inhalt sowol als auch namentlich durch sein Verhältniß zum Gedankenganzen der Rede eine volle Berechtigung zur Hervorhebung hat, darf auch der Ausdruck sich erheben, — wenn gleich damit nicht gesagt sein soll, daß nicht schon der Ton und die Haltung der ganzen Rede eine gewisse Erhebung behaupten müsse, die sich aber gerade durch Einfachheit und Maß des Ausdruckes am besten halten läßt.

Eben so ist auch das zu beurtheilen, was die Alten ὄγκος nannten, und was man wol am richtigsten als das Anschwellen des affectvolleren Ausdrucks erklärt.

§. 110.

Fortsetzung und Schluß.

4) Gattung.

Mit derselben Bevorwortung, die wir bei der Betrachtung der Untergattungen der verschiedenen prosaischen Hauptgattungen gemacht haben, daß es nämlich hier nicht darauf ankömmt, eine erschöpfende Darstellung derselben, sondern nur eine allgemeine Einsicht in sie und eine Bestimmung der bedeutungsvolleren unter ihnen zu geben; imgleichen, bei Aufführung der Untergattungen uns möglichst an die geschichtliche Entstehung derselben zu halten, ist von denen der oratorischen Prosa zu sagen, daß sie sich zunächst nach zwei Gesichtspuncten betrachten lassen, erstlich nämlich nach ihrem Charakter und zweitens nach ihrem Gegenstande und Zwecke, oder was dasselbe ist, nach ihrer Form und nach ihrem Inhalte.

a) Was die erstere Unterscheidung, den Charakter oder die Form betrifft, so haben die darauf sich gründenden Untergattungen dies zu ihrem allgemeinen Grunde, daß die oratorische Prosa die historische und didaktische voraussetzt, respective in sich enthält. Und je nachdem daher eine Rede das historische oder das didaktische Moment noch in überwiegendem Maße in sich enthält und also ihrem Charakter oder ihrer inneren Form nach noch wesentlich historisch oder didaktisch ist, dennoch aber die äußere Form der Rede vollständig angenommen hat, entstehen drei verschiedene Modificationen, die man die darstellende oder erzählende, die reinbestimmende oder wissenschaftliche und die berathende oder bewegende, d. h. die eigentliche Rede genannt hat oder wenigstens nicht unpassend benennen könnte.

Bei der darstellenden oder erzählenden ist also die Mittheilung eines factischen Gegenstandes Hauptzweck, jedoch so, daß dadurch zugleich mit auf die Anschauungsweise und auf den Willen der Zuhörer gewirkt werden soll. Mit einem Worte, der specifische Zweck der Rede tritt zurück gegen den der bloßen Mittheilung des Faktischen, statt daß es bei der eigentlichen Rede umgekehrt ist. Dennoch findet natürlicher Weise ein inneres Verhältniß und eine Verschmelzung von beiden Elementen statt und je nachdem dieses Verhältniß mehr zu Gunsten des einen oder des anderen überwiegt, bestimmt sich die Bildung und Gestaltung so wie die Darstellung im engeren Sinne, ohne daß jedoch etwas neues hinzuträte. Sie kann bei den verschiedensten Fällen und Gelegenheiten vorkommen, bei denen Mittheilung eines Geschehenen in einem oratorischen Gewande rc. Zweck ist und liegt auch der Lob- und Gedächtnißrede rc. zu Grunde.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der rein bestimmenden oder wissenschaftlichen Rede, bei der auch Mittheilung irgend einer theoretischen Erkenntniß als solcher Hauptzweck bleibt, nur daß die Form der Darstellung derselben die rednerische ist, — was zugleich eine Zurückversetzung wenigstens der einzelnen Vorstellungen und Gedan-

an sich aus ihrer abstracten Sphäre in die Anschaulichkeit (vgl. §. 87) zur Folge hat. Sie kommt vorzugsweise als sogenannte Schul-, das heißt als akademische und Gymnasialrede vor.

Die berathende oder bewegende Untergattung endlich fällt mit dem gattungsmäßigen Hauptbegriffe in seinem specifischen Unterschiede wieder zusammen und kann ganz rein eigentlich nur dann vorkommen, wenn die Entscheidung wirklich bei der Masse der Zuhörer ruht.

b) Was die andere Unterscheidung, nach Zweck und Gegenständlichkeit oder nach dem Inhalte der Rede betrifft, so rechtfertigt und begründet sich dies Princip der Untergattungen dadurch und darauf, daß sowol die Beschaffenheit der Zuhörer als die der Stoffe bei fortschreitendem geistigem Leben eine immer individuellere wird.

Hiernach ist der allgemeinste Unterschied der von weltlicher und geistlicher Beredsamkeit.

In diesem äußersten Gegensatze ist weltliche Beredsamkeit freilich eine solche, die es lediglich mit Gegenständen der Endlichkeit oder Besonderheit; die geistliche, die es lediglich mit Gegenständen der Allgemeinheit oder des Geistes zu thun hat. Und weil die christliche Religion es zu ihrem Wesen hat, daß der Mensch die Idee des Geistes erkenne und sich selbst und das Leben darnach gestalte, so kann man auch sagen, daß sie es mit der oratorischen Darstellung der christlich-religiösen Erkenntnisse zu thun habe.

Schon daran aber, daß die geistliche Beredsamkeit Beredsamkeit im specifischen Sinne des Worts sein will und mithin auch soweit als möglich in die Bedingungen eingehen muß, die sie dazu machen; so wie daran, daß eine geistige Erkenntniß in ihrer Wahrheit und Tiefe nicht blos einseitig mit dem Verstande erkennt werden kann, sondern mit dem ganzen Gemüthe aufgenommen werden und mithin auch praktische Wirkungen haben muß und die christlichen Wahrheiten daher einen beständigen energischen Bezug auf das Leben und die Wirklichkeit voraussetzen, — läßt sich erkennen, daß ein solcher Gegensatz nur eine relative und temporäre Berechtigung und Wahrheit hat. Vielmehr muß sich dieser Unterschied allmählig in dem Grade immer mehr aufheben, als die einzelnen concreten Fälle oder Gegenstände der Wirklichkeit immer mehr in ihrem Verhältnisse zur Idee des Geistes oder der christlichen Religion angeschaut und beziehungsweise darnach umgebildet werden und zur Idee als man jene Idee selbst in der Nothwendigkeit ihrer beständigen immer stricteren Verbindung und In-Bezug-Setzung mit der Wirklichkeit erkennt, — wie wir ja überhaupt wissen, daß alle gattungsmäßigen Unterschiede sich erst allmählig bilden, und, in eine weitere Zukunft hinausgefaßt, sich ebenso allmählig auch wieder zusammenschließen müssen.

In sich selbst zerfällt sie nach jenem Gesichtspuncte ihres Charakters oder ihrer inneren Form in die Homilie, in die Predigt und in die geistliche Gelegenheitsrede als in ihre hauptsächlichsten Untergattungen, weil weder ihr Inhalt noch der Kreis der Zuhörer bei diesen verschiedenen Bestimmungen ein wesentlich andrer wird, wenngleich

die Gelegenheitsrede eine Modification herbeiführen kann, die von dem anderen Gesichtspuncte der oratorischen Untergattungen hergenommen ist.

Die geistliche Beredsamkeit kann es nun lediglich zu ihrer Aufgabe haben, die Erkenntniß der christlichen Wahrheit als solche durch die rednerischen Mittel anschaulich zu machen und durch diese Anschaulichkeit zu einem demgemäßen Handeln den Willen der Zuhörer zu erwecken; näher ausgedrückt, sie läßt ihren Inhalt als den wahren eignen Inhalt der Zuhörer erkennen und sucht dadurch deren Willen bei den einzelnen Fällen im Leben überhaupt zu bestimmen. Weil sie nun aber hierbei doch immer im allgemeinen stehen bleiben muß und nur überhaupt das Verhältniß aller besonderen Dinge zu Gott aufzeigen kann, so kann sie auch nicht überreden im specifischen Sinne der Beredsamkeit, sondern sie kann und soll nur erbauen, d. h. den Menschen aus dem Bewußtsein seines blos endlichen und besonderen Daseins zu dem seines Zusammenhanges mit dem allgemeinen Dasein oder zu Gott führen.

Handelte es sich dagegen darum, den Willen der Gemeinde für irgend einen einzelnen concreten Fall zu bestimmen, oder sie für oder gegen denselben zu überreden, — wozu gehören würde, daß man ihn nach allen Seiten seiner ethisch-praktischen Beziehungen im Lichte der Idee des Geistes aufzeigte, so würde die geistliche Beredsamkeit aus ihrer specifischen Natur heraus- und eben in die weltliche übergehen, weil dann ein einzelnes Ding nach seinen Einzelheiten betrachtet und beleuchtet werden müßte.

So wie nun für die Handhabung des guten Stils überhaupt individuelle Kenntniß des Gegenstandes, klares Bewußtsein über die Beziehung desselben zu seiner Idee und zur Idee des Geistes, so wie ein lebendiges sittliches Interesse gefordert wurde, daß der Gegenstand im Lichte dieser Idee dargestellt und zu seiner demgemäßen Umgestaltung hierdurch gewirkt werde; und so wie für den Redner insbesondre noch die Macht und Anlage zu sinnlicher und pathetischer Veranschaulichung gefordert wurde, so muß von dem geistlichen Redner insbesondere eine klare Erkenntniß und tiefe Einsicht in die geistigen Wahrheiten der christlichen Religion und namentlich eine tiefere Einsicht in den idealen Zusammenhang alles dessen, worauf jene historisch ruht; eine Einsicht über das Verhältniß des Zusammenhanges jener Idee mit der Wirklichkeit und also Kenntniß der Welt und ihrer inneren Geschichte, eine Einsicht endlich in das menschliche Herz und Gemüth bis in seine innersten Regungen und endlich eine wahrhafte und bis auf den innersten Nerv herabgehende aufrichtige Begeisterung für das nach der christlichen Idee umzugestaltende Leben und über die bestmöglichsten Mittel dazu gefordert werden, — was man die Salbung nennt.

Die großen Gefahren, denen der geistliche Redner mehr als der blos weltliche ausgesetzt ist, sind der geistliche Stolz über die ausschließliche Handhabung dessen, was dem Menschen das Heiligste ist, und der bei schwächeren Naturen sich als bloße Eitelkeit zeigt; die geistliche Herrschsucht, die auch durch andre Mittel als die der bloß

Ueberzeugung von der Wahrheit das Einzelne nach seinen Ideen umgestalten will; die Heuchelei, die, im Bewußtsein der Verfolgung einseitiger Interessen, doch das Gewand der Heiligkeit darüber zu breiten bemüht ist: — welche Mängel sich denn auch dem Charakter der geistlichen Reden sowol nach ihrer Disposition als namentlich nach ihrer Darstellung hin einprägen, aber durch eine feine und tiefer gehende Kritik unbedingt sich nachweisen lassen.

Wenn aber auch keine von diesen Mängeln bei dem geistlichen Redner vorhanden, vielmehr alle jene Vorzüge in ihm vereinigt sind, so muß er doch, da er nur das Besondere überhaupt und nicht ein einzelnes Besonderes im Lichte der christlichen Wahrheit rednerisch aufzeigen kann, und er vielmehr, so oft er dies thut, gehässig erscheint, sich nothwendiger Weise immer in einer gewissen Abstraction von der Wirklichkeit und in einer Allgemeinheit halten, — woher es kommt, daß die unmittelbaren Wirkungen von der Kanzel selten sehr sichtbare sind, einer solchen Berechnung aber auch gar nicht unterliegen sollen und können.

Aus diesem Grunde soll aber, der Idee der christlichen Religion ganz entsprechend und mit Nothwendigkeit aus ihr folgend, die christliche Wahrheit, gleichsam weiter herabsteigend, sich näher mit der Wirklichkeit in Bezug setzen, und es muß daher auch eine Beredsamkeit geben, die sich, um einen einzelnen Fall der Besonderheit drehend, denselben im Lichte der christlichen Idee und in den ethisch-praktischen Bezügen zu derselben aufzeigt: mit einem Worte, es muß eine weltliche Beredsamkeit geben, die aber den Sinn und Geist der geistlichen in sich hat, und die nun im stande ist, der Idee der Beredsamkeit immer näher zu kommen: wenngleich damit nicht gesagt sein soll, daß die geistliche deshalb aufhören müßte; vielmehr muß dieselbe zur lehrhaften Verbreitung des christlichen Geistes überhaupt immerfort thätig sein, weshalb sie denn aber auch der didaktischen Rede immer näher verwandt bleiben wird, als es die Idee der Beredsamkeit im engsten Sinne gestattet, — wenngleich Adelung die umgekehrte Behauptung aufgestellt, daß die Predigt die größere Vollkommenheit der Rede darzustellen im stande sei.

Indem wir dies aber nach dem Vorhergehenden durchaus in Abrede stellen müssen, können wir nach eben demselben nun erst einige Bestimmungen über die angeführten drei hauptsächlichsten Untergattungen der geistlichen Beredsamkeiten geltend machen.

Was nämlich die Homilie betrifft, so soll sie zwar eben so gut wie ihre Nebengattungen das Besondere überhaupt im Lichte der christlichen Wahrheit rednerisch oder nach seinem praktischen Bezuge anschaulich und mit salbungsvollem Pathos darstellen; und sie vermag dies eben so gut wie ihre Nebengattungen nur in Befolgung der allgemeinen Regeln über Disposition und Darstellung: allein sie hat das besondere an sich, daß sie dies mit vorwiegender Richtung auf die Erklärung einer biblischen Stelle, als der historisch gegebenen Basis der christlichen Erkenntniß, in dieser ihrer historisch-gegebenen Form thut. Dies hat die Folge, daß sie in ihrer eigenen Form freier erscheint

und sie sich mehr an die Haupt- und Nebentheile des Gegebenen anlegt, als daß sie einen in ihr selbst ruhenden und geschlossenen Organismus ausmacht. Die Stelle, um die sie sich erklärend dreht, bleibt ihrem eigenen Inhalte somit immer äußerlich und dieser ist vielmehr nur das Mittel, um jene in ihrer Wahrheit zu ergreifen. Es versteht sich von selbst, daß es sich hier nicht um eine theoretische oder gelehrte Erklärung, sondern vielmehr lediglich um ein Aufschließen der praktischen Wahrheiten einer fraglichen Stelle handelt und daher ist sie auch weit davon entfernt, ein bloßer Commentar derselben zu sein, selbst nicht einmal in Beziehung auf die Aehnlichkeit der Form. Gerade dies aber, daß die Homilie, ohne den strengeren Organismus der eigentlichen Rede und der Predigt anzunehmen, dennoch einen in sich zusammenhängenden und anschaulich darstellenden Inhalt haben, in dieser ihrer Ganzheit gleichwol aber noch außerdem dazu dienen soll, eine Bibelstelle als solche nach ihrem praktischen Inhalte zu erklären, macht die Schwierigkeit derselben und zugleich den Unterschied von der Predigt aus.

Die Predigt dagegen, obgleich sie eben so wol von einer Bibelstelle ausgeht und diese also auch beleuchtet, hat dennoch ihre Einheit in sich selbst, und sie wählt sich daher selbst ein Thema und bildet es sich vielmehr erst aus der Stelle heraus, während die Homilie ihre letzte Gedankenheit in dem gesammten Inhalte der durch sie zu erklärenden Stelle hat. Die Predigt ist deshalb eines selbständigeren Inhalts, eines strengeren, in ihr selbst geschlossenen Organismus und einer freieren Wahl in der versinnlichenden Anschauung fähig, und während jene mehr der Analogie der erzählenden Rede (wenngleich man statt der Erzählung ganz und gar den Begriff der praktischen Lehre eintreten lassen muß und die Analogie hauptsächlich in dem Begriffe der Auseinanderlegung eines Gegebenen besteht) entspricht, entspricht diese mehr der Rede im strengeren Sinne des Worts.

Die geistliche Gelegenheitsrede endlich, wie Grab-, Tauf-, Trauungsreden und dergleichen, darf zunächst nicht vergessen, daß sie geistliche Rede ist und sein soll, und daher immer nur das Besondere überhaupt in seiner Beziehung zur Allgemeinheit rednerisch darzustellen hat. Zwar scheint es, daß, weil sie zunächst durch einen einzelnen besonderen Fall hervorgerufen ist, sie nun eben auch blos diesen im Auge behalten und sich um denselben drehen solle, und daß sie mithin in die Bedingung eintrete, die oben als diejenige aufgestellt wurde, an die sich die letzte Vollkommenheit der Rede knüpft; allein dies scheint auch nur so und fällt bei genauerer Betrachtung wieder in sich zusammen. —

Denn erstens verlangt jene Bedingung, daß eine Entscheidung über den besonderen Fall bei den Zuhörern stattfinde, und daß diese von der Rede aus zum unmittelbaren Handeln in bestimmter Weise bewogen werden sollen, — was bei der geistlichen Gelegenheitsrede ganz wegfällt. Zweitens aber soll diese den gegebenen Fall nicht als solchen, sondern nur als einer gewissen Kategorie von Wirklichkeiten überhaupt angehörig in

seinem Verhältnisse zur christlichen Wahrheit aufzeigen, — widrigenfalls sie aus dem Charakter und der wesentlichen Bestimmung der geistlichen Beredsamkeit hinausgehen würde, die uns eben über die Betrachtung des Einzelnen in seiner Einzelheit hinausführen und emporrichten und mit einem Worte auferbauen soll. Daher ist es in der That fehlerhaft, wenn sich die Gelegenheitsrede in die Einzelheiten des vorliegenden Falles einläßt; sie wird dadurch nicht selten anmaßend, bringt die entgegengesetzte Wirkung von dem hervor, was sie hervorbringen sollte und ist in aller Weise immer sehr gewagt. Der einzelne Fall kann, wie gesagt, doch nur als eine bestimmte Seite der Endlichkeit überhaupt gefaßt werden, der gegenüber uns das Bewußtsein der Allgemeinheit lebendig gemacht werden soll.

Trotz allem dem ist nicht zu leugnen, daß sie der sogenannten weltlichen Rede am nächsten steht.

Wie sie demnach zu gestalten sei und was ihr eigenthümliches in Hinsicht auf ihre Composition inwohne, muß aus dieser ihrer dargestellten Natur abgeleitet werden und wird hauptsächlich auf folgendes hinauskommen:

Sie muß von der Individualität des Falls alsobald auf die nächste allgemeine Seite der Wirklichkeit kommen und diese im Verhältnisse zur christlichen Idee darstellen und sich ein Thema suchen, das diesem Verhältnisse am nächsten entspricht und eine passende Einheit dafür abgibt. Der besondere Fall wird also nur als Einleitung benützt, von dem dann durch einen geschickten Uebergang auf die Erörterung der allgemeinen Wahrheit übergegangen wird, so daß der Schluß in der Darstellung der Erhebung des Geistes über den besonderen Fall resultirt.

Im Ganzen genommen wird sie daher nicht in den strengeren Organismus noch in die künstliche Darstellungsform der Rede eingehen, sondern sich auf der Stufe derselben halten, die wir oben als die phrastische bezeichnet haben.

Ob sie endlich mehr andeutend als ausführend sein soll, hängt von Umständen ab, wie denn alle übrigen specieller eingehenden Bestimmungen entweder aus dem Gesagten und den besonderen Umständen von selbst hervorgehen oder wenigstens nur in eine geistliche Rhetorik insbesondere gehören.

Die weltliche Beredsamkeit als die andre Hauptuntergattung der oratorischen Prosa geht, geschichtlich genommen, der geistlichen freilich vorher, und hätte daher scheinbar vor dieser abgehandelt werden sollen. Allein erstlich kann man von der antiken Beredsamkeit nicht ohne weiteres sagen, daß sie blos weltliche gewesen sei, und zweitens werden die Begriffe und Untergattungen dieser letzteren, selbst wenn wir sie einstweilen blos dafür gelten lassen, leichter zu bestimmen sein, wenn die weit schwierigeren der geistlichen vorausgegangen sind, — daher wir uns denn bei ihnen nun kürzer faßen können.

Die weltliche Beredsamkeit ist aber ursprünglich politische überhaupt ohne alle weiteren Gegensatz, das heißt der einzelne fragliche Fall ist immer ein solcher, der

das Interesse der ganzen Gemeinde oder des (kleinen) Staates auf sich zieht, und der von dem Redner in dem Lichte der sittlichen Idee eines solchen Staates dargestellt wird.

Sehr bald aber setzt sich aus diesem Begriffe der der politischen im Gegensatz gegen den der richterlichen heraus, so daß es also auch eine politische oder Staatsberedsamkeit (συμβουλευτικὸν) im Unterschiede gegen die gerichtliche (δικανικὸν) gibt, — bei welchem Unterschiede es längere Zeit sein Bewenden hat.

Die Staatsberedsamkeit, die wir in neueren Zeiten auch die parlamentarische nennen, hat es mit den besonderen Fällen über das Wohl des Staats überhaupt oder als eines solchen zu thun, und ihre Aufgabe ist daher, den Fall anschaulich genug zunächst an der Idee des besonderen Staates nach allen dessen besonderen Verhältnissen und Lagen, weiterhin an der Idee des Staates im christlichen Sinne des Worts zu beleuchten, so daß aber der vorliegende Fall nicht unmittelbar an diese letztere, sondern an die erstere als lebendige Vermittlerin derselben in der Wirklichkeit angelegt wird. Daher kann und soll die Staatsberedsamkeit nicht die Theorie unmittelbar zur Beurtheilung des besonderen Falles vorschieben und wenn diese noch so göttlich und unbestreitbar an sich wäre, weil sie ihre praktische Wahrheit nur in Beziehung auf den vorliegenden Fall und auf die Gesetze der Veränderungen in der materiellen und sittlichen Welt geltend machen kann.

Aehnlich verhält es sich mit der richterlichen Beredsamkeit, die es zunächst nur um Aufsuchung und Feststellung der Subsumtion eines gegebenen Falles unter ein bestehendes Gesetz, negativ oder positiv, in rednerischer Weise zu thun hat. Hierbei handelt es sich nämlich zunächst auch nur darum, die Handlung, über die gerichtet wird, negativ oder positiv nach ihrer Idee, und ebensowol das betreffende Gesetz eben so negativ oder positiv in seiner auf den Fall bezüglichen Idee darzustellen: weiterhin aber auch die Idee des Rechts im Sinne der allgemeinen Vernunft und des Geistes, also im christlichen Sinne, hindurchblicken zu lassen und darauf zu recurriren.

Neben diesen beiden entwickelt sich aber auch die dritte Art der weltlichen Beredsamkeit, die historisch zunächst von Lobreden (ἐπιδεικτικόν, demonstrativum s. laudatorium) ausging, später sich aber, wie wir schon oben gezeigt haben, in die Schulberedsamkeit überhaupt umbildete, und die weltliche Gelegenheitsrede in ihrem Gefolge hat, in welchem gemeinschaftlichen Namen wir sie am besten zusammenfassen.

Sie hat es zu ihrem Wesen, irgend einen dem Privat- oder öffentlichen Leben angehörigen Fall, insofern derselbe nicht zu einer allgemeinen Betrachtung auffordert, in sein ideales Licht zu rücken, wobei wiederum die Idee des Geistes der Hintergrund und die letzte Beziehung sein muß, auf den sie gespannt ist. Sie kann sich entweder mehr der didaktischen Rede nähern, wenn sie akademische oder Schulrede ist, oder mehr der Art der

Behandlung der geistlichen Gelegenheitsrede, wenn sie Gelegenheitsrede im engeren Sinne, z. B. bei Amtsantritten, Bewillkommnungen &c. ist und von daher so wie von der Beschaffenheit der besonderen Umstände ihre weiteren Gesetze entnehmen, — was uns hier nicht ferner angeht.

Gewiß ist aber, daß, so wie diese Gattung factisch die Vermittlerin der geistlichen Beredsamkeit im Unterschiede der weltlichen gewesen ist, sie nun auch wiederum die Vermittlerin zur Vereinigung dieser beiden Hauptuntergattungen der oratorischen Prosa abgeben wird und bereits schon abgibt — daher denn auch ihre nähere Verwandtschaft mit der geistlichen Gelegenheitsrede.

Alle weiteren gattungsmäßigen Unterschiede, wie wenn man z. B. von der Staatsberedsamkeit im besonderen noch eine militairische und administrative scheidet, können wir in dieser allgemeinen Idealstillehre unberücksichtigt lassen, und mit der Bemerkung schließen, daß, je mehr irgend eine Art von Willensentscheidung in die Zuhörer gelegt wird, auch die Beredsamkeit in ihrem wahren Sinne Fortschritte zu ihrer größeren Vollkommenheit machen wird.

§. 111.

Von den Formgattungen.

Wenn, wie wir oben (§. 94—96) im Zusammenhange sahen, von den drei innerhalb der sprachlichen Darstellung sich nothwendig ausbildenden Arten des Gattungsmäßigen die objectiven Gattungen der Inbegriff der Eigenthümlichkeiten sind, durch welche sich das innere Verhältniß zwischen Inhalt und Darstellung ausdrückt und was die innere Form des Inhalts abgibt, so sind die Formgattungen der Inbegriff derjenigen, durch welche sich das äußere, von der Natur des Inhalts absehende oder abstracte Verhältniß zwischen den beiden Seiten ausdrückt, und was also dem Inhalte seine äußere Form gibt. Schon daraus, daß es also keine anderen termini sind, zwischen denen das Verhältniß stattfindet, erhellet auch, daß die Formgattungen nicht andere Verhältnisse geben können als die objectiven, sondern daß sie ihnen vielmehr durchaus analog sein müssen und daß nur die Seiten verschiedene sind, nach denen jene in Betracht kommen, nämlich dort die innere, hier die äußere.

Unsres Wissens hat Adelung (Stillehre 2ter Bd. S. 318) allein das Wesen der Formgattungen richtig erkannt und sie auch schon mit diesem Namen belegt, ohne jedoch ihre Beziehung und Verwandtschaft mit den objectiven Gattungen nachzuweisen [illegible] zu bestimmen.

So wie nun aber dieser genauen Correlation gemäß sowol die objectiven als [illegible] Formgattungen sich auf das Grundverhältniß der drei grammatischen Personen zurückbezie[illegible]

so kann es eben so wie es nur drei objective Grundgattungen gibt, auch nur drei ursprüngliche Formgattungen geben.

Gerade aber wie sich die eine der drei objectiven Grundgattungen, nämlich die objective Prosa, nach demselben Theilungsprincipe abermals in drei Gattungen: die historische, didaktische und rhetorische Prosa zerschlägt, und nur in ihnen auftritt, so daß sich also fünf objective Hauptgattungen ergeben: eben so zerschlägt sich auch die eine der drei formellen Grundgattungen, nämlich die der zweiten grammatischen Person entspricht, und also nach einem andern Principe, ebenfalls in drei Gattungen und tritt nur in diesen auf, so daß sich also auch fünf formelle Hauptgattungen ergeben, die jenen fünf objectiven entsprechen.

Wenn nun der ersten grammatischen Person der Monolog; der zweiten der Dialog, der dritten die Abhandlung (im weitesten Sinne des Worts) nothwendig entsprechen muß: in dem Monologe aber kein weiterer Unterschied stattfinden kann, weil der Inhalt mit dem Darstellenden identisch gesetzt ist; in der Abhandlung aber eben so wenig, weil der Inhalt in ihm selber als gleichgiltig oder als einer gesetzt ist: so kann nur der Dialog einen weiteren formellen Unterschied hergeben, der von dem besonderen Verhältnisse des Redenden zu dem Angeredeten hergenommen ist, das ihm als allgemeines zu Grunde liegt.

Während aber das Gespräch oder der Dialog darin seinen Ursprung hat, daß der Sprechende den Inhalt als einem Andern (der mithin von allgemeiner gleicher Natur sein muß) zugehörig aussagt, und dies dessen Gegenwart eben sowol als dessen Gegenrede in gleichem Verhältniß voraussetzt; weiterhin aber eine solche Gegenrede auch als unterdrückt und noch weiter nicht einmal die Gegenwart des Angeredeten als unumgänglich nöthig gedacht werden kann, ohne daß dadurch das Grundverhältniß aufgelös't oder nur gestört, sondern blos modificirt wird, so entsteht neben dem Dialog im eigentlichen oder engeren Sinne auch noch einer im uneigentlichen oder weiteren, der im Falle der unterdrückten Gegenrede des Angeredeten Rede im engeren Sinne; im Falle der Abwesenheit desselben Brief wird.

Hiernach haben wir aber unter dem Begriffe der Formgattungen lediglich vom Monologe, Dialoge, von der Rede, dem Briefe und von der Abhandlung zu sprechen.

Nach der Rücksicht, daß es zuerst das Verhältniß der dritten Person und die ihm in Poesie und Prosa entsprechenden Gattungen ist, das sich zuerst ausprägt, haben wir zunächst

a) Von der Abhandlung

zu reden. Da aber darüber schon bei der historischen und didaktischen Prosa das nöthige gesagt ist, so braucht hier nur erinnert zu werden, daß das Wesen der Form der Abhandlung darin liegt, den Inhalt ohne Selbstvermittelung und ohne Beziehung auf Andre darzustellen, wenngleich beides der Sache nach auch nicht der Fall ist, und

weder historische noch didaktische Erkenntnisse ohne eine Selbstvermittelung entstehen können, und ebensowenig eine Beziehung auf Andre in der Seele des Darstellenden ausbleiben kann, — wie wir dies bei diesen Gattungen näher nachgewiesen haben. Hier aber kommt es nur auf die äußere Form der Darstellung an, und diese ist eben von der Art, daß weder die historischen noch die didaktischen Erkenntnisse dem Darstellenden anzugehören scheinen, und daß er sie wie etwas ihm fremdes oder von ihm verschiedenes hinstellt.

b) Von dem Monologe.

Der Monolog oder das Selbstgespräch würde, dem entsprechenden Grundverhältnisse gemäß, diejenige Form der Sprache und Darstellung sein, in welcher der Inhalt des Ausgesprochenen als dem Darstellenden selbst zukommend und angehörig ausgesagt ist, und denjenigen Punct im Fortgange des Bewußtseins zu seiner Freiheit bezeichnen, in welchem der Mensch anfängt, sich selbst Gegenstand der Betrachtung zu werden, — mithin also in der Poesie der Lyrik und in der Prosa der subjectiven Prosa analog sein.

Dies ist auch unstreitig richtig und führt in den wahren Gesichtspunct der Sache, wenn man nur dabei die verschiedenen Stufen oder Grade berücksichtigt, die dies Selbstbewußtsein in sich selbst bis zu seinem vollständigen Begriffe hat; oder — was dasselbe ist — wenn man die verschiedenen Stufen berücksichtigt, die der Mensch bis dahin, sich als freie Persönlichkeit zu begreifen, durchmacht.

Noch täglich können wir an den Kindern beobachten, wie sie den Inhalt ihres Denkens und Wollens in bloßen Infinitiven, dann in der dritten Person aussprechen, — wobei sie wol ihren eignen Namen als Subject schon unterschieben, und wie es mit einem Worte eine Zeit lang dauert, ehe sie zum Gebrauche des Ich gelangen. Dann erst fangen sie an, sich selbst als Persönlichkeit zu constituiren und gegen andre dieselbe zu behaupten, und von hier aus erst ist die Möglichkeit des Gesprächs ebensowol als des Selbstgesprächs gegeben.

Der Gegenstand bietet nun für uns die doppelte Seite der Betrachtung dar, inwiefern das Selbstgespräch natürliche, und wiefern es eine vom Bewußtsein ergriffene künstliche Form der Darstellung ist.

Was die natürliche Seite betrifft, so belegt sie auf eine recht empirische Weise, wie einestheils bei der Function des Sprechens die sinnliche und geistige Natur des Menschen zugleich in Thätigkeit, und beide Naturen also auch in ihr enthalten sind; anderntheils, wie Sprechen und Denken ursprünglich eins und dasselbe, und nur nach relativen Maßen gemessen verschieden von einander ist.

Denn das Selbstgespräch als natürliches tritt nur dann ein, wenn das Bewußtsein unsrer Freiheit entweder überhaupt noch zu schwach oder wenn es von einem Eindrucke mehr oder weniger gebunden ist. Es fällt mithin an jene Puncte, wo der Mensch zwar zu dem Ich gekommen ist, dennoch aber noch gleichsam Mühe hat, es den Gegenständen

gegenüber zu behaupten und festzuhalten. Daher führt das Kind stundenlange Selbstgespräche; daher spricht der geistig Ungebildete, wenn er irgend etwas ihm wichtig scheinendes denkt, mit sich selbst; daher das Sprechen im Schlafe; daher das unwillkürliche Sprechen auch selbst der geistkräftigsten Menschen, wenn sie sich ganz in den Gegenstand ihres Nachdenkens verlieren oder wenn sie leidenschaftlich bewegt sind. Denn in allen diesen Fällen ist die Freiheit unsres Selbstbewußtseins geschwächt, so daß wir das Unnöthige unsres Sprechens, weil der Inhalt unser eigner ist, nicht wahrnehmen, und sich auf diese Weise der blos natürliche Drang und Antheil beim Sprechen geltend machen kann.

Wir haben nämlich bei der Sprachentstehung gesehen, wie, ehe die Sprache Mittel der Mittheilung wird, ihr eine Stadie vorausgeht, in der sie ein unwillkürliches Sprechen ist, und daß, sie zu einem solchen Mittel zu machen, die Rücksicht auf Andre und die Anerkennung derselben als ebenbürtiger Wesen hinzukommen muß, und dies bezeichnet eben schon eine gewisse Stufe unsres Selbstbewußtseins und unsrer Freiheit. Sobald aber die Bewegung unsres Innern, deren Fortsetzung und Ausgang durch die Stimme uns eben zum Sprechen führt, so stark, oder die Energie unsres Bewußtseins verhältnißmäßig so schwach ist, daß wir dadurch die Reflexion auf Andre verlieren und innerhalb der Bewegung selbst festgehalten werden, sobald tritt auch das unwillkürliche Sprechen oder das natürliche Selbstgespräch ein: — woraus sich also belegt, welchen Antheil beim Sprechen im gewöhnlichen Sinne die Freiheit unsres Selbstbewußtseins nimmt, und wie, wenn wir jene Reflexion auf Andre wegnehmen, das Denken und Sprechen sich erfahrungsmäßig als ganz identisch zeigt.

Die innere Bewegung, die endlich zum unwillkürlichen Sprechen führt, muß indeß rhältnißmäßig stark genug angenommen werden, weil sie sonst gar nicht zu einem *enken* oder einer inneren Bewegung mit Beziehung auf einen bestimmten Eindruck id Gegenstand werden, noch weniger die Reflexion auf Andre so ganz hindern könnte. ach wird nur hierdurch die Art von Dualismus erklärlich, in welchem das gewöhnliche nze Bewußtsein unsrer selbst zu dem durch den bestimmten Eindruck alterirten, und ch nicht ganz zum Einklang mit sich gekommenen tritt, so daß allerdings eine Art *espräch* entsteht, — wie denn in der That das Wort Selbstgespräch das Wesen der ache besser bezeichnet als das Wort *Monolog*, Alleinrede. Das gewöhnliche und ichsam feststehende Bewußtsein mit seiner Berechtigung auf der einen und das gereizte, s seiner Ruhe herausgerissne Bewußtsein mit seiner Berechtigung auf der andern den gleichsam zwei verschiedene Persönlichkeiten, die in Hinsicht auf einen gewissen nct in Bezug mit einander gesetzt sind, und die Wellenschläge von der einen zur andern zur vollkommnen Beruhigung des bewegten Elements bilden das Wesen des Monologs. rch die Bewegung selbst aber so wie durch die Art ihrer Beruhigung muß sich nothndig das innere, sonst zugeschlossene Wesen der ganzen und festen Persönlichkeit enthüllen

Von dieser Erklärung des natürlichen Selbstgesprächs aus erkennt man sogleich, wie nur die Poesie zu dieser Form der Darstellung greifen kann, weil nur sie solche Zustände als unmittelbare zu vergegenwärtigen im stande ist, die für das Selbstgespräch die natürlichen sind, und nur allenfalls in der subjectiven Prosa könnte es als Kunstform vorkommen: mithin also doch nur insofern diese schon ganz auf das Gebiet der Poesie übergetreten ist. Es ist uns daher nicht erlaubt, die weiteren Regeln für die Composition und Darstellung dieser Form als künstlicher aus der natürlichen Beschaffenheit derselben zu ziehen, obgleich sie offen auf der Hand liegen; nämlich daß der Monolog nicht gut als selbständiges Kunstwerk auftreten kann, daß er einen Conflict der mit sich redenden Person voraussetzt, daß die innere Natur derselben sich durch das Selbstgespräch in so weit enthüllen muß, als dies Zweck und Einheit des Kunstwerks erlaubt und daß sich also das Innere nicht nach seiner ganzen Breite und seinem ganzen Inhalte, sondern nur nach demjenigen Antheile exponiren soll, nach welchem sich der übrige von selbst errathen läßt, — aber auch dies, wie gesagt, nur nach Maßgabe der künstlerischen Einheit. Unter diesen Bedingungen aber kann der Monolog von großer Kunstwirkung sein.

§. 112.

Fortsetzung.

c) Vom Dialoge.

Der Dialog ist dem entsprechenden Grundverhältniß der zweiten grammatischen Person gemäß diejenige Form der Sprache, durch welche ein Inhalt als einem Andern angehörig und zukommend, weiterhin nur überhaupt in Beziehung auf welchem er aus gesprochen wird, und er drückt mithin diejenige Stufe der Entwickelung des Selbstbewußtseins aus, auf welcher der Mensch nicht nur sich selbst Gegenstand der Betrachtung geworden ist, sondern auf der er auch den Andern als Gleichberechtigten anerkennt. Hiermit ist zugleich gesagt, daß der Eine sich zwar im Unterschiede vom Andern wei (was wieder nach den verschiedenen Stufen dieses Begriffs zu beurtheilen ist), aber da er doch auch etwas über der Besonderheit jedes Einzelnen schwebendes Allgemeines u an sich nicht wieder besonders Vorhandenes, sondern nur in der Form des Bewußtsein Wahrnehmbares, mit einem Worte etwas Ideales anerkennt, in welchem sie alle zusammenkommen und mithin auch die Unterschiede, die sich bestimmter als Meinungsverschiedenheit oder Conflicte jeder Art herausstellen, sich ausgleichen müssen.

Ohne dieses wäre an keine Sprache, noch weniger an eine Gesprächsform zu denken und wie wir daher bei der Entstehung der Sprache beobachtet haben, daß sie nur du den Zug der Vermuthung des Verständnisses von Seiten des Andern zum Mittel d Mittheilung gemacht und hierdurch ihre weitere Entwickelung ermöglicht wird, so l

sich auch kein Gespräch ohne die Voraussetzung einer möglichen gegenseitigen Verständigung und Vereinigung bei Conflicten denken. Ohne dieses würde dann, sobald der Mensch nur zu irgend einem Grade der Freiheit des Selbstbewußtseins gelangt wäre, das unwillkürliche Sprechen aufhören und die Möglichkeit der eigentlichen geistigen Entfaltung der Sprache genommen sein. Dies erkennt man noch jetzt daraus, daß ein Gespräch alsobald versiegt, wenn entweder ein volles Einverständniß über einen Gegenstand von beiden Seiten sich offenbart hat, oder wenn der Eine an der Möglichkeit verzweifeln muß, sich dem Andern verständlich zu machen, wie uns denn überhaupt die Sprache versagt (vox faucibus haeret), wenn wir entweder uns selbst oder den Andern für unfähig erkennen, — uns, auszudrücken, was in uns ist; — den Andern, zu verstehen, was wir aussprechen.

Daran endlich erkennen wir nicht nur den idealen Zweck und die ideale Natur der Sprache und jeder sprachlichen Mittheilung, vorzüglich vollkommnerer und umfassender Art, sondern auch die Unwahrheit und Täuschung, wenn ein Poet oder Gelehrter ꝛc. sagt, er schreibe nur um der Sache selbst und ohne Rücksicht darauf, ob sie ein Andrer lese und anerkenne oder nicht.

Mit Beziehung auf unsern Gegenstand sieht man nun noch weiter, wie der Dialog in seiner natürlichen Erscheinung den Monolog als überwunden schon voraussetzt und wie jener nur die natürliche Entfaltung von diesem ist. Denn wenn dort das entzweite Bewußtsein nur auf eine Persönlichkeit zurückweis't, die endlich zu ihrer Einheit mit sich selbst in ihrer höheren Potenz, d. h. zu ihrer idealen Einheit zurückkehrt, so ist hier nur das entzweite Bewußtsein an zwei Persönlichkeiten vertheilt, die, gleichfalls in gegenseitige Unruhe wegen ihrer Unterschiede gesetzt, endlich in ihrem Idealbewußtsein zusammenkommen.

Welch' eine Bedeutung aber auf der natürlichen Dialektik liegt, in die die Sprache hier eingeht und wie hierauf eben sowol ihre eigne Erhaltung und ihr Fortschritt zu höheren Stufen der Vollkommenheit als der Fortschritt zur geistigeren Vollkommenheit des Menschengeschlechts beruht, und wie derjenige, der das Ausprägen dieser Dialektik oder der Verschiedenheit der menschlichen Ansichten hindert und erschwert, auch nothwendig die Ausgleichung dieser Verschiedenheit in einer idealeren Einheit und mithin den geistigen Fortschritt der Menschheit zu seiner göttlichen Bestimmung und Vollkommenheit hindert und erschwert und sich hierdurch einer großen Verantwortung vor Gott als der Idee der Ideen schuldig macht, — ist klar.

Der Dialog hat mit dem Monologe also alle Momente überein, nur entfalteter, nämlich verschieden bestimmte oder charakteristische Persönlichkeiten, einen irritirenden Gegenstand, an welchem sich das Innere dieser Persönlichkeiten herausſetzt, diese Heraussetzung selbst und die ideale Einheit, in der sie zuletzt zusammenkommen.

Wegen dieser dialektischen Natur des Dialogs ist er, wie man leicht einsieht, sehr geeignet, auch von der Kunstdarstellung, und zwar sowol der poetischen als prosaischen, ergriffen und angewandt zu werden; freilich mit dem Unterschied, daß die Poesie ihn zur Entwickelung der Charaktere vorzugsweise benutzt und der Gegenstand, an welchem dies geschieht, nur Mittel zum Zweck ist; die Prosa dagegen zur Entwickelung des Gegenstandes vorzugsweise, — wobei sie die Charakteristik nur als Mittel dazu herabsetzt. Im ersteren Falle nennt man ihn dann den *dramatischen*, im letzteren den *dialektischen* Dialog.

Hieraus ergibt sich auch von selbst, daß er vorzugsweise der dramatischen Poesie und der didaktischen Prosa eigen sein wird, denn nur diese haben es mit der Darstellung der inneren Entfaltung, jene der Charaktere, diese der wissenschaftlichen Gegenstände zu thun; es ergibt sich, daß es innerhalb der didaktischen Prosa namentlich nur Gegenstände allgemeiner oder philosophischer Natur sind, die sich zu dieser Form der Darstellung eignen, weil nur bei diesen die Betheiligung der beiden Persönlichkeiten als ziemlich gleich angenommen werden kann und nur hierbei von einer dialektischen Entwickelung von innen vorzugsweise die Rede ist.

Gleichwol ist nicht zu leugnen, daß, wenn wir die Wissenschaft oder Philosophie im Ganzen betrachten, der Dialog nicht diejenige Form sein kann, die ihrer Darstellung am vollkommensten entspricht. Denn diese hat vielmehr ihre Erkenntnisse als etwas bereits fertiges in seinem nothwendigen Gedankenzusammenhange zu geben, wogegen doch offenbar der Dialog erst das Fertigwerden selbst zur Einheit seiner Form hat. So wie daher dieses Werden der Erkenntniß nur ein Moment in der Wissenschaft ist, das allerdings auch eine Berechtigung besonderer Darstellung zu gewissen Zwecken hat, so ist der Dialog nur für diese Art der Darstellung und für dieses Moment die entsprechendste Form.

Nach diesem allem aber können wir den Kunstdialog als diejenige Form der Darstellung bestimmen, in welcher ein Gegenstand seinen Inhalt an charakteristisch verschiedenen Persönlichkeiten successiv entwickelt, oder kurz als Entwickelung eines Inhalts an charakteristisch verschiedenen Persönlichkeiten selbst.

Der Dialog, abgesehen von seinem Gebrauche im Drama, war, vorzüglich in dem sogenannten *sokratischen Gespräche*, den Alten eine geläufigere Form der Darstellung als uns, — was wol überhaupt darin seinen Grund haben mag, daß wir in einer größeren Innerlichkeit leben, und daß bei uns Erkenntniß und Wissenschaft noch in größerer Entfernung von dem Leben und der Gesellschaft steht, wenngleich wir, wie die Literaturgeschichte bezeugt, keine geringe Anzahl von didaktischen Dialogen, zum Theil über die schwierigsten philosophischen und moralischen Gegenstände aufzuweisen haben. Wir urtheilen aber gewiß nicht zu streng, wenn wir ihnen sämmtlich mehr Gediegenheit des Inhalts als Vollkommenheit der eigentlichen dialogischen Form zuschreiben, — was wol denselben Grund als den hat, aus welchem wir sie überhaupt nicht häufiger anwenden.

Am meisten ist sie noch in der sogenannten Katechesation (κατήχησις) in lebendigem Gebrauche.

Es gibt übrigens ein eigentlicher und ein bloß erzählter Dialog, die sich natürlicher Weise wie Mittelbarkeit zur Unmittelbarkeit verhalten und von denen der letztere seine Gesetze von dem ersteren lediglich zu entnehmen hat.

Was diese Gesetze aber endlich selbst betrifft, so können wir sie als mit Nothwendigkeit aus der Natur dieser Form hervorfließend, ungefähr in folgenden Puncten zusammenfassen:

Erstlich muß allerdings der künstliche Dialog das natürliche Gespräch nachahmen, namentlich in Beziehung auf Natürlichkeit und Ungezwungenheit, mit der sich der einzelne Stoff aus der Veranlassung und aus dem Charakter der Personen ergibt: aber er hat sich dabei auch sehr zu hüten, daß er nichts von dem Zufälligen mit aufnimmt, das beim natürlichen Gespräch mit unterläuft und das es eben natürlich zu machen scheint: überhaupt aber, daß er nicht die ganze Breite der Entfaltung, sondern nur diejenige Gliederung des Gesprächs zuläßt, die die inneren Momente des Gegenstandes zu ihrer Darlegung nothwendig trägt, und in sofern muß man eben eine kunstmäßige Bildung und eine verhältnißmäßige Kürze als allgemeine Forderung stellen.

Zweitens muß ein bestimmter Fall oder eine Situation erfunden werden, wie er dem zu erörternden Gegenstande und den dialogisirenden Persönlichkeiten gegenüber als Veranlassung zum Gespräche am angenehmsten ist; auch der Lesende hinlänglich in denselben eingeführt werden, weil er das ausmacht, was in andern Darstellungsformen die Einleitung bildet. Dieser bestimmte Fall muß ferner von der Art sein, daß er in natürlicher Weise das Innere der sprechenden Personen anzureizen vermag, so daß diese ihre verschiedenen Ansichten darüber entwickeln und er ist also der erste Anstoß des Gesprächs, das dann durch die Explication der verschiedenen Ansichten soweit als nöthig fortgesetzt wird.

Drittens müssen die einzelnen, die Erörterungen des Gegenstandes veranlassenden und ausmachenden Instanzen durch den Charakter der Persönlichkeiten motivirt sein, — wozu natürlich gehört, daß diese in größtmöglichster Bestimmtheit und Wahrheit vorgestellt sind; auch versteht es sich dabei von selbst, daß es eben wirkliche Persönlichkeiten oder mit Freiheit des Bewußtseins und sinnlicher Reizbarkeit angethane Wesen sind, die die Darstellung vorführt, weil nur von solchen eine derartige Motivirung ausgehen kann.

Viertens müssen die einzelnen Instanzen des Gesprächs auch in der That die Auseinanderlegung des Gegenstandes oder sein Werden in fortschreitender Bewegung enthalten, und alles das sein, was bei andern Aufsätzen der Körper desselben oder die Abhandlung im weiteren Sinne genannt wurde. Hierzu gehört, daß die Instanzen dem Gegner zwar Hoffnung zur Verständigung geben, dennoch aber, und zwar nach verschiedenen Graden der Bedeutung, neue Erörterungen nöthig machen und so die vollständige Mittheilung hervorlocken, insofern dies für Zweck und Einheit des Gegenstandes nothwendig ist;

es gehört dazu, daß der Darstellende seine eigne Ansicht nur durch die Personen entwickeln und als Ergebniß aus dem Gespräche hervorgehen läßt.

Fünftens dürfen eben so wie beim Monologe die Persönlichkeiten ihr Inneres nur nach Maßgabe des Zweckes und der Einheit des Gegenstandes entwickeln, aber es muß auch durch das Ganze des Dialogs sich wirklich ein neues Resultat und eine bestimmte ideale Einheit ergeben, — was selbst bei den Platonischen Dialogen nicht immer entschieden der Fall ist.

d) Von der Rede.

Zunächst mit dem didaktischen Dialoge verwandt, der den Uebergang zu ihr bildet, ist die Rede im eigentlichen Sinne. Auch sie ruht nicht nur auf demselben Grundverhältnisse, sondern sie hat es eben so gut mit der Darlegung einer Erkenntniß in ihrer inneren Bewegung zu der Einheit eines gewissen Resultats und mit beständiger Rücksicht auf die mögliche Gegenansicht der Zuhörer zu thun.

Sie unterscheidet sich dagegen dadurch von ihm, daß die Zuhörenden keine unmittelbaren Einwürfe machen, und daß die Darlegung der Erkenntniß in ihrer inneren Dialektik nicht Zweck an sich, sondern nur Mittel für die Bewegung des Willens der Zuhörer ist, — was denn allerdings die Darstellung wesentlich verändert. Alles dahin gehörige ist aber bereits oben ausführlicher abgehandelt worden, so daß wir hier nichts weiter hinzuzufügen haben, und es genügt, auf die Stellung aufmerksam gemacht zu haben, die die Rede als Formgattung den andern gegenüber einnimmt.

e) Von dem Briefe.

Der Brief, auf demselben Grundverhältniß wie Rede und Gespräch ruhend, steht nur deshalb weiter von dem letzteren ab, weil der andere Theil nicht als gegenwärtig gedacht wird, und das Mitzutheilende nicht nothwendig eine Erkenntniß ist; in allen übrigen Stücken dagegen nähert er sich demselben wieder mehr an, so daß er seine Stellung unmittelbar nach dem Dialoge einnehmen zu müssen scheint. Die Entfernung ist indeß gewiß größer, wenn der andre Theil als nicht gegenwärtig gedacht werden muß, und wenn eine didaktische Fortbewegung des Gegenstandes beim Briefe nicht in dem Maße nothwendig ist als bei der Rede. Wie man indeß hierüber auch entscheiden mag, so ist so viel gewiß, daß er aus demselben natürlichen und geistigen Bedürfniß hervorgegangen ist als das Gespräch, und daß er dieselbe ideale Tendenz hat. Freilich hat auch das bloße reale Bedürfniß sich dieser Form in einer Weise bemächtigt, daß fast alle denkbaren derartigen Beziehungen, in denen ein Mensch zu dem andern tritt, durch dieselbe ausgedrückt werden, und weil dabei gewisse zu beobachtende conventionelle Rücksichten immer wiederkehren und ein mehr oder weniger blos realer Inhalt auf gewisse Wendungen der Darstellung zurückgebracht werden kann, so finden sich sowol im Alterthume als auch bei den modernen Völkern verhältnißmäßig sehr frühe Anweisungen

zum Briefschreiben, und in Deutschland kommen dergleichen seit dem 15ten Jahrhundert schon ziemlich zahlreich vor.

Von den verschiedenen Classen- oder Untergattungen der Briefe, von denen man gewöhnlich vier annimmt, nämlich 1) historische Briefe oder Berichte, 2) wissenschaftliche, gelehrte und moralische, 3) eigentlich freundschaftliche 4) alle Arten von Geschäfts- und conventionellen, gehen uns, während wir alle anderen so wie alles, was conventionell dabei geworden ist, der Realstillehre zuweisen, nur die gelehrten oder wissenschaftlichen und die vertraulich mittheilenden an, und nur von ihnen kann in einer wissenschaftlichen Rhetorik und Stilistik die Rede sein.

Denn schon bei den Alten machte die Epistolographie einen Theil der Rhetorik aus, jedoch mehr als Vorübung dazu, während der Brief in seiner wirklichen idealeren Gestaltung selbst erst zu den Zeiten einige Bedeutung erhält und häufiger vorkommt, als die subjectivere Empfindungs- und Anschauungsweise eindringt.

Mit Zurückweisung auf das wenige allgemeine, was wir bereits im ersten Theile §. 153 S. 528 ff. darüber beigebracht haben, läßt sich nun der Brief als diejenige Darstellungsform bestimmen, durch welche wir irgend einen Inhalt als Mittheilung schriftlich ausdrücken. Alles, was ich schreibe und spreche, ist freilich im weiteren Sinne eine Mittheilung: hier aber bestimmt sie, im prägnanten Sinne genommen, die Form der Darstellung und ist eine Mittheilung als solche, während jede andre nur implicite eine solche ist.

Im allgemeinen muß der Brief, eben vermöge seiner inneren Verwandtschaft mit dem Gespräche, weß Inhaltes er auch sei, durchaus die Besonderheit, die Zustände und überhaupt die Persönlichkeit dessen berücksichtigen, an den er geschrieben wird, — wofür die Römer bis zu dem Puncte ein so feines Gefühl zeigten, daß sie sogar das, was sie als gegenwärtig schrieben, schon im Tempus der Vergangenheit ausdrückten.

Er muß ferner, das, was er mittheilt, genau, deutlich und vollständig ausdrücken, weil eine ergänzende Erörterung durch Fragen dem Verhältnisse nach nicht stattfinden kann, und bei keiner Gattung ist daher wohl das, was wir oben (I. §. 7) die Keuschheit des Ausdrucks genannt haben, d. h. daß nichts hindurchschiele, was nicht bestimmt in der Absicht des Schreibenden liege, nöthiger als beim Briefe.

Der Brief, und namentlich der Freundschafts- oder der vertrauliche, der das Wesen dieser Form am tiefsten ausdrückt, hat es freilich zunächst mit der Mittheilung alles dessen zu thun, was den Schreibenden angeht, ihn bewegt, begegnet ist, was er erstrebt und dgl. Dessen ungeachtet darf dies doch nur mit Beziehung auf den Andern ausgedrückt sein, — widrigenfalls die Mittheilung für den Empfänger beleidigend erscheinen muß, weil er sich eben in dem Herzen und Sinne des Andern so wenig enthalten fühlt, daß dieser gar keine Rücksicht auf ihn nimmt.

nicht gesagt, daß der Gegenstand die geistige Belebung und Färbung nicht immanent in sich aufnehmen dürfe, die ihn selbst erst zu einem solchen für den Geist gemacht hat: vielmehr kann und soll gerade aus der Gestalt in ihrer fertigen und reinen Figürlichkeit und äußerlichen Ruhe dennoch die innere Bewegung transpiriren, die sie geschaffen hat: widrigenfalls er kalt lassen und nur wie ein Gegenstand der materiellen Welt wirken würde. Das, wodurch er wahrhaft interessirt und sittlich wirkt, ist aber offenbar gerade dies, daß wir ihn als durch den subjectiven Geist äußerlich geworden wissen, — welches Bewußtsein uns aber nicht äußerlich und von vornherein gegeben, sondern lediglich aus jenem selber zugeströmt sein muß, und das wir unbeschadet seiner reinen vollendeten Gestaltung empfinden sollen. Es darf dabei nicht etwa eingeworfen werden, wie der größte Triumph eines Kunstwerks gerade darin bestehe, daß wir den Künstler dabei selbst vergessen, vielmehr ist dies nur ein Beweis für unsre Behauptung.

Gewiß gehört die Frage, wie es nun zu machen sei, daß der subjective Antheil dennoch nicht über seine Befugniß hinausschreite, zu den schwierigsten in der ganzen Lehre von der Darstellung; sie kann aber gründlich nur auf dem Felde der Aesthetik gelös't werden, daher wir hier davon abstehen.

Wir begnügen uns vielmehr, hinzuzufügen, daß, praktisch genommen, sich die Sache leicht von selbst geben wird, wenn der Darstellende nur einerseits die gehörige Anlage hat, die Kunstforderungen kennt, und hinlängliche Kunstbildung besitzt, andrerseits aber ihn der wahre poetische und allgemein menschliche Trieb des Schaffens belebt, mit einem Worte, wenn sein Schaffen vom wahren dichterischen Genius durchweht und gestempelt ist.

Nur nach dem Maße als der Dichter bei der Schaffung seines Gegenstandes selbst an demselben betheiligt ist, und als er sich als besonderes Wesen ganz vergißt und nur als Wesen einer allgemeinen Natur denkt und schafft: nur nach diesem hat das Kunstwerk selbst eine begeisternde und sittlich belebende Kraft und diese allein ist das Göttliche in demselben. Ohne mit der specifisch dichterischen oder gestaltenden verbunden zu sein, wirkt sie freilich nur in sehr bedingter und eben nicht in objectiver Weise: mit ihr verbunden aber bringt sie erst das wahrhaft Vollkommene hervor. Diese specifische Kraft der Gestaltung kann aber auch für sich vorkommen, oder wenigstens kann jene allgemein menschliche Begeisterung und jener gesinnungsvolle Trieb zum Schaffen zu schwach gegen jene sein, und dann wird zwar eine objective dichterische Gestaltung hervortreten können, aber es wird ihr eben jene sittliche Erwärmung und das wahrhaft Hinreißende fehlen, was wir von einem wahren Kunstwerke fordern. Dies ist aber das, was wir die Transpirirung des subjectiven Geistes in seiner Erwärmung für das Höchste aus dem Objecte oder den subjectiven Antheil nennen, den wir für die Darstellung nicht nur zuläßig, sondern nothwendig finden, damit sie eine wahrhaft begeisternde und sittliche, so zu sagen praktische Wirkung auf den Empfangenden ausübe. Sehen wir aber näher zu, worauf diese Bewegung des subjectiven Geistes beruht, so ist es nichts anders als auf der einen Seite

die besondere Art und Weise, wie die gegenständliche Welt auf das Subject als empfindendes oder als Gefühlswesen wirkt; und auf der andern, wie es sich von dem Boden dieses Gefühls aus über dasselbe zu erheben und mit dem Allgemeinen in Einklang zu setzen sucht.

Nur der erstere Punct begründet die subjectiven Gattungen im besonderen, und es gibt deren eigentlich so viele, als es empfindende und ihrer Empfindung bewußte Subjecte gibt. Allein theils weil die wirkenden Gegenstände eben so wol als die sinnlichen Einrichtungen des Menschen, auf denen die Empfindung beruht, im allgemeinen dieselben sind; theils weil die Verschiedenheit immer nur eine relative ist, und also auf ein gewisses Verhältniß und Maß zurückkommt, läßt sich doch nicht ganz unpassend eine Feststellung und Bestimmung derselben nach gewissen Hauptgruppen geben, und diese kann man dann in Beziehung ihrer Einwirkung auf die Darstellung als die subjectiven Gattungen ansehen. Im allgemeinen ist nur die gefühlsmäßige Grundstimmung des Subjects entweder eine freudige oder eine traurige und hiernach lassen sich eine ernste und eine scherzhafte Schreibart unterscheiden. Nach einer andern Seite ist die Gefühlsstimmung eine naive oder eine reflexive und hierauf gründen sich zwei gleichzubenennende Schreibarten.

Aus diesen vier Arten lassen sich nach dem Grade sowol als nach ihren Uebergängen und Vermischungen alle anderen auffinden und bezeichnen.

Es ist aber nicht unsre Absicht, diesen mehr psychologischen Gegenstand hier weiter auszuführen: es genügt unserm Zwecke vielmehr, nur auf den Gesichtspunct hingeführt zu haben, von welchem aus wir den Gegenstand betrachten.

Auch kann es sich nicht darum handeln, nachzuweisen, wie man, dem Gegenstande gemäß, die eine oder die andre Schreibart anzuwenden habe, sondern der Grundsatz muß vielmehr lauten, die eine oder die andre Grundstimmung in Wahrheit zu haben, und dann zuzusehen, wie dieselbe der Darstellung des Gegenstandes nach ihren objectiven Forderungen nicht nachtheilig werde.

Eine andre Frage würde sein, wie man solche subjective Stimmungen vom Kunstbewußtsein aus an den Personen wiederum darstelle, — was zu beantworten aber lediglich in die Aesthetik gehört.



